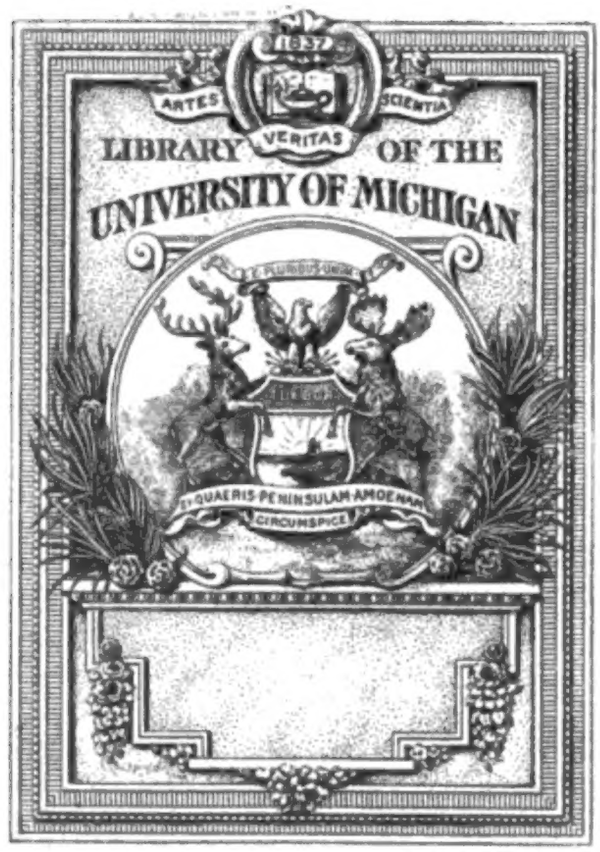
DEUTSCHE RUNDSCHAU

Digitized by Google



Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XX.

(Juli — August — September 1879.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Chr. Meyri. — **Bern**, Huber & Co. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofb. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capetown**, Darther Brothers & Walton. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — **Florenz**, H. Loescher's Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Lima**, E. Riemeyer & Inghirami. — **Lissabon**, Edm. de Beaumont. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, A. Siegle. Trübner & Co. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — **San Francisco**, J. B. Golly & Co. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, E. Riemeyer & Inghirami. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

zum

zwanzigsten Bande (Juli — September 1879).

		Seite
I.	Julius Wolff, Zur goldenen Hochzeit des Kaisers und der Kaiserin. Festspiel	1
II.	Louise von François, Der Katzenjunker. VI—X. (Schluß)	21
III.	***, Die neuere russische Memoiren-Literatur	51
IV.	B. Erdmann, Zur Charakteristik der Philosophie der Gegenwart in Deutschland. III/IV.	75
V.	Ludwig Pietsch, Die Berliner Nationalgalerie	93
VI.	E. Hübner, Römisches in Deutschland	116
VII.	Ernst Boehr, Die Hawaiischen Inseln. Blätter aus dem Reisetagebuch	132
VIII.	Wilhelm Scherer, Zur Technik der modernen Erzählung	151
IX.	Friederike von Sesenheim	159
X.	Literarische Notizen	160
XI.	Literarische Neuigkeiten	166
XII.	Hermann Küchling, Wildauer. Erzählung	169
XIII.	Eduard Lasker, Wort und That	204
XIV.	H. W. Vogel, Berlin als Industriestadt und die Berliner Gewerbeausstellung	243
XV.	Paul Bailleu, Haugwitz und Hardenberg	268
XVI.	G. Sauerwein, Ueber Norwegen	299
XVII.	Ludwig Steub, Kleine Geschichten aus den Bergen	311
XVIII.	Theodor Storm, Einem Todten	322
XIX.	Julius Rodenberg, Ferdinand Lassalle's Liebeshändel	323
XX.	F. A., Studienblätter von Duboc	328
XXI.	Literarische Notizen	330
XXII.	Literarische Neuigkeiten	335
XXIII.	Paul Heyse, Die talentvolle Mutter. Novelle	337

(Fortsetzung umstehend.)

149678

Digitized by Google

Seite

XXIV. H. J. A. Raaslöff, Der dänische Nationalcharakter und Dänemarks Verhältniß zu Deutschland 367
XXV. A. Lammers, Zwischen zwei Landtagen 397
XXVI. Oscar Hertwig, Die Geschichte der Zellentheorie . . 417
XXVII. Fr. A. Lange, Die griechischen Formen und Maße in der deutschen Dichtung. Eine nachgelassene Studie . . 430
XXVIII. Gottfried Keller, Gedichte 451
XXIX. Ludwig Pietsch, Die internationale Kunstausstellung zu München 456
XXX. Julius Rodenberg, Der Verfasser des „Assommoir" . 480
XXXI. †*, Fürst Bismarck 487
XXXII. L. H. Gessken, Die französische Politik im Jahre 1866 491
XXXIII. Mm., Otto Roquette's Buchstabirbuch der Leidenschaft 493
XXXIV. Louis Ehlert, Eine musikalische Encyklopädie . . . 495
XXXV. Literarische Notizen 497
XXXVI. Literarische Neuigkeiten 502

Digitized by Google

Zur

goldenen Hochzeit des Kaisers und der Kaiserin.

Festspiel

von

Julius Wolff.

Personen:

Germania.
Herzog Heinrich von Sachsen, nachmaliger König Heinrich I. der Vogelsteller, Gründer des alten Deutschen Reiches.
Herzogin Mathilde, seine Gemahlin.
Herzog Eberhard von Franken.
Herzog Arnulf von Baiern.
Herzog Burchard von Schwaben.
Heriger, Abt von Fulda.
Lothar, Winfried, } Waidgesellen Herzog Heinrich's.
Ein Dichter.
Ein Bildhauer.
Ein Steinmetz.
Seine Frau.
Zweiter Steinmetz.
Eine Vogelstimme.
Edelfrauen und Fräulein, Ritter, Edelknaben, Reisige, Knechte, Mönche, Künstler, Steinmetzen, Gewerke, Volk.
Geister, Zwerge, Nymphen, Elfen.

Scenerie: Wald; in der Tiefe romantische Fernsicht, links (vom Zuschauer) aufsteigende Klippen.

I. Scene.

Morgenfrühe, Sonnenaufgang. Die Musik spielt piano eine feierliche Weise. Germania steht links oben auf den Klippen, von der aufgehenden Sonne beleuchtet. Wenn sie zu reden beginnt, schweigt die Musik.

Germania.

Willkommen, goldne Sonne dieses Tages
Mit Deinen Strahlen, die den Raum durchschweifen!
Germania grüßt Dich, wie Du Dich erhebst
Und zwischen farbenglühenden Wolkenstreifen,
Umwallt von einem Purpurmantel schwebst!
O Deines Lichtes reinste Fülle spende!
Die Gipfel röthe, leuchte in das Thal,
Und jeder Hütte, jedem Auge sende
Und jedem Herzen Deinen vollen Strahl! —
Sie steigt; im Strome spiegelt sich ihr Schimmer

(G. steigt herab und kommt nach vorn.)

Und blinkt und blitzt im Morgenperlenthau,
In Waldesdämmer streut sie leichte Flimmer,
Gießt ihren Glanz auf Aehrenfeld und Au.
Und — welchen Tag hat sie heraufzuführen!
Er kommt geschmückt aus einem Königshaus
Und geht durch's Land und klopft an alle Thüren

Digitized by Google

Mit bänderbuntem Stab und Blumenstrauß.
Ein Hochzeitsbitter ist er, doch nicht Schleier,
Nicht grüne Myrthe kränzt ein bräutlich Haar,
Er lädt mit Gruß und Spruch zu seltner Feier,
Gesegnet wird des Reiches höchstes Paar.
Ein halb Jahrhundert ist es her, da freite
Prinz und Prinzessin in der Jugend Glanz,
Und heute trägt an ihres Kaisers Seite
Die Kaiserin den goldnen Hochzeitskranz.
Da jubelt alles Volk im deutschen Lande,
Und innig, freudig schließt sich Stamm an Stamm,
Vom Alpengletscher bis zum Nordseestrande,
Von den Vogesen bis zum Memeldamm.
Ein Jeder sinnt, wie er zum Fest sich rüste
Und sucht sein hochzeitlich Gewand hervor
Vom stolzen Rheingau bis zur Bernsteinküste,
Von Schlesiens Bergen bis zum Friesenmoor.
Die Schwarzwaldstannen und Westfalens Eichen,
Sie schauern auf im frischen Morgenwind,
Auf Baierns Hochland flammen Feuerzeichen,
Zum Tanze putzt sich jedes Bauernkind. —
Recht so, mein Volk! ich habe Dich gesehen,
Seit die Geschichte von Dir reden darf,
Seit die Legionen Roms wie Sturmeswehen
Arminius der Befreier niederwarf.
Und jetzt? siegreich, in Waffen, unter Fahnen,
Die Euch in Eures Feindes Land geführt,
Habt Ihr den edlen Sprößling großer Ahnen
Zu Eurem höchsten Herrn Euch selbst gekürt.
Ein Hohenzoller ist Eu'r Hort und Hüter,
Der jeder, jeder Zoll ein König ist,
Er schützte Euch des Lebens höchste Güter,
O gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!
Und gebt's ihm heute, gebt ihm Eure Liebe!
Ist's doch die Liebe, die *den* Tag ihm schuf,
Er hört im lauten, heißen Weltgetriebe
Heut' nur auf seines Volkes Jubelruf.

(Glocken läuten in einiger Ferne.)

Horch! Glockenklang! sie läuten ein den Tag,
Und feierlich ertönet Schlag auf Schlag.
So manche Glocke schenkte den Gemeinden
Der Kaiser Wilhelm, von dem Festungswall
Nahmt als Geschütze Ihr sie ab den Feinden,
Und anders dröhnte damals ihr Metall.
Ja, ruft die Lebenden und ehrt die Todten
Und sendet Eure Klänge rings umher
Als eilige, willkommne Friedensboten,
Bringt Jedem dieses Tages Freudenmär.
Und wie Ihr nun die frühe Stunde segnet,
Da nehm' ich Euch als gute Deutung hin
Und warte, wer mir hier zuerst begegnet,
Daß ich erforsche meines Volkes Sinn.

(Sie steigt auf die Klippen und bleibt dort erhöht, dem Zuschauer sichtbar, aber von den Auftretenden unbemerkt während der folgenden Scenen stehen.)

Digitized by Google

2. Scene.

Germania, ein Steinmetz und seine Frau.

Steinmetz (schirmlose Soldatenmütze auf).

Nun kehre um, lieb Weib! ich muß zur Arbeit,
Will nicht der Letzte in dem Steinbruch sein.

Frau.

Daß Du auch heut' zum Tagewerke mußt!
Heut' hätteſt Du doch einmal feiern können.

Steinmetz.

Nein, Liebe, nein! der Werktag iſt zum Wirken.

Frau.

Doch heut' iſt Feiertag, da ſollſt Du ruhn.

Steinmetz.

Heut' machen wir auch Mittag Feierabend
Und holen nur die Sockel von Granit,
Darauf des Kaiſers und der Kaiſ'rin Bild
Wird aufgeſtellt an ihrem Ehrentag.

Frau.

Du plagſt Dich früh und ſpät, jahrein, jahraus,
Der Arme hat doch Nichts, als ſaure Arbeit,
Ein leidig Loos iſt's, ſo der Letzte ſein.

Steinmetz.

Der Letzte? hat denn blos der Letzte Arbeit?
Der Erſte plagt ſich auch; denk' nur, der Kaiſer
Arbeitet auch, als kriegte er's bezahlt.
Das iſt von je ſo Hohenzollernart.
Der alte Fritz, der hat einmal geſagt:
Der König iſt des Staates erſter Diener.
Und ſo denkt unſer Kaiſer Wilhelm auch
Und läßt nicht nach in der Regentenpflicht
Und ſchläft wie ein Soldat im eiſern Feldbett
Und deckt ſich kaum mit ſeinem Mantel zu.

Frau.

Ja, ja, das thut er, das weiß jedes Kind,
Und Du, Du biſt ſo ſtolz auf Deinen Kaiſer,
Als hätt'ſt Du ſelbſt zum Kaiſer ihn gemacht.

Steinmetz.

Na, mit geholfen hab' ich auch dabei.

Frau.

Die Kinder hören's gern, wenn Du erzählſt,
Wie Seine Majeſtät mit Dir geſprochen,
Als Du auf Poſten ſtandſt vor dem Château
In — in Verſail [deutſch ausgeſpr.] als Gardelandwehrmann.

Steinmetz.

Vergeſſ' es auch in meinem Leben nicht.

Frau.

Der Mann rühmt ſtets den Mann, wir Frau'n bedenken
Auch Andres noch; die Kaiſerin Auguſta

Thut auch ihr Theil und müht von früh bis spät
Sich als barmherz'ge Samariterin.
In manchem Stift, Volksküche, Hospital
Ist sie die Seele doch, die Alles leitet;
Vergiß das nicht!

Steinmetz.

Wer könnte das vergessen!
Das lebt in Aller Mund und Aller Herzen,
Und überhaupt, wie sie so glücklich sind
In Fried' und Freundschaft in dem Königsschloß;
Zusammen halten sie wie festgekittet
Vom Kaiserpaare bis zum jüngsten Prinzen.
Doch, Kind, die Zeit rückt vor, ich muß mich sputen.

Frau.

So mach' nur fort! ich freu' mich auf das Fest,
Komm nicht zu spät, ich hab' was Gut's zu Mittag.

Steinmetz.

Du lege mir die Sonntagskleider hin,
Das neue Schurzfell und die Bratenweste,
Wasch' mir die Buben rein, den Mädels flechte
Die blonden Zöpfe und steck' Schleifen an
Und donn're selber Dich recht tüchtig auf.

Frau.

Schon gut! schon gut! Du nimm Dich nur in Acht,
Daß Dir der Stein nicht auf die Füße fällt.
Und nun ade! komm nicht zu spät!

Steinmetz.

Ade! —
Hör', Lisbeth! — sag' mal, hast Du große Eile?
Du könntest mir im Wald ein Sträußchen pflücken,
Ich trag's zum Fest, Waldblumen lieb' ich sehr.

Frau.

Das hatt' ich mir schon selber ausgedacht,
Doch nun ade! nun mach' Dich an die Arbeit!

(Er links, sie rechts ab.)

Germania.

Daran erkenn' ich mein germanisch Volk!
Die Arbeit geht bei ihnen stets voran,
Denn dieses Land nährt nur den tücht'gen Mann.
Sie müssen pflügen, pflanzen, graben, roden,
Was Andern zuwächst ohne Müh' und Schweiß,
Das müssen sie dem sparsam zähen Boden
Abringen erst mit ihrer Hände Fleiß.
Drum, wenn es gilt, den eignen Herd zu schützen
Vorm Feind, so steh'n sie ihren Mann und schau'n
Dem Tode kühn in's Antlitz, weil sie wissen,
Wie schwer es ist, den eignen Herd zu bau'n.

Digitized by Google

3. Scene.

Germania, ein Dichter.

Dichter.

(Schreibtafel und Bleistift in Händen.)

Hier ist es einsam, hier, hier läßt sich dichten,
Hier müssen mir ja die Gedanken kommen.
Hier ist der Bleistift, hier ist das Papier
Und hier der Dichter, und mehr braucht es nicht.
Also, geliebte Muse, nun dictire,
Und hebe deine Schwingen, Pegasus! —
Das Versmaß erst, der sogenannte Rhythmus,
Reim oder Nicht-Reim, das ist hier die Frage,
Ob Jamben, ob Trochä'n, — vielleicht Dactylen?
Ich dachte mir so was von Barbarossa,
Die Zwerge schmieden goldne Lorbeerkränze,
Germania kommt und weckt den Rothbart auf,
Kurz, alle Künste meiner schönen Kunst,
Sie müssen helfen zu des Festspiels Glanz.
Was aber sagen oder sagen lassen?
O sende einen Blitz mir, Zeus von Weimar,
Wolfgang, aus dessen Mund die Kaiserin
Der deutschen Sprache reinsten Klang gehört! —
Ich glaube doch, ein Festspiel zu verfassen,
Dazu ist's hier noch einsam nicht genug.
Ich berge mich in's tiefste Schattendunkel,
In Felsenschluchten und romant'sche Wildniß,
Denn das gibt Stimmung, Colorit, Motiv,
Da haust wie eine Fee die wahre Schönheit.
Ein seltsam Loos ist Künstlers Erdenwallen,
Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!

(Ab nach links.)

4. Scene.

(Germania, später die Geister.)

Germania.

Ja, ja, bei Euch kommt erst zuletzt das Schöne,
Das Nützliche, das Nöthige geht vor,
Und es bedurfte voller Herzenstöne,
Eh' sich der Deutsche in die Kunst verlor.
Und doch — das Volk der Dichter und der Denker,
So nennt man Euch, und Männer trug das Land,
Erfinder, Geisteshelden, Schlachtenlenker. —
Hoch steht die Kunst, doch hat sie schweren Stand.

(Sie steigt herab und blickt dem Dichter nach.)

Dein Festspiel kommt zu spät, o Musensohn,
Das Fest beginnt, eh' Du die Stimmung findest,
Kostbare Schöpfungsstunden sind entflohn,
Wie Du im Waldesdunkel dort verschwindest.
Doch was Dein Griffel nimmermehr vollbringt
Bei alle Deinem dichterischen Muthe,
Das kann noch ich und will's, mein Machtspruch zwingt
Gebild und Wort auch ohne Wünschelruthe.

Klinget, Ihr Räume,
Rauschet, Ihr Bäume,
Wellen und Winde,
Leise und linde,
Daß mein Beschwören
Die Irdischen hören!

(Sanfte Musik ertönt. Das Folgende melodramatisch.)

Genien und Geister,
Schüler und Meister,
Kommet zu Hauf!
Gnomen und Zwerge
Unten im Berge,
Klettert herauf!
Ihr in den Klüften,
Ihr in den Lüften,
Fesselos frei,
Ihr in den Wellen,
Ihr in den Quellen,
Laufet herbei!
Irrwisch' und Wichte,
Wagt Euch zum Lichte,
Flackert und flirrt!
Blumenelfen,
Eilet zu helfen,
Schwebet und schwirrt!
Seid auf mein Winken,
Einzeln, gepaart,
Alle, ihr Flinken,
Um mich geschaart!

(Elfenreigen. Allegro. Gnomen, Zwerge, Genien, Nymphen, Elfen ꝛc. eilen von allen Seiten herbei, aus den Versenkungen, über und hinter Klippen und Bäumen hervor. Jeder verneigt sich vor G., sie necken und jagen sich, umschwärmen und umtanzen die Germania.)

Germania (melodramatisch.)

Höret mich an, die mein Zauber rief
Aus dem Verborgenen, hoch oder tief!
Rings in die Lande sollet Ihr eilen,
Euch in alle vier Winde vertheilen.
Schaffet mit gaukelnder Phantasei
Mir ein glänzendes Fest herbei;
Wie ein Gleichniß, ein klingender Traum
Soll sich's gestalten im Waldesraum,
Schattenspiel werde zur Wirklichkeit,
Wieder lebendig verklungene Zeit,
Und es sei wie im Spiegel zu sehn,
Was vor tausend Jahren geschehn.

(Sie flüstert mehreren Geistern etwas leise in's Ohr.)

Fort! hinweg! Ihr wißt Bescheid,
Blitzschnell wie Gedanken seid!
Küßt der Falter die Rose roth,
Sei vollbracht, was ich gebot!

(Die Geister entweichen alle schnell. Während Germania die Klippen emporsteigt, verklingt die Musik allmälig. Wie die beiden Waidgesellen auftreten, macht Germania oben eine Geberde der Befriedigung und verschwindet dann.)

5. Scene.

Lothar, Winfried (in der Tracht des X. Jahrhunderts mit Vogelfanggeräthschaften, Netzen, Lockvögeln, Vogelbeeren ꝛc.)

Lothar.

Als ich Dir sage, Winfried, es ist so, wie es ist; entweder kriegen wir heute noch ein Gewitter, oder — oder —

Winfried.

Oder wir kriegen keins; da hast Du Recht!

Lothar.

Gelbschnabel, der Du bist, laß mich ausreden! was verstehst Du davon! oder, wollt' ich sagen, oder es begegnet uns heute noch etwas, was einem Christenmenschen nicht alle Tage über den Weg läuft.

Winfried.

Ach! was soll uns denn hier groß begegnen?

Lothar.

Na, wirst es schon sehen!

Winfried.

Willst Du etwa heute den Vogel Phönix im Schlaggarn fangen.

Lothar.

Wart's ab, Heuschreck, der Du bist, wart's ab!

Winfried.

Ja, ich wart's ab.

Lothar.

Verstehst Du Dich etwa auf Wetterzeichen? hast Du Ahnungen? kannst Du Träume auslegen? Nichts, gar Nichts! was verstehst Du davon!

Winfried.

Na, wo sind denn Deine Wetterzeichen?

Lothar (an seine Schulter fassend).

Hier! hier sind sie! der Ungarnhieb, wenn der so kribbelt und krabbelt wie heute, dann —

Winfried.

Dann gibt's also ein Gewitter.

(Er steigt auf die Klippen und schaut sich um.)

Lothar.

Blitz und Donner, ja! dann ist was im Anzuge; wirst es schon sehen! aber was verstehst Du davon! — Was haben wir denn für Wind?

Winfried (oben).

Guten; er kommt über den Rhein aus dem Wasgau.

Lothar.

Und das nennst Du guten? was über den Rhein zu uns herüber kommen will, das ist nichts Gutes.

Winfried (in die Coulisse drohend).

Na wartet nur! wir wollen Euch schon kriegen!

Lothar.

Mit wem sprichst Du?

Winfried.

O, ich sehe und höre da ein ganzes großschnäuziges Drosselvolk in den Büschen herum flattern und schnattern; die sind so gut wie schon gefangen.

Lothar.

So? ja, unser Herzog heißt nicht umsonst Heinrich der Vogelsteller; wo der seine Netze spannt, da kommt nichts durch.

Winfried.

Aber es sind ihrer so Viele, daß ich gar nicht weiß, wie wir sie nach Hause bringen sollen.

Lothar.

Bruder, wir haben sie ja noch gar nicht.

Winfried.

Sie sind so gut wie schon gefangen, sage ich Dir.

Lothar.

So komm herab, daß wir die Netze legen und die Hütte bauen; der Herzog muß bald kommen.

Winfried (herabsteigend).

Das gibt einen Fang! was wird die Frau Herzogin sagen, wenn wir ihr die bringen!

Lothar.

O, sie kennt ihren Herrn und Gemahl.

Winfried (sich auf die Brust schlagend).

Und seine Vogelfänger!

Lothar.

Er ist der gewaltigste und glücklichste Waidmann im ganzen Sachsenlande.

(Sie beginnen die Hütte zu bauen dicht an der ersten Coulisse links, eine kleine Laube aus grünen Zweigen, nach dem Zuschauer hin offen. Der Vogelherd ist in der ersten Coulisse links gedacht und nicht sichtbar; dorthin tragen sie die Netze und Lockvögel ꝛc.)

Winfried.

Ja, unser Herr ist jetzt so mächtig wie der Frankenherzog und hat sich auch vor König Konrad nicht gefürchtet, hat sich nicht unterkriegen lassen.

Lothar.

Wollt's ihm auch verdenken, wenn er sich die Thüringeschen Lehen hätte nehmen lassen, die doch sein Herr Vater selig, Herzog Otto der Erlauchte inne hatte.

Winfried.

Und als er die Lehen festhielt, da gab es Fehde mit König Konrad, der uns mit seinen Franken überfiel und in Burg Grona belagerte.

Lothar.

Da kommt der Herzog.

(Sie bauen weiter an der Hütte, wohinein das Schlagseil geleitet wird, an dessen Ende ein Querholz als Handgriff.)

6. Scene.

Vorige. Herzog Heinrich.

Heinrich

(in reicher Jägertracht mit Jagdspeer, kurzem, breitem Waidmesser, Hifthorn, pelzverbrämter Kappe).

Wie herrlich duftet's in dem grünen Wald!
Von allen Blättern, jedem Halme blitzt
Der helle Morgenthau im Sonnenglanz.
Die Blumen blüh'n, als wäre Festtag heute,
Und doppelt schmückten sie ihr farbig Kleid.
Die Bienen summen, und die Vöglein flattern

Digitized by Google

Von Ast zu Ast; ei! ei! Ihr Sanggesellen,
Merkt Ihr den Feind nicht, der mit Netzen naht?
Das Federwild singt in den Tag hinein
Und sorgt sich nicht um das, was kommen kann.
Ich bin Eu'r Feind nicht, lustig Waldgefieder,
Der Vogelsteller ist Eu'r guter Freund,
Er freut sich Eu'res frohen Flattersinns,
Der klugen Aeuglein und der muntren Stimme.
Wie Manchem schon von Euch schenkt' ich das Leben,
Der mir vertrauensvoll in's Garn gegangen!
Und doch kann ich vom Vogelfang nicht lassen,
O Waidmannslust, wie regst Du Herz und Sinn!

(Im Wipfel des Baumes ertönt eine Vogelstimme; Flöte.)

Was flötest Du, mein Vöglein, hoch im Wipfel?

Vogelstimme
(oben im Wipfel, hoher Sopran).

Herr Heinrich, zieh' die Schlingen ein,
Heut fängst Du doch kein Vögelein.

Heinrich.

Nichts fangen sollt' ich heut' am schönen Tag?
Du Schlauer willst mir einen Waidmann setzen,
Erwisch' ich Dich, fürwitziger Prophet,
So wirst Du Deine Federn lassen müssen.

Vogelstimme.

Du hörst wohl heute einen Sang
Wie niemals noch beim Vogelfang.

Heinrich.

Du zwitscherst sicher da auf hohem Zweige,
Doch schwebe nieder, und Dein Lied ist aus
Sammt Deiner Weissagung aus losem Schnabel,
Vielleicht auch find' ich Dich in meinem Garn.

Vogelstimme.

Was heute in das Garn Dir fährt,
Ist mehr als tausend Vögel werth.

Heinrich.

Wie das? jetzt sage mehr! — (Flötentriller) Da fliegt er hin
Und läßt mich wie vor einem Räthsel stehn. —
Ah, Vogelweisheit legt dem Vogelsteller
Auch mal ein Netz, daß er sich drin verfange.
Lothar!

Lothar.

Hier, Herr!

Heinrich.

Wie steht's?

Lothar.

Gut, Herr!
Wir machen heute einen großen Fang,
Da drin im Busche liegt ein ganzer Flug
So gut wie schon im Netz, wie schon gefangen.
Zu beißen haben sie dort auch nicht viel,

Digitized by Google

Und wenn ſie unſre reiche Atzung ſehen
Und unſre Locker hören, fall'n ſie ein.

Heinrich.

Habt Ihr den Herd geſtellt?

Lothar.

Ja, Herr!
Setzt Euch nur in die Hütte und gebt Acht,
Nicht lange währt's, ſo könnt Ihr's Schlagſeil rucken.

Heinrich.

Nun alſo Waidmann's Heil! — Neugierig bin ich,
Welch' ſeltner Vogel ſich im Netz mir fängt.

(Er ſetzt ſich, dem Zuſchauer ſichtbar, in die Hütte und ſpäht aufmerkſam in die Couliſſe.)

Winfried (leiſe).

Der Herzog kommt mir heute ganz ſeltſam vor, er ſieht ſo träumeriſch aus, wie ich ihn gar nicht kenne; hat er auch ein Wetterzeichen an ſich wie Du?

Lothar (leiſe).

Iſt wohl möglich; ich ſage Dir, Bruder, es liegt was in der Luft, aber ein Gewitter iſt's nicht, es muß was Andres ſein, ich ſpüre was Sonderbares.

Winfried.

Na, wenn's nur was Gutes iſt! Ihr Beide könnt Einen graulich machen, Du und der Herzog.

Lothar.

Der Herzog? ja freilich! der kann Einen graulich machen, wenn er will; aber er will nicht, er iſt viel zu gut.

Winfried.

Und er ſelbſt kennt keine Furcht, nicht einmal vor den Franken; mit dem zöge ich bis an's Ende der Welt.

Lothar.

Still! die Locker! ſie wittern was.

Winfried.

Ja! horch! zackzackzack! und wie es ſurrt und ſchwirrt und in den Zweigen rauſcht! ich glaube, ſie kommen in hellen Haufen.

(Heinrich ergreift in der Hütte mit beiden Händen den Handgriff des Schlagſeils und zeigt die geſpannteſte Aufmerkſamkeit auf den Herd.)

Lothar (auf Heinrich zeigend).

Pſt! — Komm fort!

(Sie ſchleichen über die Klippen und verbergen ſich. In der Ferne ertönt Muſik. Blaſeinſtrumente ſpielen die Melodie von Löwe: „Herr Heinrich ſitzt am Vogelherd ꝛc. ꝛc.“ Erſt bei der zweiten Strophe wird Heinrich aufmerkſam und horcht. Wie die Muſik eine Pauſe macht, läßt er das Schlagſeil unwillig los und ſpricht:)

Heinrich.

Da ſchwirr'n ſie hin! mißlungen iſt der Fang,
Und wol an hundert fielen auf den Herd,
Noch einen Augenblick, und ich zog zu.

(Er tritt aus der Hütte.)

Was war's? wer ſtörte mir den reichen Fang?
Wie Hörner klang's; wer jagt in meinem Wald?

(Dieſelbe Weiſe der Muſik ertönt näher. Lothar und Winfried erſcheinen oben auf den Klippen und ſpähen. Dann wieder Pauſe der Muſik.)

Was gibt's, Lothar? könnt Ihr was ſehn da oben?

Lothar.

Ich sehe Nichts, doch hört' ich Hörnerschall. —
Doch! — jetzt! — es blitzt wie Waffen durch den Wald.

Heinrich.

Wie? Waffen hier im Wald?! Ihr seht Gespenster.

Winfried.

Nein, Herr! ich seh' es auch; sie kommen näher,
Am Ende Franken gar; Herr, flüchtet Euch!

Lothar.

Ja, Herr! wir decken Euch den Rücken, flieht!

Heinrich.

Ein Ueberfall hier auf dem Vogelherd?
Und dann so laut mit vollem Hörnerklang?

Lothar (zu Winfried).

Na! habe ich's denn nicht vorhergesagt: wart's ab! wirst es schon sehen!? o mein Ungarnhieb!

(Wieder Musik; der Zug betritt die Bühne.)

7. Scene.

(Vorige, die Herzöge Eberhard von Franken, Arnulf von Baiern, Burchard von Schwaben; Heriger, Abt von Fulda; Ritter, Edelknaben, Reisige, Knechte, alle in Waffen und reich geschmückt, mit dem Reichsbanner, Fahnen ꝛc. Edelknaben tragen auf Kissen die Reichsinsignien: Krone, Schwert, Scepter, Dalmatica. Ein großer, glänzender Zug marschirt mit Musik auf und singt dann die folgenden zwei Strophen nach der Löwe'schen Melodie derselben; vorher, in einer Pause der Musik, fragt Heinrich:)

Heinrich.

Was soll's, Ihr Herrn? sagt an, wen suchet Ihr?

Chor.

Da schwenken wir die Fähnlein bunt
Und jauchzen: unsern Herrn!
Hoch lebe König Heinrich! Hoch
Des Sachsenlandes Stern!

Nimm Kron' und Schwert aus unsrer Hand
Hier in der Waldesstill,
Denn Du sollst unser König sein,
's ist Deutschen Reiches Will!

(Alle knien vor Heinrich nieder.)

Heinrich.

Darf ich den Augen und den Ohren trauen?
Steht auf, Ihr Herrn! Ihr kniet vor Euresgleichen.

Arnulf.

Wir knien vor unserm Herrn, dem deutschen König!

Heinrich.

Arnulf! steh' auf! und Eberhard und Burchard!
Ich bitte Euch! befehlen kann ich's nicht.

Eberhard.

Befiel es uns, damit wir sehn und hören,
Ob Du befehlen kannst wie wir gehorchen.

Digitized by Google

Heinrich (würdevoll).

Erhebt Euch, Freunde! Herzog Heinrich will's!

(Alle erheben sich.)

Burchard.

Herzog von Sachsen, Du bist deutscher König!

Arnulf.

Schau' sie doch an, die deutschen Reichskleinodien,
Du kennst sie doch; Dir bringen wir sie dar.

Heinrich.

O 's ist ein Traum, weckt mich, Ihr Waidgesellen!
Mich dünkt, ich saß auf meinem Vogelherd.

Eberhard.

Und hier Dein Fang, Du glücklichster der Jäger!

Heinrich
(auf ihn zueilend und ihn betastend).

Ja, Du bist Fleisch und Blut, ich seh', ich höre Dich,
Das ist das Reichsschwert, und das ist die Krone, —
Und dies die Stirne, die sie tragen soll?

Arnulf.

Ja, ja! die edelste, die reinste, Heinrich,
Die einzige, die dieses Schmuckes werth!

Heinrich.

Und das sagst Du?

Eberhard.

Und ich!

Burchard.

Und ich!

Alle.

Wir Alle!

Heinrich.

Ich träume noch.

Eberhard.

Wir stehen hier im Namen
Des deutschen Volks mit allen seinen Stämmen,
Das Dich zum König ausrief wie ein Mann.

Burchard.

Von Fritzlar kommen wir, und Deine Wahl
Von allen Fürsten und dem ganzen Volk,
Das dort sich einfand, ist vollbrachte That.

Eberhard.

Von allen Fürsten! hörst Du's, König Heinrich?

Heriger.

Kein Kirchenfürst, kein Laie sprach dagegen.

Heinrich.

Es klingt wie Märlein.

Arnulf.

Hatt' ich denn nicht Recht
Mit meinem Rath: wir müssen's selbst ihm bringen,
Sonst glaubt er's nicht? ich kenne Sachsensinn!

Heinrich.

Arnulf, die Hand auf's Herz! ich kenn' auch Dich,
Du trüg'ſt ſie ſelber gern, die deutſche Krone.
Ich gönne ſie dem Baier, will als Erſter
Dir huldigend den Eid der Treue ſchwören,
Laß mir die Leh'n und nimm den goldnen Reif.

Eberhard.

Und doch rief Dich zuerſt der Baier aus.

Arnulf.

Nachdem der Franke Dich uns vorgeſchlagen.

Burchard.

Und recht von Herzen ſtimmte Schwaben zu.

Heinrich (für ſich).

Lothringen fehlt; wir müſſen's wieder haben!

(Laut zu Eberhard.)

Du ſchlugſt mich vor? was wandte Dir den Sinn?
Sind, leider Gottes! Franke doch und Sachſe
Wie rechts und links, wie Nord und Süd geſchieden,
Und Schwerterkreuzen mehr, als Händeſchütteln
War unſre Art, wenn wir zuſammentrafen.
Was hat Dir alſo Deinen Sinn gewandelt?

Eberhard.

Mein Bruder Konrad.

Heinrich.

Wie denn? König Konrad?

Eberhard.

Er war Dein Freund nicht, Heinrich, doch er kannte
Und ehrte Deinen weiſen, feſten Sinn,
Und eh' er einging in die ew'ge Ruhe
Nach ſeinem unglücksvollen Herrſcheramt,
Rief er mich zu ſich und ſprach ernſt: „Mein Bruder,
Wir haben Macht und Glanz des Königthums,
Und Kron' und Scepter ſind in unſern Händen,
Allein uns fehlt das Glück und rechter Sinn.
Des Reiches Zukunft ſteht beim Sachſenſtamme,
Geh' hin zu Heinrich, bring' ihm Kron' und Schwert,
Er iſt der Mann, das deutſche Reich zu bauen
Als Herr und König über viele Völker."
Mit thränenvollen Augen ſchwur ich's ihm,
Und ſo vollzieh' ich hier ſein Teſtament.

Arnulf.

Du ſtehſt verſunken da in tiefem Sinnen,
Was grübelſt Du? ſprich's aus, das große Wort,
Das Alle uns beglückt, und das dem Reiche
Den Herrſcher gibt.

Heinrich.

Herzog von Sachſen bin ich,
Laßt mich's auch bleiben, fordert Andres nicht.
Laßt mich in Frieden durch die Wälder ſtreifen,
Den Jagdſpeer in der Fauſt und laßt mich lauſchen
Dort in der Hütte auf der Vögel Flug.

Eu'r Bruder will ich sein und Bund'sgenosse,
Und kommt der Ungar, Slave oder Däne,
Sein Roß in unserm grünen Rhein zu tränken,
So soll das alte, harte Sachsenschwert
Die Feinde mähen wie des Todes Sense,
Die Krone aber schmück' ein andres Haupt.

Burchard (heftig).

Du weigerst Dich in Deinem Sachsentrotze?
Verschmähst die höchste Würde, dünkest Dich
Auch ohne uns schon wie ein König groß?
Man preist Dich stets als milde, Herzog Heinrich,
Und doch so hohe Wogen schlägt Dein Stolz?

Heinrich (ruhig).

Nein, lieber Vetter, aus dem Schwabenlande,
Es ist nicht Stolz, 's ist rechter Demuthsinn.

Arnulf.

So fangen wir ihn nicht, den Vogelsteller.
Herr Abt, ob Ihr es mal mit ihm versucht?

Heriger.

Auf Euch, Herr, ruht die Hoffnung und der Segen
Der Kirche und der hohen Klerisei.

Eberhard.

Heinrich, ich weiß ein Wort, das Dich bezwingt,
Vor dem Dein Wunsch noch niemals Stand gehalten:
Die Krone ist verwaist, Herzog von Sachsen,
Du mußt sie nehmen, es ist Deine Pflicht!

Heinrich.

Du kennst ihn gut, den Zauber, der mich bannt.
(Bei Seite.)
Gib mir ein Zeichen, Du Allwissender,
Der Du die Herzen prüfst! laß Deinen Willen
Aus eines Engels Munde mich erfahren.
(Im Hintergrunde Bewegung unter dem Gefolge.)

8. Scene.

Vorige, Herzogin Mathilde mit Gefolge.

Gefolge der Fürsten.

Heil, Herzogin! Heil, Königin Mathilde!

Mathilde
(nach vorn kommend und sich vor Heinrich verneigend).

Ich grüße Dich, mein König und Gemahl!

Heinrich.

Mathilde! Du? bist Du als Himmelsbote
Mir zugesandt? Doch woher weißt Du denn —?

Mathilde.

Es kam ein Reiter auf die Burg gesprengt
Mir Deine Wahl zum deutschen König meldend,
Da stieg ich selbst zu Roß und ritt Dir nach,
Um Dich zuerst als König zu begrüßen.

Digitized by Google

Heinrich.

Welch' eine Wendung in des Lebens Gang!
Daran hat meine Seele nie gedacht,
Und nun kommst Du, die Kunde zu besiegeln.
So nehm' ich es als Zeichen denn von oben,
Um das ich diesen Augenblick gefleht,
Und will Eu'r König sein, weil's Gott gefällt.

Alle.

Heil, König Heinrich! Heil! Heil, Königin Mathilde!

(Musik. Sie bekleiden ihn mit der Dalmatika und dem Reichsschwert; die Krone setzt er nicht auf.)

Mathilde (zu den Fürsten).

Dank Euch, vielliebe Herrn, daß Ihr dem Herzog
So ungesäumt die große Nachricht brachtet!
Zwar sollt' ich mit Euch schmollen, daß Ihr mir
Mit Eurer Botschaft hier zuvorgekommen.

Eberhard.

Doch war es nur der Gruß aus Eurem Munde,
Der ihn bewog, die Krone anzunehmen.

Mathilde.

Wie fandet Ihr ihn denn im Waldversteck?

Arnulf.

Wir kennen ja den fleiß'gen Vogelsteller
Und wußten, wo wir ihn zu suchen hatten.
So folgten wir dem Rufe seiner Locker.

Heinrich.

Euch dacht' ich nicht damit heran zu locken.

Burchard.

Und als wir seine Spur gefunden hatten,
Da ließen lustig wir die Hörner schmettern.

Heinrich.

Ja, und verdarbet mir den Vogelfang,
An hundert Drosseln saßen auf dem Herd.

Arnulf.

Mein König, was Dir hier in's Garn gegangen,
Ist auch wol eines Rucks am Schlagseil werth.

Heinrich.

Beim Himmel, ja! — Lieg' ich hier auf der Lauer
Mit aller Macht und Kriegslist wie vorm Feind,
Da bringt man mir die deutsche Königskrone
Hier in die Wilde. Als der Sachsen Herzog
Zog ich von Haus, als König kehr' ich heim.

Mathilde.

Und hast Du nichts von alle dem geahnt?
Kam Dir kein Traum und keine Vorbedeutung?

Heinrich.

Ein Traum? nein! — aber seltsam ist es, wahrlich!
Vorhin, eh' ich mich in die Hütte setzte,
Sang mir ein Vöglein hier auf diesem Baum:
Heut' würd' ich einen Fang thun sonder Gleichen.

Digitized by Google

Burchard.

Da haben wir's! ein Vogelsteller hört
Selbst Schicksalsdeutung aus dem Vogellied.

Heinrich.

Ja, Burchard! und schon manchen süßen Trost
Sog sich mein Herz aus kleiner Vöglein Lied.

Mathilde.

Und dennoch fängt er sie; ich habe oft
Um milde Schonung wol für sie gebeten,
Er aber sagt, das wäre Krieg und Nothwehr.

Heinrich.

Sie halten ja nicht Ruh im Waldrevier;
Ja, wenn sie still in ihren Grenzen blieben,
Allein sie schrei'n nach meinen Rebenhügeln,
Und wollen sie in Schaaren überfallen.
Da muß ich ihnen denn die Schwingen brechen.

Arnulf.

Dem Herzog gegenüber wagten sie's,
Vielleicht schreckt sie fortan des Königs Macht.

Heriger.

Wenn diese Macht die Kirche weiht und salbt.
Ihr werdet Euch, mein edler Herr und König,
Gewiß vom heil'gen Vater krönen lassen?

Heinrich.

Nein, mein Herr Abt, das hab' ich nicht im Sinn,
Nicht aus des Papstes Hand nehm' ich die Krone;
In tiefer Demuth beug' ich ihr mein Haupt,
Doch Gott dem Herrn geb' ich allein die Ehre.

Eberhard.

Sag', wirst Du einen Reichstag jetzt berufen?

Heinrich.

Wozu? Ihr wähltet mich zu Eurem König,
Jetzt müßt Ihr meiner Führung auch vertrauen.
Ich lasse jedem Fürsten seine Lehen
Und seiner Hausmacht freudiges Gedeihen,
Dem Heerbann aber müßt Ihr Folge leisten,
Und meine erste Sorge sei im Reich,
Des Vaterlandes Wehrkraft zu erhöhen
Und seine Grenzen überall zu sichern.
Dem Aufgebot soll jeder freie Mann
Sich stellen, wenn ich an den Heerschild schlage,
Und meine Waffenmeister, die zwei Recken,
Graf Helmuth und Graf Albrecht, sollen sorgen,
Daß kriegsbereit Fußvolk und Reiterei.
Fünf Stämme sind die mächtigsten in Deutschland,
Die Franken, Baiern, Schwaben, Sachsen und —
Der Eine, der uns fremd geworden ist
Und dennoch deutsch wie wir, die Lotharinger;
Sie müssen wieder in das Reich zurück,
Kein Dorf am Rheine darf dem Fremden bleiben.

Alle (rufend).

Kein Dorf am Rhein! Und Lotharingen unser!!

Heinrich.

Mein Kanzler wird Herr Otto von Schönhausen,
Schreibt die Gesetze auf und führt das Siegel.
Die Gaugerichte leg' ich in die Städte,
Ein Recht für Alle sei im Deutschen Reich,
Ein Maß und ein Gewicht und eine Münze.
Wenn wir nur einig sind, sind wir auch mächtig,
Und wie Ihr mir huld und gewärtig seid,
So schwör' ich Euch bei meinem Leben Treue,
Mein Höchstes sei mir meine Herrscherpflicht.
Wer uns nicht liebt, der soll uns fürchten lernen,
Was kommen mag, wir wollen einig sein!

Alle.

Was kommen mag, wir wollen einig sein!

Mathilde.

Nun gönnt auch mir, der Frau, ein mildes Wort.
Habt Ihr das Schwert in starken Männerhänden,
So lasset mir des holden Friedens Palme,
Stellt seine Werke unter meinen Schutz.
Laßt mich das Weise, Gute, Schöne pflegen,
Die Wunden, die Ihr schlagt, laßt mich sie heilen,
Den Armen wohlthun und den Dürftigen
Und allen deutschen Frau'n ein Beispiel geben,
Wie man als Mutter für die Seinen sorgt;
Das sei mein Amt, das Amt der Königin!

Alle.

Heil, Königin! Heil, Königin Mathilde!

Heinrich.

So recht, mein traut Gemahl, und dazu nimm
Mit diesem Handschlag königliche Vollmacht.
Wie Du so manches liebe, lange Jahr
In treuer Liebe neben mir gewaltet,
So sei Du unsres Volkes Friedensengel
Und ich sein Schwert und Schild zu jeder Zeit.
Dann hoffen wir des Reiches Macht zu gründen
So fest wie seiner Berge Felsenbau.
Daß es gelinge, — dazu: Gott mit uns!

Alle.

Gott mit uns!

Heinrich (zu den Fürsten und dem Gefolge).

Jetzt kommt in festlich feierlichem Zuge
Zur Herzogsburg, — nein, in das Königsschloß!

(Musik spielt die erste Melodie wieder, während sich der Zug zum Abmarsch ordnet. Da tritt ihm von rechts Germania mit ihren Geistern entgegen. Alles gruppirt sich schnell, auch auf den Klippen. Musik schweigt.)

Digitized by Google

9. Scene.

Vorige, Germania mit ihren Geistern aus Scene 4.

Germania

(prächtig geschmückt, in goldenem Panzer, Schwert an der Seite, geflügelten Helm auf dem Haupte, wallendes Haar).

Halt! — bleibet, holde Schatten, Traumgestalten!
Ist auch gethan, was Euer Spiel gesollt,
Ihr habt bei Tagesscheine aus der alten
Der neuen Zeit ein Spiegelbild entrollt.
Fast ein Jahrtausend ist dahin geschwunden
Seit jenem Königsruf beim Vogelfang,
Ob's Wahrheit ist, ob Sage es erfunden,
Lebendig ist es in des Volkes Sang.

(Zu Heinrich.)

Das Reich, das Du gebaut hast, Städtegründer,
Es blühte lange, eh's in Stücke ging,
Nun schweißte einer neuen Macht Verkünder
Zusammen wieder den zerbrochnen Ring.
Was Deiner Zeit Du warest, hochgesegnet,
Das ist uns unser Kaiser Wilhelm nun,
Ihr seid Euch beide wunderbar begegnet
In Eurer Hoheit Wesen, Woll'n und Thun.

(Zu Mathilde.)

Mit Deinem Wirken, Königin Mathilde,
Und dem barmherz'gen, frommen Pflegersinn
Seh'n wir in Deinem edlen Frauenbilde
Den Wiederschein von unsrer Kaiserin.

(Zu beiden gewandt.)

Und was Ihr Zwei in langem Lebensbunde
Erstrebt, erschaffen, Jeder für sein Part,
Das dank' Euch diese schöne Feierstunde,
Es trete in ihr Recht die Gegenwart!

(Sie stellt sich mit den Geistern ganz vorn rechts auf.)

10. Scene.

Vorige und der Festzug der Gegenwart.

(Musik. Der Festzug marschirt mit Fahnen, Emblemen ꝛc. von rechts auf, umkreist die Bühne und stellt sich rechts auf. Steinmetzen bringen auf Walzen oder ganz niedrigen Wagen zwei Granitsockel, welche unten ersteigbare Stufen haben. Junge Mädchen mit Kränzen, Laubgewinden und zwei goldnen Lorbeerkränzen auf Kissen. Künstler mit den Büsten des Kaisers und der Kaiserin. Gewerke, Volk. Einige tragen Soldatenmützen und Kriegsdenkmünzen.)

Steinmetz.

Hier ist der Platz, hier haltet an, Gesell'n!
Hier haben wir die Sockel aufzustell'n;

Zweiter Steinmetz.

Vorwärts! was Hände hat, leg' Hände an,
Wie anno siebzig, alle Mann für Mann!

(Sie richten die Sockel auf.)

Steinmetz (zu den Bildhauern).

Nun stellt die Bilder auf, ihr Herrn Collegen,
Wir Künstler müssen uns am meisten regen.

Bildhauer (während Andere die Büsten aufstellen).

Kommt, Freunde, und erhöht des Kaisers Bild,
Als höbet Ihr ihn selber auf den Schild,
Und neben ihn stellt sein erlaucht Gemahl
Mit Kraft und Vorsicht auf das Piedestal. —

Digitized by Google

Wie auf dem grau'n Granit der Marmor glänzt!
Nun, Mädchen, flink die Sockel hübsch umkränzt!

(Die Mädchen bekränzen die Sockel.)

Steinmetz (die Mütze abnehmend und in der Hand haltend).

Höret nun, was ein schlichter Mann
Zu sagen hat, wie er nicht besser kann
Ohn' alle fürnehme Kunst und List,
Wie ihm der Schnabel gewachsen ist.
Großmächtig und herrlich ist Majestät,
Wie das Unsereins gar nicht versteht;
Aber ich frage Euch, — gebet wohl Acht —
Was ist das Schönste in ihrer Macht
Wohl für Kaiser und Kaiserin?
Das ist die Liebe im Herzen drin!
Wie die Bilder da stehen zur Lust,
Trägt sie ein Jeder bei sich in der Brust.
Wollte der Herr sich noch so verkleiden,
Würde es doch nicht können vermeiden,
Daß er im fernsten Winkel vom Land
Würde von jedem Kinde erkannt
An den milden und lieben Zügen,
Soll uns Keiner damit betrügen.
Unsere Kaiserin — merket es fein! —
Sorgt für die Armen tagaus, tagein,
Geht furchtlos an der Kranken Bett
Wie die heil'ge Elisabeth,
Die ja ihre Ahnfrau gewesen,
So wir in Büchern und Schriften lesen.
Aber so hoch die Herrschaften steh'n,
Daß wir sie nur von weitem seh'n,
Heute — das ist des Tages Sinn —
Stehen sie mitten im Volke drin.
Sind es doch heute fünfzig Jahr,
Daß sie wie jedes and're Paar
Wurden gefragt am Tische des Herrn,
Ob sie sich beide wol hätten gern,
Ob sie einander begehrten zur Ehe,
Theilen wollten so Freude wie Wehe,
Und wie Unsereins sagten sie da
In der Kirche ihr einfach Ja!
Goldene Hochzeit, du feierlich Wort!
Töneſt wie Glocken von Ort zu Ort.
Kaiser und Kaiserin, mächtig und groß,
Sitzen heut' in des Glückes Schoß,
Lassen heut' das Regieren sein,
Wollen heut' mal in Familie sein,
Lassen den Scepter im Kasten liegen,
Ur-Enkel auf ihren Knien zu wiegen,
Freuen an Kind sich und Kindeskind,
Wie sie so blühend und stattlich sind.
Heldenmäßig steht neben dem Thron
Hoch und gewaltig der herrliche Sohn,
Hält sein liebend Gemahl im Arm,
Fröhlich umjubelt vom Kinderschwarm.

Und an des Thrones andrer Seite
Schmiegt sich als ein holdselig Geleite
Innig die einzige Tochter an,
Hat auch gar einen lieben Mann.
Ach! ich säh's für mein Leben gern,
Wie sie versammelt sind All' um den Herrn.
Aber wir rechnen uns auch mit dazu,
Nennen den Kaiser im Herzen doch „Du!"
Stehen hier draußen Hand in Hand
Als ein einiges Volk im Land,
Eine Familie mit einem Haupt,
Heute von goldenem Lorbeer umlaubt.
Wie eine große Kinderschaar
Schau'n wir zu unserm Jubelpaar,
Vaterland wird zum Vaterhaus,
Und es feiert in Saus und Braus
Nord und Süd und Ost und West,
Ganz Deutschland heut' ein Familienfest!

Alle (außer dem Königspaar und den Fürsten).

Hurrah!

Germania.

Vox populi vox Dei! und nun krönt,
Ihr Königshände, feierlich und freudig
Die Kaiserbilder mit dem gold'nen Schmuck!

Heinrich (einen der beiden goldenen Kränze der Büste des Kaisers aufsetzend).

Laß, Kaiser Wilhelm, Weiser, Milder, Hehrer,
Des Reiches Einiger und allzeit Mehrer,
Mich diesen Kranz auf Deine Stirne drücken.
Du hast's erreicht, Dein Deutschland zu beglücken;
Dafür sei Dir des Volkes Dank gebracht,
Und Gott erhalte Dich in Deiner Macht!

Mathilde (mit dem anderen Kranz die Büste der Kaiserin schmückend).

Dir, Kaiserin Augusta — Schutz und Hort
Des Wissens und der Künste fort und fort,
Die Du des Wohlthuns Huld und Gnade hegst,
Des sanften Friedens stille Werke pflegst —
Setz' ich auf's Haupt den gold'nen Hochzeitskranz,
Gott schütze Dich in Deiner Hoheit Glanz!

Germania (das Schwert ziehend und hoch haltend).

Hör' mich, mein Deutschland! einen heil'gen Schwur
Ruf' ich in Deinem Namen zu den Sternen:
Wir wollen treu auf jedes Weges Spur
Dem Kaiser folgen bis in alle Fernen.
Wir wollen steh'n und fall'n mit seinem Haus,
So wie er selber steht in seinem Volke,
Wir halten neben ihm und mit ihm aus
In Sonnenschein und dunkler Wetterwolke.
Es lebe — rufet, jauchzet allzumal —
Der Kaiser und sein Kaiserlich Gemahl!

Alle.

Heil, Kaiser Wilhelm! Heil!
Heil, Kaiserin Augusta! Hoch!!!

(Tusch. Musik „Heil Dir im Siegerkranz".)

Digitized by Google

Der Katzenjunker.

Von

Louise von François.

VI.

Die Reue folgt der That nicht immer auf dem Fuße, Pausen des Friedens und der Wonne liegen zwischen ihnen. Und solch eine Pause war auch für mich die Zeit, welche dem Tage der Erfüllung folgte. Was jedoch soll, was kann ich weiter von ihr sagen? Das reinste Glück hat noch nie einen Maler gefunden.

Nach außen hin änderte sich unser Leben wenig und nach innen kaum mehr. Ich wußte, daß ich ein Kind zu einem Weibe gemacht und daß ich es nicht mit der späten Gluth eines Mannes, der mehr als vierzig Jahre ohne Liebe gelebt, nun, da deren Forderungen sein Recht waren, aus dem Gleichgewicht bringen durfte. So möchte unsere Ehe, wie entgegengesetzt auch Naturen und Motive, wol jenen gut bürgerlichen gleichen, die gewohnheitsmäßig, ohne starke Impulse geschlossen und vielleicht darum eben, dem Maßstabe entsprechend, glückliche genannt werden. Nie trübte eine Wolke Lori's reine Stirn. Das junge Herz schlug im frohen Tacte, wie bisher, und das verjüngte genoß, ledig aller unruhigen Zweifelsucht, zum ersten Male im Leben der guten Stunde. Und diese friedliche, selige Stunde währte nahezu zwei Jahre. O, daß ich mit ihr meine Bekenntnisse schließen dürfte! Denn der Quälgeist im Hirn war nicht todt, er schlief nur, wie ein Wurm im Sonnenschein, um neugestärkt zu erwachen.

Den ersten Mißklang in unsere Harmonie, das heißt in *mein* Gemüth allein, trug während des zweiten Winters unserer Ehe die Kunde von des Prinzen Rückkehr nach Dresden. Lori nahm dieselbe mit völliger Unbefangenheit auf; nahezu vier Jahre waren es, daß sie ein paar Abendstunden bewundernd zu seinen Füßen gesessen, sie hatte selten wieder an ihn gedacht und ihn daher so gut wie vergessen. „Wenn er zu uns kommt," sagte sie lachend, „wirst Du sehen, Väterchen, wie ich der Frau Oberforstmeisterin mit meiner Waldconduite Ehre mache." (Das „Ober" war dem Forstmeister als heiliger Christ und Lohn für den vollendeten praktikablen Haideweg angehängt worden.)

Digitized by Google

In erster Ordnung schien es daher und war auch wirklich nicht eifersüchtige Befürchtung, die mich verdrießlich stimmte, zumal auch von der anderen Seite dem Mißtrauen gleichsam ein Riegel vorgeschoben worden war, indem landläufig das Gerede sich verbreitet hatte, — vielleicht einzig und allein den weiblichen Bewohnern unseres Haideschlößchens nicht zu Ohren gekommen, — daß jenes bereits erwähnte schöne Weib, die wilde Britin, oder Lady Pandura, wie der Volksmund sie getauft, auf ihrem Eroberungszuge auch die galante Polenhauptstadt nicht verschont habe, alldort unserem Prinzen nahe getreten sei und kurz vor ihm nach der sächsischen Residenz zurückgekehrt sei. Dieses Gerede, das mich völlig hätte beruhigen sollen, wurde zum Ursprung meiner Beunruhigung: ich witterte den ersten trüben Hauch über einem Herzensspiegel. Was war nach der Auffassung der Welt und im Grunde, bei aller verbissenen Tadelsucht, auch nach der, an welche ich mich selbst gewöhnt hatte, was war dabei, wenn jenes Gerücht nicht blos ein solches war? Das mehr oder minder flatterhafte Verhältniß eines hohen Herrn, obendrein eines unvermählten, zu einer schönen Frau seines Lebenskreises, Neid und Mißgunst würde es erweckt haben, ein Aergerniß nimmer. Der Codex für einen Fürsten ist nun einmal ein anderer als für den gemeinen Mann. Hatte doch selbst der feinsinnigste der Reformatoren eine doppelte Fürstenehe geweiht.

Aber Lori stand für mich außerhalb, nein, weit oberhalb der Welt und hoch über mir selbst. Wie eine Nonne ihren Schleier, sollte sie ihre Unschuld und den Glauben an unbedingte Tugend als Ehrenschmuck durch das Leben tragen; hätte ich früherhin den verführerischen Helden von ihr fern halten mögen, nun, bei Gott! den gestürzten Helden, den Frevler noch viel mehr.

Der heimliche Mißton sollte nur allzubald zur lauten Unruhe werden.

Es war in der österlichen Zeit; die Zugvögel kehrten aus dem Süden heim. Der Schnepfenstrich hatte begonnen. Ein Frühlingscultus für hohe Herren; daß er es auch für schöne Damen sei, erlebte ich mit Ingrimm heuer zum ersten Male. Lady Pandura war zur Feier desselben als umhuldigter Gast eines standesherrlichen Hauses in unserer Nachbarschaft eingekehrt; ich hatte sie mehr als einmal, ganz allein, blos den Büchsenspanner hinter sich, auf einem feurigen Berberhengst kreuz und quer durch die Haide sausen, oder auch in waidmännischer Gesellschaft zwischen dem Unterholz nach einem der auszurottenden Eber zielen sehen und den Zufall gesegnet, daß Lori bei keiner dieser Begegnungen an meiner Seite gewesen, das Dasein der befremdlichen Amazone ihr demnach verborgen geblieben war.

Wo aber die Dame sich divertirte, konnte ihr declarirter Cavalier ja nicht lange ferne bleiben, und in der That wurde er nach kaum einer Woche zum Waidgenuß in seiner städtischen Residenz angemeldet. Daß er das Haideschloß nicht verschonen würde, darauf machte ich mich gefaßt, verschonte der Himmel es nur gnädig vor der Widerwart der Männin, die sich ein Weib zu heißen erdreistete!

„Nun gilt es die Probe der Unschuld auf Weltlust und Eitelkeit — und vielleicht auch noch auf jene stärkere Macht, die alle Schuld gebiert — aber auch alles Glück!“ so murmelte der Störenfried im Herzen, während ich, abgesondert

Digitized by Google

von meinen Mitbediensteten, zum Empfang des Herrn, vor dem Stadtschlosse auf- und niederschritt.

„Sind Sie krank, Klösterley?“ fragte der Prinz, als die Reihe der Begrüßung an mich gekommen war. „Ein junger Ehemann sollte bessere Miene haben.“

Ich sah, das heißt von meinem Stimmungslicht beleuchtet, sah ich einen ironischen Zug um seine Lippen spielen und übersetzte mir die Frage: „Alter Sauertopf, wie konntest Du Dich noch in den Irrgarten der Jugend wagen?“ Um so dreister antwortete ich:

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht, ich könnte mich nicht wohler fühlen.“

„Und Ihre kleine Waldfee?“

„Desgleichen, Durchlaucht.“

„Das freut mich, Freund!“

Mein Stimmungsohr hörte: „Das bezweifle ich, Narr!“

Indessen schien die Prüfungszeit gnädig zu verlaufen. Bei unseren geschäftlichen Unterhaltungen und den Jagdexcursen, selbst in Begleitung der Amazone, zeigte der Herr wiederum den praktischen Vorausblick, den ich an meinem früheren Gebieter so gründlich vermißt hatte. Ueber dem waidgerechten Schützen stand der holzgerechte Förster; er begriff, was der mißhandelte Wald künftigen Geschlechtern zu bedeuten habe, lobte meine Einrichtungen und gab manchen Fingerzeig. Da er überdies nicht ein einziges Mal in unserem Schlößchen einkehrte, söhnte ich mich von Tage zu Tage mehr mit ihm aus, und sogar mit der schönen Widerwart, welche in Begleitung ihrer gräflichen Hauswirthin und anderen hoffähigen Damen regelmäßig, wie auch ich, an der prinzlichen Tafel theilnahm. Gott sei Dank, daß die Oberforstmeisterin Klösterley nicht hoffähig war und es zu sein auch nicht verlangte. Die Frist zur Schnepfenjagd war überdies nur kurz bemessen worden, weil der Prinz eine Frühcur in Karlsbad in Aussicht genommen hatte. Zu besserem Gedeihen ohne Zweifel unter liebenswürdigem Geleit. Die Lenzstille im frischgrünen Tepelthale mußte erotischen Stimmungen jedenfalls günstiger sein, als das Treiben der hohen Saison.

„Uebermorgen ist die Luft rein!“ Der Gedanke würzte mir jeden Bissen und Tropfen der letzten Tafel, zu der ich befohlen war. Ich vergaß in meinem Wohlgefühl, daß vor dem Uebermorgen noch ein Morgen liegt.

Der Prinz hatte für den Tag der Reisevorbereitung mich vom Dienst entbunden und mit den Worten verabschiedet: „Grüßen Sie Ihre kleine Waldfee von mir.“

(Der Name Waldfee schien für Lori in der Nachbarschaft gang und gebe und war mehr als einmal von dem Prinzen und seinen Tischgenossen ausgesprochen worden, wie mich dünkte, mit dem stillen Nebengedanken an einen Kobold oder Drachen, der das Feechen hütete. „La belle et la bête!“)

Ich küßte dem Prinzen mit Inbrunst, weil zum Lebewohl, die Hand und verbeugte mich vor seiner Dame, die nebenbei in einer Fensternische stand.

„A propos! Feenschlößchen!“ rief sie mit ihrem kurzangebundenen, metallischen

timbre, „uns bleibt noch ein freier Tag, um es kennen zu lernen. Auf morgen denn, Monsieur!“

Es mochte wol ein kläglich Hilfe flehender Blick sein, den ich zu dem Prinzen hinüber warf, denn er machte Mylady in ihrer Landessprache einen Einwand, den ich mir selbst nicht unterstehen durfte, und der, seinem Tone nach, dahin auszulegen war, daß die Kenntniß nicht lohnen werde.

Widerspruch aber reizt.

„Ganz recht, Durchlaucht! Ich bin weder Märchenprinzessin, noch Schäferin,“ sagte sie in verständlichem Französisch. „Eben darum aber liebe ich Feenspiele und Idyllen, würde auch gern eines von beiden, oder beide vereinigt, einmal in Wirklichkeit leben sehen. Erwarten Sie mich also, Monsieur.“

Der Prinz runzelte die Stirn. Verdroß ihn der ironische Trotz, die veränderte Disposition — oder was sonst? Noch schwieg er eine Minute lang.

„Melden Sie uns denn Ihrer lieben Hausehre für morgen Nachmittag auf ein Schälchen Kaffee an,“ sagte er endlich mit gezwungenem Lächeln, indem er mir die Hand reichte.

Er wagte, er durfte wagen, eine Creatur von diesem Ruf, — und wenn auch nur ein Bruchtheil desselben Wahrheit war, — in mein Haus, an meinen reinen Herd, unter die Augen meines kindlichen Weibes zu führen! Mein Großvater, der Schneider, hätte ihm die Thür weisen und sagen dürfen: „Herr, wir deutschen Bürgersleute pflegen andere Sitten.“ Und wer weiß, ob er es nicht wirklich gethan haben würde. Sein Enkel, der Bewunderer antiken Tugendstolzes, öffnete chapeau bas mit einem unterthänigen Bückling der Courtisane und ihrem Cicisbeo die Thür.

Aber auch mit welchem Gift im Blute!

Eine gewisse Genugthuung, ja, eine schwächliche Schadenfreude gewährte es mir, daß auch der Herr, als er seiner Begleiterin vom Pferde half, sich keineswegs in der Laune eines Amoroso zu fühlen schien. Er kniff die Lippen übereinander, wie er es bei verdrießlichen Anlässen zu thun pflegte. Hatten sie sich bei Wege überworfen? Es heißt zwar, tapfere Soldaten seien den Frauen gegenüber fromm, von Lady Pandura aber sagte die Welt, daß täglich wenigstens eine querelle d'Allemand, ein éclat, eine rupture, so gut wie ein Parforceritt, zu ihres Lebens Nothdurft gehören. Oder — empfand der Herr in meiner Seele die Ungebühr dieser Heimsuchung, spürte er wol gar die Schädigung eines unbefleckten Menschenherzens?

Sein Blick begegnete dem von Lori, die auf der Rampe ihren Gästen entgegenlächelte, in heiterer Erwartung, aber ohne einen Zug von Unruhe oder Mißtrauen in ihre gesellschaftliche Unerfahrenheit. Sie war nicht mehr das Kind von dazumal, trug keine langen Zöpfe und kurzen Röckchen mehr, allein auch weder einen modischen Panier, noch Puder und Tournure. Im weißen Kleide, die blonden Haarwellen natürlich aufgewunden, mit den blühend gerundeten Wangen und den goldbraunen, nach Innen dunkelnden Aurikelaugen, mit ihren ungekünstelten Bewegungen glich sie auch heute noch dem Bild der Unschuld, einem Kind. Wie sie sich jetzt vor der stattlichen Dame im goldverbrämten, scharlachrothen Reitanzug und wallenden Federbusch verneigte, hätte

Digitized by Google

die letztere ihre Mutter vorstellen können, freilich eine schönere Mutter, als die Tochter war, schöner, weil regeren Blutes, sogar als deren wirkliche Mutter es gewesen.

Eine Pariser Rose neben dem lebenden Veilchen. Wie würde bei strahlendem Kerzenlicht dessen duftiges Blau vor Farbe und Parfüm der gemachten Blumenkönigin verschwunden sein! In klarem Sonnenschein stach die Natur das Kunstgebilde aus.

Ich machte diese Bemerkung nicht allein, vielleicht nicht einmal zuerst. Auch der Dame Stirn zog sich in eine Falte unter dem kleinen schwärzlichen Halbmond, welcher deren Weiße als Folie aufgedrückt war: Ihre Blicke waren denen des Begleiters gefolgt, wie dieselben, sich senkend von der hohen Gestalt, auf der kindergleichen ruhten und die Sonnenwenden zu zählen schienen, welche die Waldblüthe der Weltblüthe nachzuleben hatte.

Lori hatte des Prinzen Hand gefaßt, dieselbe zu küssen, wie sie, Vater und Mutter, es dereinst gethan, wie sie, meinem Sträuben zum Trotz, es auch mir noch bei jedem Morgengruß that. Er duldete die Ehrfurchtsbezeugung nicht, aber er behielt ihre Hand in der seinen, als er, den merklichen dépit seiner Begleiterin unbeachtet lassend, nicht diese, sondern die junge Hauswirthin in das Zimmer führte, wo er an jenem verhängnißvollen Abende die Mutter zum letzten Male gesehen und welches unverändert die Spuren von deren Dasein trug. Ein warmer Druck der Hand mochte eine beileidige Erinnerung bedeuten. Eine Thräne stieg in den klaren Kinderaugen auf; bald genug von einem fröhlichen Lachen abgelöst. Der ist ja lange todt, der vor einem Jahre starb, und seit Frau Lorenza starb, waren es ihrer drei; ihre Lori aber wußte Nichts von conventionellen Gefühlspausen und war von Natur weder Schauspielerin noch Pleureuse.

Der Kaffee wurde genommen an dem nämlichen Tische und aus dem nämlichen Geräthe, wie dazumal der Thee, und wie dazumal war der hohe Gast nicht in ausgibiger Stimmung. Die Dame hatte sich, nach einem schier indignirten Blicke auf ihren Galan, hinter dem voranschreitenden Paare drein das Armgeleit des Hauswirths gefallen lassen müssen; inmitten von drei bescheiden oder verdrießlich Schweigenden führte sie nun das Wort. Offenbar, daß sie ihre Märchenneugier bereute. Ein schüchternes, unflügges Piepmätzchen in einem Schuhuneste aufgezogen und darin mit Argusaugen gehütet, mochte sie erwartet haben. Nun flatterte ein niedliches Waldvögelchen ganz wohlgemuth vor ihr her, hohe Augen senkten sich gefällig zu ihm herab und der alte Schuhu machte gute Miene zum bösen Spiele. Und da wollte es ihm, dem Schuhu nämlich, denn bedünken, als wäre es darauf abgesehen, nach dem zerstörten Märchenreiz, auch dem des Schäferspiels gründlich den Garaus zu machen und das Waldvögelein, das kein Piepmätzchen war, als richtiges Landgänschen darzustellen. Seinethalben! Er hätte um dieser Wirkung willen sein Vögelchen desto lieber gehabt! Wenn nur nicht der, auf welchen die Wirkung berechnet war, sich sehr geflissentlich zum Schwanenritter gegen den stolzen Paradiesvogel aufgeworfen hätte!

Das Frage- und Antwortspiel, das sich nunmehr erhob, gellt mir noch in

Digitized by Google

den Ohren, als hätte ich es gestern gehört. Hier ein Bruchstück desselben, wenn es sich in deutscher Uebertragung auch weniger pikant, als im wälschen Original ausnehmen wird.

Lady. „Haben Sie Nachbarschaft, Umgang, Madame?"

Lori. „Zur Jagdzeit sehen wir manchmal Leute. Im Sommer aber kommt nur unser guter, alter Doctor."

Lady. „In dieser Einöde verbringen Sie auch den Winter?"

Lori. „O, gnädige Frau, wenn Sie uns einmal im Winter besuchen, werden Sie sehen, wie schön unser Wald da erst ist."

Lady (in Parenthese: Es hieß von der tollen Britin, sie spiele die Geige wie ein Zigeunerhauptmann. Aber Hörensagen ist ja halbe Lüge. Vermuthlich hat sie nur die Laute geschlagen). „Sind Sie musikalisch?"

Lori. „Ich glaube nicht, gnädige Frau. Mein bischen Singen und Guitarrenspiel heißt wol kaum Musik."

Lady (in Parenthese: Sie galt für eine Philosophin, Freundin ihres Landsmannes Hume und gelehrte Schülerin dessen geistreichen Vorläufers Locke. Soll sie doch ungescheut dessen These von der Denkkraft der Materie vertheidigt und sogar weiter ausgeführt haben. Vielleicht, daß fälschlich aufgefaßt, sie nur das Denkvermögen ihrer diversen Anbeter in Schutz genommen hat, oder den Intellect ihres arabischen Hengstes, des einzigen männlichen Wesens, dessen sie bei näherer Bekanntschaft bis dato nicht satt geworden war). „So lesen Sie zum Zeitvertreib wol viel?"

Lori. „Wenn Väterchen, ich meine meinen Mann, mir vorliest, oder von dem, was Hübsches in seinen Büchern steht, erzählt, höre ich es gern. Allein aber lese ich nicht."

Lady. „Auch nicht Romane oder Gedichte?"

Lori, die, was ein Roman war, nicht wußte und von Gedichten etwa nur ein paar Gellert'sche oder Hagedorn'sche Lieder und Fabeln kannte, schüttelte den Kopf.

Lady, zu dem Prinzen gewendet. „In Wahrheit ein Idyll! Wie finden es, Durchlaucht?"

Prinz. „Höchst lehrreich, Mylady, da es auf Ihre psychologische These in effigie die Antithese gibt, die Mylady uns schuldig blieben."

Lady. „Und die wäre?"

Prinz. „Liebt man bisweilen, was man nicht ist, so ist man bisweilen, was man nicht liebt; zum Beispiel: ein Gedicht!"

Lady. „Charmant! Die Poesie des deutschen Hausmütterchens, ein Stillleben am Herdfeuer und Spinnrocken!"

Lori (beschämt einfallend). „Ach nein, gnädige Frau; Frau Bach kocht ganz allein, und ich spinne auch schlecht und gar nicht gern."

Lady (lachend). „Wirklich nicht? Aber um des Himmels Willen, junge Frau, womit vertreiben Sie sich die Zeit, was machen Sie den lieben, langen Tag?"

Lori (gleichfalls lachend). „Ja, was mache ich denn, Väterchen? Ich glaube, Nichts."

Digitized by Google

Prinz (an Stelle des schweigenden Väterchens). „Sie macht Freude, Madame, das beste Geschäft für eine Frau, und das am seltensten gelingt."

Lady (scharf). „Weil es auf Gegenseitigkeit beruht. Glücklich macht, wer glücklich ist."

Prinz. „Oder gut!"

Lady (die Achseln zuckend): „Haben Sie nie Langeweile, Madame?"

Lori. „Niemals, gnädige Frau."

Lady. „Keine Wünsche?"

Lori. „Was sollte ich mir wünschen? Ich habe ja Alles!"

Lady (zu mir gewendet): „Mein Compliment, Herr Gemahl. Sie sind ein Unicum."

Prinz (mir die Hand reichend): „Oder besitzen es, Freund! Hüten Sie es wie bisher. Unter der Brillantirung zersplittert manches Juwel."

Lady (mit unverhülltem Hohn): „Ein wenig galanter Vergleich, Durchlaucht. Ungeschliffene Diamanten sind Kiesel. Warum sagten Sie nicht Perle?"

Prinz. „Das Product einer Krankheit als Bild der Herzensreine?"

„Trève d'allégories!" rief die Dame, erhob sich rasch und schritt mit flüchtigem Gruß nach der Thür. Ihr Cavalier folgte ihr nach einem Händedruck an Wirthin und Wirth. Die Idyllenprobe hatte kaum eine Viertelstunde gedauert; aber für zwei von den Vieren doch zu lange. Für den Schuhu und den Paradiesvogel!

Auch war es kein versöhnlicher Augenstrahl, welcher die Amazone streifte, als sie den Fuß auf die Hand ihres Ritters setzte, um ihren Araber zu besteigen. Wie ein Pfeil jagte sie voran. Der Herr folgte ihr, nachdem er noch freundlich dem ungeschliffenen Edelstein und seinem glücklichen Besitzer zugewinkt hatte. Ob er die zürnende Diana eingeholt hat, kann ich nicht sagen.

„Ist die Dame unseres lieben Herren Gemahlin?" fragte, als er unseren Augen entschwunden war, Lori, die noch immer bestürzt über den jähen Aufbruch, an der Rampenbrüstung lehnte.

„Vielleicht wird sie es noch," antwortete ich. „Vor der Welt heißt sie seine Freundin und er ihr Freund."

„So wie wir es waren, ehe wir Mann und Frau wurden, nicht wahr?"

„Ungefähr so. Ich kann es nicht wissen, und Du, Kind, würdest es nicht verstehen."

„Ich möchte aber gern verstehen lernen, Väterchen, was unseren Herrn glücklich macht."

Ich ahnete, was ihn glücklich machen würde — und auch wer.

„Gefällt Dir unseres Herrn Freundin?" fragte Lori von Neuem nach einer nachdenklichen Pause.

„Sie wird als Schönheit und großer Geist in der vornehmen Gesellschaft bewundert," wich ich aus, um weder zu lügen, noch schlechthin nein zu sagen.

„Bewundert? das hätte ich nicht gedacht," versetzte Lori kopfschüttelnd mit großen, ungläubigen Augen.

„Du kennst eben noch keine berühmten Leute, die bewundert werden, Kind."

„O, unseren Herrn!" rief sie voll Stolz, setzte aber nach abermaliger Pause

Digitized by Google

vertraulich, als wäre sie zu einem besonderen Resultate gelangt, hinzu: „Weißt Du was, Väterchen. Ein berühmter Mann gefällt mir viel besser, als eine berühmte Frau. Und weißt Du was noch? Ich hätte unserem lieben Herrn eine andere Freundin gewünscht."

„Dem Himmel sei Dank," dachte ich, als ich mich nach diesem Tage der Unruhe am Abend zur Ruhe begab. „Morgen sind diese Berühmtheiten über alle Berge, und vor ihrer Wiederkehr wollen wir uns sicherstellen!"

Leichteren Herzens, als seit Wochen, weil mit dem festen Entschluß, vor Beginn der herbstlichen Jagdzeit meine Dienstentlassung nachzusuchen, machte ich mich früh am anderen Tage zur Abschiedsreverenz auf den Weg nach der Stadt. Wie ein Keulenschlag gegen die Brust traf mich daher die Begegnung des hochbepackten prinzlichen Küchenwagens, den ich mitten in der Haide kreuzte. „Was bedeutet das?" fuhr ich den Kutscher an.

„Proviant in's Schlößchen," lautete die Antwort.

Ich sprengte weiter halb bethört.

Auf der Rampe des Stadtschlosses hielt statt des Reisewagens eine leichte Jagdkalesche. Des Prinzen alter Kammerdiener wartete des Herrn. Er war meines Vaters Freund gewesen und behandelte mich mit kameradschaftlicher Vertraulichkeit. Das runzelige Gesicht strahlte vor Vergnügen.

„Das Fegefeuer ist fort!" raunte er mir in das Ohr.

„Fort — fort — wohin?" preßte ich heraus.

„Ja, was weiß ich? In's Pfefferland meinetwegen."

„Und er — der Prinz — —?"

„Gott sei Dank, daß er noch so vor Thorschluß mit einem blauen Auge davon gekommen ist. Die fackelt nicht, das war sein Glück. Du meine Güte! Bei der im Joche stehen, — lieber Schildwache vor einem Pulverthurme, wenn über Einem ein Donnerwetter kracht."

„Aber der Prinz, der Prinz — —"

Eben trat er aus dem Portal, dem Ansehen nach durchaus nicht wie ein abgesetzter Amoroso, sondern leichten Schrittes und frohen Auges, so als ob ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre. Ja, von dem seinen, auf meines!

„Ihr alter Weise," sagte er mir die Hand reichend, „findet die Jahreszeit für Karlsbad noch zu früh. Ich gebe auf diesen erfahrenen Mann mehr als auf unsere superklugen Speichellecker. Da er als Vorcur zu einem ländlichen Aufenthalte räth, bei starker Bewegung und schmaler Kost, finde ich Ihr Schlößchen den geeignetsten Ort. Ich hoffe, Sie nehmen mich gern für ein paar Tage darin auf."

Was solch ein hoher Herr nicht Alles hoffen darf! In das Pfefferland zu seinem Fegefeuer hätte ich ihn jagen mögen.

Ich mußte zu ihm in den Wagen steigen; er war gesprächig wie noch nie, Gott weiß über was. Ich kniff die Zähne auf einander und preßte das Herzblut hinunter, das mir in jachen Stößen zu Kopfe stieg. In meinen Füßen lag es wie Blei. Der Prinz schoß bei Wege ein paar Schnepfen. Ich fehlte.

„Was haben Sie, Klösterley?" fragte der Prinz verwundert. „Ihre Hand zittert."

Digitized by Google

„Ein Krampf, wie manchmal," murmelte ich und ballte die Hand zur Faust.

Im Schlößchen brodelten bereits Kessel und Pfannen. Der Fourgon war angelangt, die frohe Mähr von des Prinzen Einkehr hatte Herzen und Hände rege gemacht, die alte Michelin wollte es sich nicht nehmen lassen, neben der Frau Organistin wiederum in Function zu treten. Lori empfing uns unter dem Gartenthor mit einem Jubelruf. Sie hatte sich einen Strauß von Himmelsschlüsselchen vor die Brust gesteckt und einen gleichen in einem Wasserglas in des Prinzen Cabinet gesetzt. Für das Väterchen hatte keiner mehr gepflückt werden können.

Der Prinz bat sich bei uns während seines Aufenthaltes zu Gaste, das heißt, es waren seine Töpfe, die er an unserem Herdfeuer schmoren ließ, und seine Leckerbissen, die wir an seiner Tafel in seinem Speisesaal ihm verzehren halfen. Wermuth und Scheidewasser würden mir köstlicher gemundet haben! Am Abend nahmen wir den Thee in unserer „guten Stube", dem Salon der seligen Baronin. Lori's und mein gemeinsames Bereich war das früherhin von mir allein bewohnte. O, hätte ich gedacht, daß ich, eines Tages, dieses Heiligthum mit Argusaugen hüten würde! Wir aßen sonsthin zum Nachtmahl eine standfeste deutsche Suppe; unser hoher Gast hatte jedoch englischen Brauch angenommen und wir fügten uns ihm in geziemender Unterthänigkeit.

Die halbe Nacht plauderte Lori von dem berühmten Mann.

„So schlaf' doch, Kind! es ist spät," rief ich aufgebracht.

„O, ich bin noch gar nicht müde," sagte sie.

„Aber ich!" grollte ich.

Sie schwieg und schlummerte endlich ein. Aber noch lange bewegten sich die Lippen in flüsterndem Traum. Nur daß ich das Gelispel nicht verstand. Denn ich, ich schlief nicht.

Das Martyrium hatte angehoben, nein die Folterqual!

Am Morgen ging der Prinz in meiner Gesellschaft, oder auch allein auf die Birsch; nach Tisch machten wir zu Drei eine Waldfahrt; der Prinz und Lori im Innern der zweisitzigen Kalesche; ich an Stelle des Kutschers die Zügel führend; der Leibjäger folgte zu Pferd. Das weitere Gefolge mit Ausnahme des Kammerdieners, war im Stadtschlosse zurückgeblieben, Gäste wurden nicht geladen.

So den nächsten Tag und alle folgenden. Nach dem Thee verweilte der Prinz noch ein paar Stunden bei uns. Er war mittheilsam gestimmt; wie Vieles hatte er zu erzählen und wie verstand er zu erzählen, einfach und anschaulich, humoristisch ohne Ironie, der Absicht nach gegenständlich, das heißt von seiner Person abstrahirend und doch unwillkürlich und ganz natürlich, er selbst allezeit im Mittelpunkte der geschilderten Scene, der Held, welchem Ehrenpforten errichtet und Lorbeerkränze zugeworfen wurden. Lori horchte andächtig zu; ich, ich spannte mit Augen und Ohren, nicht auf das, was er vortrug, sondern auf die Art, wie sie es empfing. Denn der Weg der Liebe, wie des Hasses geht zum Herzen weit weniger durch den Geist, sondern durch Auge und Ohr. Jeder Blick gab mir einen Stich, jeder Laut ätzte eine Wunde.

Digitized by Google

Und was sah und hörte ich denn, das mir das Blut so tödtlich versetzte? Ach, wie es in der Erinnerung vor mir auflebt, Nichts, als was ein Menschenkenner, der zu sein ich mich brüstete, hätte naturgemäß finden, was einen wahren Freund hätte erfreuen müssen. Daß einen von allen Reizmitteln der Existenz, von Genüssen und Gefahren übersättigten Mann ein Wohlgefühl überkommt beim Anschauen eines Wesens so unberührt von Lust und Verderben der Welt, wie Natur und Schicksal nur selten eines sich entwickeln lassen, ist das ein Frevel? Hätte nicht auch ihn, den mehr wie ich und noch in jüngster Zeit von Moschusdünsten Angewiderten, der Duft einer Waldblüthe erquicken sollen, wie sie mich selbst erquickt hatte, hätte es ihm nicht Wonne und ein guter Lohn dünken sollen, sein reiches Leben zum ersten Male im Spiegel einer unentweihten Seele zu betrachten?

Und ist es nicht ein froher Anblick, wenn einem unentwickelten Menschenkinde ein Sinn nach dem anderen aufgeht, indem ein hochgestellter, geistvoller Mensch die Bilder eines ungeahnten Zeit- und Weltwesens mit geschickter Hand vor ihm entrollt? Wenn es, gleichsam aus einem Traume erwachend, mit Augen der Bewunderung und Dankbarkeit zu ihm in die Höhe schaut? Ja wohl, ein froher Anblick für den Erzieher, den Vater. Aber für den Gatten mit der scheu verborgenen, späten Gluth sehen, wie ein Anderer die Geliebte hören lehrt, hören, wie er sie reden, ahnen, wie er sie empfinden lehrt; wie durch Zauber eine neue Welt in ihr lebendig wird, aber nicht durch *den*, welcher sie zuerst geliebt, *sie* liebt ganz allein!

O, hütet Euch vor denen, die nur einen einzigen Menschen im Herzen tragen, hütet Euch vor der stillen Leidenschaft eines Zweifelmüthigen! Kein gefährlicherer Brand als der, welcher unbemerkt unter der Asche geglimmt hat, keine giftigere Lohe als der Wahn des Thoren, der seine beste Empfindung scheu wie eine Sünde unter Schloß und Riegel wahrt. Nein, nein, die Liebe zwischen Mann und Weib ist von Natur keine Tugend. Und wenn sie, wie keine andere Menschenkraft, hohe Tugenden gebiert, so gebiert sie nicht minder die niedrigsten aller Sünden: Eigensucht, Argwohn, Neid und Haß, bis endlich der Zorn die übervolle Schale sprengt.

So dazumal! Ich sah aus der Wurzel der Bewunderung den Frühlingstrieb der Liebe in einem reinen Frauenherzen sprießen und unter dem Strom der Begierde den Augustschuß sich aus einem lustgewohnten Mannesherzen drängen. Und ich stand dabei, ein wurmstichiger Gesell, der nicht leben und nicht sterben konnte, mehr denn jemals der Kalmäuser. Denn was meine Eifersucht von der jedes Schildbürgers oder Theaterhelden unterschied, war der Widerspruch, daß sich wol mein Argwohn, aber in keinem Augenblicke mein Groll gegen *die* richtete, welche die Qual einflößte, und welche gemeinhin unter deren Ausbrüchen zuerst und zumeist zu leiden hat. Lori hat meine Kämpfe nicht geahnt. Schämte ich mich vor ihr, oder unbewußt vor mir selbst? ich habe sie mit keinem Worte gewarnt, mit keinem Blicke gestraft, ihr, wozu doch schon der Vater verpflichtet gewesen wäre, ihr nicht die Augen geöffnet über die Gefahr, in der ich sie schweben sah. Ja, es gab Momente, wo Mitleid für sie das eigene Leiden überwog, wo ich jene vorempfundene Reue in Bitterniß nachempfand.

Digitized by Google

Hätte ich das Kind nicht seiner Freiheit beraubt, durfte das Weib jetzt glücklich sein, glücklich ohne Schuld. Nein, ich zürnte Lori nicht, ich liebte sie inbrünstiger denn je; den ich haßte, das war der Mann, der sie unglücklich machte, oder — glücklich durch Schuld.

Ich will den Becher voll Gift und Galle, den ich zwei Wochen lang tropfenweis geleert, Euch nicht nachkosten lassen. Möchte ich doch, ich könnte mit einem einzigen Schrei auspressen, durch einen Blitz jene Heimlichkeit beleuchten, um deren Buße willen ich mir diese Beichte als eine Geißelung auferlege. Wenn Scham allein, Liebe allein entsühnen könnten, so wäre ich entsühnt.

VII.

Tag für Tag war in solcher Unseligkeit hingeschlichen. Vom Aufbruch des hohen Gastes schien keine Rede mehr zu sein, auch über das Zerwürfniß mit der berühmten Freundin, wie deren gegenwärtigen Aufenthalt verlautbarte nicht eine Silbe. Lori, wenig neugieriger Natur und nur froh, daß sie nicht wieder kam, fragte nicht nach ihr. Die Zwiegespräche zwischen dem Herrn und seinem Beamten beschränkten sich auf Geschäftliches.

In erster Ordnung handelte es sich um den Ankauf einer Waldparcelle, die unser Revier vortheilhaft abgerundet und die Wegführung wesentlich erleichtert haben würde. Der gräfliche Besitzer machte sich indessen die gute Gelegenheit zu Nutze und stellte Forderungen, welche der Prinz, der erste verständige Haushalter seiner Sippe, nicht zu gewähren Willens war; so hatte der Abschluß sich verzögert.

Es war am ersten Mai, Lori's Geburtstag; wir hatten desselben gegen den Prinzen nicht erwähnt, Lori aus bescheidenem Tactgefühl, ich noch außerdem aus einem Grunde, der sich erräth. Die Hausgenossen waren in gleichem Sinne von uns instruirt. Im Uebrigen lagen festliche Ueberraschungen auch außer unserer einförmigen Tagesordnung. Ich kehrte von einem Ausflug kaum jemals heim, ohne eine kleine Spende, eine Zierrath, Blume, oder Frucht. Kinder lieben, daß man ihnen Etwas mitbringt; bei Lori's geringen Bedürfnissen blieb für besondere Tage daher kaum ein Geschenk übrig und für gemüthliche Erfindungen fehlte mir die Phantasie.

Die gestrige Abendunterhaltung hatte sich bis nach Mitternacht ausgedehnt, und so schlief Lori noch, als ich am Morgen mit dem Prinzen in den Wald ritt. Auf dem Heimwege erklärte er mir, daß er den erwähnten Ankauf unter so unbilligen Bedingungen aufgegeben habe. Ich stimmte ihm zu. Die Sache schien abgemacht.

Das Diner wurde auf des Prinzen Verlangen, nach unserer guten deutschen Gewohnheit, pünktlich um die Mittagsstunde genommen. Als wir kurz vor derselben zurückkehrten, fanden wir Lori's Zimmerthür mit einer Guirlande von Tannenreis umwunden und die gute Frau Försterin, die segenbringende Festschürze von grasgrünem Taffet, die noch aus ihrer stolzen Muhmenzeit stammte, vorgebunden, im Begriffe, einen mit achtzehn Wachsstöckchen und einem dicken Lebenslicht in der Mitte geschmückten Geburtstagskuchen die Treppe hinan in den Speisesaal zu tragen. Das Geheimniß war verrathen.

Der Prinz machte seiner „ältesten Freundin“ Vorwürfe, ihm nicht, behufs einer kleinen Ueberraschung, einen Wink gegeben zu haben. Indessen hatte er die Aufmerksamkeit, das Geburtstagskind, als es eine Viertelstunde später an seines Väterchens Arm zur Tafel erschien, nicht im bequemen Hausanzug, sondern in Gala zu empfangen: Escarpins, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe, goldene Knöpfe und Stickerei an dem Gilet von weißem Atlas und dem grünen Sammetrock; den Federhut unter dem Arm. Auch ein paar Ordenssterne blitzten an seiner Brust. Wie strahlten, ob der Ehre, die großen Augen der kleinen Frau! ach, und wie giftig mögen, ob des Neides, die kleinen ihres Väterchens gezwinkert haben. Nein, blind macht sie nicht, die Liebe, und blind auch nicht der Haß. Da, an der Seite des kindlichen Weibes saß ein Held, ein Fürstensohn, im Kriegslager gestählt, eine breite, hohe Gestalt, blühend heitere Züge, jugendlich über ihre Jahre hinaus; und ihr gegenüber, als Spiegelbild zurückgestrahlt, grau und dünn der Schneiderenkel, ein Bücherwurm, vor der Zeit am Schreibtische gebeugt, mit spärlichem Haar über der mit frühen verdrießlichen Altersfalten durchzogenen Stirn.

Und wie stumm saß das trübselige Männlein auf seiner Stuhlkante, die Zunge am Gaumen angeklebt, die Lippen über einander gekniffen, während Ohren und Gedanken jedes Wort seines glücklichen Nebenbuhlers auf der Goldwage wogen, und die Blicke die Schale des Erfolges sich immer tiefer senken sahen! O, wie gut gewählt waren auch diese Worte, wie heiter einem kindlichen Sinne und dem festlichen Tage gemäß, wie zart die Galanterie! Blind und taub, eine Närrin hätte das junge Weib sein müssen, hätte es zwischen den Beiden anders gewählt, als der Argus ihm gegenüber es wählen sah.

Der Prinz hatte zum Ausbringen der Gesundheit Champagner auftragen lassen und trank gegen seine Gewohnheit stark. Für mich war dieses fränkische Product ein chasse-ennui ohne Gleichen; aber ich brauchte scharfe Augen und scharfes Ohr, ich durfte nicht sorglos werden, schützte daher Kopfweh vor und trank keinen Tropfen. Lori dagegen schlürfte mit Behagen den süßen Schaum, den ihre Lippen zum ersten Male kosteten. Immer höher färbten sich ihre Wangen, immer goldener klang ihr Lachen, immer verlangender weiteten und weideten sich des Gastgebers Blicke.

Beim Dessert kam er, wie vom Zaune gebrochen, auf den viel besprochenen Landkauf zurück. „Ich denke, Klösterley, wir thun dem Grafen den Willen,“ sagte er.

(Vor ein paar Stunden hatte er gesagt: Wir thun ihm den Willen nicht!)

„Der Boden ist besser als der umgebende,“ fuhr er mit Geläufigkeit fort, als ob er sich selbst übertölpeln wolle, „er könnte mit der Zeit eine Eichenschonung nähren — —“

Nun, wahrhaftig, mir, dem Forstmann, brauchte er das doch nicht zu beweisen!

„Das Birkenwäldchen zur Rechten gleicht einer Oase in der Wüste, wir bauen ein Hüttchen hinein, für unsere Jagdpartien das gelegenste Rendezvous und für eine holde Spaziergängerin — —“

Aha!

„ein trefflicher Erholungsplatz. Wir würden ihn „Lorisruhe“ nennen.“

Darum also! Ein Angebinde! Und wie klatschte das Geburtstagskind vor Lust und Dank in die Hände.

„Daß wir die Sache doch heute noch abmachen könnten!“ rief der Prinz. „Ein Glückshandel, der an solchem Freudentage abgeschlossen wird! Es ist kein Aberglaube um die gute Stunde. Morgen könnte sie verpaßt sein. Aber es ist ja auch noch nicht zu spät. Wie viel Uhr denn? Ein Viertel nach zwei. Nehmen Sie mein Pferd, Freund, es ist rascher als das Ihre. Eilen Sie. Ich gebe Ihnen plein pouvoir, nur daß die Sache heute noch zum Abschluß komme!“

Wie ein glühender Stahl zuckte jedes Wort durch mein Hirn. O, wer begriff sie nicht, die gute Stunde! Er wollte mich entfernen, allein sein mit der Geliebten, zum ersten Male ohne den widerwärtigen Späher, den alten eifersüchtigen Pedanten, der keine Secunde von der Seite seines jungen Weibes wich. Allein mit Lori!

Ich schwieg, auf eine Ausflucht sinnend; halb in der Hoffnung, daß Lori sagen würde: „Ach nein, Väterchen, es ist ja mein Geburtstag, gehe heute nicht von mir!“ Aber Lori rief nur ein über das andere Mal: „Ach, wie schön! wie herrlich! Lorisruh! Ja, reite, Väterchen, reite, kaufe das Wäldchen heute noch!“

Auch sie wollte mich fort haben, auch sie! Sollte ich ihm mein Patent vor die Füße werfen, knall und fall meinen Posten verlassen und mit meinem Weibe flüchten gleichviel wohin, und wenn es in den jenseitigen Urwald wäre, nur wo der Blick dieses Lüstlings sie nicht mehr traf?

Ja, ich war entschlossen, es zu thun, nicht erst wenn der Kündigungstermin gekommen, nein, morgenden Tages. Aber heute, heute war ich noch ein Sklave. Hieß ich nicht Christian Klösterley, der Kalmäuser, und wer scheut das Stigma der Lächerlichkeit so wie ein Kalmäuser, der ein Emporkömmling ist? Ich schämte mich vor dem hochgeborenen Herrn, aber mehr noch schämte ich mich, — ja selbst in diesen Minuten, — vor Lori, dem Kinde, meinem Weibe.

Ich sprengte von dannen; mit verhängtem Zügel setzte ich quer durch die Haide über Knorren und Gräben. Aber auf meinem eigenen sicheren Gaul, nicht auf des Prinzen feurigem Renner. Er hätte mich abwerfen können, die gute Stunde verlängern ad infinitum. Was lag mir am Leben? Aber nicht als Hahnrei wollte ich es verlassen und nicht — wer weiß? — auf schlaue, unverfängliche Weise — gemeuchelt.

Des Grafen Gut lag Meilen fern, beim stärksten Ritt, beim kürzesten Handel konnte ich erst mitten in der Nacht wieder heim sein. Zehn Stunden, zum Genuß der guten! Alle hundert Schritte dachte ich: „kehre um, jage den Schänder aus deinem Tempel, sei ein Mann!“ und in den nächsten: „Sei kein Thor! Ist Unschuld denn ein Wahn, Treue eine Lüge? Glaube an das Kind, dein Weib!“ Und in diesem Wogenschlag der Gedanken hetzte ich vorwärts, Christian Klösterley, der Kalmäuser.

Da jubelte ich denn über den glücklichen Zufall, — ach, der unseligste war es! — der mich nahe der Stadt auf den Mann, mit dem ich unterhandeln sollte, stoßen ließ. Der Graf war auf dem Wege zu seinem dort wohnenden Gerichtsdirector, vermuthlich in der nämlichen Angelegenheit, die mich zu ihm führte,

und sehr wahrscheinlich, um gelindere Saiten aufzuziehen. Was fragte ich danach? Ich begleitete ihn, schloß unter den verwunderten Blicken des alten mich gut genug kennenden Judex ohne Markten die Punctation ab und hetzte, wie ich gekommen, meinen Weg zurück. Es war noch Tag; um viele Stunden die gute abgekürzt; aber wie vieler Minuten bedarf es denn, um sie zur Bösen werden zu lassen?

Bevor ich in Sicht kommen konnte, band ich mein Pferd in einem Dickicht fest und schlich wie ein Dieb von der Rückseite um das Haus. In der Küche wurde gebrodelt, ein schwelgerisches Nachtmahl den Glücklichen bereitet. Die Fenster unseres Erdgeschosses reichten bis wenige Fuß über die Rampe; die von Lori's Zimmer standen geöffnet. Noch nie hatte der Prinz dieses Zimmer betreten; heute hörte ich seine Stimme in demselben. Ich schämte mich nicht, zu horchen. Ich hätte das Zimmer übersehen können, aber ich wäre bemerkt worden. So drückte ich mich denn an die Wand und spannte mit angehaltenem Athem. Nur den Klang vernahm ich, nicht die Worte.

Der Prinz redete rasch, feurig, mit Entzücken, eine Frage. Nun Lori. Ihre Stimme, sonst ein Lerchenklang, war heute ein Lispeln. Ich hielt mich nicht länger, trat vor. Ein einziger Blick! Lori stand vor dem Prinzen, beide ihre Hände in den seinen. Ihre Wangen glühten, Augen und Lippen schimmerten feucht. Sie sah mich nicht, aber — Er!

Die Faust um den Hirschfänger geballt, stürzte ich nach der Thür; bevor ich sie geöffnet, trat der Prinz heraus, erhitzt, erschüttert. Rasch wollte er an mir vorüber. Ich packte seinen Arm, ein tödtliches Wort brannte in meiner Kehle, aber die Stimme versagte.

Endlich, endlich machte sie sich Luft: „Herr," knirschte ich, „dieses Haus ist das Ihre, aber dieses Zimmer betrete nur ich! Morgen wird es von mir geräumt sein und zu Ihrer Verfügung stehen."

Der Prinz hatte seinen Arm frei gemacht. Er maß mich von Unten bis Oben mit einem langen Blick. Ob er Etwas geantwortet hat, oder was, weiß ich nicht, denn vor meinen Ohren sauste es. Den Blick aber verstand ich. So blickte König David herab auf den „ehrlichen armen Schächer Uria, den Hethiter, der ein Weib besaß, das dem König gefiel."

Er rief seinem Jäger und schritt hastig dem Walde zu. Ich trat in Lori's Zimmer. Sie stand noch auf dem nämlichen Platze, die Arme schlaff niederhängend, die Lider gesenkt; sie hörte mich nicht. „Lori!" herrschte ich sie an.

Sie schreckte auf, als erwachte sie aus einem Traum.

„Lori, was wollte der Herr in diesem Zimmer?"

Sie schüttelte langsam den Kopf und blieb stumm.

„Du weißt es nicht, willst nicht sagen, was — —"

Sie starrte mir in das Gesicht, als ob darin etwas Entsetzliches geschrieben stehe, etwas Entsetzliches, ja wohl, — ihre Sünde! Ein Schauder überlief ihren Leib; jeder Blutstropfen wich aus ihrem Gesicht; sie zitterte und blieb stumm.

„Du schweigst," schrie ich. „Nun wol, so wird mir ein Anderer Rede stehen!"

Ich schlug die Thür in die Angel, warf meine Büchse über die Schulter

Digitized by Google

und rannte durch das Hinterhaus in den Wald. Ihm nach! Wozu? Was wollte ich? Wollte ich überhaupt etwas? Wer kann sagen, was er will, was in ihm vorgeht, wenn das Blut in seinen Adern kocht, vor den Augen Funken sprühen und vor den Ohren Zungen gellen. Rache! zischten die Teufel in der Brust; Rache! krächzten die Raben, die, ehe sie sich zur Nachtruhe niederließen, über den Wipfeln kreisten, Rache! brauste der Sturm, der ein Wetter vom Himmel niedertrieb, oder es verscheuchte. Rache! Rache!

Ich habe späterhin in England ein Theaterstück aufführen sehen, das mich wie kein anderes erschüttert hat. Ein Neger, von Grund aus keineswegs ein Unheilspürer wie ich, sondern ein argloses Naturkind, erwürgt in jacher, canibalischer Wuth sein schönes, angebetetes Weib, um eines eingeblasenen Verdachtes willen, dessen Fälschlichkeit auf der Hand liegt. Erklärlich bei einem Wilden, einem Wüstenkumpan von Tigern und Löwen, dessen Vater vielleicht noch ein Menschenfresser war. Aber ein gesitteter Europäer, ein Denker, ein Philosoph, ei, nun! auch er mordet, mordet mit Recht, mit Gier, aber nicht das schwache Weib, das er geliebt, noch liebt, selbst wenn dasselbe keine Desdemona, sondern eine Bathseba ist. Er mordet den Verführer, den Ehrenräuber, den Feind. Sein Mordrecht ist der Zweikampf, und wenn — der Prinz von Geblüt, der unter einem Ausnahmsgesetze auch der Ehre steht, dem Lakaiensohne, dessen Tempel er geschändet, in das Gesicht lacht — — nun dann — —

Wohin war er? Der Haß schärft die Sinne gleich denen des indianischen Jägers. Der geknickte Halm, ein Fußtritt im Sande, ein aufgescheuchter Vogel, der Duft eines zertretenen Krautes werden zur Spur. Aber er hatte einen Vorsprung, die Spur verlor sich im Gestrüpp; es dämmerte über den Wipfeln, Wolken verhüllten den Sonnenuntergang, der Wind wirbelte Staubwehen in die Luft.

„Nacht und Wetter ziehen heran," stachelte der Quälgeist im Hirn. „Wie lange wird Er heimgekehrt sein — zu seiner Lust. Kehre rasch heim, auch Du!"

Ich kehrte um. Da, in der Ferne ein Knall. Ich preßte einen Jubelschrei hinunter. Er war noch da. Ein armes Thier mochte verendet sein.

„Blut stillt Blut!" warnte heimlich ein Friedensgeist. „Stille auch Du, Unmensch, Dein Lechzen im Blute einer thierischen Creatur und dann — Hahn in Ruh!"

„Narrenspossen! Den Hahn gespannt! Vorwärts, Kalmäuser!"

Alles wieder still wie zuvor.

— Jählings ein Schwirren, ein Fauchen in der Luft; stoßweises Zittern des Gezweigs jenseit des schmalen Pfades, auf dem ich schlich. Ein Waidmann kennt dieses Fauchen, dieses Zittern. Das lichtscheueste aller Jagdthiere, eine Wildkatze, ist aus ihrem Schlupfwinkel aufgescheucht, wird gehetzt, flüchtet in Sätzen von Ast zu Ast. Struppiges Unterholz deckt den verfolgenden Jäger, seine Tritte der weiche Sand. Ein Todfeind aber wittert des anderen Nähe; kaum zehn Schritte ihm gegenüber, da lauert er mit gespanntem Rohr und ihm zu Häupten auf einem abgestorbenen Stamm, da funkeln die wüthigen Lichter.

Der Lauscher nimmt sein Ziel — auf die Bestie? auf den Jäger? Ein Gedankenblitz, das Zucken eines Gliedes, einer Fiber, das Bruchtheil einer Secunde

Digitized by Google

entscheiden über Leben und Tod, über Himmel und Hölle. Wer schildert solch ein Atom der Zeit, das eine Ewigkeit bedeutet? Ein Etwas streift den Lauf des Rohrs, ein Schatten verdunkelt den Blick. Ein Schnauben am Ohr, eine Last auf der Schulter; die Tatzen der Bestie krallen sich um den Hals, ihr Geifer spritzt an die Wange. Und rascher als die Hand sich hebt zur Wehr, ja, rascher, als das Bewußtsein der Gefahr, blitzt eine Flamme vor den Augen auf, saust eine Kugel harsch am Ohr vorüber, ein heißer Strom überrieselt den Leib, dann schwinden die Sinne. Ich stürze zu Boden.

VIII.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf der nämlichen Stelle, die Bestie mit zerschmettertem Kopf zur Seite. Des Prinzen Jäger kniete vor mir, bemüht, mir mit dem Inhalt seiner Jagdflasche die Schläfen zu reiben.

„Das war ein Schuß, ein Meisterschuß!“ rief er. „Der Schweizer Tell hat keinen glücklicheren gethan. Ja, unser Herr, unser Herr! Ein halber Finger breit weiter links und es war um Sie geschehen; biß die Kanaille aber zu, dann erst recht. Mitten durch die Schnauze, im äußersten Moment! Gott sei Dank, Sie sind unverletzt; der Krall am Ohr hat Nichts zu bedeuten; der Geifer floß abwärts; nur der Rock, der ist futsch!“

Er drückte ein Stück Pfeifenschwamm auf die Wunde, nachdem er sie mit Wein ausgewaschen; reichte mir die Flasche zum Trunk und half mir in die Höhe.

Die Füße trugen mich; ich hörte und sah; nur die Sprache versagte noch.

„Schaun Sie den Kerl!“ sagte der Jäger, auf das Thier weisend. „In meinem Leben ist mir kein Kater von dieser Größe vorgekommen. Schade, daß das Kopffell durch und durch zerschossen ist. Ein Prachtexemplar im Naturaliencabinet hätte er abgegeben.“

So plaudernd, begleitete er mich bis in die Nähe des Hauses unseres Hegemeisters, rieth mir, mich in demselben zu erholen und reinigen zu lassen, da meine Kleider vom Blut und Hirn des Thieres besudelt waren; jedoch es den Leuten recht plausibel zu machen, daß ich die Bestie selbst erlegt. Der Herr habe ausdrücklich befohlen: „Gegen keinen Menschen ein Wort von der Geschichte!“

Nach dieser Weisung empfahl er sich, da er den Wagen des Prinzen, der allein im Walde zurückgeblieben, für die Rückfahrt zu beordern hatte. Ich trat nicht in das Haus; ich fühlte mich stark zum Heimgang und wer sah die blutigen Spuren? Ehe ich das Schlößchen erreichte, würde es völlig dunkel sein; im Walde nachtete es bereits. Ich war allein und ich war bei Sinnen. Ja, bei Sinnen, aber, seltsam! nur halb bei Sinnen.

Es ringen gute und böse Geister in unserer Brust; wer hätte ihren Zweikampf erfahren, wie ich selbst in dieser nämlichen Stunde; Stimmungen, Wallungen, ihrer Natur nach Gegensätze, wachen gleichsam in getrennter Herzkammer auf und schlummern ein. Auch vergessen lernen wir mit der Zeit. Daß aber das Bewußtsein nicht ein Ganzes, sondern ein Theilwesen sei, welches, wie ein gleichgültiges Ehepaar in abgesonderten Räumen schaltet und ruht, ich

Digitized by Google

hatte es nimmer geahnt, fasse es heute noch nicht; aber ich habe es erlebt, es kann so sein, es ist so gewesen.

Ob die starke körperliche Erschütterung des Schusses und Sturzes das Problem bewirkt hat, oder die stärkere seelische, die jenen voranging, Wahrheit ist, daß der Winkel in meinem Hirn, darin der Feind nistete, gleichsam verriegelt war. Ich erinnerte mich deutlich des jüngsten Vorgangs, aber ich athmete nur Dankbarkeit, Lebensfreude, Liebe. Der Herr war mein Erretter, mein hoher Freund; mein Weib das reine holde Kind von einst; der Glaube an die natürliche Macht der Unschuld, die jeder Versuchung widersteht, ja, für die es eine Versuchung gar nicht gibt, war niemals mächtiger in mir gewesen. Ich entsinne mich wenig froherer Lebensstunden als der während dieses nächtigen Ganges durch meinen Wald, heim zu dem geliebten Weibe.

Im Begriff nach dem Hauptwege einzubiegen, erkannte ich den Prinzen, der seinen Wagen bestieg. Ich hätte auf ihn zustürzen, ihm die Wohlthat des Lebens, das er mir erhalten, danken mögen, aber voran rollte das Gefährt, nach der Richtung der Stadt, nicht nach der des Schlößchens. Die veränderte Disposition nahm mich nicht Wunder. Ob ich gänzlich vergessen hatte, daß der Herr wochenlang mein Hausgenosse gewesen, ist mir nicht mehr klar bewußt; jedenfalls hatte ich allen Argwohn vergessen, alle Schmähung, die ich ihm in Gedanken und vor wenig Stunden auch in Worten angethan. Ich grübelte nicht. Ein heißes Verlangen nach Lori, so als hätte ich sie seit Jahren nicht gesehen, ein Jünglingsgefühl, so als wäre sie meine Braut und heute mein Hochzeitstag, hasteten meinen Schritt.

Ich betrat meine Wohnung von der Hofseite; im oberen Stock rüstete man die Abendtafel, der Prinz wurde noch erwartet. Rasch wechselte ich die Kleider und trat in Lori's Zimmer. Es brannte kein Licht darin.

Sie stand am offenen Fenster, wartend — auf wen? Ich fragte nicht danach. War ihr Gesicht noch so blaß wie am Nachmittag, oder warf nur der Mond seinen fahlen Schein auf sie, wenn er minutenlang die sich scheuchenden Wolken durchdrang? Ich preßte sie in meine Arme mit lange gebannter, frei entbundener Gluth. Sie — — o, nicht in jener Wonnennacht, aber heute, heute blicke ich in ihr Gemüth wie in ein aufgeschlagenes Buch! — sie stand noch unter dem Eindruck meines grimmigen Ausbruchs, meiner Drohung, am Nachmittag, sie wehrte sich nicht, aber sie scheute, sie fürchtete sich vor mir. „Dein Herz schlägt so laut, daß ich es höre," stammelte sie mit einem Blick der Angst, „was hast Du, was ist geschehen?"

„Ich liebe Dich, Lori!" raunte ich in ihr Ohr, zum ersten Male, seit ich sie liebte, ja zum ersten Male in ein Menschenohr, seitdem ich lebte.

Und ich preßte sie von Neuem an mein Herz und küßte ihre Lippen, die sonst so roth und warm waren und heute kalt und bleich.

„Was ist das?" fuhr sie auf. Ein Blutstropfen war auf ihre Hand gefallen; die kleine Wunde hatte sich geöffnet.

„Es ist nichts!" sagte ich leichthin.

Derlei Verletzungen kommen einem Forstmann ja häufig und nicht blos bei Fährlichkeiten wie die, welchem mein Vorgänger im Amt erlegen war. Der

angeschossene Hirsch, der Keiler setzen sich zur Wehr, das Pferd strauchelt über einen Knorren, der Reiter stürzt; ein der Axt verfallener Baum streift ihn im Fall. Ich pflegte kein Wesen von solchen Begebnissen zu machen und auch Lori hatte es bisher nicht gethan. Heute aber stieg eine furchtbare Ahnung in ihr auf.

„Wessen Blut ist das?“ fragte sie tonlos.

„Meines!“ antwortete ich lachend. „Der Ritz eines Kiefernastes. Komm, Herz, laß uns zur Ruhe gehen.“

Sie zögerte. „Unser Herr — —?“ fragte sie noch immer voll Angst.

„Der Prinz ist nach der Stadt gefahren, Kind.“

„Wahr?“ athmete sie auf, „wahr, — er lebt?“

„Warum soll er denn nicht leben, Liebchen? Geschäfte, Gäste, wer weiß, was er hat? Komm!“

Noch stand sie eine Weile stumm und starr, dann folgte sie mir, aber sie seufzte, indem sie es that.

Ob sie in der Nacht ein Auge geschlossen, sie, die bisher friedlich wie ein Kind geruht? Als ich am Morgen aus dem beseligendsten Traume erwachte, lag sie mit wirrem Haar und ringendem Athem in einem halben Schlummer, jener gleichsam durchsichtigen Betäubung eines Fiebernden.

Und — o, der Qual dieser Erinnerung! — Und unter diesen stöhnenden Athemzügen erwachte wie durch bösen Zauber, der Feind in meinem Hirn. Der sperrende Riegel war zurückgeschoben, das Bewußtsein ungetheilt; Zweifel und Glaube, Liebe und Haß stürmten wieder gegeneinander wie feindliche Zwillingsbrüder.

Ich hörte einen Wagen vorfahren und sprang aus dem Bett. Der Kastellan des Stadtschlosses brachte die Kunde, daß der Prinz mitten in der Nacht nach dem Karlsbad aufgebrochen sei.

Warum so plötzlich? fragte ich mich. Floh er *vor* der Gefahr, oder — oder — nach — —? Die Vorstellung wirbelte mein Blut empor.

Er hatte mein Leben in der Hand gehabt, warum rettete er es? Aber hatte er es denn retten wollen? nicht blos aus Schützenübermuth das verfolgte Beutethier auf meiner Schulter erlegt, wie er es auf einem Baumzweig erlegt haben würde? Oder, oder hatte er mit dem befreienden Schuß nicht vielleicht gar einen Fehlschuß gethan? War das rechte Ziel nicht etwa der Hethiter, der seinen fürstlichen Gelüsten im Wege stand, und kein arglofer Uria, — ihm eine Schmähung in das Gesicht zu schleudern sich unterfing? Auch eine Meisterhand zittert wol bei solchem Schuß. Und wenn sie das rechte Ziel nun getroffen, das Hirn des Mannes statt dessen der Bestie zerschmettert hätte, würde er, der Fürst, vor der Welt ein Mörder geheißen haben? würde er, der Verführer, sich als Mörder angeklagt haben, wie doch der gekränkte Gatte, in Momenten, wo der Dämon sich in seinen Winkel verkroch, sich als Mörder anklagte, als Mörder dem Willen nach, wenn auch nicht der That? War er, der Retter, der Held und Ueberwinder nicht eben solch ein Mörder wie ich?

Eine scheußlichere Niedertracht als diese Vorstellung ist nicht auszudenken. Aber ich habe sie gehegt, freilich nicht stetig, nur stoßweise, so wie in der Nacht

Digitized by Google

eine Sternschnuppe niederschießt; habe sie trotz aller noch späterhin empfangenen Wohlthaten gehegt; trotz der Scorpionen, mit welchen das göttliche Geheimniß, Gewissen genannt, mich geißelte, immer von Neuem gehegt; an ihrem Gedächtniß werde ich mich verbluten.

Und was dem heimlichen Wurm, so oft ich ihn todt wähnte, immer neues Leben gab, das war Lori, das Weib, das ich liebte, selbst als Sünderin noch geliebt haben würde.

Ich hatte in bänglicher Scheu, die Nachricht von des Herrn unerwarteter Abreise Lori gegenüber verzögert. Als nun die Försterin, sich die Thränen von den Backen wischend, mit dem Rufe: „Er ist fort, fort!" in unser Zimmer stürzte, verfärbte Lori sich, wie sie es gestern Nachmittag gethan. „Fort!" murmelte sie, „fort!" und dann saß sie, die Hände im Schoß gefaltet, starr und stumm. Ohne daß sie es bemerkte, wendete ich meine Blicke nicht von ihr ab. Nein, ich täuschte mich nicht, sie war verwandelt. Aus dem Kinde war über Nacht ein Weib geworden.

Sie erwähnte des Prinzen nicht, und ich that es auch nicht. Mit reinem Gewissen wie noch gestern, so dachte ich, würde sie kaum von etwas Anderem als Ihm gesprochen haben. Daß aber ich mich hütete, durch Mittheilung meiner durchlebten Gefahr und der Selbstüberwindung, welche das Kunststück, das mich aus ihr errettete, zu einer Heldenthat machte, den Geliebten noch höher als bisher in ihrem Herzen zu erheben, möchte von allen meinen Niedrigkeiten die verzeihlichste sein. Vor mir selbst rechtfertigte ich dies Verschweigen mit des Herrn ausdrücklichem Befehl. Lori, — und das ist die Erklärung für den Abschluß meiner heimlichen Geschichte, Lori hat mein Waldabenteuer niemals erfahren.

Am nämlichen Morgen setzte ich kurz und bündig mein Abschiedsgesuch auf, bat mit Verzicht auf jeden Gnadengehalt um schleunige Erledigung und beförderte das Schreiben an den Herzog, dessen, nicht des Prinzen, Diener, ich ja in erster Reihe war. Nur fort, fort von hier, lieber heute als morgen. An Amerika dachte ich freilich nicht mehr; aber bei Lori's einfacher Gewöhnung und meiner eigenen war ich wohlhabend genug, um als selbständiger Mann allerorten zu leben. Wie schwer fiel es nun aber dem eingefleischten Kalmäuser, sein armes junges Weib auf diese Veränderung vorzubereiten, wie viel schwerer noch, deren Beweggrund zu erklären, der sichtlich vor Sehnsucht sich Verzehrenden die Hoffnung auf ein Wiedersehen zu zerstören. Sie schlich umher wie nach dem Tode ihrer Mutter, so als ob sie Etwas suche; rief ich ihr zu, folgte sie mir in den Forst, aber nicht hüpfend und trällernd wie sonst; sie fragte nach Nichts, bückte sich nach keiner Blume, flatterte keinem Schmetterling nach, schaute wie verloren in die Weite, hing sich, bald ermüdet, an meinen Arm und heimgekehrt streckte die allezeit Bewegliche, die von Träumereien bisher Nichts gewußt hatte, sich, ohne zu schlafen, auf ihr Ruhebett. Mutter Lorenza's Schicksal schien ihrer Tochter plötzlich überkommen.

Und in dieser Stimmung ihr sagen zu sollen, daß ihres Weilens nicht länger sei in der Heimath ihres Waldes, den sie von jeher so geliebt und der ihr nun zu einem Paradiesgarten geworden war!

Sie dauerte mich. Ich brachte die Schreckenspost nicht über die Lippen,

Digitized by Google

bis am übernächsten Tage eine andere zu uns drang, wahrlich nicht geeignet, mir das schwere Bekenntniß zu erleichtern. Die Kunde von unseres Herzogs Tod. Er war dem Erbübel seines Geschlechts, einem jachen Schlaganfall erlegen, der Prinz unser Landesherr geworden an dem Tage, den er einen Glückstag genannt, in der nämlichen Stunde, in welcher er — gewiß ein bedeutungsvolles Zusammentreffen für den gläubigen Christen, der er war! — in der nämlichen Stunde, in welcher er die Schmähung eines Dieners, seines Todfeindes, mit dessen Lebensrettung vergolten hatte.

Die Staffette, welche ihn vergeblich zuerst in Dresden, dann im Stadtschlosse und endlich bei uns gesucht hatte, trug die Botschaft nunmehr in den entlegenen Badeort. Es mußten Tage vergehen, bevor er seine neue Residenz erreichte, Wochen, bevor im Drang der nächsten Obliegenheiten mein Gesuch erledigt ward. Und wie entschieden? Würde der Herr den widerborstigen Diener ungnädig ziehen lassen, seinem Gesuch zuvorkommend, ihm wol gar den Laufpaß geben? oder um seines holden Gemahles willen ihm zu bleiben befehlen, mindestens bis zum verpflichtenden Termin?

Lori nahm die Rangerhebung des Herrn ohne merkliche Freude auf. Er stieg nicht höher dadurch in ihren Augen. „Nun, da er so wichtige Aufgaben hat und so viel schönere Schlösser sein eigen nennt, wird er schwerlich wieder zu uns kommen," bemerkte ich, als Vorbereitung zu meinem Zweck.

„Niemals!" sagte sie mit traurigem Klang, aber einer Zuversicht, die ich nicht zu deuten wußte.

„Möchtest Du nicht auch lieber in angenehmerer Umgebung leben, Lori?"

„Wo denn?" fragte sie. Gewiß dachte sie an die neue Residenz.

„Nun in einer großen, schönen Stadt. In Wien etwa, oder Paris?"

„Ach, was sollte ich dort?" versetzte sie. „Hier ist es am besten für mich. So grün und still!"

Sie hoffte doch noch, ihn wiederzusehen!

Von Tage zu Tage wurde die seltsame Veränderung ihres Wesens augenfälliger. Das kernfrische Geschöpf siechte auch körperlich, die Blüthe der Wangen und Lippen schwand, der Glanz der Augen erlosch, blaue Ränder umzogen deren Höhlen; unsere einfache Mahlzeit schmeckte ihr nicht mehr. Hatte sich der Gaumen an der fürstlichen Tafel verwöhnt? Nein. Sie wies auch Leckerbissen zurück; keine Blume, kein Vogelsang freuten sie noch; von ihrem Pferdchen wollte sie erst recht Nichts wissen. Nur im Schlafe — oder Traum? — schien ihr wohl zu werden. Fragte ich: „Bist du krank, Lori?" „Gar nicht!" antwortete sie, „blos müde, so müde!"

Müde, lebensmüde! hinsiechend wie ihre Mutter aus Mangel an Freude, obschon einer höheren Freude als Jene, an der höchsten! Eine Schattenblume auch sie! Wenn ich sie welken sehen müßte! Nein, lieber, lieber in meines Todfeindes Arm, und mir, mir — eine Kugel durch den Kopf. Ohne mich Elenden blühte sie heute im Sonnenschein und wäre glücklich!

Gottlob, daß endlich, endlich der alte Weise, zu dem ich als Arzt und Freund wie zu keinem Anderen Vertrauen hatte, heimgekehrt war, und ich in meiner schweren Sorge Zuflucht bei ihm suchen durfte. Sein Schwager Haller,

Digitized by Google

ein angesehener Bürger meiner Geburtsstadt, hatte ihn zu Hilfe gerufen, weil seine Frau in Todesnöthen lag. Der Helfer kam zu spät; aber der neue Herzog hielt ihn zurück, indem er ihm das erledigte Stadtphysikat und zugleich die Functionen eines Leibmedicus bei seiner Person auf das Dringlichste antrug. Der Dorfdoctor schwankte eine Weile, er schätzte den Herrn und hätte ihm gern gedient; schließlich jedoch lehnte er ab. „Wenn ein alter Baum noch Früchte tragen soll, darf er nicht verpflanzt werden," sagte er. „Im gewohnten Boden hält er es noch ein paar Jährchen aus."

Lori's Hinfälligkeit war so in die Augen springend, daß ihre Behauptung ganz gesund, und nur ein bischen müde zu sein, bei dem erfahrenen Manne nicht zog. „Müde, ganz recht," sagte er. „Aber warum sind Sie denn müde, Frauchen? Sein Sie ruhig! Ich verschreibe Ihnen keine Mixtur. Mein Recept soll Ihnen munden!" Unter vier Augen mit mir erklärte er darauf: „Dem genügsamsten Haidekräutchen kann der Sand auf die Dauer zu dürr werden. An einem frischen Born jedoch wird es das hängende Köpfchen bald wieder tragen lernen. Schneidet kein Gesicht, Psychicus! Mag Dame Mode unseren Modedamen den Curenteufel auch bis zur Ungebühr in das Eingeweide treiben, unser Herrgott hat nicht für die Langeweile absonderliche Quellen sprudeln lassen. Schon das Ruckeln der Reisechaise ist eine heilsame Motion. Auf, den Käfig, Freund, fort mit dem flügellahmen Vögelchen, fort mit ihm — —"

„Nach dem Karlsbad?" unterbrach ich ihn lauernd. Wer wußte denn, ob der neubackene Herr Herzog nicht in Bälde seine unterbrochene Cur alldort vollenden werde? ob der alte Schlaukopf, der uns seinen durchlauchtigen Gönner schon einmal auf den Leib gehetzt, nicht dessen vertrauter Helfershelfer war? O, wer zählt sie alle auf, die Ausgeburten eines Kalmäuserhirns! Der alte Schlaukopf blinzelte hinter seiner grünen Brille schier hämisch zu mir hinüber: „In das Karlsbad?" versetzte er, „ja Euch, alter Gallenknecht, würden als Katharsis, — um mich humanistisch, wie Ihr es liebt, auszudrücken, — Euch würden so ein Dutzend Maßkrüge voll Sprudelwasser, acht Wochen lang jeden Morgen geschluckt und nebenbei, als Dämpfer, jeden Abend eine Douche auf den hirnverbrannten Schädel möglicher Weise erwünschte Dienste thun; aber so ein Lämmchen von Weib und — Glaubersalz, — warum nicht gar! Ein bischen Eisen in sein Geblüt, daß es tapfer bleibe gegen den Griesgram; nicht gegen den eigenen, welcher Gott sei Dank! nicht vorhanden ist, aber gegen den des werthgeschätzten Herrn Allernächsten. Nach Spaa würde ein feiner Hofmedicus rathen. „Alldorten fleußt der Quellen beste, was sie nicht thut, das thun die Gäste." Der Bauerndoctor aber meint, das Ruckeln nach Spaa würde dem Lämmchen ein bischen zu lange währen, und dem allernächsten Herrn Griesgram unter allen Umständen das Treiben alldort zu kunterbunt däuchen. Pyrmont thut's auch. Bringt sie nach Pyrmont!"

„Gut, wir gehen nach Pyrmont!"

Selbige Stunde erneuerte ich, und noch dringlicher als das erste, mein Abschiedsgesuch an den nunmehrigen Landesherrn. Des alten Weise Lection hatte gewirkt; ich schrieb mit erleichtertem Herzen, daher es wahrlich keine Redensart war, wenn ich bekannte, daß ich mich nicht länger würdig fühle, in Seiner

Durchlaucht Dienst zu stehen und gesonnen sei, in das Ausland zu verziehen.

Das Schreiben konnte sein Ziel noch nicht erreicht haben, als Manu propria von dem Regierenden die Replik auf das Gesuch an den Hochseligen eintraf. Ein Courier, welcher, betreffs des Regimentswechsels, amtliche Depeschen an die Stadtbehörden beförderte, hatte es bei Wege im Schlößchen abgegeben, während ich auf einem Ausritt begriffen war. Bevor ich, heimkehrend, noch vom Pferde gestiegen, wurde es mir von Ehren-Michelin gleich einer Trophäe entgegengestreckt. Welch hohe Gunst mochte es enthalten? Seiner Liebden Huld konnte nach Gottes väterlichem Rathschlusse gar keine Grenzen finden. Außer einer goldenen Schnupftabaksdose für seinen alten braven Förster Michel und einer silbernen Zuckerdose für seine alte treue Muhme Michelin war von dem durchlauchtigen Courier auch noch, als nachträgliches Geburtstagsangebinde, ein allerhöchstes Cadeau an die Frau Oberforstmeisterin abgegeben worden. Ein Cadeau an Lori! das Schreiben uneröffnet in der Hand, eilte ich in ihr Zimmer.

Freudenthränen in den Augen — der erste Wonnenstrahl seit Wochen — blickte sie auf ein Medaillon, das an feinem Goldkettchen zwischen ihren Fingern zitterte.

„Von seiner Durchlaucht?“ fragte ich.

Sie neigte den Kopf und reichte mir ihren Schatz.

Von einem fürstlichen Liebhaber fürwahr ein bescheidenes Angebinde! Unter einem Krystall, fein auf Elfenbein gemalt, en miniature die Copie der beiden Engelsköpfchen, welche auf Raphael's Meisterwerke mit so kindlich idealem Behagen zu der Himmelskönigin in die Höhe sehen. Um den schmalen Goldrand war der Spruch gravirt: „Selig sind, die reines Herzens sind.“

Fürwahr, ein unverfängliches Cadeau. Nur daß seine Rückseite eine Kapsel bildete und daß, als ich dieselbe öffnen wollte, Lori ihr Kleinod hastig aus meiner Hand nahm und dunkelerröthend sagte: „Bitte, bitte, laß zu!“

„Des Herrn Porträt?“ fragte ich.

Sie schüttelte.

„Eine Haarlocke?“

Sie schüttelte wieder.

„Die Wahrheit, Lori, die Wahrheit!“

„Kann ich lügen?“ fragte sie mit einem Blick und Klang von Trauer, ja von Bitterniß, der mir durch und durch schnitt. Die erste Bitterniß in ihrem reinen Herzen! „Kann ich lügen?“

„Ich glaube nicht, Kind. Aber warum darf ich den Inhalt nicht sehen?“

„Ich weiß nicht,“ stammelte sie verwirrt. „Mir ist, als ob es nicht recht wäre. Thue es mir zu Liebe, Väterchen, blicke nicht hinein.“

Ich blickte nicht hinein, habe auch niemals wieder nach dem verfänglichen Inhalt geforscht; so oft ich jedoch die Engelsköpfchen zwischen meines Weibes Halskrause lugen sah — Lori hatte das Medaillon umgehängt und legte auch in der Nacht es nicht ab, — da ist es mir wie die Schneide eines Dolches durch die Brust gezuckt. Zu der nur geahneten Heimlichkeit hatte sich eine eingestandene gesellt.

Digitized by Google

Unter dem ersten Eindrucke dieser Heimlichkeit öffnete ich das Handschreiben. Es lautete nach keiner Seite wie ich erwartet hatte: beschämend und stachelnd zu gleicher Zeit. Der Abschied wurde verweigert, da man sich der Leistungen eines so trefflichen Forstwirthes nicht entrathen möge und sie auf umfänglicherem Gebiet zu verwerthen wünsche, sobald die diesseitigen Culturanlagen ihre Vollendung erreicht haben würden. Da jedoch in Folge der mancherlei Anfechtungen auf seinem bisherigen Posten das Geblüt des Entlassung Suchenden augenscheinlich krankhaft afficirt sei, werde ihm bis zum Beginn der herbstlichen Jagdzeit eine Beurlaubung zum Zweck einer Badecur oder Erholungsreise zugebilligt, auch, in Anerkennung seiner Meriten, das Salair seiner Charge entsprechend erhöht und ihm der Titel eines Hofjägermeisters verliehen.

Großmuth oder Verliebtenlaune? Wurden auf eines Unwürdigen Haupt feurige Kohlen gehäuft oder wurde ein Betrogener schadlos gehalten, durch Eitelkeiten verblendet, ihm der Mund gestopft? Hoffte man wol gar, ihn zeitweise zu entfernen und auf einer demnächstigen Huldigungsreise, bis auf das Haidestädtchen ausgedehnt, von einer Strohwittwe empfangen zu werden? Enthielt die geheimnißvolle Kapsel etwa eine Anmeldung?

Ich schreibe eine Beichte: ja, ein so gemeiner Schuft war ich geworden, daß mir das Odium dieser Vorstellung nicht widerstand! In jener Stunde wenigstens nicht. Fest entschlossen, auf meiner Verabschiedung zu beharren, sah ich vor der Hand keine Wahl, als zu acceptiren und die Strohwittwe aus dem Huldigungskreise zu entfernen.

„Willst Du Seiner Durchlaucht eigenhändig danken, Lori?“ fragte ich.

„Mit Worten möchte ich es schon und könnte es wol auch,“ antwortete sie lächelnd; „aber mit meinen pattes de mouche! Ich schreibe ja so schlecht. Thu' Du es für mich, Väterchen!“

Die Engelsköpfchen und das, was hinter denselben auf ihrem Busen ruhte, hatten ihr plötzlich Kinderlaune und Kindeslaute wiedergegeben!

So sagte ich denn Dank für sie und mich. Aber, bei Gott! nicht aus dankbarer Brust. Der Argwohn ist ein hartnäckiger Feind und Dankbarkeit eine schwere Tugend selbst gegen einen Freund. Vor der Großheit gibt es eben keine Zuflucht als die Liebe.

Das Verdict der Badereise nahm Lori nicht mit Freuden auf, allein ohne Widerspruch. Gab es doch nimmer ein lenksameres Kind und ein willigeres Weib! Schon am übernächsten Tage traten wir in Begleitung unserer Organistin die Reise an.

Der alte Weise hatte diesmal indessen mit seiner Prognose fehlgeschossen. Das Ruckeln der Chaise war nichts weniger als eine heilsame Motion für das stauende Geblüt; die heimische Müdigkeit schlug zur unruhigen Widerwart um; wir durften nur kurze Tagfahrten machen, mußten wiederholt Raststationen halten. Die Umschau in den größeren Städten, die wir passirten, würde auch ohne körperliches Unbehagen wenig Reiz auf Lori geübt haben; mir bot die Umschau nur Bekanntes und ich war voll Sorge.

Erst als wir die Weser überschritten hatten, weitete in dem köstlichen Bergwald mit seinen Eichen und Buchen aus Urväterzeit sich des Naturfreundes

Brust. In dieser Gegend soll es ja sein, daß das deutsche Volk die römischen Ketten, welche in anderer Gestalt es nachher so lange geduldig getragen, abgeschüttelt hat. Geschichte und Sage reden hier laut und am lautesten die Mutter Erde. Auch Lori war ja ein Forstmannskind, der Wald ihre Freude und Wälder wie diese hatten ihre Augen niemals gesehen; aber sie schlug dieselben kaum auf, so empfindlich war ihre Pein; die Wege waren, seitdem wir die Niederung verlassen hatten, nicht einmal dem Namen nach Kunststraßen; sie mußte zeitweise in einer Sänfte getragen werden. Ich schritt zu Fuße nebenher; die Sorge und das Mitleid für mein armes Weib abgerechnet, der frohmüthigste Gesell. Zieht die Reisestiefel an, Gallenknechte! der Dämon, der Euch plagt, hockt hinter dem häuslichen Herd.

Endlich erreichten wir unser Ziel. Mein Rückzugsplan war ja durch des Herrn Entscheid nur vertagt, nicht aufgegeben. Wahrlich, in diesem frisch grünen Neste hätte ich mich einheimsen mögen, mindestens für die neun Monate im Jahre, wo es einem stillen Dorfe und nicht einer Allerweltsherberge glich.

Der Badearzt wurde gerufen, kam, untersuchte, verordnete vor der Hand nur Ruhe, kam wieder und — —

Und — — nein, es gibt kein Wort, das vollständig ausdrückte, was bei seinem abschließenden Spruch in meiner Seele vorgegangen ist. O, du Geheimniß des Lebens! Wo wäre der Mann, nicht blos ein alternder Mann und ernsthaften Schlags wie ich, den deine Offenbarung nicht mit Schauern des Entzückens überrieselte? Nein, keine Spitzfindigkeit löst oder leugnet das urewige Räthsel des Blutes. Dennoch hatte ich solche Hoffnung, solche Sehnsucht nicht gehegt. Mein Weib war ja mein Kind, mein Zukunftsleben! Und nun auch noch es lieben zu müssen um des anderen Lebens willen, das es erst recht eigentlich zum Weibe machte, — ich wähnte solche Ueberfülle in meinem Herzen nicht bergen zu können.

Bei alledem war die selige Erwartung erst mein zweites Empfinden; das erste war die Befreiung von schwerer Zweifellast. Nun sah ich den bleiernen Nervendruck auf das Gemüth des jungen Weibes, die Verwandelung seines Wesens ja erklärt. Ist es doch das Weheloos der Frauen, daß sie die Bedingungen und Bestimmungen der Natur unter einem Martyrium, Ahnen und Sehnen nach dem eigensten Glück nicht wie der Mann mit Wonnen zur Erfüllung bringen, sondern mit Leiden erkaufen, unter denen der Werth der Erfüllung sich umhüllt.

So mindestens erfaßte Lori die unerwartete Offenbarung; sie kam ihr *vor* dem Ahnen, *vor* dem Sehnen; sie schien sie kaum zu verstehen. Ihr Herz blieb matt, ihr Köpfchen müde gesenkt, für die künftige Mutterfreude zahlte sie den Preis aller eingeborenen Kindesfreude, um erst nach der Stunde der Erfüllung — wie die Natur es mit ihren Angebinden hält — ihn mit Wucherzins zurückgezahlt zu erhalten.

Eine Brunnen- oder Badecur war hinfällig, nur zur Erholung eine Ruhepause vom Arzte geboten worden. Lori schien Alles gleich. Sie neigte bei jeder meiner Anordnungen schweigend das blasse Gesicht, oder sagte leise: „Ja, Väterchen," wankte an meinem Arm in den prächtigen Schattengängen auf und

Digitized by Google

ab, ohne sich an der würzigen Laubkühle, dem Duft der Lindenblüthen zu erquicken, oder die geputzte Menschenwelt zu beachten, deren theilnehmende Blicke das bleiche, holde Wesen streiften, für dessen Vater man den Führer halten mochte. Denn mit ihrem wehmüthigen Lächeln sah Lori selbst in ihrem Siechthum jünger aus, als sie war, und Christian Klösterley selbst in seinem Frohgefühl älter, als seine Jahre zählten. Der Kalmäuser und das Kind waren wir auch für die Badegäste von Pyrmont!

Im Inneren des Kalmäusers aber lagen, wie in jener unheimlichen Nacht, alle bösen Rückwärts- und Vorwärtsgedanken in tiefem Schlummer. Ich war ganz voll Glück, ganz voll Dank gegen Gott und Menschen, so voll Verehrung gegen Einen Menschen, daß selbst die Reue von dem hohen Gefühl verzehrt ward. Zum ersten Male beugte ich mich vor einem Erdgeborenen — vor einem ganzen Mann. Ich dachte an Rücktritt nicht mehr, nur an möglichst baldige Rückkehr in mein Haus, das mir erst jetzt als Heimath, als gesegnete Werkstatt erschien. Und dieser heiterfreie Zustand des Mannes währte wie der unfreie des Weibes bis zum Momente der Erfüllung, um — als wäre auch das ein Naturgesetz — mit Wucherzins gebüßt zu werden.

Ende August waren wir heim; der Herbst schlich hin und der Winter heran. Wie ein Lailach lag der Schnee über der braunen Nadelschicht, wie ein Sterbehemd über den ineinanderverschlungenen dunklen Wipfeln der Haide, als die Stunde kam, die eine Todesstunde zu werden drohte. Unser alter Doctor war seit Tagen im Schlößchen einquartiert. Auch er bangte für einen Liebling. Denn es war etwas Eigenes um Lori. Vielleicht hätte sie keinem Jüngling, keinem Stutzer mindestens, das Blut bewegt; jedem alternden Mannesherzen that sie es an, vom Prinzen herab bis zu dem schlichten Förster und Ehren-Adam, dem schlafseligen Dachs. Sie Alle standen unter dem Zauber dieses kindlichen Weibes.

Seit vierundzwanzig Stunden war ich nicht von der Seite ihres Lagers gewichen. Die zweite Nacht brach an; der Doctor und die Helferin nahmen eine Pause der Qualen wahr, um sich im Nebenzimmer zu erholen. Ich war mit Lori allein. Sie hob die matte Hand nach dem Halse, deutete auf das Medaillon und flüsterte: „Laß es mit mir begraben werden, Väterchen."

„Willst Du denn sterben, Lori?" schluchzte ich. „Du wirst leben, Du mußt leben, Du mein Engel!"

Sie lag eine Weile ganz still mit gefaltenen Händen. Plötzlich rief sie: „Selig sind die —" Weiter kam sie nicht, sie machte ein Zeichen, daß ich mein Ohr an ihren Mund lege und dann sagte sie stoßweise ganz leise: „Ich will reinen Herzens — in den Himmel kommen. — An meinem Geburtstage — als du — in mein Zimmer tratest — und mich so böse ansahest — — so zornig, da — —"

Ein Weheschrei unterbrach sie. Die Helfer eilten aus dem Nebenzimmer herbei. Ich war am Bett in die Knie gesunken. Der Doctor richtete mich auf und führte mich hinaus. In halber Betäubung starrte ich durch die Thürspalte in den halbdunklen Raum. Wenige Minuten — für mich eine Ewigkeit — und der alte Weise öffnete die Thür.

Digitized by Google

„Victoria!“ rief er lachend über das ganze Gesicht, indem er mich an beiden Schultern zur Besinnung rüttelte, „Victoria, ein Sohn!“

IX.

Und nun möchte ich wieder, wie bei der Schilderung jenes unseligsten Lebenstages, mit der Schärfe und Schnelle eines Blitzes enthüllen, was zu enthüllen bleibt. Zu erklären ist es ja nicht. Wer erklärt die Triebe, die Schuld und Scham gebären, wenn auch nicht immer Schuld und Scham der That!

Lori genas rasch zu völligem Leben, zu einem Glück, wie es nur ein Kind oder die Mutter eines Erstlings empfindet. Ich aber erkrankte an der alten bösen Sucht. Jählings im hellen Sonnenschein tauchte der schwarze Schatten, mitten im frohesten Bewußtsein stieg der Wahnsinn auf. Was hatte Lori in der Stunde, die sie für ihre letzte hielt, mir bekennen wollen? was war geschehen, als ich sie an jenem Nachmittag überraschte? das Kind, ihr Kind, ihr Glück, ihr Alles — war es —? nein, ich kann die Schmach dieses Wahnes nicht laut werden lassen.

Ich forschte in des Knäbchens Zügen. Wie ein Geck betrachtete ich im Spiegel die meinen. Es glich mir nicht. Gelbe Löckchen, blaue Augen, Grübchen in Wangen und Kinn: Lori, ganz Lori! Aber auch ein Anderer hatte blondes Haar, blaue Augen und, wenn er lächelte, eine Vertiefung im Kinn. Sein Bild, ein Geschenk, hing in meinem Zimmer. Ich entfernte den Störenfried, was half es? um so lebendiger stand er vor meiner Seele auf. Und wie friedlich und freundlich war der Knabe! Die weise Frau erklärte, niemals ein so lammfrommes Kind unter Händen gehabt zu haben. Die alte Försterin hegte um seiner Engelhaftigkeit willen sogar schwere Sorge, da, nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse, nur Schreikinder Gedeihkinder sind. Mich, als ich in Windeln lag, wird die weise Frau nicht ein frommes Kind genannt haben. Mein Leben war mit dem meiner Mutter bezahlt worden, und solche Kinder, heißt es, haben einen finsteren Blick. Nein — und heute sage ich Gott Dank dafür! — nein, der Knabe glich mir nicht.

Mehr als einmal stand ich im Begriffe, an Lori die erlösende oder vernichtende Frage zu stellen: „Was wolltest Du mir bekennen, um mit reinem Herzen in den Himmel zu kommen?“ Wenn sie die Augen aber so offen zu mir in die Höhe schlug, oder wenn sie so durch und durch erfüllt auf dem Kind in ihrem Schoße ruhten, dann sagte ich mir: nein, so glücklich blickt keine Schuldbewußte; dann brannten mich Scham und Scheu, in dieses lautere Gemüth den ersten Gifttropfen zu träufeln, und der böse Feind im Busen wurde still.

Leider, nur auf kurze Frist. Daß doch ein guter Wille so oft nur Böses wirkt! Denn was den Unhold tückischer als jemals ätzte, das war wiederum ein Zeichen der großmüthigen Gunst unseres Herrn. Er hatte unter anderen Gnadenerweisungen, wie sie bei einer Huldigungsfeier üblich sind, für etliche bürgerliche Beamte des Herzogthums von dem kurfürstlichen Senior seines Hauses ein Adelsdiplom erwirkt und mir unter ihnen. Ich sagte mir nicht, wie ich wol hätte sagen dürfen, denn in meinem Berufe wirkte ich, seit ich den

Digitized by Google

Höflingsdienst mit dem der freien Natur vertauscht, klaren Blickes und festen Willens mit sicherer Hand, da war ich kein Kalmäuser, — ich sagte mir also nicht: es ist, dem Manne weder zu Liebe noch zu Leide, eine Anerkennung des treuen Verwalters, so wohl verdient wie die der anderen in ihrem Amt. Statt dessen zischelte der Feind: dir diese Erhebung, dem Lakaiensohn, dem Schneiderenkel, dem widerborstigen Beleidiger? O, du Tropf! der Frau gilt sie, die du von ihrer Rangstufe herabgedrängt hast, dem Sohne gilt sie, der ihres Gatten Namen tragen wird, der — —

Diesem Zustande mußte ein Ende gemacht werden, so oder so, wenn der periodische Wahnwitz nicht zum dauernden werden sollte, und muß ich es den männlichsten Entschluß meines Lebens nennen, daß ich die erste und wahrlich die schwerste Gelegenheit beim Schopf faßte, um die Entscheidung zu bewirken.

Fast gleichzeitig mit dieser Rangerhöhung erging an mich nämlich von Seiten des herzoglichen Ministers die Aufforderung, mich etlichen hervorragenden deutschen Männern auf einer Reise nach England anzuschließen, um zu Nutzen der seit zwei Jahrhunderten arg verwüsteten und vernachlässigten Bodencultur unseres Vaterlandes im weitesten Sinne Beobachtungen und Erforschungen in jenem vorgeschrittenen Reiche anzustellen. Die Idee ging von unserem Herzog aus. Er kannte Land und Leute alldort von wiederholten Besuchen, und dem Studium jener eigenartigen Institutionen, er war dem britischen Hofe anverwandt, Inhaber des hohen Ordens, der nur an Ausländer von fürstlicher Distinction vergeben wird. Die Erwägung würde daher nahe gelegen haben, daß dem bürgerlichen Mosjö Klösterley der Adel gleichsam als passepartout verliehen worden sei, einmal um ihn seinen Begleitern, mindestens dem Klange nach, gleichzustellen, und dann, um ihn durch diesen Klang bequemer in ein Gemeinwesen einzuführen, das sich stolz zwar das freieste nennt, über welches jedoch noch ausschließlicher als anderwärts die Aristokratie die Zügel in den Händen hält. Ja wohl, diese Erwägung würde nahe gelegen haben. Wie Thoren aber gemeinhin Kurzsichtige sind, so sehen Besessene meines Schlages nur den Punkt am Horizont und für die nächste Nähe brauchen sie eine Brille. „Man schickt dich auf Reisen, um freies Spiel zu haben, hinter deinem Rücken in deinem Revier zu jagen!“ züngelte der Feind, und ich schalt ihn nicht: Verleumder!

Aber die Probe sollte gewagt, die Wahl gestellt werden. Die Zukunft würde über die Vergangenheit entscheiden. Ich nahm an.

Lori hatte wol kaum eine deutliche Vorstellung von der Weite und Dauer meiner Entfernung. Sie war so hingenommen von des Herrn Güte, vielleicht auch von ein wenig Stolz auf die Ehre, die ihrem Gatten widerfuhr, jedenfalls so erfüllt von ihrem jungen Glück, daß sie mich arglos und sorglos scheiden sah.

„Möchtest Du während meiner Abwesenheit nicht nach Dresden gehen? Die Zeit wird Dir hier lang werden,“ sagte ich.

„Ich habe ja das Kind!“ versetzte sie. „Bitte, Väterchen, laß mich ruhig hier.“

„Sie will bleiben, wo sie — vielleicht nicht klar bewußt — Ihn, Ihn wiederzusehen hofft.“

Digitized by Google

Mit diesem Gedanken riß ich mich los von Weib und Kind, festgewillt, zu ihnen zurückzukehren, befreit von drückendem Alp — oder niemals.

X.

O Wanderstecken, du Aaronsstab, der für die Rotte der Murrer den stillenden Born aus dem Felsen schlägt! Wie vor dem freien Strom der Luft alles heimliche Ungeziefer flüchtet, wie die Brust sich hebt und dehnt.

Zum ersten Male sah und hörte ich das Meer, glitt ich inmitten der beiden Elemente, die uns ein dichterisches Bild der Unendlichkeit geben, der Unendlichkeit, an deren Wesen der Gedanke zum Narren wird. Das Treiben auf dem Schiff, im Hafen, Alles war mir neu, und danach das Fußfassen auf diesem gesegneten Erdenfleck im Ocean.

Ich kannte außer meiner Heimath nur den unwirthlichsten Theil des deutschen Nordens und die culturelle Trübsal mit dem Sklavenmüßiggang von Polen, gegen welche mein vaterländischer Grund, trotz seiner wurmenden Versäumniß, sich mir bei jeder Heimkehr wie ein blühendes Gartenbeet abgehoben hatte. Nun betrat ich diesen Inselboden mit seiner hochentwickelten Anbauung und Industrie, mit einem Bürgerthum, das in stolzer Freiheit um die Weltherrschaft ringt. Welch eine Lust für den Mann, welcher, als Freund, der Natur in die Hand zu arbeiten trachtet, für den Mann, welcher, als Freund, der Menschheit seine Handbreit Scholle um ein Bruchtheil lebenspendender, als er sie betreten, hinterlassen möchte; diese Straßen und Canäle, diese geschonten Parks und Triften, welche Lust für den Forstwirth der armen Haide.

Gott sei Dank, daß es für den Mann noch Pflichten und Genüsse gibt *über* denen des Ehegatten und Familienvaters, eine Welt außerhalb seiner vier Pfähle und des sogenannten Gemüths! In dem freien Bewegungsrecht, darin liegt das seiner Erstgeburt vor dem häuslich beschränkten Weibe. Seltsam, daß ich innerhalb dieser beengenden vier Pfähle doch niemals einer weiblichen Kalmäusernatur begegnet war, wie der männlichen in der Freiheit doch so mancher! Diese contradictio in adjecto fiel mir jedoch nicht ein. Ich hätte lachen mögen über den moralischen Topfgucker und Stubenhocker, der ich geworden war; als welch ein weitherziger Gesell dachte ich in meine Heimath zurückzukehren, welche neue Aufgaben würde ich erfassen; wie freute ich mich, die Episteln, die ich bei jeder Schiffsgelegenheit meinem herzigen Frauchen in seine Einsamkeit sandte, nachzulesen und Blatt für Blatt zu einem buntheiteren Bilderbuche zusammenzufassen.

Daß des Frauchens pattes de mouche um so seltener und kürzer gefaßt waren, kümmerte mich nicht. „Das Kind gedeiht, — es lallt, — es hat einen Zahn, — es läuft, — es ist ein Engelchen und ich bin so glücklich," vielmehr enthielten Lori's Briefe nicht. Aber war das nicht auch genug? Von dem gehaßten, gefürchteten Nebenbuhler keine Rede, kein Gedanke an ihn in mir, nur der weise, großherzige Fürst und Gönner lebte in meiner Seele.

Und dieses Wohlgefühl unter einem sprudelnden Lebensborn währte nahezu zwei Jahr, um dann jäh durch einen sengenden Strahl vernichtet zu werden — auf ewig.

Digitized by Google

Ich weilte im schottischen Hochlande, als der Strahl niederfuhr. Ein veraltetes Zeitungsblatt, zufällig mir in die Hände fallend, enthielt die Kunde von dem Tode des Herzogs, dem raschen Tode seines Geschlechts. Tausende und Abertausende hat diese Kunde getroffen wie die des persönlichsten Verlustes, wie das Verschütten eines kaum erschlossenen Segenquells. Mich, — nein, ich übertreibe nicht, — mich hat sie getroffen wie ein verübter Mord mit allen Qualen eines eingeschläferten Gewissens. Wehe dem Schuldigen, welcher die Kniee des Wohlthäters, den er gehaßt, nicht mehr reumüthig umfassen kann! O, Tod, Tod! du Erleuchter, du Verklärer! Flügel hätte ich mir anheften mögen, um dort zu sein, wo Er nicht mehr war, und mußte wochenlang warten, die Gelegenheiten abpassen, mich im Sturme verschlagen, durch Sandwellen schleifen lassen, bevor ich meine trauernde Heimstatt erreichte.

Ich hatte eine rückkehrende Staffette benutzt, welche den Regimentswechsel verschiedenen kleinen Höfen officiell kundgethan und mich überholte, um meiner Frau Tag und Stunde wissen zu lassen, an welchen sie, bei gutem Reiseglück, mich erwarten durfte; und zu berechneter Zeit hielt denn auch meine Extrachaise vor der städtischen Posthalterei. Das churfürstliche Wappen prangte an Stelle des herzoglichen über der Thorfahrt; unter derselben schwenkte der alte Bäsler, ein gemüthlicher Cumpan nach Sachsenart, der Postmeister, wie er im Buche steht, seine Pudelmütze mir zum Willkommen. Ich drückte ihm, keines Wortes mächtig, die Hand, in Erwartung eines weheleidigen Ausbruchs. Und wirklich stieg, indem er nach dem neuen Wappen deutete, eine Thräne in seinen Augen auf, vielleicht die erste, welche keine weinselige war. In der nächsten Minute jedoch lachte er die Thräne hinweg und rief in echter Postmeisterlaune:

„Gratulor, Hofjägermeisterchen! Gratulor, Glückspilz, der Ihr seid!"

„Ja so," fuhr er darauf fort, als er meine verwunderte Miene bemerkte. „Ja so, Ihr wißt es noch nicht! Der Allerhöchste letzte Wille ist vorigen Sonnabend publicirt worden. Euer Junkerchen hat den Thalhof in der Residenz geerbt. Eine Staatswirthschaft sage ich Euch; ein Rittergut Spaß dagegen. Des guten Johann Puppe! Potz Velten! Unsereiner hat wol auch einmal seinen Turkel. Wenn Einer aber drei- und viermal einen hat — —"

Ich hörte den gemüthlichen Gratulanten nicht zu Ende. Wie zweideutig zwinkerten bei der These vom Glück seine lachenden Aeugelchen! Ich hatte mir einen Wagen bestellen wollen; nun stürmte ich voran, als würde ich gehetzt. Er war wieder los, der Feind, der Höllengeist im Hirn. Meines Weibes Sohn — Sein Erbe. Mein Sohn — oder — —?

O, vor einem Zweifler besteht keine Wohlthat, keine Hoheit, besteht nicht einmal der Allversöhner Tod!

Vor dem Hause des Hegemeisters, an welchem der neue Heimweg vorüber führte, hielt meine Kalesche. Ich war erwartet worden und von Weitem erkannt; denn aus dem Hause kam eine weibliche Gestalt mir entgegen — Lori!

Ja, Lori, aber nicht flatternd mit ausgespannten Armen, wie wenn ich früherhin nach kurzer Entfernung heimkehrte, nein, ernst und gemessen, wie eine Leidtragende, eine Wittwe schreitet im schleppenden Trauerkleid. Und schatten-

Digitized by Google

blaß sah sie aus. War sie nicht auch noch gewachsen in den Jahren, daß ich sie nicht gesehen, diesem Jahre der Erfahrung?

„Ach, unser Herr!“ schluchzte sie, indem sie den Kopf an meine Brust lehnte.

Unser Herr! Die Klage um ihn — ihr Willkommen!

Engel und Teufel rangen um den Obsieg in des elendesten Menschen Brust.

„Hast Du ihn wiedergesehen?“ fragte ich.

Sie schüttelte traurig den Kopf. Ich richtete ihn in die Höhe und blickte während einer langen Stille in die großen, thränenschweren Augen. Dann sprach ich: „Du hast eine Heimlichkeit mir vorenthalten, Lori. Fasse ein Herz! Vertraue heute, heute wo — Er nicht mehr ist, sie mir an. Nicht die Gattin dem Gatten, aber das Kind dem Vater.“

Sie sah zu mir auf mit einem Blick, in welchem die natürliche Unschuld sich zu des Weibes höchstem Adel verklärt hatte.

„Die Gattin dem Gatten,“ sagte sie mit fester Stimme.

Dann löste sie langsam das Kettchen von ihrem Halse, reichte mir das Medaillon und sprach: „Oeffne!“

Ich drückte die Kapsel auf. Ein Papierstreifen fiel in meine zitternde Hand. Die großen Züge des Herrn!

„Gott segne Dich, Kind, daß Du mich nicht verstandest. Du sollst mein Folgeengel sein!“

Ich war vernichtet. Ich fragte nicht: hast Du ihn geliebt? Ich sah es ja. Wäre es denn auch möglich gewesen, den Herrlichen *nicht* zu lieben, nicht *so* zu lieben wie sie. Lori aber sagte, indem sie das Kleinod wieder an ihrem Halse befestigt:

„Er irrte, Christian,“ — zum ersten Male nannte sie mich statt des gewohnten Kosenamens mit dem des Mannes, — „Ich *habe* ihn verstanden. Als Du, nachdem Er mich verlassen hatte, mir gegenüber tratest, Zorn in Rede und Blick, den ersten Zorn, da verstand ich Ihn und — mich selbst. —“

„Und Du haßtest mich, Lori — mich den — —“

„Hassen?“ unterbrach sie mich. „Meinen Wohlthäter hassen? den gütigsten Mann? ich sein Kind, seine Frau?“

„Lori!“ rief ich, stürzte vor ihr nieder und umklammerte ihre Knie, „Lori, dieser Mann ist — —“

Das grausame Geständniß verhallte unter einem markerschütternden Aufschrei, der aus dem geöffneten Fenster gellte, eines Kindes Schrei! Lori riß sich von mir los und eilte in das Haus. Ich wankte ihr nach.

Sie hatte ihren Knaben von dem Arme der Wärterin genommen; er wurde von Krämpfen durchzuckt; ein blutrothes Mal zeichnete sich an seinem rechten Ohr, der Narbe gleich, die an dem meinen seit jenem Krall zurückgeblieben. Die Lippen waren blau, die Händchen geballt, die Augen wie verglast auf die des schwarzen Hauskaters geheftet, der aus der Kammer geschlichen und mit einem Satz auf den Tisch gesprungen war, an dem der Knabe gespielt hatte.

„Mein Kind!“ schrie ich, indem ich ihn an mich riß; „mein Sohn!“

Dieser Sohn war der Katzenjunker.

Digitized by Google

Die neuere russische Memoiren-Literatur.

Von ****

Wenn es auch den fähigsten und scharfblickendsten Ausländern nur ausnahmsweise gelingt, zu einem richtigen Verständniß russischer Menschen und Zustände durchzudringen; wenn es sich immer wieder ereignet, daß Männer, welche das Land, seine Bewohner und seine Sprache leidlich kennen gelernt haben, grade durch charakteristische Erscheinungen des russischen Lebens aus dem Concept gebracht und zu dem Eingeständniß genöthigt werden, daß es mit ihrem Latein zu Ende sei, — so ist das auf einen naheliegenden und doch immer wieder außer Betracht gelassenen Umstand zurückzuführen: auf die Unbekanntschaft der meisten Nichtrussen mit den Zuständen, welche noch vor wenigen Menschenaltern in der großen Monarchie des Ostens herrschend waren und welche für die Entwickelung des gegenwärtigen Geschlechtes maßgebend gewesen sind. Was im täglichen Leben für selbstverständlich gilt: daß man nach den Familienverhältnissen, der Herkunft und den Antecedentien derjenigen Personen fragt, mit denen man in Beziehung tritt, wird bei internationalen Berührungen, und namentlich bei Beziehungen mit den östlichen Völkern, beinahe regelmäßig unterlassen. Daß hinter den glatten, eleganten Gardeofficieren, Aristokraten, Beamten u. s. w., die der Ausländer als Repräsentanten der russischen Nation kennen lernt, nicht selten asiatische Despotennaturen lauern, — daß die gewandten, mit der Technik des westeuropäischen Verkehrs vertrauten Geschäftsleute und Händler Moskau's und Petersburgs sich mitunter als religiöse Tollhäusler schlimmster Art decouvriren, — daß der sanfte, liebenswürdige und geduldige Mushik (Bauer) unter Umständen Türken und Tscherkessen an Wildheit und Barbarei übertrifft, — daß an der Newa, Wolga und Moskwa immer wieder Dinge passiren, die im übrigen Europa „unmöglich" gewesen wären, — das hört nicht auf, Gegenstand endloser Verwunderung von Deutschen, Franzosen, Engländern u. s. w. zu sein. Und doch liegt eine Erwägung, die das anscheinende Räthsel mindestens zur Hälfte löst, außerordentlich nahe: die Russen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind entweder Söhne und Enkel von Leibeigenen-Besitzern oder Nachkommen ehemaliger Leibeigener oder aber sie haben die Zustände der Leibeigenschaft noch selbst durchgekostet. Die Verwunderung über das, was in dem heutigen Rußland möglich und unmöglich

Digitized by Google

ist, wird sich in demselben Maße vermindern, in welchem man mit den Zuständen bekannt wird, welche die Tradition des heutigen Rußland bilden. Welche Seite der russischen Sittengeschichte man immer aufschlägt, ob man die Antecedentien des kaiserlichen Hauses und des hohen Adels oder der Beamtenkaste oder des Bürger- und Bauernthums in's Auge faßt: allenthalben gewahrt man, daß noch die Wiege der heutigen Generation von Zuständen umgeben gewesen ist, für welche eine andere Bezeichnung als diejenige der Barbarei nicht wohl angewendet werden kann. Der milde, aufgeklärte Monarch, der die Leibeigenschaft aufgehoben und die Knute abgeschafft hat, ist der Enkel jenes Kaisers Paul, der nicht der christlichen Zeitrechnung, sondern dem Zeitalter der Cäsaren anzugehören schien; der Bruder seines Vaters war jener Großfürst Constantin, dessen Wildheit den Erfurter Congreß in Erstaunen setzte und der sich zur Regierung eines modernen Staates selbst unfähig erklärte. Die Väter der Staatsmänner, welche dem modernen Rußland die Gesetze gegeben, seine Heere angeführt und seine diplomatischen Geschäfte besorgt haben, sind Theilnehmer an den Palastverschwörungen von 1762 und von 1801 gewesen d. h. Leute, die Jedermann bis zum Obersten hinauf duzten, ihnen von kaiserlicher Hand gegebene Stockschläge ihren Beamten wieder abgaben und nach Alexander Herzen's treffender Bezeichnung „die Morgue westeuropäischer Aristokraten mit der Kühnheit und Verschlagenheit kosackischer Atamans verbanden". Die Geistlichen, welche den emancipirten russischen Bauer im Lesen und Schreiben unterrichten und zum Menschen machen sollen, sind größtentheils durch Kirchenfürsten geweiht worden, die ihren Hauptberuf in Ketzerverfolgungen sahen, deren Thorheit nur durch ihre Grausamkeit übertroffen wurde, — Leute, die bis in die neueste Zeit hinein gewohnt waren, alljährlich wenigstens einmal (am 24. Dec. a. St.) die sämmtlichen ketzerischen Nationen des Westens in aller Form zu verfluchen. Von geringfügigen Ausnahmen abgesehen, gibt es keinen russischen Kaufmann, dessen Vater nicht noch Leibeigener und verpflichtet gewesen wäre, seinen Aufenthalt in der Stadt mit Spenden an seinen Leibherrn zu bezahlen, deren Betrag von diesem beliebig bestimmt wurde. Der ältere General ist Zeuge jenes Araktschejew'schen Systems der Militärcolonien gewesen, von dem der russische Soldat noch heute mit Schauder spricht, und das Institutionen aus den Tagen der Baktrer und Meder in das erste Viertheil des 19. Jahrhunderts zu versetzen suchte. In den Militärlehranstalten Petersburgs leben noch heute die Erinnerungen an jene Zeiten fort, zu denen die Cadetten mit Stock- und Ruthenschlägen erzogen und absichtlich von jeder Bekanntschaft mit den unglücklichen Völkern des Alterthums zurückgehalten wurden, „deren Vorliebe für die republikanische Staatsform höchstens mit ihrer Unkenntniß des Segens monarchischer Institutionen entschuldigt werden kann" [1]). Was der russische Bauer vor 1861 erlebt hat,

[1]) Vergl. das Reglement des General Rostowzow von 1849. — Von sämmtlichen Befehlshabern der Cadettenschule hat der berühmte General von Klinger den schlechtesten Ruf hinterlassen; seine Härte ist noch heute ebenso sprüchwörtlich, wie der Umstand, daß er nur drei russische Worte na turmu jewo (fort mit ihm in's Gefängniß) gekannt haben soll. Diese ungünstige Tradition hängt vielleicht mit dem Umstande zusammen, daß der Dichter von „Sturm und Drang" grundsätzlich nie eine Vorschrift russischer Vorgesetzter entgegennahm.

Digitized by Google

braucht nicht besonders gesagt zu werden — unter den russischen Schriftstellern ersten Ranges ist keiner, der nicht wenigstens einen Beitrag zu der Leidensgeschichte dieser unglücklichen Menschenclasse geliefert hätte.

Nähere Bekanntschaft mit denjenigen russischen Staats- und Gesellschaftszuständen, die noch nicht historisch („wissenschaftsreif") geworden, ist längere Zeit hindurch so gut wie unmöglich gewesen. Zur Ausfüllung dieser Lücke mußte eine Anzahl mißverstandener Anekdoten herhalten, die man Herbert's „Russischen Günstlingen", den Schriften Custine's und Haxthausen's und anderen minder zuverlässigen Quellen entnommen und in hundert Variationen weiter erzählt hatte. So unglaublich klangen die Geschichten von der zwanzig Jahre lang bewachten Rose der Kaiserin Katharina, von Kaiser Paul's Befehl, ein ganzes Regiment nach Sibirien zu schicken, von der mit 20,000 Rubeln bezahlten Talgkerze Alexander's I. und von des Kaisers Nikolaus Schmerzensruf: „Mein Sohn und ich sind die einzigen Leute in diesem Lande, welche nicht stehlen", daß ernsthafte Leute sich auf russische Dinge überhaupt nicht einließen und Alles für zweifelhaft erklärten, was vom rechten Weichselufer zu ihnen drang, und nicht etwa actenmäßig beglaubigt war. Diese Zeiten sind jetzt längst vorüber. Seit den letzten zwanzig Jahren gibt es eine russische Memoiren-Literatur, welche in nicht allzu ferner Zeit neben der deutschen und vielleicht auch der französischen stehen wird und von deren Umfang man eine Vorstellung erhält, wenn man erfährt, daß zwei monatlich erscheinende Zeitschriften ausschließlich von dem Abdruck historischer Actenstücke, alter Briefe, Tagebücher, Familienerinnerungen u. s. w. leben und gerade die Enthüllung der Nacht- und Schattenseiten früherer Zustände zu ihrem Hauptberuf gemacht haben. Das Studium dieser Zeitschriften, die ihr Material aus den verschiedensten Gebieten und Kreisen herbeiholen, wird dadurch besonders lohnend, daß nicht sowol die fabelhaft gewordenen Zeiten der moskowitischen Großfürsten, als die letzten Decennien des vorigen und die fünf ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts mit besonderer Vorliebe berücksichtigt werden. Was die eigentliche Geschichtsforschung dabei verliert, gewinnt das Studium der Zeit- und Sittengeschichte, und dem Beobachter und Erforscher neurussischer Zustände kann kaum eine fruchtbarere und nützlichere Beschäftigung empfohlen werden, als diejenige mit den Beiträgen, welche die „Russkaja Starinà" und das „Russki Archiv" zu der Staats- und Sittengeschichte der letzten hundert Jahre geliefert haben und noch fortwährend liefern. Eine gewisse Concurrenz wird diesen quasi-Fachblättern übrigens noch durch die großen Moskauer und Petersburger Monatsschriften gemacht, welche gleichfalls Memoiren und Monographien aus der neueren Geschichte veröffentlichen und Demjenigen, der sich mit russischen Dingen beschäftigt, schon aus diesem Grunde unentbehrlich sind.

Die Absicht der nachfolgenden Blätter ist, an der Hand zeitgenössischer Aufzeichnungen einen Beitrag zur Charakteristik derjenigen Generation zu liefern, welche dem heute lebenden russischen Geschlechte direct vorausgegangen ist, — von den Vätern der Leute zu erzählen, welche das heutige Rußland ausmachen. Wer die Richtigkeit des Satzes: „Quid leges sine moribus?" verstanden hat, für den wird die Bekanntschaft mit den Sitten, welche diese Söhne bei ihren Vätern

Digitized by Google

gesehen und von denselben gelernt haben, ausreichend sein zur Beantwortung der Frage, warum die große russische Gesetzgebungsarbeit der letzten vierundzwanzig Jahre an der Beschaffenheit der russischen Volks- und Gesellschaftssittlichkeit Wesentliches nicht zu ändern vermocht hat und warum die Menschen und die Verhältnisse, welche die osteuropäische Scene beherrschen, ihren vielgescholtenen Vorgängern immer noch sehr viel ähnlicher sehen, als den westlichen Vorbildern, denen sie mit leidenschaftlicher Hast nachzueifern versuchen.

I.

Ueber wenige Dinge wird so allgemein und so bitter im In- und Auslande gespottet, wie über die Unfähigkeit der höheren russischen Verwaltungsbeamten, über die Methode ihrer Auswahl und Verwendung und über den eigenthümlichen Maßstab, der an ihre Leistungen gelegt wird. Von gewissen hohen Beamten-Kategorien läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß sie zu komischen Figuren der Literatur ihres Vaterlandes geworden sind. Wer wüßte nicht, daß der „hohe Beamte" in Gribojedow's Komödie, daß Herr Famussow Senateur und zwar Mitglied des Moskauer Senatsdepartements ist, — wer wäre nicht Zeuge des Achselzuckens gewesen, das regelmäßig Platz greift, sobald von Jemand erzählt wird, er sei in den Senat versetzt worden — oder wie man gewöhnlich sagt, — in den Senat „gefallen". In früherer Zeit stand es um den Ruf der ungleich wichtigeren Gouverneure nicht besser, wie um denjenigen der russischen Patres conscripti. Der Gouverneur in Gogol's „Todten Seelen" zeichnet sich vornehmlich durch sein Geschick für Stickereien und andere weiblichen Arbeiten aus, Alexander Herzen behauptet unter den zahlreichen, ihm zu Gesicht gekommenen „Gouvernements-Chefs" nur einen gekannt zu haben, der seiner Stellung halbwege gewachsen gewesen, den in russische Dienste getretenen Griechen Kuruta. Die Gouverneure in Saltykow-Schtschedrin's „Provinzial-Skizzen" sind regelmäßig die Dupes ihrer Untergebenen und selbst der moderne, humane und verständige Gouverneur, den Turgenjew's „Neuland" als erträglichen Verwalter der ihm unterstellten Provinz und nebenbei als den Inhaber eines unvergleichlich weichen und wohlgepflegten Schnurrbarts rühmt, ist eine halbwege komische Figur. — In früherer Zeit gab es eigentlich nur einen Weg zur Erlangung dieser proconsularischen Würde: man mußte ein Regiment, womöglich ein Garderegiment, commandirt und bei dieser Thätigkeit die kaiserliche Aufmerksamkeit in der einen oder der anderen Weise erregt haben. Des bekannten Pamphletisten Juri Samarin Bemerkung, daß man „weder als Regiments-Commandeur, noch als Rekruten-Empfänger die zur Verwaltung eines ausgedehnten Bezirkes erforderliche juristische und politische Bildung zu erwerben Gelegenheit habe", ist vor zwölf Jahren, in den Tagen größten Einflusses dieses Schriftstellers und seiner Freunde niedergeschrieben worden: sie scheint indessen sehr viel weniger Eindruck gemacht zu haben, als die große Summe von Unwahrheiten und Uebertreibungen, in deren Geleit sie an die Oeffentlichkeit getreten war[1]). Von den vierundsechszig Gouvernements-Chefs, die gegenwärtig

[1]) „Das baltisch-russische Küstenland", Heft 1, pag. 121 der deutschen Ausgabe (Leipzig bei F. A. Brockhaus) 1869.

Digitized by Google

im europäischen und asiatischen Rußland amtiren, sind mehr als zwanzig Militär-Personen und unter den übrigbleibenden Staatsräthen, wirklichen Staatsräthen und Geheimräthen befinden sich zahlreiche, die erst in reiferen Jahren aus der „Fronte" in den Civildienst übergetreten und „umbenannt" worden sind. Wie mit den Gouverneursstellen geht es auch mit den Ministerposten und den übrigen hohen Reichsämtern zu: der bisherige Minister des Innern, General Timaschew, war ein ehemaliger Cavallerie-Officier, — Timaschew's College und Nachfolger Makow hat erst vor einigen Jahren die Ulanen-Uniform ausgezogen, — der Finanzminister Greigh ist ehemaliger Chevalier-Garde, der Minister der öffentlichen Bauten Possiet, ein alter Seemann. Außer diesen militärischen Ministern und den gleichfalls dem Militärstande angehörigen Brüdern und Söhnen Sr. Majestät, gehören nicht weniger als neunzehn Generäle dem Plenum des Reichsrathes an. — Daß gewisse uralte Mängel unserer Verwaltung, daß in's-besondere die Gewöhnungen an Willkür, Verletzung der Rechtsformen und Beeinträchtigung der den Ständen und Landschaften gewährleisteten Rechte mit dem herkömmlichen System der Verwendung von Militärs im höheren Civildienste zusammenhängen, und daß die Unfruchtbarkeit der Anno 1862 in's Leben gerufenen Gouvernements- und Kreisvertretungen zu drei Viertheilen den militärischen Gouvernements-Chefs und der diesen Herren eigenthümlichen Unfähigkeit „Widerspruch zu ertragen" zuzuschreiben sind, darüber besteht unter Sachkundigen keine Verschiedenheit der Meinungen mehr. Erst wenn man sich entschließen wird, die verschiedenen Zweige der Verwaltung auseinanderzuhalten, von allen höheren Beamten ein gewisses Maß von Bildung zu verlangen und mit dem Glauben zu brechen, daß ein General ohne Weiteres zum Finanzmann, ein Professor oder Lehrer zum Domainen-Verwalter, ein Cassenverwalter ohne Schaden zum Curator einer Universität, zum Hoftheaterdirector oder Gerichts-Präsidenten gemacht werden könne — erst dann wird eine gewisse Besserung möglich werden.

Daß die gegenwärtige Regierung sich zu diesem anscheinend naheliegenden Schritte noch nicht entschlossen hat, rührt aus verschiedenen Gründen, u. A. aus dem Umstande her, daß die Zahl der wissenschaftlich gebildeten Staatsdiener noch immer eine relativ geringe ist; daß z. B. die gesetzlich vorgeschriebene Besetzung der Richterämter durch juristisch gebildete Personen bis heute nicht hat vollständig ausgeführt werden können. Als Hauptsache ist aber auch in dieser Rücksicht anzusehen, daß das heute regierende Geschlecht unter Gewohnheiten und Traditionen emporgekommen ist, deren Macht nicht ohne Weiteres gebrochen werden kann und die das Recht zu beliebiger Verwendung dem Souverän vortheilhaft bekannt gewordener Personen als unentbehrliches Attribut der „Samodershawije" (des Absolutismus) erscheinen lassen. Wie naiv man in dieser Hinsicht unter der vorigen Regierung verfuhr, ist namentlich aus der Geschichte der Finanz- und Postverwaltung und des Communicationswesens bekannt: das bei der Ernennung von Gouverneuren üblich gewesene, in succum et sanguinem unserer „neuen Aera" übergegangene und bisher nur unwesentlich modificirte Verfahren[1]) bei der Ernennung von Gouverneuren ist in den vor

[1]) Unter der gegenwärtigen Regierung ist es ziemlich häufig vorgekommen, daß fähige

Digitized by Google

einigen Jahren veröffentlichten Memoiren Shirkowitsch's, eines früheren Gouverneurs, so unvergleichlich lebendig geschildert worden, daß ein kurzer Bericht aus diesen Aufzeichnungen alle weiteren Erörterungen überflüssig machen dürfte.

Herr Shirkowitsch hat mit Ehren in der Artillerie gedient und es zum General-Major gebracht, sich aber im Jahre 1839 wegen eines Conflictes mit einem Vorgesetzten zur Disposition stellen lassen müssen. Vater einer zahlreichen Familie und ohne alles Vermögen, muß er sich, um dem Hungertode zu entgehen, dazu entschließen, auf gut Glück nach Petersburg zu gehen und „eine Stelle zu suchen". Mit einer kleinen, mühsam zusammengebrachten Geldsumme in der Tasche und ohne alle Verbindungen mit den „maßgebenden Kreisen" trifft der General in kleinmüthiger und ziemlich hoffnungsloser Stimmung in der Stadt ein, in welcher „die Herzen beständig trocken und die Straßen beständig naß sind". Seine einzige Hoffnung beruht auf einer flüchtigen, um Jahrzehnte zurückdatirenden Bekanntschaft mit dem Marine-Minister Fürsten Alexander Sergejewitsch Mentschikow, der, nachdem er seine Laufbahn als Attaché bei der kaiserlichen Gesandtschaft in Wien begonnen, u. A. einmal auch eine Artillerie-Uniform getragen hatte. Klopfenden Herzens tritt der dienstsuchende General-Major bei dem vornehmen, wegen seines Hochmuths und seiner scharfen Zunge gefürchteten Machthaber ein, der sich des Jugendbekannten indessen entsinnt und dem schwerbedrängten Manne helfen zu wollen scheint. Auf des Fürsten Frage, an welchen Dienstzweig er gedacht habe, antwortete der ehrliche alte Soldat, er wünsche eine Anstellung im Kriegsministerium, — auf den Civildienst verstehe er sich nicht. „Das wird nicht gehen," erwiderte Mentschikow, — „ich stehe mit Tschernytschew [1]) einmal wieder auf gespanntem Fuß. Aber ich könnte Sie Bludow empfehlen, der ist gut Freund mit mir und würde Ihnen vielleicht eine Gouverneurstelle geben können." Mit einem kurzen Billet von der Hand Mentschikow's meldet Shirkowitsch sich anderen Tags bei dem ihm völlig unbekannten Minister des Innern. Graf Bludow ist bei guter Laune, nimmt den Schützling des Marine-Ministers günstig auf, läßt sich in ein Gespräch mit ihm ein, stellt ihn seinem allmächtigen Kanzlei-Director, dem wirklichen Staatsrath Lex vor und ladet ihn ein, anderen Tags wieder zu kommen. Bei seinem zweiten Besuch erfährt Shirkowitsch, daß sein neuer Bekannter nicht abgeneigt sei, ihn bei der nächsten Gouverneurs-Vacanz zu berücksichtigen und ihm rathe, sich zunächst zum wirklichen Staatsrath „umbenennen" und in das Ministerium des Innern überführen zu lassen. Gesagt, gethan. Tags nach der zweiten Unterredung steckt Shirkowitsch bereits in der Civiluniform eines dem Ministerium

Adelsmarschälle zu Gouverneuren ernannt wurden; viele dieser Herren scheinen indessen wegen einer gewissen Selbständigkeit ihres Verhaltens wieder mißliebig geworden zu sein.

[1]) Der Kriegsminister Fürst Alexander Tschernytschew laborirte an der Schwäche, sich für den „eigentlichen" Besieger Napoleon's zu halten und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit von seinen großen kriegerischen Erfolgen zu reden — ein Umstand, der ihn immer wieder zur Zielscheibe von Mentschikow's witzigen Bosheiten machte. „Comment s'appelle donc la ville, qu'Alexandre avait pris? fragte Tschernytschew's Gemahlin einmal in großer Gesellschaft, indem sie ihren Gatten als den Alexandre κατ' ἐξοχήν behandelte. „Vous pensez sans doute à Babylonne" gab Mentschikow der eitlen Dame zur Antwort.

Digitized by Goog

des Innern „zu beſonderen Aufträgen“ beigegebenen Beamten vierter Claſſe und legt vor verſammeltem Senate ſeinen Amtseid ab, — eine Procedur, die leider mit der Ausgabe von vierzig Rubeln verbunden iſt, die als „Trinkgelder“ an die verſchiedenen Schweizer und Couriere des Miniſters und der Senats-Kanzlei geſpendet werden müſſen. Dann beginnt der Dienſt: der Biedermann, der nach eigenem Geſtändniß mit der Civilverwaltung nie die entfernteſte Berührung gehabt hat, fertigt eine Denkſchrift über die Reform der Verwaltung der deutſchen Wolga-Colonien an und erwirbt ſich mit dieſer Arbeit den vollen Beifall Bludow's und des hochgebietenden Herrn Lex. Dann wird er einer Commiſſion „zucommandirt“, die unter dem Vorſitz des kaiſerlichen Leibarztes Baronet Villiers die Umgeſtaltung der medico-chirurgiſchen Akademie in Petersburg berathen ſoll. Auch hier führt Shirkowitſch ſich zur Zufriedenheit ſeiner „hohen Vorgeſetzten“ (daß Villiers zu den von ihm zu leitenden Commiſſionsſitzungen niemals erſchienen iſt, verſteht ſich von ſelbſt): es vergehen wieder einige Tage und der Glückliche erfährt, daß er zum Gouverneur von Simbirsk ernannt und bereits Allerhöchſt beſtätigt worden ſei. Bludow ſagt ihm einige beglückwünſchende Worte und ſchickt ihn zum Director des Departements der executiven Polizei, Geheimrath Semjäkin, der ihm das Nähere mittheilen werde. Von Semjäkin erfährt Shirkowitſch, daß es zunächſt auf zwei Dinge ankomme: auf die rechtzeitige Beſchaffung einer Gallauniform, in welcher der neue Chef des beglückten Gouvernements Simbirsk ſich Sr. Majeſtät vorſtellen könne und auf die prompte Ausführung eines kaiſerlichen Befehls, nach welchem die Domainenbauern des genannten Gouvernements zu Bauern der Apanage-Verwaltung gemacht werden ſollen. Shirkowitſch iſt (nach eigenem Geſtändniß) völlig darüber im Dunkeln, was Domainenbauern und was Apanagebauern ſind; mit dem Inſtinkt des geborenen Staatsmannes begreift er aber, daß der erſtere Punkt, die rechtzeitige Beſchaffung der Gallauniform, der wichtigere ſei und auf dieſen richtet er all' ſeine Anſtrengungen. Fortes fortuna adjuvat! Binnen vierundzwanzig Stunden wird das hochzeitliche Kleid beſchafft, deſſen es für eine Präſentation bei Sr. Majeſtät bedarf: ſo wichtig wird die Sache genommen, daß Bludow Auftrag ertheilt hat, ihn erforderlichen Falls *in der Nacht* zu wecken, wenn es ſeinem Schützling gelungen ſei, rechtzeitig courfähig zu werden. Im kaiſerlichen Vorzimmer angelangt, hört Shirkowitſch den in ſeinem Cabinet befindlichen Monarchen fragen, wer der deſignirte Gouverneur von Simbirsk eigentlich ſei und bei welcher Truppenabtheilung derſelbe gedient habe, — von einer weiteren Prüfung ſeiner Befähigung iſt nicht die Rede. Ein zweiter, gleichfalls zum Gouverneur beſtimmter Ex-General findet ſich in dem Wartezimmer ein und beide Herren müſſen ſich zehn Minuten lang gedulden. Shirkowitſch macht während dieſer Zeit im Wartezimmer eine ſchwere Beſorgniß durch; ſein neuer College hat Bottfortenſtiefel an, er nicht, und es liegt mithin die Gefahr vor, einer der beiden Herren habe einen „Formfehler“ begangen, der zu übeln Folgen führen könnte! Endlich wird das Zeichen zum Eintritt gegeben, — der Kaiſer ſteht „mit der kleinen Uniform des Iſmailow'ſchen Garderegiments bekleidet“ vor ſeinem Schreibtiſch, läßt Herrn Shirkowitſch über ſeine militäriſchen Antecedentien berichten, ſagt ihm einige Worte über das Gewicht, das er auf die Ueberführung der

Domainenbauern in das Apanage-Ressort lege und entläßt den zum Regenten über eine Million Menschen erhobenen Mann sodann in Gnaden [1]). „Ich aber gelobte mir, den heiligen Willen des gnädigen Herrschers pünktlich auszuführen und ihm alle meine Kräfte zu widmen!" Erfüllt von diesem löblichen Vorsatze, schickt Shirkowitsch sich an, die weiteren officiellen Besuche zu machen und sich von seinen neuen Vorgesetzten instruiren zu lassen. Die Zahl dieser „Vorgesetzten" ist Legion. Er muß sich zunächst dem Adjunkten Bludow's, Grafen Stroganow, dann dem Kanzlei-Director Lex, dann dem Departements-Director Semjäkin, ferner dem Präsidenten des Apanage-Departements Perowski, dem diesem vorgesetzten Hofminister Fürsten Wolkonski, dem Justizminister Daschkow und natürlich dem „großen" Grafen Benckendorf, dem Chef der Verwaltung aller Verwaltungen (nämlich der politischen Polizei) vorstellen. Eigentlicher Geschäfte geschieht in keiner dieser wichtigen Unterredungen eine Erwähnung, — höchstens, daß Herr Semjäkin sich herbeiläßt, die Personen namhaft zu machen, mit denen der neue Gouverneur hauptsächlich zu thun haben wird und daß er ihn vor einigen bösen Gesellen, z. B. dem Verwalter der Simbirsk'schen Apanage-Güter Besstuschew, „einem ausgemachten Schuft", warnt. Schade nur, daß dieser selbe Besstuschew Herrn Shirkowitsch von dem Präsidenten des Apanage-Ressorts (dem späteren Minister des Innern) Grafen Perowski kurz zuvor als „Säule des Dienstes" und als Ehrenmann geschildert worden war, dessen Vertrauen er um jeden Preis erwerben müsse! — Der Justizminister Daschkow weiß nichts Besseres zu thun, als dem Gouverneur von Simbirsk von seinen in dieser Provinz belegenen Gütern zu erzählen und ihn zu ersuchen, daß er dem (natürlich unverschuldeter Weise) im Rufe eines Bauernschinders stehenden Verwalter derselben „sein Wohlwollen zu Theil werden lasse". Shirkowitsch gibt zur Antwort, daß er sein Möglichstes thun, aber selbstverständlich auch in dieser Rücksicht „die Gesetze im Auge behalten werde". Herr Daschkow macht darauf aufmerksam, daß sich das bei einer vom Justizminister ausgesprochenen Empfehlung von selbst verstehe, preist seinen neuen Bekannten wegen der bewiesenen Mannhaftigkeit indessen als „echten Gouverneur" und seines Freundes Bludow Wahl als eine vorzügliche. — Unter Zurücklassung von fünfundzwanzig Rubeln für den gratulirenden Kammerdiener und von fünf Rubeln für den Schweizer Sr. hohen Excellenz setzt Shirkowitsch seinen Stab weiter; Benckendorf handelt in einigen gewichtigen Worten das Capitel von dem nothwendigen, aber leider häufig gestörten Einvernehmen zwischen den Organen der gewöhnlichen und denjenigen der „höheren" Polizei ab [2]) — der „Wohlthäter" Mentschikow zeigt die strenge und gebieterische Miene, deren ein Minister sich befleißigen muß, wenn er es mit einem Manne zu thun hat, der aus einem Bekannten zum „dienstlich untergeordneten" Sub-

---

[1]) Das Gouvernement ist nahezu 2½ mal so groß wie das Königreich Würtemberg; es umfaßt 898 □Meilen.

[2]) Da die Competenzen der die „politische Polizei" besorgenden Gensd'armerie-Officiere nicht genau abgegrenzt sind und die Hauptaufgabe derselben in der heimlichen Ueberwachung aller Verwaltungs- und Justizbeamten besteht, so ist Regel, daß der Gouverneur einer Provinz und dessen Beamte mit den örtlichen Gensd'armerie-Officieren auf Kriegsfuß stehen und daß beide Verwaltungs-Ressorts einander nach Kräften schädigen und verdächtigen.

Digitized by Google

ject geworden ist — und es bleibt nun noch die Visite bei dem Feldmarschall Fürsten Wolkonski übrig. Vor der Thüre dieses Gewaltigen (der als Minister des kaiserlichen Hauses zugleich oberster Chef der Apanagen-Verwaltung ist) wird Shirkowitsch anfangs zurückgewiesen, da Se. Durchlaucht wegen des Todes einer Enkelin nicht empfangen wollten. Shirkowitsch beruft sich darauf, daß er von dem Herrn Minister wegen der Simbirsk'schen, dem Apanage-Ressort zu unterstellenden Domainenbauern Instructionen zu empfangen habe und wird schließlich vorgelassen. Der Fürst zeigt sich wider Erwarten huldvoll, würdigt Herrn Shirkowitsch einer längeren, alle möglichen Gegenstände berührenden Unterredung, läßt sich aber auf Geschäfte, geschweige denn auf Apanagebauern mit keiner Silbe ein. Zum Schluß seines Rundganges weiß der Gouverneur von Simbirsk über die Angelegenheit, deren Durchführung ihm von seinem Herrscher zur Hauptpflicht gemacht worden, gerade so viel wie zu Anfang desselben, nämlich gar Nichts.

Zu voller Würdigung dieses lehrreichen, alle Spuren lebensvoller Wahrheit an sich tragenden Berichtes bedarf es vielleicht der Bekanntschaft mit dem Wortlaute der (leider etwas weitschweifigen) Shirkowitsch'schen Aufzeichnung. Nirgend verräth sich in derselben auch nur der Schatten eines Erstaunens über diese Art der Geschäftsbehandlung, — der Erzähler ist als Mann von Erfahrung längst darüber belehrt, daß die Dinge so und nicht anders betrieben werden und betrieben werden können, er verhält sich dem Erlebten gegenüber gerade so naiv, wie es die übrigen Theilnehmer thun. Wissen dieselben doch allesammt, daß es für die richtige Auswahl hoher Beamten immerdar nur eine Methode gegeben und daß Kaiser Nikolaus nur gethan hat, was vor ihm von Alexander I., von Paul, von der großen Katharina, von der „echt-nationalen" Elisabeth u. s. w. gethan worden. Die geschilderte „Gepflogenheit" ist eben eine uralte, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, und die in Betracht kommenden hohen und höchsten Personen haben eine andere als diese Praxis niemals gekannt. Es geschieht auch anderswo, daß Einflüsse und Eindrücke gesellschaftlicher Art auf das politische Gebiet hinüberspielen: in Rußland und nur in Rußland ist es Regel, daß für Geschäfte und staatliche Angelegenheiten die gesellschaftliche Form maßgebend ist, unter welcher dieselben sich präsentiren; daß der Kaiser immer und überall als der unfehlbare, höchste Herrscher auftritt, wird als nothwendiger, durch das Wesen der Sache bedingter Ausfluß des absolutistischen Systems angesehen. So fordert's die Tradition und mit Traditionen bricht man nirgend leicht; am schwersten aber da, wo sie mit den Neigungen zusammentreffen. Wie tiefgewurzelt und unausrottbar die Gewöhnung unserer Herrscher an das „Selbstregieren" d. h. an das Urtheilen nach direct gewonnenen, zufälligen Eindrücken ist, das läßt sich kaum deutlicher exemplificiren, als durch den nachstehenden, verbürgten Zug aus dem Leben Alexander's I. [1]):

[1]) Vergl. St. Petersb. (deutsche) Zeitung Nr. 23 vom 23. Jan. (4. Febr.) 1878: „Schicksale eines Livländers in St. Petersburg von 1833 bis auf die Gegenwart, I." — Der Verf. dieser höchst lesenswerthen (auch in's Russische übersetzten) Aufzeichnungen ist ein bekannter, früher dem höheren Staatsdienst angehörig gewesener musikalischer Schriftsteller. Als Gewährsmann seiner Erzählung nennt er einen Zeitgenossen Alexander's I., den 1856 verstorbenen Ober-Hofmundschenken Grafen M. J. Wielhorski.

Digitized by Google

„Bis zum Jahre 1835 war regelmäßig am Neujahrsabende das ganze Winterpalais Jedermann ohne Billet zur Maskerade geöffnet, die in einem Umgange des Hofes im Domino durch sämmtliche Zimmer bestand. Im Theater der Eremitage soupirte der Hof. Das Publicum im Palais zählte nach Tausenden. Man sah Schafpelze sich drängen. Alle Säle und Zimmer das ganze Palais herum waren von allen Classen des Publicums gefüllt. Es war seit Alexander's I. Zeiten Gebrauch geworden, die erste eintretende und die letzte das Schloß verlassende Person um ihre Namen zu fragen und diese anderen Tages dem Kaiser zu unterbreiten. Ein Sectionschef im Kriegsministerium unter dem allmächtigen Araktschejew hatte noch nie eine Maskerade, nie ein Theater besucht, sein Lebelang war er um 10 Uhr im Bette und mit der Sonne auf. Eine Schwester seiner Frau kommt aus der Provinz und der Alte wird zum Besuch der Januar-Maskerade bestimmt. Er ging zu seinem Unglück. Um 11 Uhr wußte er nicht aus noch ein vor angewöhntem Schlafbedürfniß. Nun finden sich an einigen Durchgangszimmern im großen Parterre des Palais unerleuchtete, kleine Cabinette mit Lehnstühlen. Der Mann schlüpft in ein solches und sagt seinen Damen, dem Strom zu folgen, die Tour zu machen und ihn schließlich abzuholen. Das vermochten sie nicht, man hatte die Vorhänge heruntergelassen, der Cabinette waren viele, des Gedränges kein Ende. Die Damen fuhren in Verzweiflung nach Hause, der Alte aber wird Morgens von den Dielenbohnern geweckt. Er war der Letzte, war aber auch der Erste gewesen, in der Hoffnung, schneller fertig zu werden. Ein Jahr vergeht. Araktschejew macht eine Vorstellung zu Belohnungen. Sein bester Arbeiter, der Sectionschef, ist auch bedacht. Die Vorstellung bestätigt der Kaiser, aber der Sectionschef wird gestrichen. Da entschließt sich Araktschejew zu sprechen, aber der Kaiser fällt ihm in's Wort und sagt: Was wißt Ihr Minister? Dieser Beamte besucht alle Maskeraden, er ist der Letzte wie Erste, der ist kein Arbeiter! — Keine Vorstellung vermochte etwas — der Mann nahm seinen Abschied. Und doch war er nie anders aus seinem Hause gekommen, als um in die Canzlei zu gehen, da war er der Letzte und Erste."

Der Gefahr, vom Zufalle hinter's Licht geführt zu werden und sich durch Eintagsvorgänge rein gesellschaftlicher Natur von großen und wichtigen Interessen abziehen zu lassen, — dieser Gefahr ist der Kaiser Nikolaus noch sehr viel mehr ausgesetzt gewesen, als sein Bruder. Abgesehen von der Vorliebe für die Wachtparade, die stundenlange, von allen Prinzen des Hauses Holstein-Gottorp für unentbehrlich gehaltene spielende Beschäftigung mit dem Soldatenwesen, hatten diese beiden Fürsten in ihren Gewohnheiten ebensowenig gemein, wie in ihrer Charakter-Anlage. Während Alexander I. für gewöhnlich so zurückgezogen lebte, daß er außer wenigen älteren Vertrauten kaum Jemand sah, war Nikolaus namentlich als jüngerer Mann gesellig und schon wegen der großen Zahl seiner gesellschaftlichen Berührungen gewöhnt, an den Tageskleinigkeiten des Petersburger Lebens eifrigen Antheil zu nehmen. Von der Nichtigkeit dieses Lebens und der Kleinlichkeit der dasselbe bewegenden Interessen kann sich eine Vorstellung aber nur machen, wer Gelegenheit gehabt hat, in dasselbe hineinzusehen und die Menschen und Dinge kennen zu lernen, welche das Petersburg der vierziger und fünfziger

Digitized by Google

Jahre in Athem hielten. Klingt es doch selbst dem Newa-Residenzler von heute wie ein Märchen, daß es Zeiten gegeben, wo das Spielen mit Seifenblasen salonfähig und der angebliche Erfinder dieser Kunst der Held des Tages gewesen (Mitte der vierziger Jahre), zu denen der Uebertritt eines unbedeutenden Sängers (des Tenoristen Iwanow) in die französische Unterthanenschaft von dem Selbstherrscher aller Reußen und von einer großen Anzahl getreuer Unterthanen desselben als Beleidigung der Nationalehre empfunden worden (1844)[1]) und in denen die (schließlich vor den Kaiser gebrachte) Frage „ob dem kaukasischen Armeecorps zucommandirte Garde-Officiere während ihres Aufenthaltes in der Residenz Mützen oder Hüte zu tragen hätten", die vornehme Gesellschaft für mehrere Wochen in zwei feindliche Lager spalten konnte[2]). — Das Geschlecht, das unter diesen Eindrücken groß geworden, sitzt heute am Staatsruder: darf es da irgend Jemand Wunder nehmen, wenn wichtige principielle Entscheidungen noch gegenwärtig als bloße Personenfragen behandelt und nach Rücksichten der gesellschaftlichen Bequemlichkeit und des Herkommens entschieden werden?

II.

Die Wortführer des modernen russischen Radicalismus sind großentheils dem hohen Adel dieses Landes entsprossen. Bakunin's Vettern und Brüder spielen noch gegenwärtig als hochangesehene Adelsmarschälle, Flügel- und General-Adjutanten eine gewisse Rolle; der in dem Socialistenproceß vom Frühjahr v. J. vielgenannte Fürst Michael Krapotkin ist ein leiblicher Bruder des wegen seiner energischen Nihilistenverfolgung ermordenten Gouverneurs von Charkow; der als Vertheidiger Netschajew's und anderer Nihilisten berühmt gewordene Fürst Alexander Urussow (derselbe, der vor fünf Jahren als politisch verdächtig aus Moskau verbannt, im Jahre 1876 zum Gehilfen des Oberstaatsanwaltes von Polen ernannt und im vorigen Jahre in dieselbe Stellung nach Petersburg übergeführt wurde) rühmt sich leiblicher Vetterschaft mit dem Reichskanzler und mit dem Staatssecretär der Gesetzgebungs-Abtheilung; ein Sohn des verstorbenen Generaladjutanten Grafen Jakob Rostowzow wurde 1862 als Correspondent von Alexander Herzen's „Kolokol" verhaftet, Herzen selbst war der illegitime Sohn eines hohen Aristokraten, der Neffe eines Generallieutenants und eines Senators, der Gesandter am Hofe König Jérôme's gewesen; Herzen's Genosse Ogarew gehörte gleichfalls einer uralten Adelsfamilie an und war der Sohn eines Senators, sein Nebenbuhler Fürst Peter Dolgoruki (der Verfasser eines der giftigsten Bücher, die je gegen die russische Regierung geschrieben worden) rühmt sich directer Abstammung aus dem Hause

[1]) Der um dieselbe Zeit in Paris verweilende Maler Aiwasowski hielt im Interesse seiner Sicherheit für geboten, die Gerüchte über seine beabsichtigte Niederlassung in Frankreich in einem direct an den Hausminister Fürsten Wolkonski gerichteten Schreiben Lügen zu strafen.

[2]) Glebow und Masslow, zwei in den Kaukasus versetzte Gardehusaren-Officiere, trugen während eines in Petersburg verbrachten Urlaubs (1841) statt des Tschako die für die kaukasische Armee vorgeschriebene Pelzmütze und gaben dadurch zu einer leidenschaftlichen Controverse zwischen dem Commando des Garde-Corps und dem General-Gouverneur Grafen Woronzow Veranlassung.

Digitized by Google

Rurik's des Warägers und hat unter seinen Ahnen einen souveränen Fürsten aufzuweisen; Iwan Golowin ist einem Hause entsprossen, dessen Name vor einem halben Jahrtausend in die „barchatnaja Kniga" (das sammetne Buch des hohen Adels) eingetragen wurde [1]). All' diese Männer sind unter den Traditionen des alten Regimes emporgekommen, und von Eltern erzogen worden, welche die ausschließlichsten Aristokraten ihrer Zeit und eifrige Verehrer der damals bestehenden Ordnung der Dinge waren; sehr Viele von ihren Zeitgenossen machen noch heute aus ihrer Vorliebe für die Leibeigenschaft und deren Geschwister kein Hehl und zeigen sich nach Kräften beflissen, die reformatorischen Errungenschaften der sechziger Jahre wieder rückgängig zu machen. Das Gros dieser Generation aber schwankt zwischen alter und neuer Zeit haltungslos hin und her und verbindet mit gelegentlichen Aspirationen vorgeschritten liberalen oder gar radicalen Charakters Gewohnheiten und Neigungen, wie man sie sonst nur bei eingefleischten Junkern und ungebändigten Genuß- und Gewaltmenschen zu finden pflegt. Gewisse Eigenthümlichkeiten aber finden sich bei allen Vertretern dieser Generation ohne Unterschied der Parteirichtung wieder. Dieselbe Unfähigkeit zu consequenter, planmäßiger Arbeit, derselbe Hang zu Willkür und schrankenlosem Genuß, dieselbe Abneigung gegen Alles, was der Unterordnung unter objectiv gegebenen Normen auch nur ähnlich sähe, welche unsern unter dem ancien régime emporgekommenen Staatsmännern und Aristokraten zum Vorwurf gemacht wird, lassen sich unschwer den Herren des jungrussischen Radicalismus nachweisen: beide Kategorien entstammen derselben Schule, sind an einem und demselben Baume erwachsene Früchte, die sich in Bezug auf ihre Schale sehr viel deutlicher unterscheiden, als in Bezug auf ihren Kern.

Von der Gesellschaft, unter deren Auspicien die heutige Generation des russischen Adels emporgekommen ist, besitzen wir mehrere, in ihrer Weise classische Schilderungen, vor Allem diejenige, welche Gribojedow in seiner unsterblichen Comödie „Gôre ot umà" (Verstand bringt Leiden) entworfen hat. Nicht nur, daß die Hauptfiguren dieses Lustspiels, der allen Geschäften feindliche Senateur Famussow, der wegen seines „niedrigen Ranges" zu selbständiger Meinung unfähige Secretär Moltschalin, der bücherhassende Polterer Obrist Skalosub, der Wüstling und Spieler Repetilow, der als Betrüger bekannte und doch überall wohlgelittene Anton Antonitsch Sagorrzki, Typen weitverbreiteter Gattungen darstellen, — auch die scheinbar unbedeutendsten und blos gelegentlichen Anspielungen auf zeitgenössische Personen und Zustände, welche das unvergleichliche Stück enthält, gewähren Einblicke in die Sittengeschichte jener Zeit, welche außerordentlich lehrreich sind.

Der Nestor hochgeborner Schurken,
Der seiner Diener vielgetreue Schar,
Die ihn von Tod und Schande oft gerettet,
Vertauschte für ein Hundepaar.

ist der als erster Bauernschinder seiner Zeit berühmte General Ismailow.

---

[1]) Daß fast sämmtliche Theilnehmer der Verschwörung von 1825 dem hohen Adel angehörten, setzen wir als bekannt voraus.

Digitized by Google

Der Genius erſten Rangs, der unſern Kreis verſchönte,
Der Raufbold, Duellant und Spieler comme il faut,
Der Sitte und Geſetz erbarmungslos verhöhnte,
— Denn Männer von Genie, die machen's immer ſo —
Der in Kamtſchatka ſelbſt das edle Blut bewährte
Und über die Aljuten wiederkehrte,

iſt der ſogenannte „Amerikaner Tolſtoy", den Alexander I. trotz ſeiner an Wahnſinn ſtreifenden verbrecheriſchen Neigungen und trotz ſeiner Flucht aus Sibirien immer wieder begnadigte. Jener Fürſt Feodor aber, von dem ſeine Verwandten ſchaudernd berichten

Der Fürſt flieht Titel, Rang und Orden
Und iſt, ſcheint's, Apotheker worden;
Er treibt Botanik und Chemie
Und zeigt ſich unter Damen nie

iſt Alexander Herzen's Vetter Jakowlew. Und kann nicht wörtlich auf die liberalen Frondeure und nationalen Schreihälſe von heute angewendet werden, was Repetilow von dem politiſirenden Freundeskreiſe erzählt, der ſich zu „geheimen Zwecken" Donnerſtag Abends im (Moskauer) „Engliſchen Club" verſammelt:

Wir disputiren ſtets ſo laut und ſo gelehrt,
Daß man ſein eignes Wort nicht hört!
Vom heil'gen Menſchenrecht und von der Völker Jammern,
Von Byron, von Conſtant und von Geſchwornenkammern,
Von Englands Parlament und tauſend wicht'gen Dingen,
Bis uns zuletzt die Ohren klingen.
Fortwährend, Bruder, wird gelärmt
Und dadurch Kopf und Herz erwärmt!

Die Gribojedow'ſchen Schilderungen des Moskauer high life ſind, wie bekannt, durch Alexander Herzen's Selbſtbiographie vielfach ergänzt, ja in einzelnen Stücken ſogar übertroffen worden. Die Charakteriſtiken, welche der Begründer der jungruſſiſchen Schule von ſeinem Vater, von deſſen Brüdern und Schweſtern, von dem „Revaler Negocianten" Karl Iwanowitſch Sonnenberg u. ſ. w. entworfen hat, gehören nicht nur zu dem Vorzüglichſten, was die neueren Memoirenliteratur überhaupt aufzuweiſen hat, — ſie ſind für das Studium der ruſſiſchen Sittengeſchichte von einem Werthe, der kaum hoch genug angeſchlagen werden kann. Daß dieſe Anklagen gegen das ruſſiſche ancien régime und deſſen bodenloſe moraliſche Verwilderung nicht übertrieben ſind, daß Herzen nach der Natur gezeichnet und im Einzelnen eher abgeſchwächt als hinzugethan hat, — das iſt durch die vor einigen Jahren veröffentlichten Memoiren ſeiner Zeitgenoſſin und Verwandten Tatjana Paſſek in ſchlagendſter und überraſchendſter Weiſe beſtätigt worden. Daß zwei in durchaus verſchiedener Abſicht und von entgegengeſetzten Standpunkten geſchriebene autobiographiſche Aufzeichnungen einander ſo vollſtändig ergänzen und ſo genau zu denſelben Ergebniſſen führen, wie die Schriften Herzen's und der Frau Paſſek thun, iſt in der Memoirenliteratur vielleicht ohne Beiſpiel; ohne Uebertreibung läßt ſich behaupten, daß über die wahre Natur der von Herzen geſchilderten Zuſtände und Perſonen ſeit den Paſſek'ſchen Veröffentlichungen Zweifel und Unklarheiten überhaupt nicht mehr

Digitized by Google

möglich sind. Unter einander sind beide Bücher natürlich grundverschieden. Die Stärke der Herzen'schen Darstellung beruht auf dem eminenten Talente des Autors für Erfassung des Charakteristischen, auf seiner Fähigkeit, den bleibenden Kern der Dinge von ihrer zufälligen Schale zu trennen und dem idealen Inhalte auch der verschrobensten und verderbtesten Menschennaturen gerecht zu werden. Weil er zu schildern versuchte, „was sich nie und nirgend begeben hat," ist der Verfasser von „Byloje i dumi" im Stande gewesen, ein zeitgeschichtliches Bild zu entwerfen, das künftigen Geschlechtern ebenso verständlich bleiben wird, wie den Zeitgenossen, und das der Gefahr des „Alterns" ein für alle Mal entrückt ist. Tatjana Passek hält sich dagegen an das Einzelne und Concrete, sie nennt die Dinge bei ihren wirklichen und zufälligen Namen, — sie sucht allenthalben den geschichtlichen Thatbestand genau festzustellen und ersetzt durch Treue und Ausführlichkeit, was ihr an Darstellungstalent und tieferem Auffassungsvermögen abgeht; sie hat kein Kunstwerk, aber eine vorzügliche Photographie der Zustände hinterlassen, die Herzen zu einem unvergleichlich lebendigen und farbenreichen Bilde zusammenfaßte. Das Hauptverdienst der Passek'schen Berichte besteht aber in dem bis zur Evidenz gelieferten Beweise dafür, daß Herzen und dessen Freunde von ihrer Umgebung nicht wesentlich verschieden, daß sie Kinder und in vieler Rücksicht Mitschuldige der Zustände gewesen sind, zu deren Richtern sie sich in der Folge aufwarfen. Die Verfasserin selbst hat gar keine bestimmte Tendenz verfolgt, — sie hat lediglich erzählen wollen. Der Kreis der jugendlichen Revolutionsmänner, die sich um Herzen sammelten, und deren spätere Thätigkeit dem heutigen liberalen Rußland den entscheidenden Stempel aufgedrückt hat, wird uns in seiner alltäglichen Gestalt vorgeführt, und das Thun und Lassen seiner Mitglieder aus directer Anschauung geschildert: aus einer Reihe anscheinend absichtslos gesammelter Beispiele ergibt sich von selbst und ohne daß das irgendwo ausdrücklich gesagt würde, daß diese Stürmer und Dränger Fleisch vom Fleisch und Bein vom Bein einer Menschenart gewesen sind, zu welcher die Begriffe von Pflicht und Sittlichkeit niemals gedrungen waren und die die eigenen Gebrechen auf alle Nachfahren, — auch auf diejenigen, welche es in allen Stücken anders machen wollten, — weiter vererbt hatte.

Es ist oben angedeutet worden, daß Tatjana Passek geb. Kutschin eine Verwandte Alexander Herzen's war. Die Geschichte dieser Verwandtschaft ist für die in Betracht kommenden Verhältnisse so bezeichnend, daß wir einen Augenblick bei derselben verweilen müssen. — Zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Moskau ein dem höchsten Adel angehöriger, unermeßlich reicher Bojar Alexei Jakowlew[1]), der außer einer Anzahl an vornehme Herren verheiratheter Töchter (darunter eine Fürstin Chowanski und eine Frau Golochwastow) vier Söhne hinterließ. All' diese Herren erzeugten zahlreiche Nachkommenschaft, ihr Geschlecht und Name aber ist mit ihnen ausgestorben, weil keiner von ihnen es zu einer rechtzeitigen und vernünftigen Eheschließung zu bringen vermochte. Der älteste Bruder entführte als Generallieutenant und Mann in

[1]) Die Jakowlews rühmten sich der Geschlechtsgemeinschaft mit dem Hause Romanow und leiteten gleich diesem ihre Herkunft von dem angeblich 1341 nach Rußland eingewanderten und hier getauften altpreußischen Könige Weidewut und dessen Sohn Andreas Kobyla ab.

Digitized by Google

reiferen Jahren eine junge Schweizerin, die im Hause des General Suchtelen Erzieherin gewesen war, lebte viele Jahre mit derselben auf seinen Gütern und machte sie zur Mutter einer Anzahl von Töchtern, von denen die älteste einen Herrn Kutschin heirathete und in der Folge die Mutter unserer Verfasserin wurde; in extremis ließ der hochbetagte General sich mit einer übelberufenen Wittwe, Frau Ulski, trauen, mit der er viele Jahre in vertrautem Verhältniß gestanden hatte. Der zweite Bruder, Alexander, hatte als junger Officier seinen Abschied genommen und auf dem ihm zugefallenen Theile der väterlichen Güter das Leben eines ruchlosen, von einem ganzen Harem leibeigener Dirnen umgebenen Bauernschinders alter Schule geführt. Nach dem Tode des älteren Bruders fängt er mit der Wittwe desselben einen Proceß an, bemächtigt sich des Familiengutes, erbricht in dunkler Nacht den Schreibtisch des Verstorbenen und verbrennt heimlich das Testament, in welchem dieser seinen sämmtlichen Dienern die Freiheit geschenkt hatte. Ein Wütherich in asiatischem Styl, macht er auf sämmtliche irgend erträglich aussehende Dirnen des neu erworbenen und gemeinsam mit seinen Brüdern verwalteten, d. h. gänzlich vernachlässigten Gutes, Jagd, mißhandelt die Bauern und geräth schließlich auch mit seinen Miterben in Feindschaft; um diese zu ärgern, läßt er sich auf dem Todtenbette mit einer seiner ehemaligen bäuerlichen Maitressen trauen. Der aus dieser Verbindung entsprossene Sohn wird alleiniger Erbe des ungeheuren Vermögens. Dieser Sohn ist der in der Gribojedow'schen Komödie „Fürst Feodor" genannte „Chemiker", ein Sonderling, der sich ausschließlich mit Naturwissenschaften beschäftigt, in einer einzigen Stube des reichen väterlichen Hotels haust, den glänzenden Haushalt seiner Ahnherren jämmerlich verkommen läßt und sich von aller Welt zurückzieht. Seine nach Dutzenden zählenden illegitimen Halbgeschwister entläßt der Chemiker aus der Leibeigenschaft; er steuert sie reichlich aus, behandelt sie freundlich, vermeidet aber absichtlich, auch nur einem von ihnen eine anständige Erziehung ertheilen zu lassen: sie sollen Halbbarbaren bleiben, um ihm nicht durch etwaige Ansprüche zur Last zu fallen[1]). — Die beiden jüngsten Söhne des Hauses Jakowlew, Iwan und Lew (Léon), sind

[1]) Einen Besuch im Hause des „Chemikers" (der in der Folge der Schwager Herzen's wurde und auf diesen großen Einfluß geübt hat) beschreibt Tatjana Passek folgendermaßen: „Im Vorzimmer wurden wir von einer zahlreichen Dienerschaft empfangen, deren einzige Beschäftigung in Tabakrauchen und Kartenspielen bestand. Einer dieser Müßiggänger führte uns durch eine Reihe ungeheurer Säle, die nie gereinigt und nie geheizt wurden und sich genau in demselben Zustande befanden, in welchem ihr verstorbener Herr sie bei seiner Uebersiedelung nach Petersburg zurückgelassen hatte; auf dem Fußboden standen ganze Kisten umher, die mit kostbaren krystallenen, marmornen und porzellanenen Gefäßen und Geräthschaften unordentlich vollgepackt waren, — auf Marmortischen und Bronce-Etagèren lagen Gegenstände aller Gattungen und Arten verstreut umher. An den Wänden hingen kostbare Goldrahmen, aus welchen die Bilder herausgenommen worden waren, an die Paneele der Wände waren zahlreiche uneingerahmte Bilder gelehnt, von der Decke hingen halbzerfallene Kronleuchter auf schmutzige Pfeilertische herab, — Alles war mit fingerdickem Staub bedeckt und spiegelte sich melancholisch in den mächtigen, vom Plafond bis zum Parquet herabreichenden Trumeaux. Ueber alle möglichen Hindernisse hinweg gelangten wir endlich zu einem bewohnten Raum. Alexander öffnete eine mit Teppichen verhängte Thür und diese führte zu dem Cabinet und dem Laboratorium des „Chemikers". Dieser saß regungslos zwischen einem Chaos von Büchern, Retorten und chemischen

Digitized by Google

„europäisch“ erzogen worden! Der ältere hatte als Capitän den Abschied genommen, länger als ein Jahrzehnt in Deutschland, Frankreich und Italien gelebt und bei seiner Heimkehr nach Moskau (1811) eine Stuttgarter Bürgerstochter, Henriette Haag, mitgebracht, welche anfänglich das Amt seiner Kaffeeschenkin bekleidet hatte, dann die Mutter zweier Söhne wurde und schließlich die Gefährtin seines gesammten späteren Lebens blieb. Henriette Haag (da der Name Henriette für die russischen Dienstboten des Hauses unaussprechlich war, und da nach russischer Nationalmeinung alle männlichen Deutschen Iwan heißen, wurde die Dame Zeit ihres Lebens Louise Iwanowna genannt) war die Mutter Alexander Herzen's; den Namen „Herzen“ hatte Herr Jakowlew seinen beiden übrigens höchst ungleich behandelten Söhnen beigelegt, um dadurch „seiner herzlichen Zuneigung zu der Mutter Ausdruck zu geben“ — mit dieser Mutter stets unter einem Dache gelebt und sie mit einer gewissen Achtung behandelt, sich aber niemals entschließen können, derselben seinen Namen und Rang zu geben. — Unter einem Dache mit Herrn Iwan Jakowlew, Louise Iwanowna und den beiden Herzen lebte seit dem Ende des zweiten Jahrzehnts unserer Zeitrechnung der jüngste Sohn des Hauses, Lew, gewöhnlich nur „der Senateur“ genannt. Nach Beendigung der für jeden aristokratischen Beruf unentbehrlichen Lehrjahre in der Garde, war Lew Alexejewitsch in die diplomatische Laufbahn getreten und der Reihe nach Gesandter in Stuttgart, Cassel (am Hofe König Jérôme's) und Stockholm gewesen und dann unter die Patres conscripti der ersten Hauptstadt des ihm so gut wie völlig unbekannten russischen Reiches versetzt worden. Daß er von den Gesetzen, nach denen er Recht sprechen sollte, gar Nichts, von der Sprache, in welcher diese Gesetze geschrieben waren, nur das Nothdürftigste wußte, verstand sich für einen französisch erzogenen vornehmen Herrn, der zudem Diplomat gewesen war, von selbst, verhinderte ihn aber nicht, ein ebenso thätiges, wie genußreiches Leben zu führen. Lew Alexejewitsch war so früh daran gewöhnt worden, eine bloße Titularexistenz zu führen, daß diese ihm die einzige anständige Form staatsmännischen Daseins zu sein schien: seine Gesandtschaftsposten hatte er regelmäßig kurz vor Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und den betreffenden Höfen angetreten, dann war er als „wirklicher Kammerherr des Allerhöchsten Hofes“ nach Moskau, d. h. in eine Stadt versetzt worden, in welcher der Hof höchstens alle drei Jahre und dann immer nur auf kurze Zeit erschien. Während des vieljährigen Zusammenlebens mit seinem Bruder und dessen Kindern bekleidete der wegen seiner Gutartigkeit, Liebenswürdigkeit und unverwüstlichen Jugend allgemein beliebte alte Herr außer der Kammerherrn-, Geheimraths- und Ritterwürde (seine mit Sternen bedeckte Brust sah einer Octavausgabe des Himmelsatlas ähnlich) die Aemter eines Senators, Ehrenmitgliedes des Obervormundschaftsamtes, des Präsidenten des Alexanderinstituts und des Oberdirectors des Marienkrankenhauses. Ohne je von dieser Geschäftslast bedrängt zu sein, führte der würdige, immer gesunde, immer vergnügte und immer „beschäftigte“ Greis das

Utensilien auf einem mit einem Tigerfell bedeckten Divan da; Abends wurde dieses Fell hinweggeräumt und durch Kissen und Decke ersetzt — auf demselben Möbel, das er Tags beim Essen, Lesen und Laboriren benutzte, pflegte Alexei Alexandrowitsch Nachts zu schlafen.

Digitized by Google

harmloseste Leben von der Welt. Morgens unterschrieb er „Papiere“, dann ging's in die verschiedenen Sitzungen und Versammlungen (Lew Alexejewitsch betheiligte sich gleich eifrig an medicinischen, landwirthschaftlichen, historisch-archäologischen und philantropischen Vereinen) — Mittags auf irgend ein officielles oder halbofficielles Diner, dann in die französische Comödie; zum Thee erschien der zärtliche Bruder und Oheim in den Gemächern Louise Iwanowna's, um Neuigkeiten zu erzählen und mit dem gewöhnlich mürrischen älteren Bruder (den er „Sie“ nannte, während dieser ihn duzte) zu disputiren, — dann ging's gewöhnlich noch auf einen Ball oder Rout. Sonntags war Familientafel bei der Fürstin Chowanski, der uralten (schließlich im hundertsten Lebensjahre verstorbenen) ältesten Schwester des wunderlichen Brüderpaares, einer ungebildeten, in Bigotterie und Altrussenthum stecken gebliebenen Aristokratin. — Die Maitresse und die Kinder Lew Alexejewitsch's lebten außerhalb des Doppelhaushaltes, der Alexander Herzen's Elternhaus und der gleichalterigen Tatjana Kuschin zweite Heimath war.

Ueber dieses Haus im Einzelnen zu berichten, müssen wir uns versagen, nachdem Herzen's unvergleichliche Schilderungen desselben wie in alle europäischen Hauptsprachen, so auch in das Deutsche (vgl. Memoiren eines Russen, Hamburg 1854, und Jungrussisch und Altlivländisch, Leipzig 1870, 2. Aufl. 1871) übertragen worden sind. Einzelne, den Aufzeichnungen der Frau Passek entnommene Notizen werden den mit diesen Schriften unbekannten Lesern, wie den Kennern derselben gleich interessant sein. Nicht weniger als sechzehn Diener und Dienerinnen waren mit der Sorge um zwei alte Herren, eine Dame von unqualificirbarer gesellschaftlicher Stellung und zwei Kindern beschäftigt. Alexander Herzen wurde als Säugling von drei Wärterinnen bedient, sein Vater, der fast nie ausfuhr, hielt ein Dutzend Pferde, zwei Kutscher und zwei Vorreiter, deren einzige Beschäftigung in dem allabendlichen Abholen der „Mosk. Zeitung“, in Balgereien und Trinkgelagen bestand. Den Winter brachte man in einem der drei palastähnlichen Häuser zu, die Herr Jakowlew in Moskau besaß und von denen zwei nie benutzt wurden, den Sommer auf dem Lande, — ein halbes Dutzend großartig eingerichteter Güter stritt um die Ehre des herrschaftlichen Besuches. Freude konnte dieser Besuch freilich Niemandem bereiten. Iwan Jakowlew war ein Mann, in welchem die Freigeisterei der Voltaire'schen Schule mit altrussischer Trägheit, Bequemlichkeit, aristokratischem Dünkel und einem durch Kränklichkeit genährten Hange zur Hypochondrie sich zu einem ebenso wunderlichen, wie unerquicklichen Ganzen verbunden hatten. Früh gealtert, durch das eigenthümliche Verhältniß zu seiner Hausgenossin daran verhindert, die ihm gewohnte Gesellschaft in seinem eigenen Hause zu sehen, bildete er sich zum Selbstquäler und zugleich zum Quälgeist seiner Umgebung aus. „Die Menschen verachtete er offen und ausnahmelos, — der einzige Anspruch, den er an sie stellte, waren gute Umgangsformen, — les convenances bildeten für ihn eine Art von moralischer Religion. Jedes Sichanlassen war ihm als „Familiarität“, jede Empfindung als „Sentimentalität“ widerwärtig und im Grunde war er doch ein weicher Mensch. Daß er nicht glücklich war, versteht sich von selbst; daß seine Gegenwart bei Anderen jedes

Digitized by Google

Behagen verscheuchte, wußte er. Er bildete sich beständig ein, krank zu sein, consultirte stets ein Vierteldutzend Aerzte .... und quälte sich außerdem fortwährend mit Wirthschaftssorgen. Von seinen Gutsverwaltern wurde er systematisch bestohlen und betrogen — Alles, was er unter Augen hatte, wurde dafür dreifach controlirt. Während er Lichtenden und Weinreste verschloß, ließ er sich von einem seiner Güter einen ganzen Wald, von einem anderen sämmtlichen Hafer stehlen. Allabendlich mußte durch den Kammerdiener ausführlich rapportirt werden, ob sämmtliche Lichter ausgelöscht und die Thüren des Hauses verschlossen seien, — nie aber sah der sorgsam ängstliche Hausherr selbst zu, ob diesem Befehle nachgekommen sei. Seine leerstehenden Häuser ließ er unvermiethet, damit keine Feuersgefahr obwalte, keine Schäden und Händel vorkämen: dabei waren diese Häuser versichert und wegen Unterlassung aller Reparaturen dem sicheren Untergange geweiht."

Wunderlicher als diese äußeren, waren die inneren gesellschaftlichen Verhältnisse des Jakowlew'schen Hauses beschaffen. Der Verkehr des anspruchsvollen und formenstrengen alten Aristokraten beschränkte sich für gewöhnlich auf die zahlreiche, zum Theil völlig ungebildete illegitime Nachkommenschaft seiner älteren Brüder, auf einige arme Teufel, die er in seinen Schutz genommen hatte, und auf die Schulgefährten und Lehrer seiner Söhne und gelegentlichen Pflegekinder. Mit den Damen der näheren Verwandtschaft verkehrte Louise Iwanowna auf dem Fuße der Gleichheit, — von der eigentlichen Gesellschaft war sie, trotz ihrer guten Manieren, ihrer zahlreichen Dienerschaft und glänzenden Wohnung ausgeschlossen. Wie auf allen übrigen Gebieten, vertraten auch auf dem gesellschaftlichen Laune, Zufall und träge Passivität die Stelle einer bestimmten Ordnung. Zu Zeiten wimmelte das ganze Haus von Iwan Alexejewitsch's und des Senators vornehmen Jugendfreunden. Wenn der Hof in Moskau war, trieben Alexander Herzen und dessen Bruder allabendlich um die Stühle der höchsten Würdenträger des Reiches ihre kindischen Spiele. Der Generalgouverneur von Petersburg Graf Miloradowitsch, der Moskauer Gouverneur General von Essen, der Generallieutenant Staal, der Director der Kremlverwaltung, Fürst Jussupow, der Adjutant des Großfürsten Constantin, Graf Komarowski, Fürst Obolenski u. s. w. gehörten zu Jakowlew's nächsten Bekannten und Freunden, und als der wegen seiner Thronentsagung zum großen Manne gewordene Großfürst Constantin nach Moskau kam, mußte Iwan Alexejewitsch seine Trägheit und Hypochondrie überwinden, seinen kranken, verzärtelten Körper in ein Hofkleid zwängen und bei dem kaiserlichen Jugendgefährten einen Abend zubringen. Dann vergingen wieder Wochen und Monate trostloser Einsamkeit, während welcher die Kinder außer ihren Hofmeistern und Lehrern (in die erste Erziehung Alexander's theilten sich ein jacobinisch gesinnter Ex-Abbé, ein russischer Popensohn und ein alter Deutscher aus Sarepta, Meß, zu denen später noch verschiedene andere Lehrer kamen) und dem „Revaler Negocianten Sonnenberg" keine menschliche Seele zu Gesicht bekamen. Der Anspruch, den dieser letztere auf die Gastfreundschaft und die Duldung des sonst so unzugänglichen „Herrn" (Louise Iwanowna brauchte diese Bezeichnung, so oft sie von dem Vater ihrer Kinder sprach, und bei diesen und ihren Freunden hieß Iwan Alexejewitsch

Digitized by Google

darum „der-Gerr“ [1]), war der eigenthümlichste Mensch von der Welt. Herr Sonnenberg, ein aus Esthland nach Moskau verschlagener Abenteurer, der abwechselnd den Kaufmann, Hauslehrer, Agenten und Hausmeister vornehmer Herren spielte, war in Anwesenheit und auf das Geheiß Jakowlew's von einem Kosaken aus dem Wasser gezogen und unter Beihilfe der Jakowlew'schen Dienerschaft wieder zum Leben gebracht, der rettende Kosak aber auf die Empfehlung Iwan Alexejewitsch's mit der Beförderung zum Unteroffizier belohnt worden. Nach Art vornehmer Müßiggänger, gewöhnt, sich durch den Zufall beherrschen zu lassen, und durch den Umstand geschmeichelt, daß er zweien Menschen (dem Geretteten und dem Retter) Dienste erwiesen, nahm Herr Jakowlew sich des armen Revalers, „der in seinem Leben alles Ungemach erfahren hatte, das einem Menschen ohne Verstand, ohne Vermögen, von unschöner Gestalt, knechtischem Gemüthe und deutscher Herkunft überhaupt zustoßen kann“, an, indem er ihm, dem ebenso unwissenden wie beschränkten Glücksritter, die Stellung eines Erziehers im Hause des Senators Ogarew verschaffte und ihn dann als Spielgefährten seiner Kinder und Beamten „für besondere (fast nie in Ausführung gebrachte) Aufträge“ zu sich nahm, d. h. in einem seiner leerstehenden Häuser einquartirte, mit Commissionen beauftragte, an seinen Tisch zog und sich von ihm Neuigkeiten erzählen ließ. Daß der arme Teufel unter den Neckereien und der übeln Laune seines hochgeborenen Gönners schwer zu leiden hatte, verstand sich ebenso von selbst, wie daß er demselben schließlich unentbehrlich wurde, nach Jakowlew's Ableben als Erbstück auf dessen Kinder überging und bis an seinen Tod ein Klient des Geschlechtes blieb, „das ihn hatte aus dem Wasser ziehen lassen“. — Aehnlich ging es einer ganzen Anzahl anderer Personen, die ein zufälliges Geschick an den Strand der einsamen Insel warf, auf welcher der alte Hypochonder hauste. Von den illegitimen Kindern und Enkeln der Brüder Jakowlew hielten sich einzelne, die „auf Besuch gekommen waren“, Jahre lang unter dem Dache Iwan Alexejewitsch's auf, dessen Wohlwollen ebenso unberechenbar war, wie sein Mißfallen; bewirkte dann ein Zufall, daß diese in den verschiedensten Lebensstellungen und auf der verschiedensten Bildungsstufe befindlichen Personen zufällig andere Beziehungen anknüpften, so geschah es ebenso häufig, daß sie plötzlich verschwanden, Jahre lang nichts von sich hören ließen und entweder niemals oder nach halben Menschenaltern wieder auftauchten. Tatjana Passek, die in einer Moskauer Pension erzogene Enkelin des Generallieutenants Peter Jakowlew brachte regelmäßig die Feiertage im Hause des Bruders ihres Großvaters mit dessen gleichaltrigen Kindern zu und gewann durch einen an Alexander geschriebenen moralisirenden Brief das Herz des alten Herrn so vollständig, daß dieser sie aus der Pension nehmen und mehrere Jahre lang bei sich erziehen ließ. Von der Tochter einer Beamtenwittwe, die Alexander Herzen während seiner Verbannung nach Wjätka in einer Krankheit gepflegt hatte, wird berichtet, daß der alte Jakowlew sie auf seine Kosten in Moskau erziehen ließ und für Monate in sein Haus nahm. In anderen Fällen geschah es dann wieder, daß derselbe Mann seine Pflichten gegen nächststehende Per-

[1]) Russisch wird der Buchstabe H wie G ausgesprochen.

Digitized by Google

sonen systematisch außer Augen setzte, mit geringen Summen geizte, wo diese den größten Segen hätten stiften können, und daß Verwandte, denen der gehörige „esprit de conduite“ fehlte, ihr Leben lang schmählich ignorirt wurden. Den hochbegabten ältesten Sohn verwöhnte der zärtliche Vater mit einer an das Verbrechen grenzenden Schwäche, — der jüngere, Jegor, wurde trotz trefflicher Charaktereigenschaften so vernachlässigt und hintangesetzt, daß der Bruder sich seiner annehmen und Herrn Jakowlew einmal durch die Drohung erschrecken mußte, er werde, wenn das so fort gehe, sammt seiner Mutter das väterliche Dach für immer verlassen [1]).

Um seinen als Kinder einer bürgerlichen Ausländerin geborenen Söhnen die für eine anständige gesellschaftliche Stellung unentbehrlichen adligen Rechte zu verschaffen, ließ Herr Jakowlew Alexander und Jegor Herzen nicht nur sorgfältig unterrichten (sie lernten — mirabile dictu — sogar Latein!) sondern bereits im zartesten Alter als „Beamte der Kreml-Expedition einschreiben“. Der Chef dieser Verwaltung, Fürst Jussupow, war ein alter Freund und sorgte als solcher dafür, daß die Knaben in den Dienstlisten standen, regelmäßig avancirten und bei Erreichung der Volljährigkeit bereits im Besitz der „achten Classe“ (Collegien-Assessor) waren, welche ihren Zugehörigen damals die Rechte erblicher Edelleute verlieh. Dafür laborirte die moralische Erziehung der beiden jungen Leute an all' den in ihren Verhältnissen liegenden Mängeln und noch an einigen mehr. Für eine verfrühte Bekanntschaft der Knaben mit dem Geheimniß ihrer Geburt und mit den Familienverhältnissen der väterlichen Oehme sorgte die Geschwätzigkeit der zahlreichen Diener und Dienerinnen. Die Tragweite des Gegensatzes zwischen legitim und illegitim geborenen Kindern wurde ihnen durch gelegentliche Unvorsichtigkeiten des Vaters und durch die eigenthümliche Stellung der Mutter verrathen, die es trotz der Makellosigkeit ihrer Führung und der tactvollen Liebenswürdigkeit ihres Benehmens zu einer paritätischen Position niemals bringen konnte. Das die Kinder umgebende Beispiel war das schlechteste und gefährlichste, das sich überhaupt denken ließ: wie der Vater und dessen Brüder machten es alle Leute, mit denen sie überhaupt in Berührung kamen, — auf allen Lebensgebieten bildeten Zügellosigkeit, Gleichgültigkeit gegen das Sittengesetz und Abhängigkeit von Launen und Einfällen für die hohe Aristokratie (und nicht für diese allein!) Herkommen und Regel. „Les convenances, les apparences“, das war Alles, worauf es zu einer geachteten Lebensstellung ankam und was von Denjenigen gefordert wurde, die zur guten Gesellschaft gerechnet werden wollten. Von in Betracht kommenden religiösen Einflüssen war und konnte nicht die Rede sein: der Vater war Voltairianer, der die Erfüllung der rituellen Formen für ein Gebot des Anstandes ansah, mit welchem ein Mann von Welt sich möglichst wohlfeil abzufinden habe, — die Mutter war fromme Lutheranerin im damaligen Sinne des Wortes, d. h. sie las Zschokke's „Stunden der Andacht“ und nahm Sonntags ihre dem griechisch-orthodoxen Ritus folgenden Kinder in die lutherische

[1]) Merkwürdiger Weise thut Alexander Herzen in seinen sonst so ausführlichen Memoiren dieses Bruders nirgend die geringste Erwähnung.

Digitized by Google

Peter-Paulskirche mit, um sie eine langweilige rationalistische Predigt anhören zu lassen. Neben den in der philosophischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts gebildeten französischen Hofmeistern, welche den Hauptunterricht besorgten, spielte der als Religionslehrer fungirende harmlose Pope natürlich eine höchst klägliche und bemitleidenswerthe Rolle; daß außerhalb der Unterrichtsstunden nie ein Geistlicher die Schwelle betrat, verstand sich im Jakowlew'schen Hotel ebenso von selbst, wie in allen übrigen vornehmen Häusern des rechtgläubigen russischen Reiches. „A cause de sa santé" ging Iwan Alexejewitsch niemals in die Kirche und vermied er es, die Repräsentanten der Confession seiner Väter auch nur zu der am Tage der „Heiligen drei Könige" herkömmlichen Hausweihe zu empfangen: die in solchen Fällen übliche Fünfrubelnote wurde den mit Kreuz und Talar im Vorzimmer harrenden frommen Vätern durch einen Bedienten mit dem Bemerken zugestellt, daß man den angebotenen kirchlichen Segen für genossen annehme. Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen: mit dreizehn Jahren war Alexander Herzen (von dem unsere Verfasserin berichtet, daß er als Kind ein warmes und inniges religiöses Gefühl gehabt und die Evangeliengeschichte mit Begeisterung gelesen habe) ein so ausgemachter Freigeist, daß der Priester, welcher ihn ad sacra admittirte, ein Kreuz vor ihm schlug und ihn für eine verlorene Seele erklärte. Ebenso vollständig wie die religiöse, fehlte die moralische Erziehung. In den entscheidenden Beziehungen des Lebens waren die von Dienern und Erziehern aller Art überwachten, vor jedem Zugwinde ängstlich gehüteten, überall verwöhnten und bevormundeten Jakowlew-Herzen'schen Knaben sich ebenso selbst überlassen geblieben, wie die meisten ihrer nach analogen „Principien" erzogenen, unter denselben unvermittelten Gegensätzen aufgewachsenen Zeit- und Standesgenossen. Sie hatten alles Mögliche gesehen, gehört, gelesen und gelernt — mit den Begriffen der Pflicht, der Autorität und der Unterordnung unter ein von Willkür und Laune unabhängiges sittliches Gesetz war ihnen jede Berührung erspart worden.

Daß Alexander Herzen nicht nur mit glänzenden Geistesgaben, sondern zugleich mit vortrefflichen Charakter- und Gemüthsanlagen ausgestattet war, wird von allen über ihn vorliegenden Zeugnissen und insbesondere durch dasjenige seiner Jugendgefährtin bestätigt. Schon als Knabe zeigte er das wärmste, zarteste Mitgefühl mit fremden Leiden, eine leidenschaftliche Abneigung gegen alles Niedrige und Gemeine, einen mit Haß gepaarten Abscheu vor der Rechtlosigkeit der leibeigenen Bauern und Diener seines Vaters. So idealistisch war sein Sinn geartet, daß er trotz der Abhängigkeit seiner Umgebung von glänzenden Aeußerlichkeiten und weltlichen Scheinerfolgen die ihm in Aussicht gestellte Militär- und Diplomatenlaufbahn bereits als Kind perhorrescirte und für den Gedanken schwärmte, als Schriftsteller oder Dichter der Wohlthäter und Lehrer seines Volkes zu werden. Halbwüchsig hatte er die frivole französische Literatur des 18. Jahrhunderts nach den verschiedensten Seiten kennen gelernt, — die erste Bekanntschaft mit Schiller und Goethe genügte aber dazu, ihn zu einem begeisterten Anhänger wahren Kunstgeschmackes und einer durchaus idealistischen Lebensauffassung zu machen. Gegen den entschiedenen Wunsch des Vaters entschied er sich für das verpönte Universitätsstudium und für den Ein-

Digitized by Google

tritt in die naturwissenschaftliche Facultät, obgleich diese keinerlei „Carrière“ in Aussicht stellte und obgleich der jüngere Bruder bereits einen Orden trug, während er selbst noch Vorlesungen hörte. In einem Alter, in welchem seine Gefährten keine anderen Freuden, als diejenigen vornehmer Liederlichkeit und Modethorheit kannten, heirathete er, der gesammten Familie zum Tort, eine arme bescheidene Cousine, die als Halbschwester des „Chemikers“ im Hause der bigotten Fürstin Chowanski erzogen und mißhandelt worden war. Nicht die vornehmen Gevattern und Gönner des Vaters, sondern die für Freiheit und Menschenwürde begeisterten jungen Gelehrten des Stankewitsch-Granowski'schen Kreises bildeten seinen liebsten Umgang, als er aus der Verbannung zurückkehrte, die er sich durch seine idealistische Hingabe an die liberalen Zeitideen zugezogen hatte. Auf all' diese vielversprechenden Anläufe und Eigenschaften warfen aber bereits damals die Erbübel russischen vornehmen Wesens und russischer vornehmer Erziehung ihre Schatten: Mangel an Energie, Concentrationsfähigkeit und sittlichem Ernst, vor Allem aber der „ljenj“, der echt slavische mit Genußsucht gepaarte Hang zur Trägheit, an welchem Rußlands glänzendste Geister gekrankt haben. Als Knabe von seiner gesammten Umgebung verwöhnt, war Herzen schon als Jüngling von so maßloser Eitelkeit besessen, daß er Kritik und Widerspruch schlechterdings nicht vertragen konnte und daß ein einziges Wort der Abmahnung oder des Tadels seine sonst unverwüstlich liebenswürdige Laune für halbe Tage verscheuchen konnte. Dieselbe Eitelkeit untergrub in der Folge das Verhältniß zu seiner zärtlich geliebten, in ihrer Weise vortrefflichen Frau und zu vielen seiner wohlmeinendsten und redlichsten Freunde und verleitete ihn zu Thorheiten und Mißgriffen, für welche es grade von seinem Standpunkte aus keine Entschuldigung gab. Mit Belinski zerfiel Herzen für Jahre wegen verschiedener Meinungen über ein Gedicht, seiner Frau konnte er nicht verzeihen, daß sie nach dem Tode eines Kindes die große Welt und die geistreichen Kreise mied, in denen zu glänzen ihm Bedürfniß geworden war. So dämonisch war die Macht, welche Eitelkeit, böses Beispiel und früh angenommene Gewohnheit auf ihn übten, daß der Todfeind aller aristokratischen Ueberhebung und aller gesellschaftlichen Vorurtheile, wenn er sich in großer, glänzender Gesellschaft befand, unter Umständen seine besten Freunde und Freundinnen ignoriren konnte, wenn diese sich in bescheidenen Verhältnissen befanden und diesen gemäß schlicht und unscheinbar auftraten. Auf die Stellung eines vornehmen Dandy hatte der große Demokrat und Socialist so wenig verzichtet, daß er den dümmsten Gänsen nachlaufen konnte, wenn sie in Mode waren und daß er zur Verzweiflung seiner Frau Damen seine Gedichte und Aufsätze vorlas, denen zum Verständniß derselben nicht weniger als Alles fehlte. Während der Verbannung von Wladimir war das Verhältniß der beiden Gatten ein musterhaftes, des Glückes derselben kein Ende gewesen — den Versuchungen des Moskauer high life vermochte der stolze Demagoge so wenig zu widerstehen, als wenn er ein bloßer Lieutenant gewesen wäre; die ersten häuslichen Widerwärtigkeiten brachten ihn dazu, sich in Liederlichkeiten zu stürzen, die ihn noch unglücklicher machten als seine Frau, und die er dann nach Art schwacher Charaktere nicht sich selbst, sondern „den Verhältnissen“ zur Last legte. Nach dem Tode seines

Digitized by Google

Vaters, der ihm nahezu eine halbe Million Rubel vermacht hatte, vermochte Herzen sich mit dem Gedanken, ein reicher Mann geworden zu sein, so wenig in's Gleichgewicht zu setzen, daß er seine nächsten Freunde durch Tactlosigkeiten aufbrachte und von einem derselben, dem Historiker Granowski, förmlich zur Ordnung gerufen werden mußte. — Von regelmäßiger Beschäftigung und ernsten Studien war bei diesen Freunden freilich ebenso wenig die Rede, wie bei Herzen selbst. Man las und disputirte unendlich viel zusammen, — man trieb das Studium der Hegel'schen Philosophie bis zur Manie und verbrachte Wochen und Monate mit der Durchsprechung der unbedeutendsten junghegel'schen Brochüren; — zu ruhiger, wahrhaft productiver Arbeit brachte man es aber nur ausnahmsweise. Drei Viertheile der Zeit wurden durch eine Geselligkeit in Anspruch genommen, die allerdings höchst geistreich und anregend war, aber so maßlos betrieben wurde, daß sie schließlich allen eigentlichen Reiz verlor. So vollauf waren diese jungen Männer damit beschäftigt, einander zu „verstehen", „gerecht zu werden" und zu bewundern, daß sie schließlich allen Maßstab für eigene und für fremde Leistungen verloren. Raffte einer von ihnen sich zu einer selbständigen Arbeit auf, so war das an und für sich eine Heldenthat. Als Granowski mit seinen Vorträgen über Geschichte des Mittelalters öffentlich auftrat, wurde von denselben ein Aufhebens gemacht, das nicht größer hätte sein können, wenn dem talentvollen jungen Gelehrten die Auffindung des Steines der Weisen beschieden gewesen wäre, — Monate lang war buchstäblich von Nichts, als diesen Vorlesungen die Rede und wurden dieselben immer wieder hervorgezogen, durchgesehen und angestaunt. Oeffentliche Leistungen gehörten in jener Zeit freilich zu den Dingen, die nur Wenigen gegönnt waren, weil Censur und geheime Polizei jede nicht in den Dienst des herrschenden Systems gestellte Thätigkeit so gut wie unmöglich machten. Bis zu einem gewissen Grade gereichten diese äußeren Verhältnisse unzweifelhaft auch dem Kreise zur Entschädigung, der sich um Herzen gesammelt hatte und seine besten Kräfte in theoretischen Discussionen und phantastischen Zukunftsplänen erschöpfte: was Frau Passek über diese Herren berichtet, legt aber die Vermuthung nahe, daß die eigenen Neigungen derselben an dieser Art der Lebensbehandlung den größeren Antheil hatten, und daß mit der Entschuldigung, die gegebenen Zustände machten jene Bethätigung selbständiger Kräfte unmöglich, der weitgehendste Mißbrauch getrieben wurde. Herzen und sein Freund Ogarew (ein poetisch begabter, gutartiger, aber völlig charakterloser Dilettant, der unter der Herrschaft seiner eitlen Frau zum eleganten Dandy geworden war und der sich in der Folge von Herzen zum Demagogen machen und diese selbe Frau wegnehmen ließ) waren vornehme Nichtsthuer von Profession, denen kaum zum Vorwurf gemacht werden konnte, wenn sie berufslos dahin lebten und für gesellschaftliche Nichtigkeiten ebenso viel oder mehr Zeit übrig hatten, wie für das Studium der Hegel'schen und Schelling'schen Philosophie; wesentlich wie sie machten es aber auch Granowski, der Historiker, und Belinski, der berühmte Kritiker, die keine vornehmen Herren waren und einen Beruf hatten. Granowski hatte um die in Rede stehende Zeit eben zu lesen angefangen, war aber noch nicht Professor — er befand sich mithin in einer Lebenslage, die unter anderen, als russischen Verhältnissen, zur Anspannung aller

Digitized by Google

Kräfte anzuspornen pflegt. Und von diesem selben Granowski wird uns berichtet, sein Talent sei von seiner Trägheit und seinem Hange zum Kartenspiel noch übertroffen worden! Wochenlang konnte er, wenn er Herzen auf dem Lande besuchte, träge umher lungern, die Zeit mit Discutiren, Träumen und Rauchen verlieren und sich dann an den Kartentisch setzen, um Tage und Nächte lang nicht mehr von demselben aufzustehen. Je weiter er im Leben vorschritt, desto toller entwickelte sich diese Leidenschaft, die den hochbegabten und dabei trefflich intentionirten Mann schließlich brach zu legen drohte. — Aehnlich ging es mit Belinski, den die Kurzsichtigkeit der damaligen Universitätsverwaltung „wegen Trägheit" von der Moskauer Hochschule ausgeschlossen hatte, der aber in der That zu faul war, um die Lücken seiner höchst unvollständigen Jugendbildung auch nur halbwege auszufüllen und von dem seine nächsten Freunde (zu denen Alexander Herzen und Iwan Turgenjew gehörten) einräumen mußten, daß ihm die elementarsten Kenntnisse Zeit seines Lebens gefehlt hätten.

Und das geschah an dem grünen Holze der Elite des damaligen Rußland, an einem Geschlechte, das kopfhoch über seiner Umgebung hervorragte, das den Bruch mit der Vergangenheit zur Wahrheit machte und das auf die Entwickelung der nachfolgenden Generationen einen nachhaltigen, noch heute fortwirkenden Einfluß geübt hat! Bedarf es da noch der Erklärung für die unheilbare Nichtsnutzigkeit der Durchschnitts-Repräsentanten des aristokratischen Alt-Rußland und ihrer Nachkommen — braucht da noch auseinander gesetzt zu werden, warum auch die Vorkämpfer der Reform ihr Leben lang aus unheilbaren Widersprüchen und verbrecherischen Kindereien nicht herauskamen? Weiter als bis zur Negation des Bestehenden vermochten die „Söhne" es nicht zu bringen, weil sie zu productiver Arbeit und energischer Zusammenfassung ihrer Kräfte gerade so unfähig waren, wie die „Väter"; weil sie, gleich diesen, nicht nach Grundsätzen, sondern nach Impulsen des Augenblickes und der Laune handelten; weil sie gewohnt waren, das Gelüst des eigenen Herzens sich selbst und Anderen zum obersten Gesetz zu machen. Zuchtlosigkeit und „lenj", d. h. träge, jede Initiative ausschließende Passivität, sind die Quellen des Verderbens für *Alle* gewesen, welche unter dem Einflusse des russischen ancien régime emporkamen, — für die Diener dieses Systems und deren Nachkommen, wie für ihre Gegner, die Radicalen und die Nihilisten. Daß ein hochsinniger, scharfblickender Denker wie Herzen dabei anlangen konnte, seinem eben erst aus den Fesseln der Leibeigenschaft befreiten Volke auch *nach* den in den Jahren 1863 und 1864 gemachten Erfahrungen die kosmopolitische Revolution zu predigen; daß er, der humane, europäisch gebildete Idealist, dem Einflusse des wilden, aber thatkräftigen Fanatikers Bakunin unterlag, das gibt für die Beurtheilung der Zustände, unter welchen er und seine Zeitgenossen emporgekommen waren, einen Maßstab ab, der — richtig benutzt, *all'* die Widersprüche erklärt, welche die Signatur des heutigen Rußland bilden!

Zur Charakteristik der Philosophie der Gegenwart in Deutschland.

Von

Professor Dr. **B. Erdmann** in Kiel.

III.

Dem Gegensatz der Naturwissenschaften gegen die Philosophie, der sich auch in der zuletzt besprochenen Vereinzelung Fechner's und Lotze's in den vierziger und fünfziger Jahren offenbarte, waren jedoch die Tage gezählt. Denn gerade in diesen beiden Jahrzehnten war der Fortschritt der Naturwissenschaften in der Verallgemeinerung ihrer Ergebnisse ein so gewaltiger gewesen, daß die principielle Beschränkung auf das Einzelne, die in der vorhergehenden Periode geherrscht hatte, geradezu unmöglich geworden war. Schon Humboldt's „Kosmos" war dem Bestreben entsprungen, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze aufzufassen. Allgemeinere Entdeckungen jedoch als die, welche Humboldt hatte verwerthen können, drängten bald über den Kreis seiner Naturauffassung hinaus. Allerdings kam von den Inductionen, die hierher gehören, der Hineinnahme der physischen Lebenserscheinungen in den physikalisch-chemischen Mechanismus, der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, und der Aufstellung der Darwin'schen Entwickelungstheorie, für die neue Bewegung zunächst nur die erstgenannte in Betracht. Diese aber, wie erwähnt, besonders durch Lotze's medicinische Kritik zur Anerkennung gebracht, drängte schnell zu einer Naturauffassung, die man seitens der großen Masse der Naturforscher um so mehr geneigt war, weit über ihre ursprünglichen Grenzen hinaus zu erweitern, als man mit der speculativen Philosophie zugleich auch allen logischen und erkenntnißtheoretischen Reflexionen über die Principien des Naturwissens den Abschied gegeben hatte. Die Weltauffassung, die sich somit von der Naturforschung aus besonders seit dem Anfang der fünfziger Jahre breit machte, war jener Materialismus der C. Vogt, Moleschott und Büchner, dessen Tendenz es war, gemäß scheinbar naheliegender Analogie auch die psychischen Lebenserscheinungen in den Bereich des physikalischen Mechanismus ohne Rest hineinzunehmen. Wie unklar derselbe lediglich der Verwechselung functioneller Abhängigkeit des Psychischen vom Physischen, die schon die Wolffische Psychologie in weiter Ausdehnung zugestanden hatte, mit der Wesensgleichheit von Vorstellen, Fühlen und Wollen einerseits und Bewegungserscheinungen andererseits entsprang, beweist der vielberufene Einfall Carl Vogt's, „daß alle Seelenthätigkeiten nur Functionen des Gehirns sind oder, um es einigermaßen grob auszudrücken, daß die Gedanken etwa in demselben Verhältnisse zum Gehirn stehen, wie die Galle zu der Leber oder der Urin zu den Nieren"!

Digitized by Google

Es muß überraschen, daß eine Theorie von so dürftigem Gedankeninhalt und so unglaublich platter und gedankenschwacher Ausführung, wie sie ihr durch die vielgepriesenen Schriften Büchner's zu Theil wurde, nicht blos so viele, sondern auch manchen hervorragenden Vertreter finden konnte. Jedoch den Vielen war sie bequem, weil sie das wiedererweckte, noch ungeklärte metaphysische Bedürfniß der naturwissenschaftlich Interessirten billig befriedigte, wie sich denn diese ganze Literatur mit Vorliebe populärer Darstellungen befleißigte; manche der hervorragenderen Geister aber, Männer wie Czolbe, Feuerbach und David Strauß zog sie an, weil sie zugleich die durchaus berechtigten, und doch von der vorherrschenden Richtung des Philosophirens noch durchaus nicht anerkannten Forderungen der Naturforschung auf Berücksichtigung ihrer Methode und ihrer Ergebnisse vertrat. Dazu kam der Umstand, daß die Bewegung von vornherein nicht blos gegen die frühere speculative Metaphysik, ja gegen die Philosophie überhaupt äußerlich Front machte, sondern auch sich mit der politischen Opposition vereinigte und noch mehr der ihren Principien innewohnenden antikirchlichen, ja antireligiösen Tendenz Ausdruck gab. Denn dieser Polemik bot sowol der Durchschnittscharakter der Zeitphilosophie als auch besonders die politische Reaction und die ganz ungesunde Abschließung der herrschenden kirchlichen Orthodoxie selbst gegen die billigsten Ansprüche der Wissenschaft ein reiches Feld der Wirksamkeit. Auch hier war man deshalb geneigt, auf Grund des Vielen, was Anerkennung verdiente, das viele Andere, was weit übertrieben war oder den schärfsten Tadel hätte hervorrufen sollen, zu übersehen.

Dennoch konnte diese oberflächliche Ueberzeugungsrichtung ihrem philosophischen Inhalt nach nur Wenigen für längere Zeit Befriedigung gewähren. Die bedeutenderen Kräfte selbst unter den Naturforschern, geschweige denn unter den Philosophen, hatten sich ihr sogar niemals zugesellt. Denn dem schärferen Blick hatte es nicht entgehen können, daß das, was beiden Wissenschaften fehlte, den Naturwissenschaften die philosophische Orientirung über den Sinn und die Tragweite ihrer methodologischen und sachlichen Voraussetzungen, der Philosophie eine feste Fundamentirung durch alle Einzeldisciplinen, speciell durch die Naturforschung, auf dem Wege dieser öden Verallgemeinerung der mechanistischen Gesichtspunkte nicht erreicht werden konnte. Der wahre Weg zunächst zur Aufbesserung der naturwissenschaftlichen Forschung, der sie von der experimentellen Beschränkung zu einem zulässigen allgemeineren Aufbau ihrer Ergebnisse führen sollte, konnte nur durch diejenige Disciplin hindurchgehen, deren Object mit den Objecten der philosophischen Untersuchung die meisten Berührungspunkte hatte, die deshalb auch während der Periode der Isolirung die Fühlung mit der Philosophie am wenigsten verloren hatte. Diese aber wurde gegeben durch das Gebiet der Sinnesphysiologie. Es ist bekannt, daß Joh. Müller, der hervorragendste der deutschen Physiologen in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts, von der dialektischen Naturphilosophie anfangs nicht unbeeinflußt war, obgleich er später in bewußtem Gegensatz gegen dieselbe nicht müde wurde, seinen zahlreichen Schülern die strengste experimentelle Basirung der Hypothesen und die vorsichtigste Reserve gegenüber aller weitergehenden Speculation zur Pflicht zu machen. Es ist nicht minder bekannt, daß jene philosophischen Einwirkungen

Digitized by Google

nicht am wenigsten dazu beitrugen, ihn zum eigentlichen Begründer der so einflußreich gewordenen Theorie von den specifischen Energien der Sinnesnerven zu machen, derzufolge die Empfindungen uns nicht die Qualität der äußeren Reize zum Bewußtsein bringen, sondern nur die Qualität des Nervenprocesses, der durch die Einwirkung dieser Reize auf die peripherischen Endorgane der Nerven erregt wird. Die Saat, die Müller hierdurch gepflanzt, trug reichlich Frucht, vor Allen in seinem größten Schüler Helmholtz, dessen geniale Kraft, obgleich sie früh auf die allgemeinsten physikalisch-mathematischen Probleme gerichtet war, dennoch in der Zeit, von der wir reden, besonders der umfassenderen Begründung der Sinnesphysiologie von Auge und Ohr sich unterzog. Er war es denn auch, der den allein zulässigen Weg zur Versöhnung der Naturwissenschaften mit der Philosophie zuerst einschlug, und zuerst eindringend darauf hinwies, daß die Hilfe, deren die Naturforschung bedürfe, um sich über ihre eigenen Voraussetzungen und Ziele zu orientiren, ihr durch kein anderes philosophisches System in so reichem Maße gewährt werde, als durch den Kriticismus Kant's. Schon im Jahre 1855 erklärte er in einem Vortrag „Ueber das Sehen des Menschen", dessen philosophische Färbung von der damals herrschenden Behandlungsart der naturwissenschaftlichen Probleme charakteristisch absticht, daß kein Zeitalter sich der Aufgabe, die der Philosophie immer verbleiben werde, die Quellen nämlich unseres Wissens und den Grund seiner Berechtigung zu untersuchen, ungestraft entziehen könne. Zugleich aber hob er auf das nachdrücklichste hervor, daß J. Müller durch seine Theorie der specifischen Energien in einem engeren Kreise auf empirischem Wege nur dasselbe geleistet habe, was Kant durch seine Lehre von den aprioriſchen Formen der Anschauung und Gesetze des Denkens für die Lehre von den Vorstellungen überhaupt vorweggenommen habe. Es kann nicht überraschen, daß diese Mahnung, trotz des Gewichtes, das Helmholtz' Urtheil schon damals besaß, zunächst nur von Wenigen beachtet wurde. Die Fachgenossen bedurften, um sich überzeugen zu lassen, einen vollständigen Nachweis dessen, was auf diesem Wege denn wirklich erreicht werden könne. So kam es, daß erst durch die Veröffentlichung der „Physiologischen Optik" von Helmholtz (1867) der Bann von naturwissenschaftlicher Seite aus vollständig gebrochen wurde. Denn hier lag eine Leistung vor, die durch ihre ordnende Zusammenfassung eines weithin zerstreuten Materials und durch ihre eindringende Fortbildung der empiristischen Raumtheorie kaum weniger epochemachend war, als die Lehre von den Tonempfindungen. Gerade aber für den wesentlichsten Theil derselben, für die Erörterung der Processe, die unsere Raumwahrnehmungen bedingen, hatte Helmholtz sich wiederum auf Kant berufen, und zwar speciell auf seine Lehre vom Raum und von der Causalität. Die Anlehnung also der Sinnesphysiologie an die Philosophie, speciell an die Psychologie und Erkenntnißtheorie war bedingt durch einen Rückgang auf den Kriticismus Kant's. Dem Einfluß dieser Lehre aber konnten auch die übrigen naturwissenschaftlichen Disciplinen um so leichter zugänglich gemacht werden, als Kant, wie Zöllner schon damals mit eifrigen Worten in Erinnerung brachte, abgesehen von jener sinnesphysiologischen Theorie, auch eine große Zahl astronomischer, geologischer, ja meteorologischer Ergebnisse der Naturwissenschaft anticipirt hatte.

Jedoch nicht blos von naturwissenschaftlicher Seite aus wurde der Materialismus, besonders seit der Mitte der sechziger Jahre, weit überholt; auch eine philosophische Reaction gegen denselben war eingetreten, und auch diese stützte sich von Anfang an vor Allem auf den Kriticismus Kant's. Bot derselbe dort die philosophische Theorie, die den specielleren Resultaten der physiologischen Forschung am Nächsten lag, so gab er hier das Mittel ab, die Haltlosigkeit des dogmatischen, unkritischen Materialismus in der überzeugendsten Weise darzuthun. Zudem waren auch hier die naturwissenschaftlichen Elemente der Lehre Kant's ein günstiger Factor, da sie die Verständigung mit den Naturwissenschaften am leichtesten ermöglichten, der die Lehren von Fechner und Lotze den Weg gebahnt und die großen Fortschritte der physikalischen und biologischen Forschung die Intensität eines vielfach gefühlten Bedürfnisses gegeben hatten. Auch hier waren die ersten vorherverkündenden Stimmen schon um die Mitte der fünfziger Jahre laut geworden. Mehr noch fanden sich am Anfange des folgenden Jahrzehnts zusammen, so die allerdings recht oberflächlich oratorischen Schriften des früheren Hegelianers Noack, dann Arbeiten von Twesten, O. Liebmann u. A., endlich die kleine Abhandlung von Zeller „über die Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnißtheorie", die für den eigentlichen Charakter der kantischen Untersuchungen in der Kritik der reinen Vernunft einen glücklich zusammenfassenden Terminus gab. Die Wirksamkeit aller dieser Arbeiten aber wurde überstrahlt durch die „Geschichte des Materialismus" von Fr. Alb. Lange, die in demselben Jahre wie Helmholtz' Optik erschien. Das Buch concedirte den historischen Interessen des größten Theiles der Zeitphilosophie nur die geschichtliche Einrahmung. Seinem wahren Inhalte nach war es eine Kritik des Materialismus vom Standpunkte eines der Psychologie der Zeit angenäherten und besonders in metaphysischer Hinsicht veränderten Kantianismus. Das Werk erregte sofort nicht geringes Aufsehen, denn es gab den Naturforschern wie den Philosophen, was sie suchten, und gab dies in der Form, die sie suchten. Die Ersteren befriedigte es durch die rückhaltlose Anerkennung der unumschränkten Gültigkeit des Mechanismus, sowie durch die eingehende erkenntnißtheoretische Würdigung der eben errungenen allgemeinen kosmologischen Ergebnisse, die Letzteren zog es an durch den Nachweis, daß diese unumwundene Anerkennung der Philosophie ihre Selbständigkeit und ihre Bedeutung nicht raube, ja daß dieselbe sogar gestatte, sich in metaphysische Systeme von Vorstellungen zu versenken, „die an sich unbegründet und unhaltbar sind und nur dazu dienen, in ihrer Gesammtheit gleichsam einen symbolischen Cultus jenseitiger und unerreichbarer Wahrheiten darzustellen." Beiden Parteien endlich genügte das Werk durch die Art seiner Darstellung. Denn was man verlangte, war nicht ein abgeschlossenes philosophisches System, sondern vielfache und eindringendere Anregung über die Probleme, die der Philosophie durch die Naturforschung neu gegeben waren. Anregend aber war und ist noch jetzt Lange's Buch in hohem Grade, wie es denn die ausgesprochene Absicht des Autors war, nicht blos theoretische Wahrheiten zu enthüllen, sondern im Sinne der Aufklärung und Versöhnung auf seine Zeitgenossen direct zu wirken, eben nur anzuregen, nicht selbst zu erledigen.

So war von beiden Seiten der Anstoß zu einer neuen Epoche gegeben, für

Digitized by Google

deren Beginn wir in dem Jahre 1866, das Helmholtz' „Physiologische Optik" und Lange's „Geschichte des Materialismus" brachte, in dem auch Häckel's „Generelle Morphologie" veröffentlicht wurde, einen leicht erkennbaren Anfangspunkt haben. Die neue Periode ist zunächst von der vorhergehenden Epoche deutlich unterschieden. Dort bildet der allmälige Abbruch der rationalistischen Metaphysik die Signatur der Zeit; die Neubauten, die ganz vereinzelt mit Benutzung alter Pläne errichtet werden, ziehen nur wenige Kräfte an sich heran. Hier dagegen zeigt sich eine allgemeine, fast allzu eifrige, ihrer selbst allerdings noch nicht recht gewisse, Thätigkeit zum Ausbau neuer Fundamente; nur hier und da ragen noch schnell zerbröckelnde Bruchstücke des alten Gebäudes hervor, während jene vereinzelten Neubauten der vorigen Epoche deutlich an Ausdehnung gewinnen. Von einem allgemeineren Gesichtspunkte aus sind beide Perioden allerdings nur Unterabtheilungen eines allgemeineren Abschnittes, des Ueberganges veralteter Weltauffassungen in neugeforderte. Gingen die ersteren in den letzten Jahrzehnten zu Grunde, so bereiten sich die neuen gegenwärtig vor, ohne daß bereits im Einzelnen deutlich erkennbar wäre, wie sie gestaltet sein werden.

So haben wir eine volle Bestätigung der Charakteristik gewonnen, von der wir ausgingen. Die Abhängigkeit der Philosophie von der Naturforschung, die Herrschaft eines anarchischen Eklekticismus, das stetige Wachsthum der Theilnahme an den philosophischen Problemen, dies Alles findet durch diese historische Aufgabe der Zeit seine zureichende Erklärung. Es bleibt uns daher nur übrig, die Andeutungen, auf die wir uns anfangs beschränken mußten, im Einzelnen auszuführen.

IV.

Weitaus die stärksten Antriebe für die ganze Bewegung der Zeit, die in der Philosophie nur ihren zusammenfassenden Ausdruck findet, liegen, wie wir wissen, in jenen Resultaten der Naturforschung der letzten Jahrzehnte, die dieselbe von dem Bann einer unnatürlichen Beschränkung auf das experimentelle Einzelne erlöst haben. Zwei dieser Ergebnisse, den Sturz der vitalistischen Lebenstheorien durch den chemisch-physikalischen Mechanismus und die Begründung einer exacten Sinnesphysiologie, haben wir bereits zu kennzeichnen gehabt; sie haben die neue Epoche herbeigeführt. Zwei andere sind es, die derselben das Gepräge geben.

Die erste ist die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft. Der Ursprung derselben allerdings datirt in den Anfang der vorigen Periode zurück. Schon gegen das Ende der dreißiger Jahre war, wie das Beispiel Faraday's beweist, die physikalische Forschung von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sich eine allgemeine Beziehung zwischen den verschiedenen Naturkräften auffinden lasse. Den ersten festen Ausdruck fand diese Ueberzeugung jedoch in der kleinen Abhandlung Robert Mayer's vom Jahre 1842, den „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur". Mayer sprach in diesen, wie in einigen bald folgenden Arbeiten aus, daß, da Kräfte Ursachen, und die Ursachen den Wirkungen gleich sind, die Kraft nur qualitativ wandelbar, quantitativ aber unzerstörlich sei; und er gab von hier aus einen auf allgemeine Ueberlegungen (nicht

auf Experimente und nicht auf eine strenge mechanische Durchführung) gestützten Beweis, daß auch die Wärme in physikalischem Sinne nur eine Art Bewegung sei, die ein festes Maß ihrer Arbeit und damit ihres Verhältnisses zu den übrigen Kräften, das sogenannte mechanische Wärmeäquivalent, zulasse. Er selbst gab den ersten Versuch einer Bestimmung desselben, die allerdings mehrfach mangelhaft ausfiel. Jedoch die Abhandlungen Mayer's, deren erste, charakteristisch genug, von der verbreitetsten der physikalischen Zeitschriften zurückgewiesen worden war, waren viel zu allgemein gehalten und viel zu wenig experimentell gestützt, um sofort das Interesse der Fachkreise auf sich zu lenken. Sie wurden vielmehr so wenig beachtet, daß Joule bei seinen experimentellen, und Helmholtz bei seinen allgemeinen mechanischen Beweisen desselben Gesetzes von den Darlegungen Mayer's ganz unabhängig blieben. Erst nachdem diese physikalisch sofort verwerthbaren thatsächlichen und theoretischen Nachweise gegeben waren, und schnell zu einer ungeahnt weittragenden Ausbildung der mechanischen Wärmetheorie geführt hatten, wurden die Fachgenossen allgemein interessirt. Seitdem hat die Entdeckung in der That, wie Helmholtz in seiner bewundernswerthen Abhandlung vorhergesagt hatte, das ganze Gefüge der physikalischen Wissenschaft verändert. Die Principien der theoretischen Physik sind durch ihren Einfluß um einen Gesichtspunkt von größter Tragweite reicher geworden, von dem aus nicht blos die Anfänge, sondern auch die Endzustände des kosmischen Mechanismus in überraschendster Weise erhellt worden sind, der überdies dazu berufen scheint, die bisherigen Annahmen über die moleculare Constitution des Aethers und der Materie einer eingreifenden Umgestaltung zu unterziehen.

Nicht minder einschneidend ist die Umbildung, welche die biologischen Wissenschaften durch die Darwinsche Theorie erfahren haben. Sie hat es, Dank dem ungeheuren Material, an dem Darwin seine Lehre Jahrzehnte hindurch vor ihrer Veröffentlichung erprobt hatte, fertig gebracht, den anfänglichen Sturm aus den Lagern der Naturwissenschaften, der Philosophie und der Theologie so weit zu überwinden, daß um die Annahme einer Entwickelung der Arten aus einander im Grunde kein Streit mehr ist. Selbst von den Bedingungen dieser Entwickelung, die den specielleren Inhalt der neuen Theorie ausmachen, der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe um's Dasein, ist im Grunde nur noch fraglich, ob resp. in wie weit sie einer Modification ihrer Intensität sowie etwa einer Ergänzung bedürfen. Gerade in Deutschland aber, in dem die wissenschaftlichen Forschungen immerhin noch die größte Freiheit gegenüber manchen herrschenden religiösen Vorurtheilen genießen, hat die Lehre in Folge der vielseitigen Thätigkeit Häckel's nach England wol die meisten Anhänger gewonnen.

Neben diesen beiden naturwissenschaftlichen Verallgemeinerungen verlangt endlich noch eine mathematische genannt zu werden, die seit etwa einem Jahrzehnt den Bestand der Geometrie in der fruchtbarsten Weise geordnet und bereichert hat. Es ist dies jener mehr besprochene als gekannte Nachweis Riemann's, des genialen Schülers von Gauß, daß die geometrische Lehre vom Raume nicht die einzige analytisch ausführbare Geometrie bildet, sondern nur als ein Specialfall angesehen werden muß. Denn von diesem Gesichtspunkte aus, der vor Allem noch durch die Untersuchungen von Helmholtz und Beltrami geklärt ist,

Digitized by Google

ist es nicht blos möglich geworden, die Voraussetzungen, die unserer physischen Geometrie als Axiome zu Grunde liegen, bestimmt auszusondern, es hat sich auch ergeben, daß diese Voraussetzungen nicht streng wahr zu sein brauchen, um ihre bisherige scheinbar ausnahmslose Gültigkeit begreiflich zu machen. Damit aber ist das alte Vorurtheil, daß die Geometrie eine rein apriorische, von aller Erfahrung unabhängige Wissenschaft sei, endgültig zerstört.

Es bedarf keiner besonderen Erklärung, daß alle diese Entdeckungen das philosophische, im Grunde sogar metaphysische Bedürfniß der Naturforscher, das sie ursprünglich dem Materialismus in die Arme getrieben hat, um Vieles noch gekräftigt haben. Drängen sie doch noch ungleich mehr, als der Sturz des Vitalismus dazu, die psychischen Vorgänge in die mechanische Gesetzmäßigkeit als ein Glied neben dem anderen kurzweg einzufügen, um dann von dem so gewonnenen Standpunkte aus die Construction einer allgemeinen Weltauffassung zu versuchen. Daß sie trotzdem nicht dem Materialismus zu gute gekommen sind, verdanken wir der Neubelebung der psychologischen und erkenntnißtheoretischen Studien. Ihr offenbarster gegenwärtiger Erfolg ist vielmehr das, immerhin noch in engeren Grenzen verbleibende, Bestreben nach hypothetischem Aufbau der molecularen Vorgänge auch in solchen Gebieten, die einer experimentellen Beschränkung verschlossen bleiben würden. Die interessantesten Bestätigungen hierfür bietet ein Vergleich der Jahrgänge einer und derselben Zeitschrift, etwa von Poggendorffs „Annalen" aus dem letzten Jahrzehnt und z. B. aus dem dritten oder vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Arbeiten wie etwa die Abhandlungen von Pfaundler „über den Kampf um's Dasein unter den Molecülen", welche die chemischen Erscheinungen der partiellen Dissociation und reciproken Reaction unter dem Gesichtspunkte der natürlichen Zuchtwahl betrachten, wären ihrem allgemeinen Charakter nach zu einer Zeit, als die Abhandlung R. Mayer's zurückgewiesen wurde, geradezu unmöglich gewesen. Das aber ist ein Beispiel unter vielen. Selbst solche Arbeiten, wie die von Lothar und O. Emil Meyer „über die modernen Theorien der Chemie" und „die kinetische Theorie der Gase" verdanken wir der Neigung der Zeit zu hypothetischen und theoretischen Betrachtungen und deductiven Entwickelungen, die in Zöllner sogar einen begeisterten Lobredner ihrer methodologischen Bedeutung gefunden haben. Beweisen diese Ereignisse die Breite, so zeigen andere die Tiefe des gegenwärtigen philosophischen Interesse. Die mannigfachen philosophischen Parteiungen der Gegenwart spiegeln sich auch in den naturwissenschaftlichen Schriften ab. Man denke an den Monismus Häckel's, durch dessen Hineinnahme spiritualistischer Elemente in den Materialismus der Letztere bald ganz zerstört werden wird, an den Kantianismus eines Classen, an jenes phantastische Gemisch von erkenntnißtheoretischen Lehren Plato's und Kant's mit der ungeheuerlichen Objectivirung eines Raumes von vier Dimensionen und den Gaukeleien des modernen Spiritismus, das Zöllner mit steigendem Eifer als die Weltauffassung des zwanzigsten Jahrhunderts proclamirt! Man gedenke auch der positivistischen Gedankenrichtung etwa eines Kirchhoff und des empiristischen Kriticismus von Helmholtz.

Diese vollständige Umstimmung der Naturforschung läßt ermessen, wie sehr auch die philosophische Forschung von jenen Entdeckungen beeinflußt wird. Ist

Digitized by Google

doch unter den philosophischen Disciplinen keine einzige, selbst die Erkenntnißtheorie und die Logik nicht ausgenommen, die sich der Wirksamkeit derselben entziehen könnte. Unter den philosophischen Publicationen der letzten Jahre ist deshalb (abgesehen natürlich von den noch immer zahlreichen historischen Arbeiten, die nur selten Gelegenheit finden, diese Neigungen zu verrathen) vielleicht keine einzige, die nicht auf irgend eine Weise die Abrechnung mit der einen oder der anderen jener Inductionen versuchte. Es sind sogar nicht wenige, die direct dieser Absicht entsprungen sind. Selbst das ist unleugbar, daß die ernste Bearbeitung, die gefordert wird, nicht selten durch ein kokettirendes Spiel ersetzt ist, damit man wenigstens der Mode diene, wo man der Sache nicht gerecht zu werden weiß. So eingreifend jedoch diese Wirksamkeit naturwissenschaftlicher Ergebnisse und Probleme ist, so unbedingt muß andererseits von allen Unbefangeneren anerkannt werden, daß sie zu dauernden Neugestaltungen nur in ganz vereinzelten, beschränkten Fällen geführt haben. Es sind unzählige Ansätze vorhanden, viel mehr als die Sache verträgt; fast Alles aber, was durch sie gewonnen ist, verräth das Unsichere, Unfertige, Oberflächliche, Extreme der Arbeit auf einem Boden, den man noch nicht genug kennt, als daß einer oder einige Berufene unter den Auserwählten den Plan zu einem allgemeinen Bau entwerfen und durchführen könnten.

Auch durch diese Charakteristik aber klingt noch ein Vorwurf durch gegen die Zeit, der verräth, daß die Arbeit des historischen Begreifens noch nicht vollendet ist. Wir wenden uns deshalb der letzten Aufgabe zu, die uns übrig bleibt, der vergleichenden Darstellung nämlich des Zustandes der einzelnen philosophischen Disciplinen.

V.

Zwei Gebiete sind es, die sich der Bearbeitung vor allen anderen zu erfreuen haben, die Psychologie und die Erkenntnißtheorie. Die beiden Motive also, die zur Philosophie der Gegenwart übergeführt haben, die Neubelebung der sinnesphysiologischen Studien, sowie die Reaction gegen den Materialismus, sind noch immer die wirksamsten geblieben. Die Richtung der psychologischen Forschung ist deshalb auch eine vorwiegend physiologische, wie sich denn Naturforscher und Philosophen in die Arbeit theilen, und zwar mit ungleich großem Erfolge, da die eigentlichen Früchte noch immer vom Stamme der Naturforschung abfallen. Sinnesphysiologische Untersuchungen im engeren Sinne, dann psychophysische und psychopathologische stehen zuerst auf der Tagesordnung. Ihnen schließt sich mit schnellem Wachsthum die Thierpsychologie an, die durch die Darwin'sche Theorie eine ganz neue Beleuchtung erfahren hat, und schon jetzt anfängt, auch auf die Psychologie des Menschen zurückzuwirken. In diese Richtung des Physiologischen treten auch die meisten jener Anregungen hinein, die uns von den psychologischen Schulen in Frankreich und England zukommen. Einiges Gegengewicht gegen diese Bestrebungen hat, vorzüglich durch die eindringenden Arbeiten Steinthal's, die Sprachwissenschaft geboten, die besonders über die Processe des Vorstellens manches neue Licht verbreitet hat; ihr verdankt auch das anthropologische Gebiet der Völkerpsychologie, dessen selbständige Bearbeitung fast ganz der Gegenwart angehört, die fruchtbarsten

Digitized by Google

Anregungen. Neben diesen beiden Richtungen läuft endlich noch eine dritte einher, die einem bisher nur noch wenig ausgegrabenen Schachte des Psychischen manchen tüchtigen Arbeiter zugewiesen hat. Es sind dies jene mannigfachen Untersuchungen zu der Lehre von den Affecten, die durch ihre Bevorzugung der geschlechtlichen Affecte den Einfluß Schopenhauer's und durch ihre neuerdings hervortretende Rücksichtnahme auf die ethischen Handlungen die Einwirkung der Darwin'schen Theorie verrathen. Die psychologische Grundlage aller dieser Richtungen bildet vor Allem die Lehre Herbart's, allerdings weder in ihren metaphysischen Fundamenten, noch in ihren mathematischen Principien, sondern ausschließlich durch ihren psychologischen Inhalt; sodann die Lehren Fechner's und Lotze's, die erstere mehr bei den Physiologen, die letztere im Ganzen mehr bei den Philosophen. Charakteristisch für alle diese Richtungen, die sich im Einzelnen natürlich mannigfach durchkreuzen, ist nur das Eine, daß sie die Hilfe der Metaphysik, die der Psychologie auch noch bei Herbart und selbst bei Lotze in ausgibigstem Maße zu Theil wurde, gleicherweise hintansetzen, meist sogar ganz verschmähen. Noch Lotze's medicinische Psychologie beginnt mit eingehenden Erörterungen über das Dasein, das Wesen und die Schicksale der Seele, sowie über den physisch-psychischen Mechanismus, und auch Fechner's Psychophysik gibt einen Abriß seiner spiritualistischen Metaphysik. Gegenwärtig jedoch befleißigt man sich ausdrücklich zu versichern, daß man sich von allen derartigen Hypothesen ganz unabhängig erhalten habe; nur verschämt wagt man hier und da ein allgemeineres Schlußcapitel, das die metaphysischen Hintergedanken einigermaßen verräth.

Walten hiernach in der Psychologie die forttreibenden Kräfte vor den historisch bindenden vor, so gilt das Umgekehrte von der Erkenntnißtheorie, da das ihren Problemen dargebotene neue Material ungleich weniger in sich bestimmt ist. Die ursprüngliche Richtung des Fortschrittes, die Rückkehr nämlich zur Erkenntnißtheorie Kant's, ist daher noch in viel höherem Grade unverändert geblieben; sie hat sich sogar verstärkt. In dem Anfange der ganzen Bewegung handelte es sich nirgend um ein volles Eingehen auf die Lehre Kant's; selbst Lange war in der ersten Auflage seiner Schrift von einem orthodoxen Kantianismus weit entfernt. Seit dem Ende der sechziger Jahre, mehr noch seit dem Anfang dieses Jahrzehntes aber hat sich in wörtlichstem Sinne sogar eine neue kantische Schule gebildet, die nicht blos unter den jüngeren Philosophen, sondern selbst auch unter den älteren Naturforschern manchen eifrigen Anhänger gefunden hat. Diese überaus seltsame Erscheinung, daß ein Philosoph noch nahezu hundert Jahre nach einem epochemachenden geschichtlichen Auftreten, nachdem die Philosophie auf Grund offen vorliegender Mängel des Systems weit über den Inhalt desselben fortgeschritten ist, nachdem die sachlichen Materialien für die Probleme desselben auf Grund einer überaus fruchtreichen Entwickelung der Einzelwissenschaften wesentlich andere geworden sind, ist allerdings nicht ganz blos jener Unbestimmtheit des neuen Materials zuzuschreiben. Es kommt noch besonders in Betracht, daß der eigentliche Grundgedanke des kantischen Systems, der den Bestrebungen der Zeit überaus sympathisch ist, durch die zwischenliegende metaphysische Entwickelung fast ganz verdeckt war, daß der erkenntnißtheoretische Inhalt desselben fast erst entdeckt werden mußte. Die Befangenheit des Urtheils, die schon durch die Hoffnung, in seiner Lehre Aufklärung zu finden, gegeben war,

Digitized by Google

wurde somit durch die Unkenntniß des historischen Thatbestandes derselben und durch das Sympathische ihres kritischen Hauptzweckes zu Gunsten einer über alles Maß hinausgehenden Anlehnung verstärkt. Dennoch läßt auch hier die Zeit sich nicht spotten; selbst der am Meisten orthodox auftretende Kantianismus unserer Tage kann die Merkmale seiner späteren Abkunft nicht verbergen; es ist in der That nicht der historische Inhalt des Systems, der uns hier geboten wird, sondern derjenige Lehrbestand desselben, von dem aus das Ganze den veränderten Problemen unserer Zeit am Meisten angepaßt erscheint. Aus der Kritik der reinen Vernunft ist eine Theorie der Erfahrung geworden. Jedoch dieser Tribut an die Zeit konnte nicht hindern, daß nicht dieser extreme Anschluß an Kant sehr bald auch das entgegengesetzte Extrem eines entschiedenen erkenntnißtheoretischen Gegensatzes gegen Kant begünstigte, der sich seinem Inhalte nach auf den Empirismus der englischen Vorgänger Kant's und ihrer modernen Nachfolger stützt, die Berechtigung seiner Polemik gegen Kant aber aus einer Auffassung seiner Lehre herleitet, die sich auf die herrschende Interpretation derselben Seitens der metaphysischen Schulen beruft. Beide Richtungen, jener Kantianismus und dieser Empirismus, laufen einander aus mehr als einem Grunde parallel. Wie dort der Zusammenhang, so wird hier der Gegensatz der uns gestellten erkenntnißtheoretischen Probleme und möglichen Lösungen gegen Kant für größer gehalten, als er in der That ist. Auf beiden Seiten ferner wird sachlich gesündigt durch einen zu engen Anschluß an Ueberzeugungen, die dem veränderten Problemstande nicht mehr genügen. Locke's Theorie des Substanzbegriffs und Hume's Theorie der Causalität ruhen nicht weniger auf einer falschen psychologischen und ungenügenden erkenntnißtheoretischen Grundlage, als Kant's Aesthetik und Analytik. Es hat demnach den Anschein, als ob die dritte, vermittelnde Partei, die des Kriticismus, wie wir sie nennen wollen, deren erste Vertreter Zeller, Helmholtz und Lange waren, die Aussicht auf die Zukunft besitze. In sie hinein versetzen wir alle Diejenigen, die einen völligen Neubau auch der Erkenntnißtheorie für geboten halten, dabei aber vorläufig fast nur darin einverstanden sind, daß das Fundament nicht durch irgend einen historischen Anschluß, sondern lediglich durch den Versuch sachlich selbständiger Begrenzung der neugebotenen Probleme gelegt werden kann, und daß der Plan des Ganzen in dem kritischen Gedanken Kant's gipfele, die Grenze möglichen Erkennens sei keine andere, als die Grenze möglicher Erfahrung. Es kann deshalb nicht überraschen, daß diese Partei in sich am wenigsten geschlossen ist, und fast nur Werdende, nicht Fertige in sich enthält, letztere nur, sofern manche Anhänger früher entwickelter Systeme, so Zeller und in beschränkterem Sinne auch Lotze, in diese Richtung ebenfalls hineingetreten sind. Es gilt eben hier wie in der Psychologie die Arbeit vorerst noch ausschließlich den Fundamenten. Erwähnt sei übrigens ausdrücklich, daß derselben durch die Ausbildung der Kant'schen Erkenntnißtheorie Seitens Schopenhauer's die lebhaftesten Anregungen zu Theil geworden sind.

Erst an dritter Stelle haben wir die Logik zu nennen, in deren Neubearbeitung uns England lange vorangegangen ist. Die Bewegung in derselben ist bei uns im Ganzen jüngeren Datums als die oben erwähnten, und auch jetzt noch von viel geringerer Intensität. Es kann jedoch nicht fehlen, daß die Theilnahme an derselben noch auf lange Zeit hinaus stetig anwachsen wird. Denn

Digitized by Google

der Logik ist durch die sorgfältige Ausbildung der experimentalen Induction sowol als durch die principielle Begünstigung der mathematischen Theorien, im Besonderen endlich auch durch die genetische Classification der biologischen Theorie eine ebenso umfassende wie dankbare Arbeit gegeben, die trotz der Vorarbeiten der englischen Logiker, besonders Mill's, in Folge ihrer einseitigen Betonung der Induction noch lange nicht bewältigt ist. Auch hier hat übrigens Lotze gezeigt, daß ihm einer der ersten Plätze sicher ist. Die gegenwärtige Arbeit an derselben bekundet die ersten Anzeichen des Kampfes, der sich in nächster Zukunft zwischen der Neubildung der formalen Logik seitens englischer Philosophen, vor allen von Jevons, und der sogenannten inductiven Logik erheben wird. Die Entscheidung dieses Kampfes aber möchte sich schon jetzt vorhersagen lassen. Die rein empiristische Fassung, welche Mill der Theorie der Induction durch seinen Widerspruch gegen die Apriorität des Causalgesetzes gegeben hat, wird fallen, und damit auch seiner Lehre vom Syllogismus der Boden entzogen werden. Gewiß dagegen wird es der neuesten Phase der formalen Logik nicht gelingen, ihre algebraischen Formulirungen der logischen Operationen die alle specifischen Unterschiede der Merkmale unseres Denkens nivelliren, zur Anerkennung zu bringen.

Es ist nach dem Allen erklärlich, daß selbst Wissenschaften wie die Ethik und die Aesthetik sich dem Einfluß dieser verändernden Kräfte nicht entziehen. Wie weit es der Sinnesphysiologie möglich ist, selbst in die entlegensten Theile der Aesthetik vorzudringen, haben Helmholtz' Arbeit über die Tonempfindungen gezeigt; wie einflußreich die von ihr gefundenen Gesetze für den ganzen Umkreis der ästhetischen Probleme werden können, beweisen Fechner's neuere ästhetische Schriften. Ungleich weniger erfolgreich hat sich Zeising's Theorie des goldenen Schrittes erwiesen. Fechner ist jedoch der Einzige geblieben, der eine allgemeinere ästhetische Theorie auf solcher inductiven Grundlage versucht hat. Im Ganzen wird der Unterbau der ästhetischen Auffassung noch immer durch die bezüglichen Lehrmeinungen von Hegel, Herbart und Weiße gebildet, die in Vischer, Zimmermann und Lotze, der übrigens auch hier seinem Vorgänger ebenbürtig ist, selbständige Vertreter gefunden haben. Viel beschränkter ist der Einfluß Schopenhauer's geblieben; seine Kunsttheorie hat sich wirkliche Anhänger von einiger Bedeutung wol nur in musikalischen Fachkreisen erworben. Die Hoffnung auf eine allgemeinere Klärung dieser ziemlich bunten gegenwärtigen Mischung ist deshalb vorläufig noch gering. Das entsagende Urtheil, das Fr. Vischer vor nicht langer Zeit über den gegenwärtigen Fluß der Aesthetik ausgesprochen hat, gibt noch immer ein treffendes Bild der Sachlage.

Ganz eigenartig ist die Stellung der Ethik geworden. Es ist eine für den Geist der Zeit nicht eben erfreulich charakteristische Thatsache, daß ihre Probleme gegenwärtig weitaus das geringste philosophische Interesse erregen. Die Zahl der Vorlesungen über Ethik, die auf unseren Universitäten gehalten werden, ist eine geradezu erschreckend kleine. Die frühere Theilung der Lehrstühle für Philosophie an einer Universität in einen für theoretische und einen für praktische Philosophie hat thatsächlich lange aufgehört. An die Stelle der Ethik ist hier die Geschichte der Philosophie getreten. So ist es möglich geworden, daß an mehr als einer deutschen Hochschule in den letzten Jahren nicht eine Vorlesung

Digitized by Google

über ihre Probleme gehalten worden ist. Das Gleiche gilt von der literarischen Production. Das Wenige aber, was producirt wird, läßt bemerken, wie sehr die eigentliche Aufgabe der Ethik, die Bestimmung der Maximen, die das Verhalten des Einzelnen regeln und das Leben der Gesellschaft beherrschen sollen, hinter der psychologischen Klärung der thatsächlichen Motive unseres Handelns zurücktritt. Discutirt werden fast allein die psychologischen Gesichtspunkte, die von der Darwin'schen Theorie, dem neueren anthropologischen Material, und von den Theorien der Affecte an die Hand gegeben werden. Unverkennbar ist endlich, daß die Ergebnisse dieser Forschungen zunächst der pessimistischen Stimmung zu gute kommen, da den Vertretern derselben, vor Allen Schopenhauer, das unbestreitbare Verdienst zukommt, die verhängnißvolle Thatsache, daß die Menschen im Ganzen schlecht und unglücklich sind, den Philosophen zuerst in ihrer ganzen Schwere zum Bewußtsein gebracht zu haben. In engem Zusammenhang hiermit steht es, daß die Jurisprudenz, geschweige denn die Nationalökonomie, mit der Philosophie kaum noch auf dem Grüßfuß steht. Daß die Jurisprudenz ganz und gar in der Ethik wurzele, ist ein fremdartiger Gedanke geworden. Zur Erklärung dieser ernsten Thatsache allgemeiner ethischen Indifferenz reicht der Hinweis, daß gerade die Ethik in der nachkantischen Periode am meisten von allen philosophischen Disciplinen bis in die Irrgänge der Metaphysik hineingeführt wurde, bei Weitem nicht aus. Die eigentlichen Gründe liegen weit ab vom philosophischen Gebiet in den technischen Erfolgen der Naturforschung, welcher die egoistischen Kräfte der Industrie und des Handels riesengroß gemacht hat, sodann in der künstlichen Absperrung gegen das Bewußtsein der Zeit, die der Kirche zu ihrer Selbsterhaltung ganz irriger Weise nothwendig erschienen ist, zugleich aber auch in jenem oberflächlichen Dogmatismus des Unglaubens, mit dem die materialistische Philosophie prangte, und den sie in alle Schichten der Bevölkerung, in die höchsten wie in die untersten, übergeführt hat.

Wir hatten eben zu erwähnen, daß die Rechte, die der praktischen Philosophie gebühren, jetzt von der Geschichte der Philosophie in Anspruch genommen werden. Es mag deshalb gleich hier angefügt werden, daß jene geschichtliche Bewegung innerhalb der Philosophie, die in der vorigen Periode entstand, an Intensität zwar, da sachliche Aufgaben genug vorliegen, allmälig abnimmt, jedoch noch immer eine Breite der Wirksamkeit entfaltet, die ihrer Bedeutung nicht mehr entspricht. Es ist vielleicht nicht bedeutsam, daß unter den gegenwärtigen Epigonen dieser Richtung mancher sich findet, dem die Geschichte der Philosophie selbst zu seiner Philosophie geworden ist. Es verdient jedoch schon ernstere Beachtung, daß dieselbe die Kräfte einiger unter den Jüngeren mehr in Anspruch nimmt, als der Sache gut ist, wie denn noch immer besonders die erkenntnißtheoretische Literatur der Gegenwart überwiegend historisch-kritischer Natur ist. Vor allem verhängnißvoll aber erscheint das eingewurzelte Vorurtheil, daß der Geschichte der Philosophie als solcher eine besondere Bedeutung für den universitären Unterricht zukomme. Es ist unzweifelhaft, daß die Philosophie von ihrer Geschichte abhängiger ist, als irgend eine andere Wissenschaft. Jedoch diese Abhängigkeit ist nur ein Mangel, den die Philosophie besonders in Folge ihrer Stellung zur Metaphysik nicht abstreifen kann. Sehen wir deshalb auch davon ab, daß die Einführung in die Geschichte der Philosophie ohne vor-

Digitized by Google

herige eingehende sachliche Orientirung nur verwirrend, abstoßend oder verflachend wirken kann, so folgt doch, daß der akademische Unterricht darauf angelegt sein sollte, jenen Mangel möglichst zu verringern, die geschichtliche Orientirung nur als das unumgängliche Complement, nicht als die nothwendige Vorbedingung anzusehen. Doch es gehört nicht hierher, diese Bedenken eingehender zu verfolgen. Nur auf die statistische Thatsache möge noch hingewiesen werden, daß in den letzten sieben Jahren die Geschichte der Philosophie auf den deutschen Universitäten ein Drittheil aller philosophischen Vorlesungen bildete, daß die philosophischen Uebungen sogar mit wenigen Ausnahmen rein historische geworden sind. Ja, es ist mehr als einmal vorgekommen, daß auf einer Universität während eines Semesters nur historische Collegien über Philosophie gelesen wurden! Da kann es denn nicht überraschen, daß die ganze Neubelebung der philosophischen Studien eklektischer geworden ist, als in Folge der Unfertigkeit des bis jetzt Erreichten an sich nothwendig gewesen wäre.

Aus der bisherigen Besprechung der sachlichen Disciplinen der Philosophie konnten wir entnehmen, daß in ihnen im Ganzen der Einfluß des neugewonnenen naturwissenschaftlichen Materials größer geworden ist, als die Nachwirkung des früher Erreichten, wenngleich noch auf keinem Gebiete eine bestimmte Richtung vorherrscht. Nicht dasselbe läßt sich von der Metaphysik rühmen. In ihr ist vielmehr die Wirksamkeit der früheren Standpunkte noch immer überwiegend; in den überkommenen metaphysischen Vorstellungen wurzelt sogar ein nicht geringer Theil des Widerspruchs, den jene naturwissenschaftlichen Entdeckungen, vor allen die Darwin'sche Theorie, von philosophischer Seite erfahren haben. Eigentliche metaphysische Neubildungen von nennenswerther Kraft, die von dem neugewonnenen Material im Ganzen durchdrungen und im Einzelnen gestützt wären, fehlen sogar in Folge des metaphysischen Beharrungsvermögens und der Schmiegsamkeit ihrer abgelegenen allgemeinsten Hypothesen an jeden Erfahrungsstoff bei uns noch fast vollständig. Der Mangel derselben wird jedoch nicht lebhaft empfunden, denn die Intensität der ganzen metaphysischen Bewegung ist kaum stärker als die der ethischen.

Etwa vier Strömungen lassen sich bestimmter unterscheiden, von denen zwei der absteigenden, die beiden anderen der aufsteigenden Linie angehören. Es gibt zunächst vielleicht nicht ein einziges der hervorragenderen Systeme der Fichte-Hegel'schen Entwickelungsreihe, das nicht noch einige oder einen älteren Vertreter hätte, wennschon der Einfluß derselben ein verschwindend geringer geworden ist. Zahlreicher noch sind die Anhänger Herbart's, deren Interesse jedoch von der Herbartischen Metaphysik am wenigsten beherrscht wird. Schopenhauer's metaphysische Vorstellungen dagegen haben nur ganz Wenige fesseln können. Nicht anders steht es um die Wirksamkeit jener positiven Philosophen von der Richtung Weiße-Fichte. Diese Zähigkeit der metaphysischen Gedanken, denen das sachliche Fundament lange entzogen ist, hat denn auch im Verein mit der Hinneigung des neuerwachten philosophischen Interesse zu psychologischen und erkenntnißtheoretischen Untersuchungen selbst auf philosophischer Seite eine Reaction gegen die Metaphysik überhaupt hervorgerufen. Dieselbe hat sich um so leichter Zugang verschafft, als sie durch das Eindringen der empiristischen Erkenntnißtheorie der englischen Nachfolger Locke's und Hume's eine specielle För-

Digitized by Google

derung erfährt. Dadurch ist nicht nur thatsächlich gerade bei den Jüngeren das metaphysische Interesse, das noch vor wenigen Jahrzehnten den Mittelpunkt der Theilnahme an der Philosophie einnahm, weit zurückgedrängt, sondern auch die Verbreitung der positivistischen Philosophie des lange unterschätzten französischen Philosophen Comte möglich geworden, die der Metaphysik principiell den Krieg erklärt. Die Lehre Comte's von der Entwickelung der Weltauffassung durch die Stufen der theologischen, metaphysischen und positivistischen Denkart, deren erste die Vorgänge aus den Willensacten intelligenter Wesen, deren zweite sie durch hypostasirte Abstractionen, durch allgemeine Kräfte erklärt, während erst die dritte sich auf die allein mögliche Angabe der Aehnlichkeit und der Aufeinanderfolge der Phänomene beschränkt, hat viele Freunde gewonnen, obgleich sie den realen Bedingungen der geschichtlichen Entwickelung, auf die uns die Darwin'sche Theorie hinweist, durchaus nicht conform ist. Was der ganzen Lehre Comte's für ihre Wirksamkeit zu gute kommt, ist die phänomenalistische Grundanschauung, daß uns nur Erscheinungen, nicht die Dinge selbst gegeben und erkennbar sind; denn diese Ueberzeugung hat mit ihm nicht blos der Empirismus, sondern auch die kritische Lehre Kant's gemein. Jedoch gerade dieser Phänomenalismus ist es, der diese Lehre unvermerkt über die principielle Ausschließung der Metaphysik hinausleiten muß, und zwar in dem Maße, als die psychologischen und erkenntnißtheoretischen Forschungen, für die sie keine Stelle kennt, sich kräftigen; denn der Phänomenalismus macht zu seiner eigenen Begründung einen metaphysischen Abschluß nothwendig, der sich nicht mehr wie von Hume einfach abweisen läßt, da er transscendente Bestimmungen über das Wesen der Dinge an sich durchaus nicht zu fordern braucht. Der Positivismus gehört deshalb ebenfalls, trotz der Huldigung, die ihm von philosophischer wie naturwissenschaftlicher Seite noch immer, zunächst vielleicht sogar noch in steigendem Maße, entgegengebracht wird, einer innerlich überwundenen Denkart an. Seine Polemik trifft nicht die Metaphysik, sondern metaphysische Irrthümer.

Verwickelter als dieser Gegensatz zwischen der rationalistischen Metaphysik und dem Positivismus sind die Beziehungen der metaphysischen Versuche, die wir in eine aufsteigende Reihe zusammenstellen können. Das erste Glied derselben bilden, sehen wir ab von den bisher noch geringen Einwirkungen, die wir von Herbert Spencer's Lehre erfahren haben, jene beiden Systeme von Berliner Philosophen, die gegenwärtig in dem großen Publicum der philosophisch Interessirten am meisten von sich reden machen, die Lehren v. Hartmann's und Dühring's. Beiden gemeinsam ist der Ausgangspunkt von jenem Materialismus, den wir an der Schwelle der Philosophie der Gegenwart antrafen; beide stimmen überein in dem Widerspruch gegen Kant's kritische Erkenntnißtheorie, der gegenüber sie die Objectivität einer räumlich-zeitlichen Außenwelt verfechten. E. v. Hartmann jedoch hebt jenen Materialismus und diesen Dogmatismus durch eine teleologische Metaphysik auf, die sich im engsten, durch Schelling's positive Philosophie vermittelten Zusammenhang einerseits mit Hegel's Lehre vom absoluten Geist, andererseits mit Schopenhauer's Substantiirung eines absoluten Willens weiß. Sein „Unbewußtes" gibt dem absoluten Willen des Letzteren einen ideellen Inhalt, und dem absoluten Geist des Ersteren die alogische Wirklichkeit. Dühring dagegen entwickelt jene beiden Elemente in durchlaufendem

Digitized by Google

Gegensatz gegen die nachkantische Metaphysik, wenn auch in mehrfacher besonderer Abhängigkeit von Schopenhauer's Naturphilosophie zu einem „natürlichen System der Wirklichkeitsphilosophie", wie er es gern nennt, die das subjectiv Psychische streng materialistisch dem allein objectiven Mechanischen unterordnet, unsere psychische logische Systematik zu einem (allerdings subjectiven!) Ausläufer der objectiven Weltsystematik macht. Gerade diejenigen Merkmale jedoch, die beiden Systemen gemeinsam sind, werden ein festes Eindringen derselben in weitere Schichten der philosophisch Interessirten, geschweige der philosophisch Orientirten stets verhindern. Jenes materialistische Element nämlich zwingt den Einen zu einer Ableitung des Bewußtseins aus dem Unbewußten, welche die vernichtende Kritik, die sie über sich hat ergehen lassen müssen, selbst herausgefordert hat; den Anderen aber führt es zu jener Abschwächung des Psychischen gegenüber dem Mechanischen, aus dem es herleitbar werden soll, die der Materialismus immer gebraucht hat, ohne sie jemals auch nur annähernd rechtfertigen zu können. Nicht besser steht es um die erkenntnißtheoretische Fundamentirung ihrer Lehren. Die kritische Naivität, mit der v. Hartmann sich gegen Kant über die Beschaffenheit des Dinges an sich in Worten ergeht, ist erkenntnißtheoretisch eben so unzulässig, als der naive Dogmatismus, mit dem Dühring die Homogeneität von Denken und Sein zur Voraussetzung macht. Nicht geringfügiger sind die Kräfte, die die Naturforscher von ihnen zurückhalten. Der Beiden gemeinsame Widerspruch zwar gegen die Darwin'sche Selectionstheorie, die hier dem metaphysischen Dogma vom Eingreifen des Unbewußten und der von der Naturphilosophie übernommenen Hypostasirung der Lebenskraft, dort dem Dogma von „ruhenden Gattungen" gegenübersteht, möchte ihnen erst in der nächsten Zukunft ernstlich verhängnißvoll werden. Schon seither jedoch wurden die Naturforscher von dem Einen durch sein geradezu unerhörtes Spiel mit unkritisch zusammengestelltem, gelegentlich sogar verwirrend entstelltem biologischen Material, von dem Anderen durch sein gänzliches und gehässiges Verkennen der die Naturwissenschaft gegenwärtig antreibenden Kräfte in der empfindlichsten Weise abgestoßen [1]).

Dem wahren Bedürfniß sowol der Philosophie als der Naturforschung werden deshalb auch gegenwärtig noch die metaphysischen Lehrmeinungen von

[1]) Dühring und v. Hartmann gehören auch insofern zusammen, als sie, wennschon in verschiedenem Grade und nicht mit den gleichen Mitteln, Vertreter sind jener Polemik gegen die universitäre Fachphilosophie, auf die wir früher (II.) bereits hindeuteten. Es ist eine wol zu beachtende Thatsache, daß eine solche Polemik sich Jahrzehnte hindurch hat erhalten können, da sie bereits von Feuerbach begonnen, von Schopenhauer nur eingehend ausgeführt und selbst von Männern wie Lange (in der ersten Auflage seiner Geschichte des Materialismus) noch verwerthet worden ist. Denn diese Zähigkeit beweist, daß solcher Polemik trotz alles Widerlichen und Abgeschmackten, das sie im Gefolge hat, doch theils allgemeine sachliche Beweggründe, theils auch unaufhebbare Motive zu Grunde liegen müssen, deren Verständniß erst einen billigen Maßstab für ihre Würdigung liefert. Nun muß in sachlicher Hinsicht daran erinnert werden, daß Schopenhauer's vielberufene Anklagen trotz ihrer speciellen Bedingtheit durch die geringe anfängliche Wirksamkeit seiner Lehre, sowie durch seinen reizbaren, übelwollenden Charakter doch zwei Elemente von allgemeinerer Bedeutung enthält. Seine Ausführungen sind, so weit sie einen sachlichen Inhalt haben, ein beredter Protest gegen die Gesinnungslosigkeit und gegen die Intoleranz in wissenschaftlichen Angelegenheiten. Ein solcher Protest aber ist zu keiner Zeit ganz überflüssig; in mehr als einer Periode kann er sogar zu einem Bedürfniß werden. So in

Digitized by Google

Fechner und Lotze in viel höherem Maße gerecht. Die naturwissenschaftlichen Motive ihrer Ausbildung sind zwar von den eigentlich gestaltenden Mächten der gegenwärtigen Naturforschung theils erst nachträglich, theils gar nicht beeinflußt, und auch die philosophischen Antriebe derselben sind mit den Gedankenreihen zersetzter metaphysischer Systeme an mehr als einem Punkte störend eng verknüpft. Beide sind überdies dem großen Publicum unserer Zeit auch durch die ethischen und religiösen Antriebe ihres Denkens unsympathisch. Ihre Lehren sind deshalb in weiteren Kreisen allerdings auch jetzt noch ungleich weniger gekannt, als die geräuschvoll annoncirten Theorien v. Hartmann's und Dühring's. Dieselben werden jedoch von Denen, die nicht blos Theilnahme, sondern auch ein Urtheil haben, ungleich eindringender gewürdigt. Lotze's Metaphysik insbesondere bildet den, meist zwar versteckten, aber doch in vielen Fällen sicher erkennbaren Unterbau gerade der erkenntnißtheoretischen Strömung der Gegenwart; ihre Wirksamkeit ist jedoch auch in den anderen philosophischen Bewegungen so weit erkennbar, daß man sicher schließen darf, sie erfreue sich gegenwärtig der ausgebreitetsten Herrschaft über die metaphysischen Neigungen der Zeit. Weit weniger ist es den mehrfachen Weckrufen Fechner's gelungen, das Publicum zum Aufstehen aus dem Bette alter Ansichten zu bewegen. Dafür aber war ihm in Riemann einer der hervorragendsten Geister unserer Zeit als Anhänger zugefallen, dessen gewichtiges Urtheil leider erst nach seinem Tode und nur apho-

---

Zeiten einer festbegründeten Schulenherrschaft, die bei aller persönlichen Toleranz der einzelnen Glieder der Schulen im Ganzen doch gegen alles Fremdartige unwillkürlich intolerant verfährt. So auch in Zeiten einer staatlichen und kirchlichen Reaction, die, soweit sie in Widerspruch steht mit dem Fühlen und Wissen der Gebildeteren, die Gesinnungslosen, an denen es noch niemals gefehlt hat, protegirt. So endlich auch in Zeiten eines praktisch materiellen Drängens der Lebensinteressen, das zuletzt auch die Göttin der Wissenschaft um Brod betteln läßt. In diesem, allerdings nur in diesem Sinne möchte das Bizarre und Widrige in der Polemik Schopenhauer's und v. Hartmann's, sowie die in der That alles Anstands baare, und in gehässigster Form nicht an die sachlich geforderte, sondern an eine ihm aus kleinlichen Gründen persönlich mißliebige Adresse gerichtete Polemik Dühring's nur beweisen, daß die Wahrheit nicht immer die reinsten Gefäße wählt, um ihren Zorn auszugießen über die, so da unwahr sind. Selbst die besondere Richtung gegen die theologische und philosophische Wissenschaft, welche diese Polemik wählt, ist nicht ganz ohne sachlichen Untergrund, so abgeschmackt und bitter ungerecht es auch ist, irgend einen speciellen Beruf als solchen, geschweige denn irgend eine Wissenschaft als solche zum Zielpunkt derselben zu machen. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß wissenschaftliche Intoleranz und Gesinnungslosigkeit gerade in der Theologie und in der Philosophie, dort auf Grund der besonderen Bedeutung der Pflege der Religion für das Staatsleben, hier in Folge der allgemeineren Theilnahme des großen Publicums am leichtesten Nahrung findet. — Neben diesen sachlichen Gründen für den auffallend langen Bestand jener polemischen Neigungen ist jedoch, wie andererseits ebenso anzuerkennen ist, auch ein persönliches Motiv von gewiß nicht geringerer, jedenfalls breiterer Wirksamkeit vorhanden. Es kann keine Zeit geben, in der nicht Viele sich zurückgesetzt glauben, obgleich sie keinen Anspruch haben, so wie sie fordern beachtet zu werden. Für diese aber ist eine solche Polemik ein noch unentbehrlicheres Mittel im Kampf um ihre wissenschaftliche Selbsterhaltung. Sie werden es deshalb sein, die stets am lautesten rufen, wie schlecht es um die Anderen bestellt sei; sind sie doch als die Unterdrückten der ungerechten Sympathie der Unorientirten stets sicher.

Es würde zu weit führen, wollten wir diese Andeutungen über die geschichtlichen Bedingungen des Streits zu einer näheren Charakteristik der Polemik v. Hartmann's und Dühring's benutzen; sie werden überdies hinreichen, jedem Einzelnen im gegebenen Falle ein selbständiges Urtheil über den Werth derselben möglich zu machen.

Digitized by Google

ristisch kundbar geworden ist. Offenbar ist es die mystisch-religiöse Seite seiner Lehre, die die Meisten zurückstößt. Unter den Naturforschern aber hat auch Lotze Anhänger wol nur wenige gewonnen, sicher keinen, der es sich angelegen sein ließe, für die Verbreitung seiner Metaphysik zu wirken. Hier liegt der Grund wol in der einigermaßen überraschenden Zurückhaltung, die Lotze bisher gegenüber den neueren biologischen und physikalischen Theorien zur Schau getragen hat, sowie auch in der schroffen Abweisung, die er Einigen derselben hat zu Theil werden lassen.

Jedoch auch die sehr viel lebendigere Theilnahme, die Fechner der Fortentwickelung der Naturwissenschaften bewahrt hat, ist nicht im Stande, jenen neueren Ergebnissen die volle plastische Kraft für die Ausführung der Metaphysik zu leihen, die sie in sich tragen, sobald von ihnen aus der Aufbau unternommen wird. Nur eine metaphysische Neubildung, die aus dem gegenwärtigen Stand der physikalischen und biologischen Forschung in ähnlicher Weise ihr Rüstzeug nimmt, wie Lotze es aus der Einführung des Mechanismus in das Reich der organischen Physis entnommen hatte, wird uns eine hinreichende Befriedigung geben können. Auf eine solche aber weist mehr als *ein* Zeichen hin. Einerseits der Aufschwung, den neuerdings die Beschäftigung mit den allgemeinen kosmologischen Theoremen genommen hat, andererseits die erkenntnißtheoretische Arbeit der Zeit, welche die Gesichtspunkte zu liefern hat, von denen aus die speculative Verwerthung jener geläuterten Theoreme erfolgen soll; endlich auch das immer deutlicher sich erhebende Bewußtsein, daß es Zeit sei, aus der moralischen und religiösen Versumpfung der Zeit heraus zu gelangen. Noch allerdings sind alle diese Ansatzpunkte veränderlich; noch läßt sich wenig sehen, wohin die von ihnen ausgehenden Strahlen führen. Zweierlei jedoch ist schon jetzt deutlich. Die Weltauffassung, an deren Grundlagen wir Alle arbeiten, wird uns nicht wieder nehmen, was wir durch mühevolle empirische Arbeit errungen haben: den festen Ausgangspunkt von den Theorien der Einzelwissenschaften, die das Correctiv bleiben müssen für alle metaphysische Speculation. Sie wird uns überdies wiedergeben, was wir verloren haben: die Ueberzeugung von dem unbedingten und ausschließlichen Werth der ethischen Ideale, die die Grundlage werden sollen und in fortschreitender Annäherung werden können unseres gesammten gesellschaftlichen, ökonomischen, rechtlichen und politischen Lebens.

Hand in Hand aber mit dieser Verstärkung und Vertiefung des metaphysischen Triebes wird die Hebung und Reinigung des religiösen Bedürfnisses gehen, das uns nicht weniger abhanden gekommen ist, als die ethische Selbstbesinnung. Ist doch die Metaphysik nichts Anderes, als die Religion Derer, die Wissenschaft und Kunst besitzen, während die Religion in ihrer Wurzel nichts Anderes war, als die Metaphysik des erwachenden Volksbewußtseins, beide durchsetzt von den ethischen Forderungen, die keine Zeit ungestraft überhören darf. Gegenwärtig zwar ist das Verhältniß der Metaphysik oder, wenn man so lieber will, der Philosophie zur Theologie nichts weniger als freundschaftlich. War die Philosophie das Mittelalter hindurch die Magd, die der Herrin Theologie die Schleppe nachtrug, war sie seit Kant die Dienerin, die ihr mit der Fackel voranleuchtete, so hat sie gegenwärtig das alte Dienstverhältniß vollends gelöst und benutzt die Fackel, die ihr rechtmäßig verblieben ist, um unfreundlich genug das verblichene

Digitized by Google

Kleid ihrer ehemaligen Herrin hin und her zu beleuchten. Es läßt sich nicht leugnen: den speciellen kirchlichen Dogmen gegenüber verhält sich die Philosophie der Gegenwart im Ganzen, abgesehen von den einzigen nennenswerthen Beispielen Fechner's und etwa jener positiven Philosophen der Richtung Weiße's, durchaus ablehnend, von mehr als einer Richtung aus, die durch die Namen Feuerbach und Strauß, Comte, Dühring und v. Hartmann bezeichnet werden, sogar direct feindlich. Jedoch die Gründe, die diese Emancipation hervorgerufen haben, bekunden zugleich, daß ein gerechteres Verhältniß wieder eintreten wird. Denn diese Gründe bietet uns einerseits jenes noch immer andauernde, in der nächsten Zukunft vielleicht noch anwachsende Beharren der Kirche auf ihrem alten, zerfressenen dogmatischen Standpunkt, mit dem das wissenschaftliche Bewußtsein sich unbedingt nicht mehr verträgt; mehr aber noch jene durch den materialistischen Zug der Zeit genährte ethische Indifferenz und Halbheit der Bildung, die mit der ebenso thörichten wie bedauerlichen Anmaßung trotzig thut, daß die Wissenschaft, womöglich die Naturwissenschaft, alle religiösen Vorstellungen unmöglich gemacht habe. Es ist deshalb kein Zweifel, daß jede dieser Uebertreibungen sich allmälig mindern wird. Die Theologie wird lernen, daß ihr Heil nicht auf dem Gegensatz, sondern auf dem Anschluß an alle Forderungen eines freien wissenschaftlichen Denkens beruht, daß das Correctiv für den Glauben, der uns für die Entscheidung der letzten Fragen unveräußerlich und allein verbleibt, immer nur das Wissen sein kann; die Wissenschaft aber wird, je tiefer die philosophische Durchdringung ihrer Ausgangspunkte und ihrer allgemeinen Aufgaben geht, um so deutlicher zu der Ueberzeugung kommen, daß sie nicht von der Religion und der Metaphysik abführt, sondern nur die traditionellen unberechtigten Ansprüche derselben beschränkt, ihnen also die Macht über die Geister nicht raubt, sondern dieselbe leitet und innerlich frei macht.

Alle diese verschiedenartigen Richtungen der philosophischen Ueberzeugungen und Interessen der Gegenwart laufen demnach in die eine historische Aufgabe der Zeit zusammen, die selbst den an sich unerfreulichsten Zeichen der Zeit, der eklektischen Zerrissenheit des Denkens, sowie der Verflachung des ethischen und religiösen Empfindens einen tieferen versöhnenden Sinn gibt. Sie sind ebenso wie die besondere Begünstigung der psychologischen, erkenntnißtheoretischen und logischen Studien, und wie der Eifer, mit dem von allen Seiten das Material der empirischen Einzelforschung, besonders der Naturwissenschaften, eingeheimst wird, die nothwendigen Merkmale der regen Arbeit an der Grundlegung einer neuen allgemeinen Weltauffassung, die berufen sein möchte, eine tiefere Kluft zu inauguriren, als innerhalb der christlichen Entwickelung bisher vorhanden gewesen ist.

In dieser Arbeit, das bedarf kaum einer Hindeutung, steht die deutsche Wissenschaft nicht isolirt. Der philosophische Charakter der anderen europäischen Culturländer zeigt im Ganzen dieselben Merkmale; nur tritt in England und Frankreich, in Folge des größeren Einflusses Comte's und seiner Vorgänger in England, die Metaphysik noch weiter zurück als bei uns, dort zu Gunsten der logischen, hier besonders zu Gunsten der psychologischen Probleme. Die historische Aufgabe ist eben für sie Alle ein und dieselbe.

Digitized by Google

Die Berliner Nationalgalerie.

Von

Ludwig Pietsch.

Die Nationalgalerie in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist das jüngste unter den vom Staate begründeten öffentlichen Kunstmuseen der deutschen Reichshauptstadt. Am 23. März des Jahres 1876 wurde ihr jetziges Tempelhaus zum ersten Male allem Volke aufgethan. Die Anfänge der Sammlung als solcher aber datiren aus einer viel weiter zurückliegenden Vergangenheit. Und die Idee des heute von ihr eingenommenen, mit ihrem Namen genannten, „der deutschen Kunst" (d. h. der modernen) laut Giebelinschrift gewidmeten Gebäudes ist wiederum in einer noch viel früheren Zeit concipirt, als jene, in welcher zuerst der Gedanke eines solchen Nationalmuseums, wie es dasselbe seit drei Jahren beherbergt, gefaßt, ausgesprochen und in ernstliche Erwägung genommen wurde.

Es waren schöne, hoffnungsreiche, hochgestimmte Jahre, jene ersten der Regierung König Friedrich Wilhelm's IV. Der geistreiche, kunstliebende Monarch hatte kaum den Thron bestiegen, als er auch rüstig an's Werk ging, seine künstlerischen Pläne und mehr oder weniger romantischen Träume, mit denen er sich seit seiner Jugend getragen hatte, in seiner Hauptstadt zur Verwirklichung zu bringen. Stüler, der Baumeister, welchen das traurige Leiden, das seines Meisters Schinkel klaren Geist umnachtete, zu der ersten Stellung auf architektonischem Gebiete am Hofe und im Lande geführt hatte, erwies sich als der allezeit willige, bequeme, anschmiegende, künstlerische Diener und Ausführer des königlichen Willens.

Außer der Erbauung eines neuen, großartigen protestantischen Domes an der Stelle jenes unschönen Denkmals einer armen und nüchternen Periode Preußens, welches noch heute diesen Namen führt und seinen Platz behauptet, und einem damit zusammenhängenden „Campo Santo", der künftigen Begräbnißhalle für die preußischen Herrscher, war es ein Lieblingsgedanke des Königs, im Anschluß an das von Schinkel gebaute Museum am Lustgarten, auf dem nordwestlichen Theil der Insel, welche dasselbe trägt, eine ausgedehnte, großartige Forumanlage erstehen zu lassen, welche ausschließlich künstlerischen

Digitized by Google

Zwecken gewidmet sein sollte. Durch Säulengänge und Hallen unter einander verbunden, sollten hier Museen für die, bisher in anderen Gebäuden Berlins untergebracht gewesenen, vereinzelten künstlerischen Sammlungen, eine neue Kunstakademie und die Gebäude für die Verwaltung des gesammten Kunstdepartements errichtet werden. Das Alles in einem, antiker Form sich nähernden Stil und Charakter. Für diese ganze Anlage aber war als Kern- und Mittelstück ein korinthischer Tempel auf hohem Unterbau geplant, in welchem Hörsäle und eine mächtige Aula für künstlerische und kunstwissenschaftliche Vorträge, Schaustellungen, Festsitzungen Platz finden sollten. Wie so viele Pläne dieses phantasievollen Monarchen ist bekanntlich auch dieser nur zum kleineren Theile zur Verwirklichung gelangt. Während seiner Regierung und seines Lebens erreichte nur der Bau des „Neuen Museums", dessen Verbindung mit dem alten, und der Säulengang längs der Straße bis zur Spree die Vollendung. Der Dom- und Campo Santo-Bau hat zu keinem anderen Resultat geführt als zur Entstehung jener modernen Ruine, welche seit dreißig Jahren nun den sonst schönsten und wichtigsten Platz der Residenz an dem ehrwürdigen Schloß der preußischen Könige auf's schmählichste verunziert. Die projectirte Gruft der Monarchen des inzwischen zu nie geahnter Macht, Größe und Glorie gelangten deutschen Staates zeigt sich da in der Gestalt eines wüsten, höchst romantisch-malerisch von üppiger Ruinenvegetation durchwucherten, fragmentarischen, aufgegebenen Rohbaues — zum Verwechseln den Schöpfungen bankerott gewordener Baugesellschaften ähnlich — den erstaunten fremden Besuchern der Hauptstadt. Das Jahr 48 machte für immer einen Strich, wie durch die politisch-socialen, auch durch die künstlerischen Pläne Friedrich Wilhelm's IV. Die Luft war ihm verleidet; die Mittel zur Verwirklichung seiner hochfliegenden Projekte sah er sich beschränkt und verkürzt. Ein Glied aus der zusammenhängend geplanten Kette der Baulichkeiten jener Kunststätte auf der Museumsinsel ist später, wenn auch nicht unter dieses Königs Regierung, so doch unter der seines Nachfolgers, Kaiser Wilhelm's, zur Ausführung gelangt: der korinthische Tempel für die Hörsäle und die Aula. Aber zu einem wesentlich verschiedenen Zweck ist er errichtet worden und ein von dem Schöpfer seines ursprünglichen Planes schwerlich vorausgesehenes Motiv ist der Anlaß zu seiner Erbauung in der gegenwärtigen Gestalt geworden. Dieser Tempel ist das jetzige Gebäude der Nationalgalerie.

I.

Ich entsinne mich sehr deutlich des Zeitpunktes, der Gelegenheit und der Stelle, wo dieses Wort: eine „Berliner Nationalgalerie", ein Museum der modernen deutschen Kunst, in der preußischen Hauptstadt zum ersten Male in's Publicum geworfen wurde. Es geschah im Jahre 1850 in der „Vossischen Zeitung" in einem Kunstausstellungsbericht des Herrn Richard Fischer, eines später auf dem Gebiete der Kunstkritik, Kunstgeschichte und Kennerschaft vielfach thätigen und verdienten Mannes, welcher damals das seit 1864 bis diesen Tag von mir bekleidete Amt bei der genannten Zeitung verwaltete (er lebt seit länger als einem Jahrzehnt bereits dauernd in Paris, wo man ihn zu den geschätztesten Experten, besonders auf

Digitized by

manchen Gebieten der älteren Kleinkunst, zählt). Mit vieler Wärme der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit einer solchen Einrichtung plaidirte er in seinem Artikel für die Pflicht des Staates der Intelligenz und der militärischen Größe, ein solches Museum zu errichten, welches die wichtigsten, bereits vorhandenen, sowie die noch zu schaffenden Werke der besten modernen deutschen Meister in sich zu vereinigen habe und zugleich durch die Aufnahme der dafür zu bestellenden künstlerischen Verherrlichungen der großen Männer und Thaten unseres Volkes zu einem Tempel der preußisch-deutschen Geschichte und des nationalen Ruhmes auszubilden sei. Man sieht: die Bestimmungen des Pariser Luxembourg-Museums und des Versailler waren hier als verschmolzen gedacht.

Die von Fischer ausgesprochene Idee blieb zunächst unbeachtet. Die Zeitumstände, die tiefe Verstimmung in allen Kreisen des Volkes und im Gemüthe des Königs waren gerade in jenen Jahren „der Umkehr" und „der Buße" wenig günstig für das Wurzelschlagen und die Ausbreitung solcher Gedanken. Aber in der Seele *eines* Mannes hat vielleicht damals schon dieses den Winden gegebene Samenkorn eine gute Statt gefunden. Vielleicht auch, daß es für ihn gar nicht einmal einer solchen Anregung durch das Wort eines Anderen bedurft hat, sondern daß gleiche Gedanken längst aus ihm selbst und seinem kunst- und vaterlandsbegeisterten Gemüth erwachsen waren. Dieser Mann war der schwedische Consul *Wagener*, der Chef des Hauses Anhalt & Wagener zu Berlin (Brüderstraße 5).

Während der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre gehörten die meist kleinen, niedrigen Gemächer seiner Wohnung in jenem Hause zu den beliebtesten Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt. Jeder fremde Besucher der letzteren, der während eines Donnerstags in Berlin verweilte, wurde sicher von seinem Führer zum Gange nach dem Hause in der Brüderstraße veranlaßt, welches während dieses Wochentages die Zimmer seines ersten Stockwerkes für jeden „anständig Gekleideten" ohne alle weiteren Umstände, Schwierigkeiten und „Permessi" offen hielt. In diesen Gemächern, eng und niedlich wie die eines Puppenhäuschens, hatte Consul Wagener alle Wände mit auserlesenen Gemälden zeitgenössischer Meister bedeckt, deren Zahl er auf jeder neuen Kunstausstellung und Reise nach anderen Kunststädten durch neue Ankäufe vermehrte. Seit der treffliche Mann zuerst zur Selbständigkeit und zum Besitz verwendbarer Mittel gelangt war, seit 1815 schon, hatte er seinem schönen Sammeleifer und seiner reinen Liebe für die Schöpfungen besonders der Malerei durch Bilderankäufe Befriedigung zu schaffen gesucht. Vielleicht mehr aus innerer Neigung, als aus klar erkanntem Princip beschränkte er seine Ankäufe von Beginn an auf Werke moderner zeitgenössischer Maler. Der überraschend schnelle und glänzende Aufschwung der neuen, nach langer Versunkenheit gleichsam wiedergeborenen, deutschen Malerei traf glücklich mit der Entfaltung der Regungen Wagener's zusammen. Mit liebevoll theilnehmendem Blick folgte er dem Erblühen besonders der jungen Düsseldorfer Schule. Alle Talente derselben, welche damals Deutschland mit ihrem Ruhme erfüllten, fanden in ihm einen Bewunderer von jener besten und erwünschtesten Art, welche die Werke, die sie erfreuen, auch *kauft*, statt sich an ihrem „kalt staunenden Besuch" genügen zu lassen. Aber wenn die Düssel-

dorfer auch seine bevorzugtesten Lieblinge blieben, so verschloß sich Wagener's Sinn und Verständniß darum keineswegs den großen malerischen Vorzügen der belgischen und französischen Kunst. Während der vierziger und fünfziger Jahre bereicherten gerade mannigfache Ankäufe von Werken der Berühmtheiten dieser Schulen (auch Holländer, Italiener, Engländer blieben nicht ganz ausgeschlossen) die Wagener'sche Sammlung. Die Wandflächen jener Zimmerflucht in der Brüderstraße boten längst keinen genügenden Raum mehr, um diese immer vermehrten Bilderschätze darauf zu placiren. Ihr Besitzer hatte sich um das Jahr 50 in den östlichen Gegenden Berlins in einem der äußerlich armseligsten und engsten alten Gäßchen dieser Quartiere, der Schillingstraße, ein Grundstück gekauft: nach der Straße hin durch ein schäbiges, niederes, altes Häuschen maskirt und verborgen, erhob sich auf dem dahinter gelegenen weiten, baumreichen Gartenrevier eine nach seinem Geschmack auf's Schönste ausgestattete Villa, welche den reichen künstlerischen Schmuck durch die auserlesensten und kostbarsten Erwerbungen des folgenden, seines letzten Lebensjahrzehntes, empfing.

Im Jahre 1861 starb Consul Wagener. Es fand sich, daß in seinem 1859 aufgesetzten letzten Willen fast sein gesammter Besitz an Gemälden, den er während dieser fünfundvierzig Jahre zusammengebracht und zur eigenen wie zu seiner Mitmenschen Freude gehegt und bewahrt hatte, im Ganzen 256 Bilder moderner, deutscher und fremdländischer Künstler, von ihm dem Staate vermacht worden war. Er kleidete diesen letzten Willen in die liebenswürdige, ich möchte sagen rührende, Form einer Bitte an den Prinzregenten: das Legat huldvollst entgegenzunehmen. Nur den einen Wunsch, um nicht zu sagen Bedingung, knüpfte er daran: daß die Gemäldesammlung in eine Localität, welche dem Publicum freien Besuch und den Künstlern das Studium ermögliche, aufgenommen werde. Ohne daß das Wort dabei gebraucht worden wäre, war durch dieses großartige Vermächtniß der Grundstock einer künftigen Berliner Nationalgalerie gegeben. In einem Handschreiben vom 27. Februar 1861 an die Hinterbliebenen des hochherzigen Testators sprach König Wilhelm warm empfundene Worte der Anerkennung und des Dankes gegen den Dahingeschiedenen aus und erklärte seine Einwilligung, diese kostbare Zuwendung anzunehmen und dafür zu sorgen, „daß die Sammlung ganz den Bestimmungen und Wünschen ihres Inhabers gemäß und zugleich in einer Weise erhalten bleibe, die ihm bei seinen Mitbürgern und dem gesammten Vaterlande für die Gegenwart und Zukunft das ehrenvolle Andenken sichere, auf das er einen gerechten Anspruch habe". In einer späteren Cabinetsordre an den damaligen Cultusminister, Herrn v. Bethmann-Hollweg genehmigte der König den Vorschlag, dieses Wagener'sche Vermächtniß zunächst in den Sälen des ersten Stockwerkes der Akademie der Künste Unter den Linden unterzubringen. Zugleich aber, so lautete das Schreiben weiter, „will Ich, den von dem patriotischen Stifter in seinem letzten Willen ausgesprochenen Gedanken zu dem Meinen machend, daß mit dieser Sammlung der Grund zu einer vaterländischen Galerie von Werken neuerer Künstler gelegt werde, und indem Ich Ihren hierauf zu richtenden weiteren Anträgen entgegensehe und Mich freuen werde, wenn Kunstfreunde, in gleicher Gesinnung wie der verewigte Wagener, zur Verherrlichung der Kunst und zum

Digitized by Google

ehrenden Gedächtniß ihrer Beförderer durch Beisteuer vorzüglicher Meisterwerke für das Gedeihen dieser nationalen Anstalt mitwirken wollen, werde Ich selbst auch durch Hingabe hierzu sich eignender, in meinem Besitz befindlicher Gemälde dazu beizutragen Mir angelegen sein lassen". —

Das Unterkommen war für die Berliner „Nationalgalerie im Keime" gefunden. Die Zahl der sie bildenden Gemälde wuchs durch Schenkungen des Königs und anderer Mitglieder des Herrscherhauses, wie aus verschiedenen Kreisen der Bürgerschaft zunächst Berlins; und seit einmal die bekannte Bewilligung des Kunstförderungsfonds von 75,000 Mark jährlich erfolgt war, durch regelmäßige Ankäufe und Bestellungen von neueren Werken, beständig an. Aber statt des von dem Erblasser gewünschten und für seine Lieblinge gehofften, ruhigen, vor bösen Einflüssen gesicherten, dem Studium und Genuß der Gemälde förderlichen Aufenthalts, hatten dieselben in jenen akademischen Sälen zunächst ein Quartier zugewiesen erhalten, welches einzunehmen ihnen immer nur für etwa anderthalb Jahre vergönnt war. Dieselben Räume blieben nach wie vor, in Ermangelung von anderen zu diesem Zweck verfügbaren, auch für die akademischen Kunstausstellungen vorbehalten, die darin während der Herbstmonate jedes zweiten Jahres stattzufinden pflegten. Sobald die für den Berliner Salon angemeldeten Gemälde eintrafen, hatte die Nationalgalerie ihnen den Platz zu räumen und mußte sich in die gänzlich ungenügenden niedrigen Räume des obersten Geschosses, wie es eben gehen mochte, einpferchen lassen.

Ein noch schlimmeres Loos aber war einem anderen, besonders hochgeschätzten Kunstbesitz des preußischen Staates durch den leidigen Raummangel bereitet. Die Cartons des Peter von Cornelius, welche derselbe für die großen Wandgemälde-Cyklen in der Münchener Glyptothek und der Ludwigskirche in den Zeiten seiner frischesten Schöpferkraft gezeichnet hatte, waren auf Befehl Friedrich Wilhelm's IV. für Berlin angekauft worden. Aber eben durch jenen Mangel eines Locals zu ihrer Aufstellung blieben sie verurtheilt, aufgerollt und für jeden unsichtbar, in den Magazinen der Akademie oder des Museums zu lagern. Das letzte und gewaltigste cyklische Hauptwerk desselben Meisters, die colossalen Cartons für jene Wandgemälde, welche die Halle des künftigen Campo-Santo des preußischen Herrscherhauses schmücken sollten, auch das hatte nur ein nothdürftiges Unterkommen in den Erdgeschoßräumen der eigenen Wohnung ihres Schöpfers am Königsplatz gefunden. Der Nothstand erwies sich als ein so dringender, daß endlich die gewohnte Scheu preußischer Staatsbehörden vor der Inangriffnahme monumentaler Schönbauten zu rein idealen Zwecken überwunden, und gründliche Abhilfe der unwürdigen Zustände durch einen, solcher Bestimmung und solchen Inhalts werthen, zweckentsprechenden Neubau gesucht werden mußte. Die Pietät König Wilhelm's für seinen hochseligen Bruder war wol das Hauptmotiv des Beschlusses, daß mit der Ausführung dieser Nationalgalerie zugleich auch jener künstlerische Gedanke wenigstens in der allgemeinen Form verwirklicht werden sollte, welchen Friedrich Wilhelm IV. für die Bebauung dieses Theiles der Museumsinsel gehegt hatte. Das von ihm als Mittelpunkt der ganzen Anlage geplant gewesene Tempelhaus für Aula und Hörsäle sollte nun endlich doch erbaut, zu dem gänzlich anderen Zweck: der Aufnahme der National-

Digitized by

galerie, bestimmt und demgemäß architektonisch umgewandelt werden. Seine äußere Gestalt war einst durch Friedrich Wilhelm IV. selbst in einer leichten Zeichnung skizzirt worden. Unter Festhaltung derselben entwarf nun Stüler im Auftrage des regierenden Königs die neuen Détail-Pläne für die Vertheilung der Räume und die weitere Ausbildung dieser allgemeinen Form des Gebäudes. Eine schwierige und undankbare Aufgabe, welche von vornherein in sich selbst schon eigentlich die Unmöglichkeit einer vollkommenen befriedigenden Lösung trug. Um die Bedingungen zu erfüllen, welche bei einer Galerie von Gemälden und plastischen Kunstwerken die wichtigsten und hauptsächlichsten sind, ist für das dazu bestimmte Gebäude die Form des antiken Tempels jedenfalls die am wenigsten geeignete und günstige. Selbstverständlich mußte, wenn dieselbe beibehalten werden sollte, der Peripteros, d. h. der von Säulen umgebene Tempel, aufgegeben und statt seiner der Tempel als Pseudoperipteros gebildet werden, bei welchem an die Stelle der freistehenden Säulen die nur die Wände decorirenden Halbsäulen traten. In deren Zwischenräumen konnten wenigstens die nöthigen Fenster für Seitenbeleuchtung eingeschnitten werden. Für die Vorhalle der Front allein durften die freien Säulen gerettet werden. Als Aufgang zu dieser, welche, wie der ganze Tempel erst auf einem übergewaltigen Unterbau sich erheben würde, projectirte Stüler die breite davor gelegte Doppeltreppe mit einem oberen Absatz, auf welchem ein Reiterstandbild des Begründers dieser Kunstbauten, König Friedrich Wilhelm's IV., aufgestellt werden sollte. Stüler starb bekanntlich 1865. Oberhofbaurath Strack übernahm die Ausführung seines künstlerischen Vermächtnisses, dessen Hauptstück dieser Bau des Tempels für die Nationalgalerie bildete. Im Frühjahre 1866 begann der Bau. Strack war eine Specialcommission aus Baurath Erbkam, Geheimrath Knerk und Wirkl. Geheimrath v. Olfers beigegeben. Dem Erstgenannten fiel die technische, Strack die künstlerische Leitung des Ganzen zu. Noch einmal hatte das Stüler'sche Project manche wesentliche Umwandlungen zu erfahren. In der heutigen Gestalt des Vestibüls, des Treppenhauses, in den architektonischen Détails und in der Art der Decoration der Räume haben wir Strack's eigenstes, selbständiges Werk zu sehen. Die Landesvertretung hatte bei der Bewilligung von Kosten für den Bau, durch die Vorstellungen Cornelius-begeisterter Männer mehr als durch die wirkliche Einsicht und künstlerische Ueberzeugung der großen Majorität der Herren Abgeordneten dazu bestimmt, es zu einer ganz speciellen Bedingung gemacht, daß in dem zu errichtenden Gebäude die nöthigen Räume für die Aufstellung sämmtlicher im Staatsbesitz befindlicher Cartons des Meisters, sowol der für München als der für Berlin von ihm gezeichneten, hergestellt würden. Bei den meist ganz enormen Größenverhältnissen dieser Cartons mußte mit der Erfüllung dieser Bedingung der schon etwas knappe zur Unterbringung aller vorhandenen Kunstwerke verfügbare Innenraum des Gebäudes den übrigen in bedenklichster Weise beschränkt werden. Eine Abweichung von Stüler's Plan an dem Strack'schen Bau führte denselben wenigstens einige sehr brauchbare Räumlichkeiten in den drei Stockwerken hinzu: es schloß die nördliche Schmalseite des Tempels nicht mit einer geraden Wand ab, sondern ließ an ihr einen durch alle Geschosse durchgeführten halbrunden Ausbau, eine Apsis,

Digitized by Google

hervortreten. Deren Innenraum aber theilte er wieder durch fächerförmig auf ihre Außenwand zu gerichtete Zwischenwände in ebenso viele kleine Cabinete, welche, eben Dank dieser Stellung der Wände, den darin aufzunehmenden Gemälden ein besonders vortreffliches Seitenlicht zu geben versprachen. Es war der 1872 verstorbene, berühmte Berliner Maler, Prof. Eduard Magnus, welchen seine eindringenden Studien und reiche Beobachtungen und Erfahrungen auf diesem Gebiet zu manchen ganz neuen Ansichten über die beste Anlage von Museumsräumen und ihre Beleuchtung geführt hatten, der in einer kleinen Schrift, einem Vortrage für die Akademie (sie führt den Titel „Ueber die Anlage von Kunstmuseen") unter anderen vorzüglichen praktischen Rathschlägen auch zum ersten Male diesen ausgesprochen und zur Nachachtung empfohlen hatte: den Seitenwänden von Gemäldecabineten mit Seitenlicht eine leicht schiefwinklig gegen die Fensterwand gerichtete Stellung zu geben.

Während der Jahre 1866 und 67 wurden die Fundamente gelegt; im December des letzteren Jahres der Grundstein. 1868 war der Rohbau vollendet. Der Krieg und wiederholte Strikes der Bauarbeiter verzögerten den Abschluß des ganzen Werkes bis zum 1. Januar 1876. Seit dem 23. März desselben Jahres ist es, nachdem der gesammte Besitz von Kunstwerken seine Aufnahme darin gefunden hat, dem Publicum übergeben. Die seitdem bis diesen Tag noch fortgesetzten Arbeiten im Umkreise des Gebäudes galten der Ausführung der bedeckten Säulengalerien, welche den Platz wie längst schon nach der Straße und dem Neuen Museum so nun auch nach dem Fluß im Osten und, in Halb-kreislinien der Form der Apsis entsprechend, nach der Nordseite hin, umgeben, der Asphaltirung, den Garten- und Brunnenanlagen, die ihn künftig schmücken sollen. Von der projectirt gewesenen plastischen Decoration des Gebäudes selbst fehlt nur noch jene Reiterstatue auf dem Absatz der Vortreppe. Prof. Calandrelli, welcher mit deren Ausführung beauftragt ist, hat das Modell bereits vollendet.

II.

Nach außen hin präsentirt sich nun die Berliner Nationalgalerie als ein hoch aufragender pompöser Tempelbau aus röthlichem Nebraer Sandstein. Die Länge mit Hinzurechnung der südlich davorgelegten Freitreppe beträgt 96 Meter, die Breite 31,40 Meter. Er steigt über einen Unterbau von 12 Meter Höhe auf, zeigt in seiner südlichen Vorhalle acht prächtige korinthische Säulen. Die Wand der Cella hinter denselben ist in der Höhe unmittelbar unter der Cassettendecke durch einen in Salviatischer Glasmosaik nach Strack's Zeichnung ausgeführten Arabeskenfries decorirt; tiefer unten aber zu beiden Seiten der Thüre durch einen Relieffries, welcher, von M. Schulz modellirt und von Böllert aus französischem Kalkstein gemeißelt, den Entwickelungsgang der deutschen Kunst schildert. Das Giebelfeld dieser Tempelfaçade füllt und schmückt eine von M. Schulz modellirte, von Wittig in Sandstein ausgeführte, Statuengruppe: „Germania als Beschützerin der bildenden Künste". Das Akrotherion auf der Höhe des Giebels bildet die Gruppe von Schweinitz: Baukunst, Bildhauerei und Malerei. Die Giebelinschrift lautet „Der deutschen Kunst". Am Fries der

Digitized by

Langseiten liest man in goldenen Lettern die Namen der deutschen Meister des 18. und 19. Jahrhunderts.

Die vor dieser Hauptfaçade aufgethürmte Freitreppe ist ein so ungeheuerliches Wesen, daß es die Wirkung des ganzen Gebäudes mehr beeinträchtigt, als erhöht. In zwei auseinander weichenden, nach Ost und nach West gerichteten Armen steigt sie bis zum ersten Absatz auf. Dort wenden sich die Arme wieder zurück, einander entgegen, bis zur Plattform, von welcher sie dann zu einer Stiege vereinigt zur Säulenhalle emporführen. Aber sie ist nur um ihrer selbst willen, als angefügtes Decorationsstück, da. Sie wird ebenso wenig als Aufgang zum Hauptgeschoß benutzt, wie die große Freitreppe des Schinkel'schen Schauspielhauses auf dem Schillerplatz. Unten, zwischen den beiden ersten seitlich auseinander weichenden Armen öffnet sich ein hohes, rundbogiges Portal in der steinernen Masse dieses Treppenkörpers auf eine Kuppelrotunde mit tiefen Nischen in den Seitenwänden. Aus ihr tritt man in die breite Unterfahrt. Die in drei Kappen getheilte Ueberwölbung derselben ruht hüben und drüben auf je vier Säulen von polirtem rothem Granit. Zwischen den jenseitigen, vor der Eingangswand des Gebäudes, öffnen sich die drei Thüren zu dem Vestibül desselben. Plastischen Schmuck geben jenem Freitreppenbau zunächst am Beginn der beiden untersten Arme die Sandsteingruppen von Moritz Schulz: „die Erziehung des Bildhauers und die des Malers"; oben, vor der Säulenhalle, die beiden Statuen von Calandrelli und Moser: „Der Kunstgedanke" und „Die Kunsttechnik"; ferner die schönen Reliefornamente, welche in die Sandsteingeländer der Treppe gemeißelt sind. —

Die Vertheilung der Innenräume des Gebäudes, die ganze Anlage und Ausführung der einzelnen macht den nicht zu überwindenden Widerspruch fühlbar, welcher zwischen der ursprünglichen Bestimmung dieses Hauses und derjenigen besteht, für die es später adoptirt worden ist. Wie Stüler's Neues Museum, so scheint auch dies Gebäude nicht sowol der darin aufzunehmenden Kunstwerke als seiner selbst willen und um von diesen decorirt zu werden, da zu sein.

Durch die Thüren im Erdgeschoß tritt man von der überwölbten Unterfahrt in den ersten unteren Flurraum, aus welchem eine dreiarmige weiße Marmorstiege zu dem höher gelegenen zweiten Vestibül hinanführt. Die Wände des ersten haben einen hohen Sockel von schönem rothem, polirtem Pyrenäenmarmor und sind oberhalb desselben mit violetröthlichem Stuccolustro bekleidet. Die sechs dorischen Säulen aus carrarischem Marmor mit reliefornamentirten Capitälen mit den von ihnen getragenen Rundbogen, auf welchen die flache Decke ruht, im oberen Vestibül setzen sich an den Wänden des Vorflurs als Pilaster und Blendarkaden fort. In den Zwickeln der Bogen sind Medaillon-Reliefbildnisse berühmter deutscher Meister angebracht. Jene Cassettendecke ist — jedenfalls eine wunderliche, wenig empfehlenswerthe Laune des Architekten — aus Zink in seinem unleidlichen, jede erfreuende, farbige Wirkung zerstörenden, unverkleidet gezeigten, natürlichen Farbenton, während die Zapfen der einzelnen Felder aus roth gemaltem Grunde hervortreten. Zur Linken, an der Westseite dieses Vestibüls, liegt das Treppenhaus. Die Stiege, deren Stufen aus weißem

Digitized by Google

carrarischem Marmor zweiter Classe gearbeitet sind, führt dort in drei Absätzen zum oberen Stockwerk. Zur Rechten, an der Ostseite der Halle aber scheiden drei von jenen Marmorsäulen einen durch zwei hohe Fenster beleuchteten Seitenraum ab, welcher zur Aufstellung einiger Skulpturwerke, dessen Wandflächen zur Aufnahme von größeren Gemälden benutzt werden. Die in der Frontwand des Vestibüls befindliche große Hauptthür zu den Sälen des Erdgeschosses, über welcher in halbrundem Bogenfelde eine leicht farbig gehaltene „tanagrirte" Reliefgruppe der „vereinigten Künste" von Hartzer ausgeführt ist, öffnet sich nicht, wie man es hätte erwarten sollen, unmittelbar auf eine weite Flucht von in der Längsaxe des Gebäudes gelegenen Museumsräumen, welche dem Blicke des Eintretenden gleich eine freie, imposante Perspective zeigten, sondern auf eine in der Querrichtung davor gelegte Halle, welche die ganze Breite des Gebäudes durchmißt. Von dem Fenster, an dem Ost- und dem Westende ihrer Länge, empfängt sie ein zerstreutes Licht, das auch den in ihr aufgestellten Skulpturen wenig günstig wird. Die ganze Halle ist eben nur eine decorative Zugabe zu den eigentlichen Museumssälen und demgemäß sehr reich und prächtig behandelt und ausgestattet: die einzelnen Kappen ihrer Tonnengewölbe, welche durch breite Gurtbogen mit starken, reliefirten, vergoldeten Rippen von einander gesondert sind, werden von zwölf Säulen aus schwarzem belgischem Marmor mit reichen korinthischen Capitälen und Basen aus vergoldetem Zinkguß gestützt, welche vor die mit gelbem Stuccolustro bekleideten, tiefroth umrandeten Wände gestellt sind. Der Eingangsthür gegenüber befindet sich eine hohe rundbogige Nische in der Wand, in welcher die Marmorstatue der „Gastfreundschaft" von dem verstorbenen Gustav Bläser ihre Aufstellung erhalten hat. Zu beiden Seiten dieser Wandnische öffnen sich die ihr gleich hohen Thüren: links zu den Skulptursälen, rechts zu den Gemäldesälen.

Die Gewölbfelder dieser Querhalle haben eine ornamentale Bemalung erhalten, deren carmin- oder fruchtsaftrothe bis zum blässesten Weißrosa abschattirte Grundtöne recht schwach und süßlich wirken. Die Zeichnung der goldgelblichen Ornamente auf diesen rothen Streifen ist in der dortigen Höhe durch gar zu große Zierlichkeit und Feinheit um ihren rechten Effect gebracht.

In den Lünetten über den Wandfeldern, in den Gurtbogen zunächst den beiden Fenstern in den Gewölbkappen und ihren Mittelfeldern hat Ernst Ewald dort farbig, hier en grisaille, Scenen und Gestalten des Nibelungenliedes gemalt, für deren Tonstimmung ihm die kirschsaftfarbene Ornamentik ihrer Umrahmungen schwer zu überwindende Schwierigkeiten bereitet haben mag.

Die große, hier anschließende, längs der Westseite des Gebäudes gelegene Halle für die Werke der Plastik, ist in ernster Pracht gehalten. Zwei Reihen von Säulen und Pfeilern aus braunrothem belgischem Marmor mit weiß marmornen Capitälen und Basen gliedern sie ihrer Länge nach in drei Schiffe. Jedes derselben ist mit Gewölbekappen bedeckt, die durch zierliches Stuckrelief decorirt sind. Zu beiden Seiten jedes Fensters treten kurze Wände, die mit einem derartigen Marmorpfeiler abschließen, in den Saal und gegen die nächste Säulenreihe heran. Die Wandflächen sind mit dunkelgrünem Stuccolustro bekleidet. Die Fensterwölbungen werden durch Medaillons von Land-

Digitized by

grebe, in Stuck ausgeführte Reliefdarstellungen antiker theils kunstlegendarischer, theils mythischer Gegenstände geschmückt. Der Boden der Säle ist mit Mettlacher Thonfliesen von reicher und stilvoller Ornamentik belegt; der der Flure mit Marmormosaik. —

Die Gemäldesäle oder Cabinete an der Ostseite werden durch leicht schräg gestellte Zwischenwände gebildet, und sind mit flachbogigen Tonnengewölben gedeckt. Der Fensterwand gegenüber zieht sich der Verbindungsgang mit hohen rundbogigen Durchgangsthüren an der Grenze jedes Cabinets. Er mündet an dieser Seite, ebenso wie die Skulpturensäle auf der anderen, nördlich in die große, flach überwölbte Vorhalle zu den fünf flach gedeckten Fächercabineten der Apsis, auf welche hin sich auch deren rundbogige Zugänge zwischen den im Halbkreise aufgestellten starken stützenden Pfeilern der Halbkuppel öffnen. Diese Vorhalle, welche an der Ost- und Westseite von je einem Gemäldesaal mit Seitenlicht begrenzt wird, bildet einen für die Zwecke der Galerie völlig todten, nutzlosen Raum, in dessen Halbdunkel die wenigen darin untergebrachten Kunstwerke jeder Wirkung verlustig gehen müssen. Die Fächercabinete und die anderen Gemälderäume haben wol desto günstigeres Licht, aber ihre Wände stehen sich so nahe gegenüber, daß für nur einigermaßen große Bilder der Abstand ganz ungenügend ist.

Vom Vestibül des Erdgeschosses führt, wie schon erwähnt, die große Treppe an der Westseite in zwei Absätzen zum ersten Stockwerk. Drei große Fenster in dessen Höhe an der Westwand lassen das hellste Licht auf dieselbe hereinströmen. Wo der letzte Theil der Stiege in das Vestibül des Hauptgeschosses mündet, zieht sich an allen vier Seiten des Treppenhauses ein gut erfundener, vorzüglich gearbeiteter Relieffries (von Geyer entworfen und in Stuck ausgeführt) hin, dessen Gruppen die Culturentwickelung, die Kunst- und Geistesgeschichte Deutschlands von den ältesten taciteischen Germanenzeiten bis zur Wiederaufrichtung des Kaiserthums versinnlichen. Oberhalb des letzten, zur Linken der letzten Stufen angebrachten Theils desselben schließen weiße Marmorschranken, durch gar zu zierlich delicat gemeißeltes Reliefornament decorirt, zwischen den dort stehenden beiden jonischen Marmorsäulen und dem Marmorpfeiler an der nördlichen (Thüren-) Wand das obere Vestibül gegen die Treppe hin ab. Auf diesen und den gegenüber an der Ostseite befindlichen Säulen liegt die flach cassetirte Decke direct ohne Bogenvermittelung auf.

Sie gleicht an Material, Construction und Farbentönen genau der des Erdgeschosses. In der Südseite des Vestibüls zur Rechten der Treppenmündung liegt die Hauptthür, welche, wenn sie je geöffnet würde, auf die Säulenvorhalle führte. Ihr gegenüber steigt man auf einigen Marmorstufen zu dem um so viel erhöhten Nordtheil des Vestibüls, an dessen Nordseite die, durch das schönste Intarsia-Ornament (von Roschke, nach Strack's Zeichnung) decorirte, Thür aus dunkel polirtem Holz zu den Sälen dieses Geschosses führt. Auf den seitlichen Consolen ihres reichen Gebälkes sind ein paar leicht farbig gehaltene, höchst graciöse, meisterlich modellirte, geflügelte Victoriengestalten von Landgrebe als Karyatiden angebracht. Zwischen den Säulen und dem Wandpfeiler der Ostseite steigt in drei Absätzen die Treppe zum oberen Stockwerke auf.

Digitized by Google

Bei den hinter jener Eingangsthür gelegenen Räumen ist die Perspective zum Glück nicht durch eine Querhalle abgeschnitten. Ein sehr origineller achtseitiger Saal mit elliptischer Kuppel, durch das große Fenster in deren Scheitel erhellt, ist hier zunächst durch die Höhe beider Geschosse geführt. Er bildet die Vorhalle zu den Corneliussälen. In seiner entschiedenen Farbenpracht steht derselbe in einem noch stärkeren Gegensatze zu der kalten Farblosigkeit des Treppenhauses, als selbst jene Querhalle im Erdgeschoß. Noch drei andere Thüren durchbrechen die Wände des Achtecks: eine dem Eingange gerade gegenüber, je eine zur Rechten und zur Linken. In die übrigen vier Wandfelder sind halbcylindrische, oben mit Halbkuppel abschließende, oberhalb des schwarzen Sockels mit rothem Stuckmarmor ausgekleidete Nischen hineinvertieft, jede sowie die vier Thüren von davortretenden Säulen aus grünem belgischem Marmor flankirt, deren Fuß von goldbroncenen Blättern umkleidet ist, auf schwarzen Marmorsockeln ruhend, mit reichen, vergoldeten Capitälen. Jede jener Nischenhalbkuppeln ist von einer zartfarbig getönten, großen Muschel ausgekleidet, der ein in gleichen Tönen gehaltener weiblicher Idealkopf vorgesetzt ist. Die acht Säulen tragen auf ihren Capitälen ebensoviele sitzende Musengestalten von Calandrelli und Brodwolf, in Stuck modellirt und ebenfalls „tanagrirt", d. h. leicht farbig in lichten, matten Tönen bemalt, im guten Einklange mit der energischen Farbengebung dieser ganzen Saalarchitektur, in welche weiße Statuen schlecht hineinstimmen würden. Den rein malerischen Schmuck geben dieser Halle vier von A. von Heyden entworfene und ausgeführte Superportenbilder in den Lunetten über den vier Thüren; vier Scenen aus der Geschichte der deutschen Baukunst, Malerei, Dichtkunst und Bildhauerkunst schildernd, tief farbig auf schwarzem Grunde (Kaiser Heinrich II. den Grund zum Bamberger Dom legend, Dürer das Bild des Kaiser Max malend; der Sängerkrieg auf der Wartburg und Adam Kraft in seiner Werkstatt); — und desselben Berliner Künstlers großes Friesgemälde auf Goldgrund, die Bilder des Thierkreises, in der Kuppel oberhalb des durch feines, goldenes Linienornament gezierten unteren Tambourringes. Er hat diese, der besonderen Art und Richtung seines Talentes so wohl entsprechende Aufgabe in ganz origineller und sehr anmuthiger Weise gelöst. Er wandelt die Bilder des Thierkreises zu Gestalten voll individuellen bewegten Lebens. Jenen alttraditionellen, mythologischen Fabelwesen und Thiergestalten desselben und ebenso den Monaten und Jahreszeiten, welchen sie entsprechen, gewann er manche sehr glückliche Darstellungsmotive ab, und verband diese Gruppen, einzelne Figuren und Symbole, zu einem glänzenden festlichen Zuge von romantisch-phantastischem Charakter, durch welchen die prächtige Wirkung des ganzen Kuppelsaales wesentlich gesteigert wird. — Noch eines plastischen Schmuckes dieses Raumes ist Erwähnung zu thun: des Stuckreliefs von Hartzer an den Oberschwellen der beiden Thüren der Seitenwände, welche zu den Gemäldesälen führen: „Malerische Studien" und „plastische Studien", durch Puttengruppen versinnlicht.

Die dem Eingange gegenüber befindliche Thür öffnet sich auf die beiden durch ihre Massen und Decoration bedeutsamsten Säle des ganzen Gebäudes: die für die Cartons des Cornelius bestimmten, die speciell zu dem Zwecke,

Digitized by Google

dieſe aufzunehmen, ſo wie ſie ſind angelegt und dementſprechend geſchmückt wurden. Die Längsachſe des erſteren der beiden liegt in der Querachſe des Gebäudes; die des zweiten fällt wieder mit der Längsachſe des Hauſes zuſammen. Der erſte gewährt durch die daraus reſultirende Breite an der Oſt- und Weſtſeite des Tempels nur noch zu je einem ſchmalen, ſeitlich beleuchteten Verbindungscorridor Platz; der zweite ſchmälere dagegen den genügenden für zwei Gemäldeſäle (einen an jeder Seite), die an Geſtalt und Größe ziemlich denen entſprechen, welche ſich zunächſt ſeitlich an die Kuppelhalle anſchließen. Nach Norden hin ſtößt die Längsachſe beider Corneliusſäle auf eine coloſſale Niſche in der dortigen Schlußwand des zweiten, ſchmäleren von beiden. Sie wird durch fünf grau in grau auf braunrothem Grunde ausgeführte Rundbilder, Götter der Urzeit darſtellend, Arbeiten Rudolf Bendemann's, und darüber am unteren Rande der Kuppelſpangen durch die Bilder der olympiſchen Hauptgottheiten von Röber decorirt. — Jene Seitenſäle dieſer Corneliusräume ſind durch flachbogige Tonnengewölbe gedeckt, welche in den beiden größeren, nördlicheren durch drei metallene Trägerbogen unterſtützt, gegliedert und mit darauf gemalten, blätterumwundenen Gitterſtäben eines Laubendaches geſchmückt werden. Die beiden langen Zwiſchengalerien, welche die beiden Säle jeder Seite unter ſich verbinden, zeigen abwechſelnd Tonnen- und Kreuzgewölbe mit lebhaft farbiger Decoration. An der langen Wand der weſtlichen Galerie iſt die phantaſievoll erfundene, ſchön bewegte Reliefcompoſition des 1867 verſtorbenen Schievelbein, das kleinere Originalmodell zu jenem großen Friesrelief „die Zerſtörung Pompeji's und Herkulanum's" angebracht, welches ſich hoch oben an den Wänden eines der Innenhöfe des neuen Muſeums hinzieht. In der öſtlichen Verbindungsgalerie ſind Zeichnungen, Cartons und Aquarelle placirt. Die beiden letzten dieſer Säle ſtehen durch Thüren mit dem letzten Corneliusſaal in Verbindung. Schmale Durchgänge aber führen von ihnen zu den fünf Fächercabineten der Apſis, hinter der Niſchenwand. Für dieſe bevorzugten Apſiscabinete iſt eine beſonders elegante Ausſtattung beliebt worden. Die Tapeten zeigen ein reiches Ornamentmuſter in feinem Goldton auf einem Fond von lichter Milchkaffeefarbe, über holzverkleidetem Wandſockel; ſie haben goldene reliefirte Umrahmungen; die Simſe und flachen Decken ſind mit delicat geſtalteten figürlichen und ornamentalen Flachreliefdarſtellungen von Hartzer und Tendlau geziert. Die Verbindung der Cabinete unter ſich wird durch niedrige Thüren nahe der Fenſterwand vermittelt.

Die großen Corneliusſäle ſelbſt reichen nach der Höhe hin durch das darüber befindliche dritte Stockwerk. Ihre Deckenbehandlung iſt von überraſchender Eigenthümlichkeit. Ueber den Langwänden jedes von ihnen ſteigen breite, hohe Vouten mit eingeſetzten Stichkappen auf. Aber ſtatt daß nun auf dieſen eine flache Decke, ein „Spiegelplafond", ruhte, ſetzt unmittelbar auf ihnen in jedem Saal ein ſattelförmiges Glasdach in der ganzen Ausdehnung des Deckenumfanges auf, welches das Licht in den Raum einſtrömen läßt. Es iſt etwas dem natürlichen und gewiß richtigen Gefühl Widerſtrebendes in dieſer Anlage. Die mächtigen Stichkappen, welche ſtatt einer reichen, flachen Decke nun Nichts als dieſe durchſichtigen leichten Glasdächer zu tragen haben, die mit

Digitized by Google

ihren beiden schräg gegeneinander ansteigenden Seitenflächen dem Wesen eines Plafonds so wenig entsprechen, wirken nun so zwecklos.

In der Höhe der beiden Schmalwände des ersten Saales ist je eine große Logenöffnung in der Form einer kleinen zweisäuligen Tempelfaçade angebracht, deren Giebellinie genau der des Glasdaches über ihr folgt. Hinter diesen Oeffnungen liegen die Verbindungscorridore zwischen den südlichen und nördlichen Räumen des oberen dritten Stockwerkes.

In beiden Corneliussälen sind die unteren Wandflächen einfach mit Tapeten von einem ruhigen, neutralen graugrünen Ton und wenig hervortretender Ornamentzeichnung über niederem Holzsockel bekleidet. Die sphärischen Dreiecke der Stichkappenzwickel, die von ihren Bogen an der Wand gebildeten Lunetten, die Zwischenfelder zwischen den Bogen und den Langseiten des ersten und die großen Flächen an dem oberen Theile der Schmalwände des zweiten Saales zunächst unterhalb des Glasdaches und oberhalb der Thüre in der Südwand und der Nische in der Nordwand, — alle diese Partien aber boten vortrefflich geeignete Felder, um auf ihnen decorative Gemälde auszuführen. Mit Ausnahme der Stichkappenzwickel des zweiten Saales sind diese Flächen denn auch damit geschmückt worden; die des letzteren durch Janssen in Düsseldorf; die des ersteren durch Rudolf Bendemann (nach seines Vaters Eduard Entwürfen) im Verein mit Röber und Beckmann. Zum Gegenstande seiner Compositionen war Janssen die Promotheusmythe gegeben; für jenen Saal, in welchem des Cornelius Cartons zur homerischen Götter- und Heldensage Aufnahme finden sollten, jedenfalls sehr wohl am Platze. Der damit betraute Düsseldorfer Meister versteht es vorzüglich, für vorhandene Flächen und Räume zu componiren, so daß Ueberfüllung und Oede gleich gut vermieden sind. Seine Formengebung ist bei aller Stilisirtheit und Größe nicht leer, abstract und manierirt. Auch bei Aufgaben wie diese, wo die Farblosigkeit der großen Cartons, welche alle Wände darunter bedecken sollten, Mäßigkeit und Gedämpftheit des Colorits gebot, wußte er dem seiner Lunetten- und Giebelflächenbilder dennoch eine gewisse feine, wohlthuende, lebendige Wärme bei aller Einfachheit zu geben. Das große Giebelfeld über der Eingangsthür dieses zweiten Saales zu dem ersten wird durch eine schönheitvolle, gestaltenreiche Composition geschmückt: Prometheus an den Felsen gekettet, vom Adler bedroht, beklagt von den Okeaniden, die sich dem Meere entschwingen. Die zehn Lunettenbilder der beiden Langwände schildern alle Einzelscenen der Prometheusmythe von der Weissagung der Themis, die ihrem Sohne das Geheimniß vom Sturze des Zeus anvertraut, und dem Titanenkampf, bis zur Befreiung des Gefesselten durch Herakles und der Aufnahme des Entsühnten in den Olymp.

An der nördlichen Schmalwand im Giebelfelde über der großen Nische, in welcher die vergoldete Colossal-Broncebüste des Cornelius von Wittig (gegossen von Gladenbeck) auf einem Postament von roth- und schwarzbuntem belgischem Marmor steht, malte Janssen zwei symbolische Idealgruppen: links die Ilias mit Thetis, welche die Waffen des Achill trägt, rechts die Odyssee mit Odysseus und Penelope, beide Gruppen von Genien aufwärts geführt, zu Eros, dem die

Digitized by

Elemente Bändigenden, der hier im Scheitelpunkt des Feldes über zwei gefesselten Dämonen, ihren Repräsentanten, schwebt.

Die Malereien Bendemann's im ersten Saal sind durchaus frei, ohne Anlehnung an eine Mythe erfundene symbolische Darstellungen. Colossale Einzelfiguren, in lichten Tönen in die Zwickelfelder auf ganz hellem Fond gemalt, versinnlichen die Kräfte und Tugenden des Geistes und Gemüthes, deren es zur Hervorbringung des großen Kunstwerkes bedarf: die Anmuth, den Frieden, die dichterische Schöpferkraft, die Forschung, die Demuth, die Begeisterung, die Stärke, die Freude. In die schmalen Eckzwickel sind Genienpaare als Blumenspender, Träger und Bringer des himmlischen Lichtes gemalt; auf die Felder der Schmalwände zu den Seiten der beiden Logenöffnungen vier Sonnen von „des Genius Erdenwallen". Den als idealisch schönen, nackten, geflügelten Jüngling gebildeten schlägt, als er zur Erde hinabgestiegen ist, die Gemeinheit in Fesseln. Aber von hilfreich heranschwebenden Geistern wird er dieser Banden entledigt und schwingt sich, befreit, wieder zu seiner himmlischen Heimath empor.

In acht von den zehn Lunetten malte Bendemann grau in grau auf mattröthlichem Fond, Gruppen von kleinen Gestalten, in welchen das Verhältniß der Menschen zur Religion versinnlicht werden soll. Sie wirken, aus der Tiefe des Saales gesehen, etwas wirr und unklar. Nur die mittelste Lunette über der Eingangsthür zeigt eine farbig gehaltene und einfachere Gruppe: Natur und Genius, zwei sitzende, nackte Gestalten von hoher Schönheit, ihren Liebesbund schließend; darunter die Schiller'sche Inschrift: „Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde". In der Mittellunette der gegenüber befindlichen Langwand halten nackte Putten die Tafel mit dem Namen: „Peter von Cornelius" in Goldschrift.

In der zarten und matten, aquarellartig dünnen Farbengebung und Behandlung gingen die Maler besonders in den Bildern zur Leidens- und Befreiungsgeschichte des „Genius" gar zu weit. In ihren verduftenden Tönen, ihrer zierlichen und eleganten Anmuth werden sie von den Gestalten auf den religiösen Cartons des Cornelius in diesem Saal mit deren gewaltiger Wucht, grimmigem Ernst, herber strenger Schönheit und Uebermenschlichkeit geradezu zermalmt. —

In drei Absätzen führt an der Ostseite des Vestibüls in dem dorthin verlegten obersten Stiegenhause die Marmortreppe zum letzten Stockwerk hinauf. Durch ein oblonges Oberlichtfenster in der flachen Decke über ihr empfängt sie ihr Licht. Die Wände sind mit dem gleichen graurothen Stuccolustro bekleidet, wie die der unteren Flure. Oben mündet sie auf die ebenfalls flach gedeckte und durch ein großes Oberlichtfenster beleuchtete Vorhalle der Säle dieses dritten Geschosses. Zwei korinthische Marmorsäulen, und zwischen denselben eine Marmorbalüstrade, schließen dieses fast quadratische Vestibül gegen das Treppenhaus hin ab. An den Wänden treten diesen Säulen entsprechend sechs korinthische Marmorpilaster hervor. Auf ihren Capitälen und denen jener beiden Säulen stehen vor dem breiten Gebälk von Hartzer in Stuck ausgeführte allegorische Gestalten, die Jahreszeiten darstellend. — Als ob es in den Plan des Gebäudes und seiner Decoration mit einbegriffen gewesen wäre, so vorzüglich

Digitized by Google

paßt an die oberste östliche Wand dieses Treppenhauses in Maßen und Wirkung das 1877 angekaufte berühmte Bild von Hans Makart „die Huldigung der Catharina Cornaro" hinein, welches man dort befestigt hat.

Dieser vortreffliche Effect ist die Veranlassung geworden, daß man seitdem in diesen wie in dem unteren Treppenhause Gemälde der Galerie an den Wänden placirt hat, womit es zugleich in bester Art erreicht wurde, den fatalen, grauvioletten Wandton theilweise zu decken. So ist das im vorigen Jahre erworbene colossale ältere Gemälde Feuerbach's „das Gastmahl des Plato" nun an der oberen Nordwand des ersten Treppenhauses, so ihm gegenüber an dessen Südwand das Bild Julius Schrader's „König Edward und die Bürger von Calais"; so zur Seite des ersten Stiegenabsatzes des zweiten Treppenhauses an dessen Nordwand das neuerdings angekaufte Bild von Schlösser „Pandora" angebracht worden. Die Seitenwände des obersten Theiles dieses Treppenhauses, an dessen östlicher Langwand jenes Meisterwerk Hans Makart's prangt, werden nun durch zwei Cartons von Schnorr v. Carolsfeld (zu seinem in dem Münchner Königsbau ausgeführten Nibelungen-Cyklus gehörig) geschmückt. An den Wänden des obersten Vestibüls aber, zu welchem diese Treppe führt, haben vier symbolische Gemälde von Wislicenus „die Jahreszeiten" ihre Plätze erhalten.

Dieser Treppe gegenüber liegt die Thür zu dem dort an der Westseite befindlichen Oberlichtsaal. Der hell und ruhig beleuchtete schöne Raum desselben wurde neuerdings einer Bestimmung zugewiesen, für welche er in jeder Hinsicht geeignet ist: als das neu eingerichtete Cabinet moderner deutscher Handzeichnungen, Aquarellen und wol auch der vervielfältigenden Künste zu dienen. An seinen in dunklem stumpfgrünen Ton gehaltenen Wänden sind mehrere für die Nationalgalerie erworbene Cartons Alfred Rethel's: „die Auferstehung Christi, Karl's des Großen Saracenenschlacht bei Cordova, der Sturz der Irminsäule, die Taufe Wittekind's, Karl's Eingang in Paris, Kaiser Otto in Karl's Gruft, großartige Schöpfungen dieses verewigten Meisters vertheilt. Außerdem die im letzten Herbste erworbenen Zeichnungen G. Pfannschmidt's zur Geschichte des Propheten Daniel und mehrere interessante Farbenskizzen von Elsasser und Ockel. In schön gearbeiteten dunkel gebeizten Mappenschränken ist der gegenwärtige Besitz des Cabinets an modernen Handzeichnungen und Aquarellen aufbewahrt, welcher für dieselbe aus den Sammlungen des großen Cabinets der Kupferstiche und Handzeichnungen im Neuen Museum ausgeschieden worden ist. An den großen mit Tuch im Ton der Wände überzogenen Tischen inmitten des Saales ist den Besuchern die bequeme Besichtigung, das Studium und das Copiren der von ihnen verlangten Originale in der besten Beleuchtung auf's liberalste gewährt.

Kehren wir wieder zur Vorhalle dieses obersten Stockwerkes zurück: Die Wand an seiner Nordseite maskirt nur die unmittelbar dahinter aufsteigende Kuppel des Oktogons in dem darunter liegenden. Rechts und links von dieser Wand öffnet sich je eine Thür auf je einen schräg gerichteten schmalen Corridor, die beide auseinander weichend, an den Seiten der Kuppel vorbeiführen und in die Seitensäle dieses Geschosses münden; — ein allerdings kaum künstlerisch zu rechtfertigender, trauriger, architektonischer Nothbehelf. Die Zwischengalerien,

Digitized by

jenen schmalen unteren an der Ost- und Westseite entsprechend, schließen sich hier an. Durch die Logenöffnungen an ihren Innenwänden blickt man in den ersten Corneliussaal hinab. Es folgt noch auf jeder Seite ein Oberlichtsaal. Aus jedem der beiden gelangt man dann in die sich hier anschließenden Fächercabinete des dritten Apsisgeschosses, deren jedes durch Deckenfenster beleuchtet wird.

So ist das Gebäude der Berliner Nationalgalerie in seinem Aeußeren und Inneren gestaltet und ausgeführt. Es hat wegen der auch in dieser Schilderung nicht verschwiegenen, sondern scharf betonten Schwächen und Mängel seiner Anlage seit dem Bestehen häufig sehr abfällige Kritiken zu erdulden gehabt. Unverdient sind dieselben keineswegs. Aber doch liegt in ihnen, einem Werke wie dieses gegenüber, immer ein gut Theil Unbilligkeit. Auch der begünstigste Architekt befindet sich nie in der glücklichen Lage des frei schaffenden Malers oder Bildhauers. Er hat mit Mächten zu rechnen, die ihm ihren Wunsch als Gesetz vorschreiben, ihn in der Durchführung seiner künstlerischen Pläne und Absichten hindern, ihn zu Abweichungen, Anbequemungen, zum Aufgeben auch des als besser Erkannten nöthigen, damit nur etwas Erträgliches zu Stande komme. So darf denn auch nicht jede Sünde in der Gesammtanlage wie in den Details gerade dieses Gebäudes ausschließlich auf die Rechnung seines Erbauers gesetzt werden, wenn er auch an so manchen nicht ohne Schuld oder Mitschuld ist. Die ärgsten Mängel haben ihre letzte Wurzel in dem Beschluß, einen Tempel, der für ganz andere Zwecke bestimmt und brauchbar war, unter Beibehaltung seiner äußeren Form und Erscheinung zu einem Museum einzurichten.

III.

Als die Nationalgalerie dieses für sie erbaute Haus bezog, war ihr ursprünglicher Bestand, wie ihn die Wagener'sche Sammlung repräsentirte, während der fünfzehn Jahre seit der Schenkung derselben durch Vermächtnisse, freiwillige Gaben von Lebenden, Zuweisungen aus königlichem Besitz und durch Ankäufe um ein Bedeutendes gemehrt werden. Sie umfaßte bereits einen Besitz von 391 Gemälden, 85 Cartons, farbigen Zeichnungen und 6 Bildhauerwerken. Zu den wichtigsten Bereicherungen der Galerie aus jener Zeit gehörte die kleine Sammlung von auserlesenen Werken moderner, deutscher Meister, welche so lange die ständige Galerie des „Vereins der Kunstfreunde im preußischen Staat" gebildet hatte: neun Gemälde und zwei Skulpturen. Durch Vereinsbeschluß war im Jahre 1872 die Idee aufgegeben worden, eine solche Sammlung, die durch die Begründung der Nationalgalerie zwecklos geworden war, noch länger in einem besonderen Locale zu unterhalten und ferner zu vermehren. Man hatte sie dem Ministerium zum Kauf für die Nationalgalerie angeboten und die Erwerbung für dieselbe wurde in dem nämlichen Jahre vollzogen. Bedeutendere Legate sind das durch den Kammergerichtsassessor von Rohr, einem bekannten, leidenschaftlichen Kunstfreunde zu Berlin, ihr vermachte, im Betrage von 15,000 Thlrn., deren Zinsen alljährlich zu Ankäufen für die Galerie benutzt werden sollen. Ferner das der Kiß'schen Ehegatten, welches in einem noch bedeutenderen Fond, einigen Gemälden, sowie einer Marmorgruppe und mehreren interessanten Broncereliefs, der Friesdarstellung einer

Digitized by

Fuchsjagd von des genannten Berliner Meisters eigener Erfindung und Ausführung, bestand. Endlich wurde zum Zwecke der Vermehrung des Besitzes dieses Museums der deutschen Kunst unseres Jahrhunderts ein Theil jenes Fonds von jährlich 300,000 Mark bestimmt, welcher im preußischen Staatshaushalt zur Förderung von Kunstzwecken durch Ankauf und Bestellung von Werken ausgeworfen worden ist.

Im Herbst 1875, als das neue Gebäude bereits so weit vorgerückt war, daß die Sammlung aus den Sälen der Akademie der Künste vorläufig in die Souterrainräume des Tempels übergeführt werden konnte, wurden derselben durch die Generaldirection der Museen die in deren Verwahrung befindlich gewesenen Cartons von Cornelius übergeben. Während ihres langen, provisorischen Aufenthalts in der Akademie war die Nationalgalerie der Obhut des interimistischen Directors jener Hochschule, Professor Däge, anvertraut gewesen. Bei ihrer Ueberführung in das neue Haus trat der genannte Künstler die Sorge für diesen Schatz und die künftige Leitung der Galerie an den dazu berufenen Director, Prof. Dr. Max Jordan, ab.

Die Wahl des geeigneten Mannes für eine Stellung wie diese ist keine leichte. Die eigentlichen Kunsthistoriker und Kunstgelehrten haben nicht immer das volle Verständniß und die rechte Liebe für die moderne Kunst. Am seltensten bei ihnen aber pflegt das technische Wissen zu sein, welches für den Vorsteher einer Galerie, für deren Erhaltung und Bewahrung er verantwortlich ist, zu den nothwendigsten Eigenschaften gehört. Professor Jordan, geboren zu Dresden 1840, schien, nach seinen früheren literarischen und kunstwissenschaftlichen Arbeiten zu schließen, wenigstens denen, die nicht intimer mit seinen späteren Studien und seiner jüngsten Entwickelung vertraut waren, mehr als für seine neue Stellung erwünscht, zu der vielverbreiteten Gattung deutscher Kunstgelehrten zu gehören, deren einseitige Begeisterung für die Kunst unserer deutschen Idealisten und stilvollen Gedankenmaler (oder richtiger: Gedankenzeichner, da ihnen die holde Gabe der Farbe und die Fähigkeit des Malenkönnens meist nur zu sehr versagt ist) sie desto blinder macht für den Werth der Leistungen in anderer, mehr malerischer und dem Denken und Empfinden der modernen Menschheit homogenerer Richtung. Wir schätzen uns glücklich, aus allen Erfahrungen während der bisherigen Dauer der Leitung unserer Nationalgalerie durch Professor Jordan die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß jene anfangs besonders in unserer Künstlerschaft fast allgemein verbreitete Meinung eine irrthümliche gewesen ist. Director Jordan hat im Gegentheil durch die von ihm dem Minister und der berathenden Commission vorgeschlagenen und schließlich durchgesetzten Ankäufe für die Nationalgalerie seine völlige Freiheit von einseitigen Anschauungen und Geschmacksrichtungen in der modernen Kunst bewiesen; hat sich jederzeit bestrebt gezeigt, allen bedeutenderen Erscheinungen in derselben gleich gerecht zu werden und die ihm anvertraute Sammlung zu einer wirklich und wahrhaft das moderne künstlerische Schaffen des deutschen Geistes während unseres Jahrhunderts in seiner ganzen Mannigfaltigkeit repräsentirenden und veranschaulichenden zu machen. —

Auch den rein technischen Fragen, wie sie an einen Mann in seiner Stellung herantreten, hat sich der gelehrte Director unserer Nationalgalerie mit liebe- und

Digitized by Google

eifervoller, thätiger Sorgfalt zugewendet. Mit nicht geringem Schrecken erkannte er bei der genaueren Untersuchung der zu dem neuen Galeriegebäude hinübergeführten Gemälde, welche Verwüstungen und kaum reparirbare Schäden, innerhalb der wenigen Jahrzehnte ihrer Existenz vielen deutschen Meisterwerken der neueren Malerei bereits aus dem modernen Mangel eines genauen theoretisch-praktischen Wissens, oder der soliden Tradition von der rechten Technik, den Pigmenten, den Bindemitteln und den Firnissen erwachsen sind. Wenn diesen auch nicht mehr radical abgeholfen werden kann, so hat ihr Anblick doch dazu angeregt, die Frage, wie solchen Gefahren künftig abzuhelfen sei, endlich wieder ernstlich auf die Tagesordnung zu setzen.

In noch schlimmerem Zustande, als die Bilder, welche die Spuren ihres unstäten Wanderlebens, außer jenen durch ihre technische Unzulänglichkeit herbeigeführten Uebeln, nur zu deutlich auf ihrer Oberfläche trugen, fand Director Jordan die Cartons des Cornelius. Das Papier, auf welchem sie befestigt waren, erwies sich nahezu zerstört. Sollten sie überhaupt noch erhalten und für eine fernere Zukunft gerettet werden, so blieb keine andere Wahl, als die Zeichnungen abzulösen, sie neu aufzuspannen und in Rahmen zu befestigen; eine sehr peinliche und zeitraubende Arbeit! Unter der persönlichen Leitung und Aufsicht des Directors ist sie indessen durch zwei geschickte Buchbinder, die Gebrüder Rohr, mit aller Sorgfalt und bestem Erfolge ausgeführt worden.

Für diese Cartons von Cornelius sind, wie schon erwähnt, im Grundplan des Gebäudes und durch Beschluß unserer gesetzgebenden Gewalten für alle Zeit die beiden einzigen wirklich großräumigen Hauptsäle des ganzen Museums bestimmt. An ihren Wänden haben diese imposanten Schöpfungen eines gewaltigen Künstlergeistes in vorzüglicher Form und sinnentsprechender Anordnung und Gruppirung ihren Platz erhalten. Das ist nun zwar Alles schön und gut, aber — den Beschluß der Landesvertretung in Ehren, — man kommt über die zweifelnde Frage nicht hinweg: sind Cartons denn wirklich dazu da, mit ihren colossalen Papiermassen die Wände großer Säle zu bedecken? Ein solcher Carton ist doch nur zum Zweck und zur Vorbereitung der wirklichen malerischen Ausführung an den Wänden der betreffenden Gebäude, Kirchen, Palast- oder Museumshallen gezeichnet. Es will und kann mithin keine Geltung als Selbstzweck, als für sich bestehendes Kunstwerk beanspruchen. Hermann Grimm hat einmal in einem geistreichen Essay über diese Cartons des Cornelius, welchen er bekanntlich die rückhaltloseste Bewunderung als den unbedingt ersten und erhabensten Kunstschöpfungen des deutschen Geistes während unseres Jahrhunderts zollt, den frappirenden und zunächst blendenden Vergleich ausgesprochen: der Carton sei das in der bildenden Kunst, was das (eben auch nur in Deutschland florirende!) nie aufgeführte „Literaturdrama" in der Poesie ist. Das trifft doch auch nur halb zu. Sämmtliche Cartons in dem zweiten Corneliussaal, jene Compositionen, welche die hellenischen Götter- und Heldensagen versinnlichen und ebenso die älteren Darstellungen der christlichen Erlösungstragödie, und der zur Geschichte Joseph's sind einmal zur wirklichen malerischen Ausführung in den Gebäuden der Glyptothek und der Ludwigskirche zu München, der letztere in der Casa Bartholdy zu Rom gelangt. Es ist auch kein, in den Werken selbst lie-

Digitized by

gender Grund, wie bei unseren „Literaturdramen", welcher bisher noch die wirkliche Ausführung der für das Berliner Campo Santo gezeichneten, großen religiösen Compositionen des Cornelius verhindert hätte. Mir scheint es kaum zweifelhaft, daß der Pietät und der Verehrung für den gewaltigen Meister damit vollkommen genug gethan wäre und die Erkenntniß seiner eigenthümlichen Kunst, Art und Größe dadurch Nichts verlieren würde, wenn seine Schöpfungen hier, statt in diesen riesigen, doch vor der Vergänglichkeit kaum dauernd zu bewahrenden Original-Cartons, in vollendet ausgeführten Facsimile-Heliogravuren bescheideneren Maßstabs in der Nationalgalerie aufgestellt würden. Der Gedanke, die Composition und die Zeichnung kämen ja in denselben ganz genau ebenso zur Anschauung und Geltung, als in den Kohlenbildern dieser ungeheuren Papierflächen.

Während Letztere sich über die Wände der beiden riesigen Oberlichtsäle des Hauptgeschosses ausbreiten dürfen, ist durch die Beengtheit des übrigen Raumes und die Vertheilung desselben in dem viel zu knapp bemessenen Galeriegebäude den Gemälden, welche dasselbe aufzunehmen hat, der Platz in der empfindlichsten Weise beschränkt. Schon als Director Jordan an das schwierige Werk ihrer Unterbringung ging, vor nun bald drei Jahren, stellte sich dieser Raummangel als sehr besorgnißerregend heraus. Es zeigte sich, daß für Gemälde von einer etwas ungewöhnlichen Größe, wie z. B. Lessing's „Huß vor dem Scheiterhaufen", Steffeck's „Albrecht Achilles", in keinem Geschoß für eine Wandfläche gesorgt war, welche genügend gewesen wäre, um dieselben bequem, mit gutem Abstand für den Beschauer und gut beleuchtet placiren zu können. Von vorne herein schon mußten die Vestibüle zur Aufstellung solcher Gemälde mitbenutzt werden. Deren Wände und die der Treppenhäuser der verschiedenen Stockwerke gewähren nun wol noch für eine gute Zeit lang den nöthigen Raum in solchen Fällen. Die Säle und Cabinete der beiden ersten Geschosse aber sind bereits jetzt vollständig gefüllt. Und in den Ankäufen eine Stockung eintreten zu lassen, ist doch kaum zu empfehlen und auch kaum zu bewerkstelligen. Die Räume des obersten Stockwerkes sind allerdings noch leer. Director Jordan hat sie bisher einer eigenthümlichen und sehr interessanten Bestimmung vorbehalten. Von Zeit zu Zeit veranstaltete er in denselben Ausstellungen von Originalwerken hervorragender verstorbener deutscher Künstler des 19. Jahrhunderts, namentlich auch von ihren Handzeichnungen und Entwürfen, welche neben den fertig abgeschlossenen Gemälden uns mit dem Studium und Entwickelungsgang der betreffenden Meister näher vertraut zu machen außerordentlich geeignet sind. Von solchen lehrreichen Ausstellungen zur modernen deutschen Kunstgeschichte fand die erste im Mai und Juni 1876 statt. Sie umfaßte Werke des in Norddeutschland zumal viel zu wenig gekannten und gewürdigten 1875 verstorbenen Landschaftsmaler Franz Dreber. Im December und Januar 1876—77 folgte die Ausstellung von Werken Alfred Rethel's, Joseph von Führich's, Friedrich Overbeck's und Friedrich Gunkel's; im März, April und Mai 77 die von Werken Henneberg's, Wilhelm Schirmer's und Hugo Harrer's; im Januar und Februar vorigen Jahres die von Zeichnungen und Gemälden Julius Schnorr's von Carolsfeld; im Juni von Arbeiten

Digitized by

Ludwig Richter's und Mintrop's; im März d. J. von Fr. Preller's Werken. Je enger sich die Gemälde in ihren Cabineten und Sälen zu drängen haben, desto bequemer konnten sich bisher die Bildhauerwerke in der weiten, prächtigen Halle an der Westseite des Erdgeschosses und der quer gelegten Empfangshalle hinter dem Vestibül ausbreiten. Während der gesammte Bestand der Sammlung im Februar 1878 bereits 443 Oelgemälde, 94 Cartons und farbige Zeichnungen aufwies, hat der damals ausgegebene Katalog Alles in Allem erst 25 Bildhauerwerke in Marmor und Bronce (Gypsabgüsse scheinen ausgeschlossen) zu nennen. An Cartons sind zu denen des Cornelius in dem neuen Hause als eine der wichtigsten und herrlichsten Errungenschaften der Galerie noch die schon erwähnten des großen rheinischen Meisters Alfred Rethel (1816—59) zu den im Rathhaussaale zu Aachen ausgeführten Fresken aus dem Leben Karl's des Großen, zwei Cartons von Julius Schnorr von Carolsfeld (1794 bis 1872), Genellis (1798—1868) Raub der Euleoga und sechzehn Kohlenzeichnungen Friedrich Preller's (1804—1877), landschaftliche Compositionen zur Odyssee, die ersten Entwürfe der vielfach umgestalteten, in der Halle des weimarischen Museums ausgeführten Darstellungen derselben Gegenstände, hinzugekommen.

Zu einer ganz neuen Abtheilung der Nationalgalerie aber ist erst im vergangenen Jahre der Grund gelegt worden: eben jener Sammlung von Handzeichnungen der deutschen Meister des 19. Jahrhunderts.

Betrachten wir die seit dem Bestehen der Nationalgalerie und besonders seit der Uebernahme des Directorats der Galerie aus Staatsmitteln bewirkten Erwerbungen für dieselbe, so stellen sich besonders drei Arten von Motiven, welche bei der Auswahl bestimmend gewesen sind, heraus und drei Wege, auf welchen man in den Besitz der betreffenden Werke gelangt ist. Das eine jener Motive ist das „patriotische", das zumeist im Gegenstande des Kunstwerkes liegt. Das zweite: einfach die künstlerische Vortrefflichkeit der Leistung, welche die Blicke der Commission von Vertrauensmännern und des Directors auf dieselbe lenkte. Das dritte aber ist der Wunsch, bestimmte Meister von bereits fest gegründetem Ruf und Verdienst oder einer hervorragenden Stellung in der Geschichte der neueren deutschen Kunst, seien es lebende oder bereits verstorbene, durch eine oder mehrere für sie charakteristische Schöpfungen ihres Talents in der Nationalgalerie vertreten zu sehen. Dem ersteren dieser Beweggründe verdankt dieselbe vorzugsweise den Erwerb aller jener malerischen Verherrlichungen der großen vaterländischen Kriegsthaten der älteren Vergangenheit wie der glorreichen sieben Jahre der neuesten Geschichte Preußens und Deutschlands und manche auch von denen, welche andere bedeutende Ereignisse oder denkwürdige Scenen aus der Geschichte des preußischen Herrscherhauses darstellen. So, um einige der bemerkenswerthesten Beispiele zu citiren: Steffeck's „Albert Achilles im Kampfe mit den Nürnbergern", Schrader's „Huldigung der Städte Berlin und Cölln im Jahre 1415", Julius Scholtz' „die Freiwilligen von 1813 vor Friedrich Wilhelm III. in Breslau", wie Bleibtreu's, des ersten und begabtesten unserer deutschen Kriegs- und Schlachtenmaler, „Uebergang nach Alsen" und „König Wilhelm bei Königgrätz", Otto Heyden's „König Wilhelm im Lazareth zu Versailles", Camphausen's „die Düppeler Schanzen nach dem Sturm", Sell's „Beginn

tized by Google

der Verfolgung bei Königgrätz", Hünten's „Düppeler Schanzensturm" und „Episode aus der Schlacht bei Wörth"; Adam's „Reiterangriff bei Floing in der Schlacht von Sedan", und wie jene Schilderung eines malerisch nicht minder interessanten, aber friedlichen Ereignisses „der Einzug des Kronprinzen von Preußen in Jerusalem" bei seiner Reise zur Eröffnung des Suezkanals von Wilhelm Gentz.

Das zweite jener drei Motive veranlaßte die Ankäufe von Kunstwerken aus der Zahl der zu den alljährlichen Ausstellungen gelangten, oder der der Nationalgalerie direct von den Urhebern angebotenen, z. B. im vorigen Herbst die Erwerbung der großen meisterlichen Landschaft von Ludwig „der Gotthardtpaß", des Bildes von A. Hertel „beginnender Sturm an der Riviera bei Genua"; des von v. Bochmann „Holländische Werft", der Hochgebirgslandschaft von Graf Kalckreuth; von F. Dücker's Strandparthie bei Rügen; von Rodde's „Lahnthallandschaft"; der Marmorgruppe voll frischem Liebreiz und schöner Vollendung: „die Geschwister" von Carl Begas; der Broncestatue von Herter „Alexander der Große"; ebenso in früheren Jahren bereits den Ankauf von Henneberg's „Jagd nach dem Glück", von G. Spangenberg's „Zug des Todes", von Paul Meyerheim's „Amsterdamer Antiquar", von Passinis' Aquarelle „Chorherren in der Kirche", von Reinhold Begas' Büste A. Menzel's; Schlüter's „römischer Hirtenknabe".

Durch Bestellung auf Antrag des Directors und der berathenden Commission bei hervorragenden Meistern und durch Ankauf von bereits berühmten Werken aus anderem Besitz gelangten manche der ausgezeichnetsten und für die Geschichte der neuen deutschen Kunst bedeutsamsten Gemälde und Skulpturen in die Nationalgalerie. Nur einige davon zu nennen muß ich mich begnügen. Zu den auf letzterem Wege erworbenen, gehört A. Menzel's „Concert bei Hofe", „Sanssouci 1750"; desselben Meisters unvergleichliche Schöpfung „die Dampfschmiede"; Rethel's und Schnorr's Cartons, Lessing's „Huß vor dem Scheiterhaufen"; Makart's „Katharina Cornaro"; Feuerbach's „Gastmahl des Plato", Eduard Magnus' Bildniß Jenny Lind's; Henneberg's „wilder Jäger" und „Verbrecher aus verlorener Ehre"; Schirmer's „biblische Landschaften"; die 1878 erworbene Marmorgruppe des 1862 verstorbenen Th. Kalide: „die trunkene Bacchantin", welche sich auf des Panthers Rücken wälzt, dieses Werk voll überschäumenden üppigen Lebens, Erzeugniß einer zügellosen plastischen Phantasie und Bildnerkraft. Durch Bestellung bei anerkannten lebenden Meistern aber gewann die Galerie z. B. C. Hoff's „Taufe im Trauerhause"; den „Katzentisch" von Ludwig Knaus; die „Tatarenschlacht" von J. Brandt, des großen Maler-Poeten Böcklin seltsames farbengewaltiges Bild „die Gefilde der Seligen"; ich meine auch: „die vier Jahreszeiten" von Wislicenus; die herrliche Marmorgruppe von Reinhold Begas „Hermes und Psyche"; Hähnel's Rafaelstatue; die Prometheusgruppe von E. Müller, an deren Vollendung derselbe gegenwärtig noch thätig ist. Wittig's Marmorwerk „Hagar und Ismael" und die Bronce-Ausführung von Sußmann-Hellborns „Faun".

Man sieht es: Einseitigkeit und Parteilichkeit gibt sich in diesen Erwer-

bungen nicht kund. Und weniger als die Directoren der einzelnen Abtheilungen der Königl. Museen scheint der der Nationalgalerie durch andere seine Absichten kreuzenden Einflüsse und anonyme Gegenbestrebungen in der Verwirklichung und Durchführung des für gut und zweckentsprechend Erkannten gehemmt und gehindert zu sein. Es mag von Zeit zu Zeit ein Ankauf bewerkstelligt werden, welcher, außer von dem Autor des betreffenden Werkes, nur von einem sehr kleinen Kreise künstlerischer Gesinnungsgenossen gebilligt wird. Auch die Erwerbung der zweifellos und unanfechtbar besten, durchaus an ihren Ehrenplatz in der Nationalgalerie gehörenden und seiner würdigen Werke wird immer Diejenigen zu stillschweigenden oder laut protestirenden und tadelnden Gegnern haben, welchen die Erwartung vereitelt wurde, statt dessen ein Werk, sei es ihrer eigenen Hand, sei es von der eines Freundes, eines zur Clique, oder Kunstpartei und -Gemeinde Gehörigen, angekauft zu sehen. Man findet zuweilen gerechten Grund, das Unterlassen möglich und geboten gewesener Erwerbungen zu beklagen. Aber ich bin überzeugt, daß trotz alledem im Großen und Ganzen ein derartiges Institut unter den bei uns in Preußen und in Berlin nun einmal gegebenen und nicht von heute bis morgen umzuwandelnden Verhältnissen nicht im besseren Sinne und Geist, nicht vorurtheilsloser, unbefangener, verständiger und vor Allem nicht mit wärmerer Liebe und Begeisterung für die Sache geleitet werden könnte, als es gegenwärtig durch Director Jordan geschieht.

Unvermeidlich wird es indeß immer mehr und mehr werden, daß die gegenwärtigen Bestände von Kunstwerken in der Galerie von Zeit zu Zeit gesichtet, „gezählt und gewogen" und das ausgeschieden werde, was zu leicht befunden worden ist. Die deutsche Kunst der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war nicht von besonders gesunder und dauerhafter Constitution. Sehr viele selbst ihrer bewundertsten Werke sind erschrecklich schnell veraltet. — Das also waren die, welche vor dreißig, vierzig und fünfzig Jahren unsere Väter begeisterten, die Stimmführer der Kritik zu so überschwenglichen Hymnen auf ihre Herrlichkeit und auf die Größe ihrer Meister hinrissen? So fragt man sich heute selbst im Anblicke mancher einst am meisten gepriesenen Zierden der Wagener'schen Galerie; der zahlreichen, sehr unbedeutenden Stücke in deren Bestande gar nicht einmal zu gedenken. Mit einer Flut von Mittelmäßigkeiten haben dann später während dieser sechzehn Jahre besonders die leidigen „hochherzigen Geschenke" solcher Herren die Nationalgalerie überschwemmt, welche durch dieses „auf dem Altar des Vaterlandes dargebrachte Opfer", sei es ein gnädiges Lächeln von hoher Stelle, sei es die Garantie der Unsterblichkeit ihres ehrenwerthen Namens zu gewinnen meinten, der fortan an den Rahmen der betreffenden Bilder und im Katalog der Galerie für alle Zeiten prangen und so die edlen Gesinnungen des Gebers noch den kommenden Geschlechtern verkünden wird.

Unter solchen Werken müßte, falls sich nur ein geeigneter Modus für das Verfahren finden ließe, unnachsichtig aufgeräumt werden. Auch ein etwas mäßigeres Tempo und eine noch viel strengere Auswahl in Bezug auf die Erwerbungen könnten nicht schaden. Geht es so fort wie bisher, so dürfte in nicht allzu langer Zeit im ganzen Hause kein Plätzchen mehr zur Unterbringung von Gemälden zu finden sein. Es gibt noch andere Arten, die Kunst der Nation

Digitized by Google

zu fördern, als indem man jährlich eine gewisse Anzahl Staffeleibilder und Statuen (und zuweilen doch auch recht mittelmäßige!) zum Aufspeichern in den Prachtsälen einer Nationalgalerie ankauft. Es wird damit bei vielen, besonders bei solchen Künstlern, die sich unterstützungsbedürftig, und bei solchen, die sich als verkannte Größen fühlen, mehr als nöthig der Trieb angeregt, Werke zu malen und zu meißeln in der bestimmten Absicht und der Hoffnung, daß sie für die Nationalgalerie angekauft würden. Der Kunst jeder Epoche erwächst ein noch größerer und wichtigerer Vortheil und eine noch kräftigere Pflege, als solche Ankäufe allein ihr zu geben vermögen, wenn sie aufgerufen wird, der Architektur enge verbunden, die Bauten, die Staats- und Gemeindeinstitute, die Plätze, Märkte und Hallen entsprechend zu schmücken und durch ihre Gebilde zu weihen. Wo sich zeitgenössische Meisterwerke der Staffeleimalerei, der Skulptur und der Zeichnung von ganz eminenter, das anständige Mittelmaß weit überschreitender Bedeutung zur Erwerbung einmal darbieten, da mögen Ministerium und Galeriedirection mit beiden Händen zugreifen und keine Mittel scheuen, um sie diesem Museum der neuen deutschen Kunst als Besitz zu sichern. Wenn das consequent geschieht, zugleich das vorhandene Mittelmäßige und Nichtige mehr und mehr ausgeschieden, dem Eindringen von neuen Werken gleichen Schlages Thür und Thor geschlossen wird, welche Einflüsse und persönliche Rücksichten auch zu deren Gunsten geltend gemacht werden oder in Betracht kommen sollten, — dann, aber auch nur dann, kann die Berliner Nationalgalerie wahrhaft ihren hohen Zweck erfüllen, nicht nur den Zeitgenossen eine Stätte des edlen Kunstgenusses, der Bildung und Reinigung des Geschmacks zu sein, sondern auch den Bürgern der kommenden Jahrhunderte ein Gesammtbild von der deutschen Kunst des neunzehnten überliefern, welches dieser wahrhaft zur Ehre gereicht, als der treue Ausdruck und Spiegel des Lebens, des Empfindens und der Anschauungen einer großen Epoche des Vaterlandes geschätzt und bewundert und nicht als antiquirtes Curiosum und abgelegte Mode von gestern belächelt wird.

Digitized by

Römisches in Deutschland.

Von

E. Hübner.

In einer früheren Mittheilung in diesen Blättern ist der Versuch gemacht worden, dem weiten Leserkreis derselben eine Vorstellung davon zu geben, wie die Römer sich in den Besitz von England gesetzt haben[1]). Nicht die schriftstellerischen Zeugnisse aus dem Alterthum, so werthvoll an sich auch manche derselben sind, wie des Tacitus Lobschrift auf seinen Schwiegervater Agricola, den Eroberer Britanniens, geben darüber den deutlichsten und sichersten Bericht. Aus ihnen allein läßt sich gerade über die wichtigsten und erfolgreichsten Maßregeln, wie über die doppelte, die Provinz nach Norden gegen das Barbarenland hin abschließende Befestigungslinie, keine auch nur annähernd richtige Anschauung gewinnen. Vielmehr sind es die im Lande selbst nach und nach zum Vorschein gekommenen und theilweise noch erhaltenen Spuren der Straßen, Castelle, Mauern und Wälle, welche, combinirt mit den dürftigen Zeugnissen in der Literatur und den ziemlich zahlreichen inschriftlichen Aufzeichnungen der mannigfaltigsten Art, diese Anschauung gewähren. Der combinatorische Proceß, durch welchen dieselbe gewonnen wird, besitzt für den Forscher den unvergleichlichen Reiz jedes Suchens und Findens, den Reiz aus unzusammenhängenden Notizen und scheinbar unbedeutenden Einzelnheiten ein lebendiges Ganze neu zu erschaffen. Diesen Reiz empfindet voll nur der, welcher mitforschend zu prüfen und Eigenes beizusteuern vermag. Aber bis zu einem gewissen Grade ist es, täusche ich mich nicht, möglich, auch den ferner stehenden Leser an jenen kleinen und großen Freuden des Schaffens theilnehmen zu lassen. Nur eines ist dazu erforderlich: der Leser muß eine Anschauung haben wenigstens von irgend einer Art der wissenschaftlichen Factoren, aus welchen das Resultat gewonnen wird, für das er sich interessiren soll. Was anderes hat von jeher die edele Leidenschaft des Sammelns aller möglichen auf die Cultur vergangener Zeiten bezüglichen Gegenstände, wie der Münzen, Waffen, Geräthe, Autographien, Siegel u. s. w., angefacht und bis zu

[1]) Eine römische Annexion. Deutsche Rundschau, Mai 1878, S. 221 ff.

Digitized by Google

ihrer gegenwärtigen Höhe und Verbreitung gesteigert, als eben dieses berechtigte Bestreben, wenigstens einen Theil der greifbaren Zeugnisse in Händen zu halten, welche unser Dasein mit demjenigen vergangener Generationen verknüpfen, und durch ihre Erhaltung, Deutung und Verwerthung, wenn auch nur zu kleinstem Theile, selbstthätig mitzuwirken an dem großen Werke der historischen Wiedergewinnung der Vorzeit? Kaum irgendwo ist diese Arbeit des Sammelns und Bewahrens aller Reste der Vergangenheit in größerem Maßstabe seit langer Zeit organisirt und, durch beispiellos glückliche Verhältnisse unterstützt, durchgeführt worden, als in England. Gleich nach England kommt in dieser Beziehung, ebenfalls durch seinen Reichthum begünstigt, Frankreich; erst an dritter Stelle Deutschland. Nicht als ob nicht auch bei uns die liebevolle Hingabe an die Heimath und das gerade in den engsten Grenzen besonders mächtige Gefühl der Vaterlandsliebe sichtbar und kräftig gewirkt hätte von dem Zeitpunkte an, wo die Nation sich zu erholen begann von den tiefen Wunden, die ihr der unselige Krieg der dreißig Jahre geschlagen. In England gibt es keine Grafschaft, kaum eine kleine Landstadt, welche nicht ihr meist aus privaten Mitteln gegründetes Localmuseum hätte. Daneben verwenden zahllose Private, von den großen historischen Adelsgeschlechtern an bis herab zum Landpfarrer und Gemeindebeamten, einen Theil ihres Ueberflusses auf die Anlage irgendwelcher Sammlungen. In Frankreich hat der hoch gesteigerte nationale Sinn in höherem Maße als die privaten Liebhaber die verschiedensten Körperschaften, Gemeinden, Diöcesen und andere Verbände größeren oder geringeren Umfangs, zu fast ebenso ausgedehnter und an Opulenz nur wenig hinter England zurückstehender Entwickelung des Sammeleifers geführt. In Deutschland fehlt es zwar nicht, besonders in dem begüterten Westen und Süden unserer Heimath, an mehr oder weniger reichen und wohlgepflegten öffentlichen, zum Theil auch privaten Sammlungen, an großen und kleinen historischen und Alterthums-Vereinen mit meist schon bändereichen Publicationen, an Jahres- und Wanderversammlungen mit gelehrten und populären Vorträgen und temporären Ausstellungen, kurz an all den Requisiten der geschichtlichen Massenarbeit, welche das in England besonders entwickelte Vereinswesen und die in Frankreich weit verbreitete Kunst der Gruppirung und Aufstellung von Denkmälern und Ueberresten ausgebildet hat. Aber was uns noch fehlt auf diesem Gebiete gegenüber unseren Nachbarn dies- und jenseits des Canals, das ist die allgemeine und nachhaltige, die verständnißvolle und opferbereite Theilnahme aller Gebildeten der Nation an den Bestrebungen und Leistungen der verhältnißmäßig doch nur Wenigen, welche zu jener Sammelarbeit in Vereinen und Gesellschaften zusammengetreten sind oder auf eigene Hand an ihr theilnehmen. Gewiß wird man sagen müssen, daß unter der harten Arbeit des berufsmäßigen Wirkens nicht allzu Vielen Zeit, Kraft und Mittel bleiben, um mit frischem Geiste auch noch zu sammeln, zu lernen und zu hören, zu lesen und aufzuschreiben; ohne welche Thätigkeiten ja eine Theilnahme an jener Art von historischen Arbeiten nicht bestehen kann. Aber irre ich nicht, so ist das nur ein untergeordneter Grund für unser Zurückbleiben auf diesen Gebieten. Unter unseren Beamten, Künstlern, Kaufleuten, Gutsbesitzern und Industriellen gibt es genug solche, welche wol Lust, Zeit und Kräfte hätten,

Digitized by

um sich solcher Arbeit in den bei rechter Ausnutzung der Zeit nicht kärglichen Nebenstunden, besonders auf dem Lande und in kleineren Städten, zu widmen, wenn nur die rechte Anregung geboten, das rechte Verständniß vermittelt, auch der rechte Dank und Lohn (nicht materieller sondern geistiger Art) gesichert würden. Unsere Fachgelehrten, unsere Sammler und Forscher, unsere Vereine und Museen und ihre durchgehends kenntnißreichen und gefälligen Vorstände sind — natürlich mit glänzenden und bekannten Ausnahmen — nicht ganz frei zu sprechen von dem Fehler einer gewissen Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit in der schriftlichen wie mündlichen Mittheilung, in der Aufstellung und Erklärung der von ihnen gesammelten oder ihrer Obhut anvertrauten Schätze. Bei Weitem nicht alle öffentlichen Sammlungen erfreuen sich so musterhafter Aufstellung wie die des germanischen Museums zu Nürnberg, des römisch-germanischen Centralmuseums zu Mainz, der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich; um nur einige der hervorragendsten zu nennen. Und wie viele nicht unbedeutende Städte haben überhaupt noch keine Sammlungen, welche ihrer würdig wären! Dazu fehlt es vielfach an kurzer aber verständlicher Bezeichnung der ausgestellten Gegenstände durch daran befindliche Zettel oder Täfelchen. Es ist gar nicht leicht und nur den völlig den Gegenstand beherrschenden Kennern möglich, solche Aufschriften zu verfassen. Die praktischen Engländer legen aber mit Recht ein Hauptgewicht auf diese labels; ein größeres, als auf die gedruckten Kataloge. Denn diese kommen immer nur in die Hände eines verhältnißmäßig kleinen Bruchtheils der Besucher. Die große Menge derselben verlangt an dem Gegenstande selbst über seine Herkunft und Bedeutung kurz unterrichtet zu werden. Wo das nicht oder in ungenügender, gelehrt räthselhafter Weise geschieht, darf man sich nicht wundern, wenn die Massen stumpf und theilnahmlos umherstierend durch die Säle und Zimmer gehen, um nie oder selten zurückzukehren. Auch unsere größten Museen wie unsere öffentlichen Denkmäler fehlen in dieser Beziehung noch vielfach im Großen wie im Kleinen gegen den guten Geschmack: die Kunst, kurze und deutliche Aufschriften zu machen, die praktische Epigraphik, wie sie in Italien berufsmäßig in allen ihren Zweigen gepflegt wird, genießt bei uns noch kaum eine berechtigte Existenz. Freilich ist, um Sammlungen gut aufzustellen, so gut wie um sie zusammenzubringen, außer der Mühe und dem Verständniß, vor Allem auch Geld, und zwar nicht wenig Geld nöthig. Die bildenden Künste haben jetzt in Deutschland in allen größeren Staaten feste jährliche Bewilligungen für monumentale Zwecke. In dem Budget des öffentlichen Unterrichts nehmen die Sammlungen einen jährlich steigenden Posten in Anspruch, welcher, wennschon im Vergleich mit den von England für die nämlichen Zwecke aufgewendeten Summen winzig, für unsere Verhältnisse erheblich genannt werden muß. In Frankreich hat die Regierung einen bedeutenden Credit für die Museen und Sammlungen der Provinzen gefordert, um (ähnlich wie einst mit den Vicinalwegen) auf einmal einen gewaltigen Schritt vorwärts zu thun. Bei uns fehlt es nicht an versprechenden Anfängen, an guten Beispielen, an dem besten Willen; aber erreicht ist noch nicht viel. So ist es begreiflich, daß, während in jüngster Zeit das Interesse für die sogenannten vorgeschichtlichen Funde, die Reste der Höhlenzeit und der Pfahlbauten, einigermaßen im Steigen begriffen ist, gerade

Digitized by Google

für die wichtigsten und entscheidensten Epochen unserer älteren Geschichte und ihre Ueberreste nur Wenige das rechte Verständniß besitzen. Wenn es gelingt, dies Verständniß in weitere Kreise zu tragen und dabei dem verbreiteten Vorurtheil zu steuern, daß Provinzialmuseen im Ganzen langweilig, ihr Inhalt unbedeutend sei und kaum lohnend für einmaligen Besuch, so wäre damit schon Viel gewonnen. Die Sammlungen römischer Alterthümer aus heimischen Funden in Cöln, Bonn, Mainz, Mannheim, Darmstadt, Stuttgart, Augsburg, München — ich nenne nur die bedeutenderen — verdienen es durchaus, genauer gekannt und in ihrem Werthe richtig geschätzt zu werden.

In diesem Sinne sei es gestattet, hier in zusammenfassender Kürze hinzuweisen auf diejenigen Reste der Cultur und Geschichte besonders des westlichen und südlichen einst von den Römern beherrschten Deutschlands, welche noch vorliegen, in Städten und Dörfern, in Wald und Feld sichtbar, wenn auch nicht gleich bei oberflächlicher Betrachtung in die Augen fallend, oder in allerlei Sammlungen mehr aufgespeichert, als für das bequeme Verständniß übersichtlich bezeichnet und geordnet. Daraus wird sich zugleich ergeben, in wie ausgedehntem Maße die selbstthätige Theilnahme aller Gebildeten, besonders der in jenen Gegenden Ansässigen, möglich, ja nothwendig ist, um das Vorhandene zu erhalten, Verstecktes aufzuspüren und den Werth des Aufbewahrten richtig zu schätzen.

Wie es die Römer angefangen haben, sich in den Besitz von Deutschland zu setzen, welches zunächst ja nur als das natürliche Vorland der durch den Rhein nicht hinlänglich geschützten gallischen Provinzen, als eine nothwendige Consequenz der früheren Eroberungen occupirt werden sollte, dann aber freilich Jahrhunderte lang der Schauplatz der größten kriegerischen Machtentfaltung blieb, deren sich Rom, ja das ganze Alterthum überhaupt fähig gezeigt hat — tam diu Germania vincitur —, das soll hier nicht erzählt werden: sondern nur, wie sie es anfingen, das Eroberte zu erhalten (difficilius est provincias obtinere quam facere), und welche Spuren dieser erhaltenden Thätigkeit, welche nur eine Seite der allgemeinen Verwaltungspolitik bildet, noch vorhanden sind oder waren, soll den Gegenstand dieser Mittheilung bilden [1]). Sie wendet sich deshalb an alle Diejenigen, welche, dauernd oder vorübergehend (wie die zahlreichen Sommerfrischler und Badereisenden) in der Lage sind, jenen Spuren nachzugehen und wenigstens zu ihrer urkundlichen Feststellung, womöglich auch zu ihrer Erhaltung, beizutragen. Sie soll versuchen, das Interesse für diese Spuren der römischen Herrschaft in Deutschland, das im Wesentlichen auf den engen Kreis patriotischer Localforscher beschränkt ist, dadurch zu beleben, daß sie zeigt, wie verhältnißmäßig leicht es ist, sie zu finden und zu ihrer Erhaltung beizutragen, und wie nothwendig andererseits die allgemeine Betheiligung des Staates, der Gemeinde, der Einzelnen an dem Werke der Erforschung und Erhaltung erscheint, ehe es zu spät ist [2]).

---

[1]) Zu Grunde liegt dem Folgenden ein Vortrag, gehalten am Winckelmannsfest der archäologischen Gesellschaft zu Berlin den 9. December 1877.

[2]) Die im Folgenden genannten Oertlichkeiten sind zum Theil sehr bekannt, zum Theil auf jeder besseren Karte von Deutschland ohne Mühe zu finden, sodaß es einer kartographischen Beilage zum Verständniß nicht bedarf. Außerdem bringt Heft LXIII der Jahrbücher des

Digitized by Google

I.

Südwestlich von Regensburg, den Regina Castra oder dem römischen Standlager am Regen- und Donaufluß, am Einfluß der Altmühl in die Donau bei Kelheim, beginnt ein System von Befestigungen, das viel Aehnlichkeit mit und dabei doch nicht minder große Verschiedenheit von den beiden römischen Grenzwällen in Nordengland und in Schottland zeigt. Es erstreckt sich zunächst in westlicher Richtung über Kipfenberg (nördlich von Eichstädt), Weißenburg, Gunzenhausen, nördlich von Oettingen, Bopfingen und Aalen, bis ungefähr zu dem durch seine alte Abtei berühmten Lorch in Württemberg, dem römischen Lauriacum, in einer Bogenlinie von etwa dreiundzwanzig deutschen Meilen. Auf langen Strecken ist hier noch der Wall erhalten, zuweilen drei, zuweilen fünf Fuß hoch, oft mit einem gemauerten Kern von Gußwerk, der auch hier Jahrhunderte lang den Umwohnern als Steinbruch gedient hat, nicht selten den natürlichen Felsboden benutzend, und daher von ungleichem Profil. Vor dem Wall, nach Norden hin, etwa fünfzehn Schritt entfernt, lag ein Graben, durchschnittlich zehn Fuß breit, von ungleicher Tiefe; auch dieser in den Wäldern und Schluchten, welche bisher der Bodencultur erfolgreich getrotzt haben, noch an vielen Stellen deutlich. Vor dem Graben zog sich einst, längst freilich spurlos verschwunden, die Palisadenreihe hin, welche dem ganzen Werk seinen zuerst im vierten Jahrhundert vorkommenden deutschen Namen gegeben hat: Palae die Pfähle. Daher die abwechselnd für ihn vorkommenden Namen der Pfahlrain, Pfahlgraben, Pfahldamm und ähnliche; daher ferner die Namen zahlloser Ortschaften längs desselben, wie Pfahlbach, Pfahlbronn, Pfahldorf, Pfahlholz, Pfahlwiesen und andere. Hinter dieser dreifachen Befestigungslinie lagen in ungleichen Abständen, ähnlich wie in England, Wachtthürme, kleine Castelle und große Standlager, deren auf dieser Strecke sechs gezählt werden. Dies Alles ist in den Hauptsachen bekannt; die Reste sind zu beträchtlich, als daß sie hätten übersehen werden können. Ein baierischer Patriot, Dr. Anton Mayer, hat schon in den zwanziger Jahren die Richtung des Walles in unermüdlichen Fußwanderungen bis zur württembergischen Grenze im Einzelnen mit ziemlicher Genauigkeit festgestellt. Als er am Ende seiner Wanderung angelangt ist, kniet er in tiefer Erregung im weichen Moos unter den rauschenden Baumwipfeln nieder, um Gott zu danken, daß es ihm vergönnt gewesen sei, noch in vorgerücktem Alter dies Ziel zu erreichen und eine genaue Beschreibung dieses schönen Denkmals römischer Baukunst zu geben. Seitdem hat der baierische Generalstab und neuerdings die Münchener Akademie dem Werke die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet. Eine genaue topographische Aufnahme und Schilderung, mit Benutzung aller erreichbaren handschriftlichen und gedruckten Informationen, ist von Herrn Friedrich Ohlenschlager in München seit Jahren vorbereitet worden und naht sich ihrer Vollendung. Damit wird erst die unumgänglich nothwendige Grundlage geschaffen sein, auf

---

Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande (Bonn 1878, 8.) S. 17 ff. eine wissenschaftliche Discussion aller bisherigen auf den Limes Germanicus bezüglichen Arbeiten von dem Verfasser diese Mittheilung, mit einer Uebersichtskarte von Professor Kiepert, auf welche verwiesen werden kann.

Digitized by Google

welcher die wichtigen Fragen beantwortet werden können, welche solch ein Werk an uns richtet. In welche Zeit fällt sein Ursprung? Daß es ein römisches Werk sei, unterliegt keinem Zweifel, wenn auch der Name der Teufelsmauer, welchen es stellenweise führt, ebenso gut von germanischen Befestigungen oder auch von natürlichen Felsen gebraucht wird. Aber ist es ein Werk derer, die zuerst die römischen Waffen durch die Thäler und Gauen der Räter und Vindeliker bis an die Donau trugen, die der Dichter Horatius besingt, des Drusus und Tiberius, der Stiefsöhne des Augustus, und ihrer nächsten Nachfolger; oder gehört es in die Zeit des sinkenden Reiches, als die Barbarenstämme überallher vom Norden an des Reiches Thore klopften und des Cäsar gewaltiger Bau zuerst in seinen Grundfesten zu wanken begann? Schriftstellerische Zeugnisse gibt es darüber nur so wenige oder vielmehr noch weit geringere, als für die englischen Römerwälle; inschriftliche Reste sind bisher in weit geringerer Zahl aus jenen Gegenden zum Vorschein gekommen, als dort. Es gibt nur einen Weg, hier zu sicheren Resultaten zu gelangen, denselben, den Schliemann in Troja und Mykenae eingeschlagen hat und dessen reichen Segen wir dem Boden von Olympia entsteigen sehen. Noch ist kein einziges der sechs Castelle längs der Linie des Limes Raeticus (so dürfen wir jene Strecke des Walles mit dem späteren Alterthum nennen) in regelrechter Ausgrabung freigelegt worden; die Mittel dazu fehlten bisher. Nun werfe man nicht ein, was nahe zu liegen scheint, daß für Troja und Mykenae, auch wenn es keinen Agamemnon gibt, zwar wol ein Schliemann ein Vermögen opfern, für Olympia wol das Deutsche Reich seinen Seckel aufthun kann, daß aber ein Paar römischer Grenzcastelle im Barbarenlande, aus, wenn es hoch kommt, augustischer Zeit, uns nicht zu begeistern vermögen. Das Land, in dem sie liegen, ist unsere Heimath; von München oder Augsburg sind sie in wenigen Stunden Eisenbahnfahrt zu erreichen. Wenn sich die nächst Interessirten, Gymnasiallehrer, Geistliche, Beamte, Grundbesitzer der benachbarten Orte, zusammenthun und auf irgend eine Art einige hundert Mark aufbringen, so kann schon, unter sachverständiger Leitung, in ein Paar Sommerwochen der Grund und Boden eines solchen Castells bis auf zwei oder drei Meter Tiefe bloßgelegt und damit manchem armen Arbeitsmann ein lohnender Verdienst geboten werden. Freilich muß der Besitzer des Bodens es gestatten, daß auf solcher Stätte einmal der Ertrag an Weizen und anderen Feldfrüchten ausfällt. Vielleicht macht er, wie in England vielfach geschehen ist, die Erfahrung, daß das tiefe Umrajolen des Bodens und die Verwendung des so gewonnenen Humus zur Aufschüttung von Niederungen sogar einen lohnenden Ertrag gewährt. Was man dabei zu finden hoffen darf, sind freilich weder goldene Becher und Schmuck von urältester Kunstfertigkeit, noch Hermesstatuen des Praxiteles, sondern höchstens Werkstücke und Inschriftsteine der römischen Garnisonen, Ziegel der Legionen und allerlei unscheinbarer Hausrath, wie ihn unsere großen und kleinen Provinzialsammlungen zur Vergleichung meist schon allerwärts darbieten. Aber aus der baulichen Anlage und aus jenen an sich unbedeutenden Resten ergibt sich in den meisten Fällen, zumal wenn die Ergebnisse verschiedener Ausgrabungen der Art nebeneinander vorliegen, die Zeit der Anlage und die Dauer der Benutzung des betreffenden Castells mit an-

Digitized by Google

nähernder Sicherheit. Eine Reihe von solchen Daten hat in England dazu geführt, daß man, wie früher dargelegt werden konnte, über alle jene Fragen zu befriedigendem Aufschluß gelangt ist, daß eine Reihe von wohlgeordneten Sammlungen die Resultate der Ausgrabungen in lehrreicher Uebersicht vereinigt, daß jede neue Beobachtung schnell verwerthet wird, jedes neugefundene Stück rasch seinen Platz findet und vor Verschleppung und Untergang bewahrt werden kann. Gräbt man tief genug, so ist die Möglichkeit wenigstens keineswegs ausgeschlossen, daß manch' kostbares Stück Hausrath zum Vorschein kommt; wie z. B. der Hildesheimer Silberfund etwa, oder der gediegene Ehrenschmuck eines Officiers, wie die Lauersforter silbernen Phalerae, oder in den Heiligthümern Weihegaben von edlen Metallen, wie die goldene Schale aus Rennes, oder die silbernen Weihgeschenke aus Bernay bei Rouen, oder die silbernen Reisebecher aus den Schwefelquellen von Vicarello, oder die unscheinbareren irdenen Weihebecher von Procolitia am Hadrianswall in England. Aber auch wenn Nichts der Art gefunden wird: das topographische Resultat allein, den Wall in allen seinen Theilen zu kennen, gewährt erst die Möglichkeit, an dem so gewonnenen Maßstab die übrigen weit ausgedehnten Strecken des Limes Transrhenanus auf ihren Ursprung und ihre Bedeutung hin zu prüfen.

II.

Bei Welzheim im Remsthal, oberhalb Lorch, nicht weit vom Hohenstaufen, bildet die Linie des Walles beinahe einen rechten Winkel und wendet sich, ungefähr von der alten Grenze der rätischen und der germanischen Provinz des römischen Reiches an, auf einer Strecke von etwa vierzehn geographischen Meilen in fast schnurgerader Richtung (was oft als unmöglich bezweifelt worden ist) von Süden nach Norden (mit geringer Abweichung nach Nordwest), quer durch Württemberg über Murrhardt, Mainhardt, Oehringen nach Jagsthausen, tritt von da auf badisches Gebiet und schneidet den Odenwald in der Richtung von Osterburken und Walldürn, um dann wieder im baierischen Speßhardt bis zum Main zu gehen, den sie bei Freudenberg, unweit Wertheim und Miltenberg, erreicht. Dies Stück des Walles ist, Dank seiner Lage (er geht, mit echt römischer Rücksichtslosigkeit, bergauf, bergab, über Bäche und Schluchten, durch Wiese und Wald) und Dank der sorgfältigen Untersuchung durch einheimische Forscher, wie der alte Joh. Andreas Buchner und der jüngst verstorbene Eduard von Paulus, verhältnißmäßig genau bekannt. Fast alle größeren Castelle (es sind im Wesentlichen die obengenannten noch jetzt bestehenden Ortschaften), eine Reihe von kleineren Wachtthürmen, die Linie von Wall und Graben, hier und da sogar noch die breite Waldeslichtung vor dem Pfahlwerk, die einst überall vorhanden gewesen sein muß, sind in ihrer Lage und Richtung erhalten und im Allgemeinen in einer Breite bis zu zwanzig Metern festgestellt. Die württembergische Regierung bereitet seit drei Jahren durch eine Commission von Topographen, Statistikern und Antiquaren (Professor E. Herzog in Tübingen leitet den antiquarischen Theil der Arbeit) eine vollständige Aufnahme zunächst der Limeslinie, im Anschluß an die Arbeiten Ohlenschlager's für das baierische

Digitized by Google

Gebiet, vor. Regelrechte Ausgrabungen der Castelle sind auch hier vor der Hand noch nicht in Aussicht genommen, werden aber hoffentlich nicht ausbleiben. Nur für einzelne, wie für Oehringen (den römischen Vicus Aurelius) und für Osterburken (Lopodunum), liegen Specialarbeiten vor. Die Arbeit ist für dies Gebiet in gute Wege geleitet, der größere und wichtigere Theil derselben aber ist auch hier erst noch zu machen. Die Theilnehmer an der Begehung der ganzen Strecke durch die württembergische Commission, welche Anfangs September des Jahres 1876 stattgefunden hat, schildern dieselbe als für den rüstigen Fußwanderer äußerst lohnend, und als allein im Stande, ein Gesammtbild von der großartigen Anlage zu geben.

Neben der badischen Strecke des Walles, zwischen Jagsthausen in Württemberg und Freudenberg in Baiern, zeigt sich, auf hessen-darmstädtischem Gebiete, zuerst in großem Maßstabe eine Erscheinung, welche in kleinerem Maße auch schon in dem baierischen Theil des Limes, bei Kelheim und Weißenburg, beobachtet worden ist. Der Grenzwall ist hier keine einfache Linie, sondern eine zweifache. Beträchtlich weiter westlich als die Linie Osterburken-Walldürn zieht sich im Odenwald durch die Grafschaft Erbach auf den Höhen am Mümlingsbach eine Reihe von römischen Castellen hin, welche sicher durch eine Straße, vielleicht auch durch Wall und Graben mit einander verbunden waren. Diese Linie sollte, auf Anregung der im Herbst 1876 zu Wiesbaden versammelt gewesenen deutschen Alterthumsvereine, mit Unterstützung der badischen und der hessischen Regierung zunächst genauer untersucht werden. Von den Resultaten dieser Untersuchungen ist mir bisher Nichts bekannt geworden. Es ist zu wünschen, daß neben oder nach ihr auch die eigentliche Limeslinie im Anschluß an die württembergischen Arbeiten eingehend erforscht und topographisch aufgenommen werde: die älteren Arbeiten von J. F. Knapp, Fr. Creuzer und J. W. Steiner sind ganz unzulänglich.

Das letzte Stück dieses Abschnittes der Wallanlage ist ebenfalls nur in seiner allgemeinen Richtung, keineswegs aber durchgehend, genau bekannt. Es geht von Freudenberg östlich von Miltenberg am Main, in dessen Nähe jüngst der Eisenbahnbau ein römisches Castell aufgedeckt hat, auf der Wasserscheide des Speßhardt, östlich vom Laufe des Maines, ungefähr bis Wirtheim an der Kinzig, östlich von Gelnhausen. Auch hier haben neuere Specialuntersuchungen mehrfache in von Westen nach Osten fortschreitender Richtung neben- und hintereinander angelegte Wälle, zum Abschluß von Schluchten und Thälern, blosgelegt. Darüber aber, wie weit nach Westen solche Anlagen überhaupt vorgeschoben worden, und welchen Epochen der langen und wechselvollen Kämpfe mit den Chatten die einzelnen angehören, läßt sich noch nichts Sicheres sagen. In diesem Abschnitte muß vor Allem eine umfassende und planmäßige Untersuchung der Hauptlinien des Walles erst den Boden für die Lösung solcher Fragen schaffen. Inzwischen fällt den Freunden der heimathlichen Geschichte in jenen Gegenden, welche zahlreich sind, die Aufgabe zu, aufzuzeichnen und aufzunehmen, ohne Rücksicht auf die spätere wissenschaftliche Verwerthung, was immer von Erdwerken und Mauerresten noch vorhanden ist, in den Flurbüchern verzeichnet steht, in der Erinnerung der Anwohner, in Ortsnamen und Localüber-

Digitized by

lieferungen fortlebt. Die älteren Arbeiten von K. Arnd und L. Dieffenbach, die neueren von A. Duncker und R. Suchier sind schätzbare Anfänge.

III.

Am südlichen Abhange des Vogelsbergs, zwischen ihm und dem nördlichen Abhange des großen Feldbergs, beginnt ein neuer Abschnitt der Wallanlage. Sie verläßt die bis dahin im Wesentlichen eingehaltene süd-nördliche Richtung und wendet sich wiederum nach Westen, zum Theil sogar nach Süden einbiegend. Auf dem nördlichen Abhang des Taunus hinlaufend erreicht sie, von Langenschwalbach aus wieder mehr nach Norden gerichtet, die Lahn oberhalb Ems und damit, wie es scheint, die nördliche Grenze der oberen germanischen Provinz, deren Hauptstadt bekanntlich Mainz war, der Sitz des Commandeurs des stärksten aller römischen Armeecorps, das im Lager von Mainz sein Hauptstandquartier hatte. Dies ist der strategisch und historisch wichtigste Abschnitt der ganzen Anlage. Zum Glück hat er, wenigstens für seine bedeutendste mittlere Strecke, die Taunuslinie, einen vorzüglichen Bearbeiter gefunden, und seine Lage in unmittelbarer Nähe der vielbesuchten nassauischen Heilquellen macht ihn zugleich zu dem weitaus zugänglichsten und landschaftlich lohnendsten Theil des ganzen Limes Transrhenanus, wie er von hier an besonders genannt wird. Einige besondere Unterabschnitte, welche sich aus der natürlichen Beschaffenheit des vom Limes durchschnittenen Bodens ergeben, werden die Uebersicht erleichtern.

Der erste dieser Unterabschnitte ist die etwa sechs Meilen lange Strecke von der Kinzig bis zur Wetterau. Sie ist noch so wenig genau erforscht, wie der unmittelbar sich anschließende letzte Theil des vorhergehenden Abschnittes und sei daher auch an dieser Stelle der Aufmerksamkeit aller Anwohner und zufälligen Besucher angelegentlichst empfohlen.

Erst im Thale der Usa, gegenüber von dem hessischen Dorfe Langenhain, an der früher nassauischen, jetzt preußischen Grenze, beginnt die etwa sechs und eine Viertelmeile lange, bis zur Mündung des Flüßchens Aare in die Ems ausgedehnte Strecke des Limes, deren Erforschung und Darstellung, natürlich mit umfassender Benutzung aller Vorarbeiten, der vor drei Jahren verstorbene Archivar Dr. Carl Rossel von Wiesbaden sich zu einer Lebensaufgabe gemacht hatte. Das Werk, schon 1872 noch nicht ganz vollendet der Universität Straßburg als Denkmal der Vaterlandsliebe des Verfassers gewidmet, ist erst nach seinem Tode vollständig, mit allen kartographischen Beilagen, erschienen. An ihm hat die Limesuntersuchung aller übrigen Abschnitte ein fast mustergültig zu nennendes Vorbild; der Abschnitt, welchen es begreift, ist, so weit es ohne Ausgrabungen nur durch Begehen und Messen in zwanzigjähriger Arbeit möglich war, endgültig festgestellt. Es fallen vier größere Castelle und eine beträchtliche Anzahl kleinerer Warten und Thürme auf diese Strecke. Die Profile von Wall und Graben (auch hier sind zuweilen complicirte Anlagen mehrerer zum Theil in spitzen Winkeln zu einander laufender Wälle und Gräben zu beobachten), die Verbindungen der Castelle durch Straßen und Brücken, Alles dies ist auf das Sorgfältigste beobachtet und in zahlreichen Plänen und Abbildungen dargestellt.

Digitized by Google

Von Castel jenseit Mainz, dem Castellum Mattiacum, führte eine schnurgerade Straße zum Wall. An ihr liegt, unweit Homburg, eines der größten und am besten erhaltenen Castelle, die Saalburg. Man hält sie nicht ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit für das von Drusus im Gebiete der Chatten errichtete und vielleicht Artaunum genannte Castell, dessen bei den alten Schriftstellern Erwähnung geschieht. Die Form der römischen Castelle ist im Allgemeinen aus zahlreichen Beispielen bekannt genug; mit völliger Gleichmäßigkeit sind dieselben in den sandigen Ebenen Nordafrika's, in Italien, Spanien und Frankreich, in England und Schottland, an der Donau und am Rhein angelegt worden. Ueberall die gleiche quadratische oder oblonge Form mit abgerundeten Ecken, die zwei sich rechtwinklig schneidenden Hauptstraßen und die vier Thore an ihren Endpunkten; in ihrem Schneidepunkt das Quartier des Commandirenden und die Fahnencapelle; in dem übrigen Raum die verschiedenen Truppengattungen, je nach Größe des Lagers und Stärke der Garnison dislocirt, ursprünglich und bei vorübergehendem Aufenthalte in Zelten und Baracken, bei dauerndem in festen Holz-, Ziegel- oder Steinbauten. Zahlreiche Städte sind aus solchen Lagern der römischen Legionen entstanden und zeigen noch heutigen Tages in ihrem ältesten Mauerring, in dem Zug der Straßen, in Thürmen und Thoren dies welterobernde quadratische Schema. In Cöln, in Bonn, in Andernach, in Boppard — um nur einige rheinische Lagerstädte zu nennen — wohnen und gehen einher Generationen auch gebildeter Menschen, welchen der Zusammenhang der Anlage ihrer Heimathstadt mit deren Ursprung nie zum Bewußtsein gekommen ist. Aber wie im Einzelnen innerhalb des überall gleichmäßigen Gesammtschema's die Vertheilung der Casernements stattfand — denn es herrschte, nach echter Römerart, trotz größter Strenge und Gleichmäßigkeit im Ganzen, volle Freiheit in der Anwendung der als nützlich anerkannten allgemeinen Vorschriften des Dienstes —, das lehren nur wenige gut erhaltene oder ziemlich vollständig ausgegrabene Beispiele, wie das römische Lager von Lambaesis, die französische Strafcolonie Lambessa in Algier, und das von Bremenium, High-Rochester in Northumberland, unweit der schottischen Grenze. Diesen wird als drittes vielleicht lehrreichstes Beispiel binnen Kurzem, wenn die von der Regierung unterstützten und von der sachkundigen Hand des Obersten von Cohausen in Wiesbaden geleiteten Ausgrabungen den ganzen inneren Raum blosgelegt haben werden, die Saalburg an die Seite treten. Schon jetzt ist sie, mit ihrer kleinen Sammlung von daselbst gefundenen Alterthümern, ein oft besuchtes Ziel der Ausflüge von Wiesbaden, Homburg, Schwalbach und den übrigen Taunusbädern. Nichts überhaupt kann lehrreicher und zugleich genußreicher sein, als an der Hand von Rossel's Buch „die Höhe" des Taunus zu durchwandern und dabei den leider nach dem allgemeinen und unvermeidlichen Laufe der Dinge von Jahr zu Jahr mehr verschwindenden Resten des Limes, seiner Thürme, Warten und Castelle nachzugehen. Noch wohl erkennbar sind von diesen die „Alteburg", gegenüber dem lindenbepflanzten Marktplatz für den Viehhandel des Taunus, die „Schanze auf der Libbacher Haide" an der großen Landstraße von Wiesbaden nach Limburg, die „alte Schanze" bei Adolfseck im Thal der Aare, in deren Nähe der Name eines römischen Soldaten Januarius Justi-

Digitized by

nus in die Felswand eingehauen ist, welcher dort wol die Steinbruchsarbeiten für den Bau des Limes und jener Castelle geleitet hatte. Ganz ähnliche Zeugnisse der Arbeiten in den römischen Steinbrüchen sind in England in der Nähe des Hadrianswalles erhalten. Welcher andauernden Bemühung, wie sinnreicher Mittel es bedurfte, um alle die verdeckten Reste der Anlage, um stellenweise nur die Richtung des Walles zu ermitteln (der höhere Stand des Hafers vor der Ernte, die dunklere Farbe der Halme vor der Reife mußten hier und da zu Rath gezogen werden), wird man mit Interesse aus Rossel's Buche selbst erfahren, das in seiner gefälligen Gestalt, mit den klar und sauber ausgeführten Karten und Plänen, mit der warmen Begeisterung des Verfassers für seinen Stoff, zu den Zierden unserer topographisch-antiquarischen Literatur gehört.

Leider hat der Verfasser sein Werk im Thal der Aare, bei dem schon genannten Adolfseck, abgeschlossen. Der letzte zu dem hessen-nassauischen Abschnitt des Limes gehörige Theil, das Stück von der Aare bis zur Lahn, steht zwar in seiner Hauptrichtung fest, hauptsächlich durch die Untersuchungen des um die Erforschung der römischen Straßenanlagen in den Rheinlanden hochverdienten verstorbenen Oberstlieutenant F. W. Schmidt, aber eine genaue topographische Aufnahme und Specialbeschreibung dieses Abschnittes fehlt noch.

Ueberhaupt schließt hier, wenig oberhalb der Mündung der Lahn in den Rhein, der die Donau mit dem Rhein verbindende römische Grenzwall als ein Ganzes für unsere jetzige Kenntniß ab; die nördlichen Abschnitte sind, wie gleich näher begründet werden soll, von wesentlich anderer Art und erfordern eine gesonderte Betrachtung.

Die älteste bestimmte, wenn auch nur kurze und andeutende Nachricht über die Anlage dieses gewaltigen Werkes, welche wir besitzen, findet sich in den Schriften des Frontinus, eines hochgestellten Officiers der Kaiser Domitian und Trajan. Er berichtet von Domitian, daß dieser Kaiser zuerst der schwierigen und unsicheren Kriegführung gegen unsere germanischen Vorfahren eine völlig neue Grundlage gegeben habe. Dieselben pflegten bekanntlich überall aus ihren Thälern und Wäldern zum Angriff plötzlich vorzubrechen und zogen sich dann, ohne verfolgt werden zu können, ebenso schnell wieder in ihre Schlupfwinkel zurück. Dem zu begegnen habe der Kaiser auf eine Entfernung von hundertundzwanzig römischen (oder etwa fünfundzwanzig bis dreißig geographischen) Meilen (von wo bis wo sagt Frontinus leider nicht) Grenzwälle (limites) gezogen, die Schlupfwinkel der Feinde blosgelegt — durch Lichtung der Wälder vor dem Walle — und dadurch die Unterwerfung derselben herbeigeführt. Auf dies Unternehmen desselben Kaisers bezieht sich unzweifelhaft die nur leider noch kürzere, aber wenigstens eine Ortsangabe enthaltende ungefähr gleichzeitige Nachricht in der Germania des Tacitus: des römischen Volkes Größe (den seit wenigen Jahren verstorbenen, verhaßten Kaiser nennt er absichtlich nicht namentlich) habe bis jenseit des Rheins (von Gallien aus gerechnet) in das Gebiet der Mattiaker (das sind die am Taunus ansässigen Stämme), über die alten Grenzen

hinaus (die eben der Rhein gebildet hatte), Ehrfurcht vor seiner Herrschaft verbreitet. Was Domitian begann, haben seine Nachfolger Trajan und Hadrian weiter geführt. Von Trajan wissen wir, daß er die rechtsrheinischen römischen Niederlassungen wieder hergestellt hat. Von Hadrian berichten seine Biographen ausdrücklich, daß er während seines Aufenthaltes bei dem germanischen Heer, wobei er sich, wie überall, genau um alles Detail des Dienstes gekümmert und alle Strapazen und Gefahren der Feldzüge mit den Truppen getheilt habe, die durch Grenzwälle (limites), nicht durch Flüsse gebildeten Grenzen gegen das Barbarengebiet durch gewaltige Pfahlbauten nach Art einer Mauereinfriedigung habe schließen lassen. Der Holzbau war dort wohlfeiler und wahrscheinlich auch schneller herzustellen, als der steinerne Mauerbau, welchen derselbe Kaiser zu demselben Zweck darauf in England errichten ließ. Erst von diesem Zeitpunkt an gab es eine räumlich bestimmte Provinz Obergermanien (in Untergermanien lag die Sache anders, da dort schon weit früher rechtsrheinische Gebiete dauernd occupirt worden waren): das Land der zehentpflichtigen Germanen zwischen Bodensee und Neckar und Gebiete der Chatten und Mattiaker, eben das vom Limes umschlossene Land jenseits des Rheins zwischen Donau und Lahn. Denn bis an den Rhein reichte ja die Provinz Gallien; in Mainz lag das obergermanische Grenzheer, der Keim gleichsam und das Rüstzeug für die von Augustus geplante, aber nie erlangte Provinz, welche sich von der Donau und dem Rhein bis zur Elbe erstrecken sollte. Erst später sind dann auch entsprechende Gebiete auf dem linken Ufer des Flusses, ungefähr die nachmaligen burgundischen Lande, Theile von Elsaß und Lothringen, von Gallien getrennt und mit der germanischen Provinz verbunden worden. An irgend einem Punkte zwischen Bingen und Bonn (genau ist er bisher nicht zu ermitteln gewesen) trafen die obere und die untere Provinz Germanien zusammen. Die Länge des Walles von der Donau bis zum Main beträgt rund sechsunddreißig, vom Main bis zur Lahn rund vierundzwanzig deutsche Meilen, die Gesammtlänge von der Donau bis zur Lahn also rund sechzig Meilen (einige größere Abschnitte sind, wie wir sahen, noch nicht genau gemessen worden): das Stück vom Main bis zur Lahn wird man hiernach mit einiger Wahrscheinlichkeit als ein Werk des Domitian ansehen können. Ergibt sich nun, wie es den Anschein hat, daß auch das andere Stück des Walles, das von der Donau bis zum Main, in wesentlich gleichen tektonischen Maßen, Formen und Materialien und von denselben Truppencorps ausgeführt worden ist wie jenes, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß die ganze Anlage, gerade so wie die der englischen Befestigungen, nach einheitlichem Plan unter den aufeinanderfolgenden Regierungen der Kaiser Domitian, Trajan und Hadrian zur Ausführung gelangt sei. Die Germania des Tacitus ist im ersten Jahre der Regierung des Trajan (98 v. Chr.), zwei Jahre nach Domitian's Tod, veröffentlicht worden: sie constatirt nur den Beginn des Werkes. Zu einer Schilderung des glücklichen Zeitalters des Trajan ist Tacitus nicht mehr gekommen; über Trajan liegt uns überhaupt keine zusammenhängende biographische Aufzeichnung vor. Von Hadrian berichtet die uns erhaltene unter Constantin geschriebene Biographie, so dürftig sie ist, wie wir sahen, daß er einen Pfahlbau gegen die Barbaren aufgeführt habe. Aus diesen gegebenen Daten wird eine

Digitized by

künftige historische Combination, für welche es noch zu früh ist, die Geschichte des germanischen Grenzwalles zu reconstruiren haben.

IV.

Zwei Mal war, wie allbekannt, schon Cäsar über den Rhein gegangen, um das vor den Einfällen der Germanen stets unsichere linke Ufer des Flusses, besonders an seinem unteren und mittleren Laufe zu pacificiren, wenn auch ohne das rechte dauernd zu occupiren. Zuerst geschah dies wahrscheinlich in der Gegend von Xanten, den Castra Vetera oder dem alten Standorte des römischen Heeres in Germanien; nachher irgendwo zwischen Coblenz und Andernach. Sicherlich ist Cäsar beide Male bis zum Rhein, wie überall auch in Gallien, auf den alten Verbindungswegen vorgedrungen, welche er vorfand. Sie bildeten die natürliche Grundlage, deren sich seine Ingenieure bedienen konnten, um seine berühmten blitzschnellen Märsche zu ermöglichen. Diese Straßenzüge, sicherlich meist die durch die Natur selbst vorgezeichneten kürzesten Verbindungslinien, wie wir sie im Kleinen in jedem Feldweg sich bilden sehen, sind aus sehr begreiflichen Gründen in der Regel immer in Gebrauch geblieben und bildeten den Kern des späteren römischen Straßennetzes. Hieraus erhellt die Wichtigkeit der Ermittelung dieses Straßennetzes für die gesammte Geschichte der Provinz, auch da, wo nicht, wie in Italien und anderswo, Meilensteine mit Inschriften das Datum der Anlage der einzelnen Straßen sicher bezeugen. In den Rheinlanden haben sich vor die Regierung Trajan's fallende Meilensteine überhaupt bisher nicht gefunden. Es ist eine Aufgabe, ähnlich derjenigen der Erforschung der Limeslinie, und eine Anzahl von werthvollen Vorarbeiten für ihre Lösung, besonders von dem schon genannten Oberstlieutenant F. W. Schmidt herrührend, liegen vor. Gegenwärtig ist der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn bemüht, die vorhandenen Vorarbeiten zu vervollständigen und so die Gesammtaufgabe ihrer Lösung entgegen zu führen. Im Einzelnen wird bis dahin Manches unsicher bleiben. Die Hauptlinien aber stehen fest, und ihre Kenntniß ist auch für die uns hier beschäftigende Frage von Wichtigkeit.

Auf der uralten Straße von Trier nach Andernach wird Cäsar vorgedrungen sein, als er aus dem Lande der Treverer im Jahre 53 v. Chr. über den Rhein in das der Ubier ging, um von hier aus die Sueben anzugreifen. Dieses unterblieb zwar, aus Gründen, die des Sängers Höflichkeit verschweigt. Cäsar schiebt bekanntlich an dieser Stelle seines Berichtes den berühmten Excurs über die Sitten der Gallier und der Germanen ein, um den schnellen Rückzug etwas zu verhüllen. Allein schon ehe er über seine Brücke zurückging und sie abbrach (nur einen Theil derselben ließ er stehen), hatte er drüben im Ubierland ein festes Lager schlagen lassen. Gewiß haben alle späteren Versuche der Römer, von diesen Gegenden aus über den Rhein hinaus nach Osten vorzudringen, dieselben Wege eingeschlagen und die schon vorhandenen Anlagen benutzt. In dem Andernach gegenüber liegenden Thalkessel von Neuwied, und westlich von der Stadt, liegt das, dem Umfange nach, größte aller bisher am Rhein gefundenen römischen Castelle, das Castell von Niederbiber. Leicht mag es auch eines der

Digitized by

mehr als fünfzig Castelle gewesen sein, welche Drusus am Rheinufer angelegt haben soll; sicher ist es bis gegen das letzte Drittel des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, wie die daselbst gefundenen inschriftlichen Denkmäler beweisen, das Standquartier einer starken römischen Garnison geblieben. Wenig später wurde die römische Occupation jener rechtsrheinischen Gebiete definitiv aufgegeben. Den alten Namen des Castells von Niederbiber kennen wir nicht (man hat ihm gänzlich unbegründeter Weise neuerdings den Namen Victoria Novianorum geben wollen, den es sicher nie geführt hat); auch ist es noch niemals vollständig ausgegraben worden. Im Osten und Norden davon, gegen Rengsdorf, und in ziemlicher Ausdehnung an den südlichen Abhängen des Westerwaldes, hat neuerdings besonders Herr von Cohausen die vollständige Limesanlage nachgewiesen. Nur die unmittelbare Verbindung mit dem Stück jenseit der Lahn, und ebenso die nördliche Fortsetzung desselben, ist noch nicht durchweg aufgefunden worden. Aber da auch östlich und südöstlich von Linz und bei Unkel deutliche Reste des Limes bemerkt worden sind, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir hier ein Stück Fortsetzung, oder möglicher Weise einen älteren Anfang der gleichen Grenzumwallung vor uns haben, welche wir in der oberen germanischen Provinz kennen lernten. Also auch die untere Provinz sollte einmal, wahrscheinlich in unmittelbarem Anschluß an die obere, in zusammenhängender Weise gegen Osten abgeschlossen werden. Da die Verbindung dieses Limes nach Süden hin als sicher betrachtet werden kann, so wird sie auch weiter nach Norden hin, zunächst bis zur Sieg, nicht gefehlt haben. Es kann unmöglich schwer fallen, sobald es ernstlich gewollt und nach der bewährten Methode Rossel's und Cohausen's in Angriff genommen wird, durch eine sorgfältige topographische Aufnahme für diesen Terrainabschnitt die Continuität der Limesanlage festzustellen. Die Aufgabe muß nur erst gestellt werden, so wird sich auch ihre Lösung finden.

V.

Den Bahnen, welche Cäsar bei seinem ersten Rheinübergang, im Jahr 55 v. Chr., gegen die Sugambrer eingeschlagen hatte, sind unzweifelhaft die Feldherren der augustischen Zeit, Agrippa, Drusus, Tiberius und ihre Nachfolger, so gut gefolgt, wie sie es an jener späteren Uebergangsstelle thaten. In den Thälern der Ruhr und Lippe hat man ebenfalls längst die Spuren von Straßen und Verschanzungen verfolgt, welche von ungezählten Feldzügen in jenen Gegenden noch übrig sind. Nach dem Vorgang des Generals von Müffling und des schon öfter genannten Oberstlieutenant Schmidt hat in jüngster Zeit besonders ein junger westfälischer Officier, L. Hölzermann, diese Untersuchungen mit vorurtheilsfreiem Blick und umfassender Sachkenntniß gefördert. Besonders die schwierige Unterscheidung der späteren sächsischen und fränkischen Anlagen von den älteren römischen ist durch ihn, ähnlich wie im vorigen Jahrhundert durch den General Roy für England und Schottland, auf festere Kriterien als bisher zurückgeführt worden. Er fand den Heldentod bei Wörth an der Spitze seiner Compagnie; seine Arbeiten sind im Jahre 1878, auf Kosten des Staats gedruckt,

Digitized by

veröffentlicht worden. Wie weit die vielbesprochenen Fragen nach der Lage der Castelle Arbalo und Aliso, nach dem Ort der Varusschlacht und der von Idisiaviso, durch solche Forschungen ihrer Beantwortung näher geführt worden sind, will ich hier nicht untersuchen. Nach der noch immer im Steigen begriffenen Flut der Specialliteratur über diese Gegenstände erscheint es fraglich, ob sie jemals eine endgültige Beantwortung finden werden. Soviel aber haben seine Forschungen ergeben, daß Spaten und Axt auch hier zu jeder Zeit die wirkungsvollsten Helfer des Eroberers der Provinz gewesen sind, welche, ohne daß damit des Arminius und des Marbod wolverdientem Ruhme Eintrag geschehen soll, doch, zu großem Theile wenigstens, die Unfähigkeit und die strafbare Sorglosigkeit der Officiere vom Schlage des Varus dem Reiche verlor. Auch des Germanicus von Xanten und Köln, dem Hauptquartier des Heeres von Untergermanien, aus umsichtig unternommener Versuch, die verlorene Provinz wieder zu gewinnen, schlug im Wesentlichen die schon von Cäsar gewiesenen Wege ein. In dem Castell von Niederbiber sind Reste eines silbernen Cohortenzeichens gefunden worden, auf deren einem höchst wahrscheinlich Germanicus (es ist eines der üblichen runden Schildchen, wie sie Truppentheilen als Auszeichnung verliehen und an die Fahnenstangen befestigt wurden) dargestellt ist als Triumphator über die Germanen. Die Porträtähnlichkeit ist, wie so oft, nicht zweifellos, so daß man auch an Augustus oder Tiberius gedacht hat; auf alle Fälle ist kein späterer Kaiser gemeint. Möglich, daß Germanicus zuerst es unternahm, zwischen der oberen und der unteren Provinz eine feste Verbindung herzustellen, welche vielleicht nur in Folge des Zurückziehens aller römischen Garnisonen vom rechten Ufer des Niederrheins unter Claudius nicht zur Vollendung gekommen ist. Ob dann nach Domitian's und seiner beiden nächsten Nachfolger erfolgreichen Bemühungen, die obere Provinz durch eine zusammenhängende Grenzwehr gegen die Barbaren zu schützen, eine Wiederaufnahme ähnlicher Arbeiten auch für die untere, etwa von der Sieg abwärts, stattgefunden habe, das werden uns vielleicht einmal genaue Untersuchungen des Bodens lehren.

Inzwischen haben lange Jahre hindurch mit der größten Ausdauer fortgesetzte Nachforschungen des Professor Jacob Schneider in Düsseldorf gezeigt, daß, abgesehen von den Straßenzügen und den mit ihnen in Verbindung stehenden und zu vorübergehendem Zweck errichteten Befestigungen, mehr oder weniger parallel mit dem rechten Ufer des Rheines — oft mit dem seines alten, nicht des jetzigen Bettes — und in wechselnden Abständen, bald nah, bald weit, östlich bis nach Westfalen hinein (z. B. noch über die Gegend von Duisburg hinaus und im Bergischen bei Merkenich und Solingen), ein ausgedehntes System von Wällen und Gräben bestand. Es zeigt dasselbe zwar nicht den gleichen einheitlichen Charakter, wie die Limesanlage der oberen Provinz; auch läßt sich vor der Hand über das Alter und die Bestimmung der einzelnen Theile desselben noch keineswegs mit Sicherheit urtheilen. Aber es ist wenigstens als nicht unwahrscheinlich zu bezeichnen, daß von den Feldzügen des Germanicus an die römischen Heerführer auch dort zu dem bewährten Mittel der dauernden und zusammenhängenden Offensivbefestigung gegriffen, und auf diese Weise die Elemente geschaffen haben zu einem künftigen Limes, welcher sich fast von den

Digitized by Google

Mündungen des Rheins beginnend bis an das Ruhr- und Wupperthal erstreckte oder erstrecken sollte. Nur das vorletzte Schlußstück desselben zur Verbindung mit dem Limes der südlichen Provinz fehlt bis jetzt. Das Gebiet ungefähr zwischen Sieg und Ruhr, hat, wie gesagt, bis jetzt noch keine Spuren solcher Anlagen erkennen lassen. Freilich sind solche Spuren auch in jenen dicht bevölkerten Gegenden mit ihrem in kleine Höfe getheilten Grundbesitz und ihrer intensiven Cultur besonders schwierig aufzufinden und zu verfolgen. Dazu kommt, daß der Genius Loci bis jetzt wenigstens dem Forschungseifer nach dieser Seite hin nicht günstig gewesen zu sein scheint. Hier sind es also die ortskundigen Angesessenen, auf deren Wissen und Erinnern, auf deren Hingabe und Verständniß die Lösung der auf den Limes bezüglichen Fragen angewiesen ist; gelehrte Wanderer gelangen wol nur selten in diese Bezirke.

So sind wir an den Schluß unserer Wanderung längs der römischen Grenzen Germaniens von der Donau bei Regensburg bis fast zu den Mündungen des Rheines gelangt. Was man von den zum Schutze dieser Grenzen einst von den Römern angelegten gewaltigen Werken genau kennt, ist, wie sich ergeben hat, sehr wenig im Vergleich zu dem nur im Allgemeinen oder gar nicht Gewußten. Daß es an sich der Mühe werth sei, auch für diese Dinge an die Stelle der falschen und unsicheren Vorstellungen richtige und sichere Erkenntniß zu setzen, bedarf keines Nachweises. Die Bedeutung der germanischen Provinzen, in welchen, wie schon gesagt wurde, die größte Militärmacht des gesammten Alterthums versammelt war, acht Legionen mit allem Zubehör, ein Heer von zu Zeiten gewiß weit über hunderttausend Kriegern (auch für die heutigen, unendlich gesteigerten Anforderungen eine respectable, für das Alterthum eine enorme Kopfzahl), ihr Einfluß auf die Geschicke der Weltmonarchie kann kaum überschätzt werden. Für die früheren Jahrhunderte der deutschen Geschichte gibt es nichts Folgenreicheres, als die tiefgreifenden, sogar den Boden des Landes selbst umgestaltenden, Eroberungs- und Verwaltungsformen, deren die römischen Herrscher sich bedient haben. Von einem Theile derselben dem geneigten Leser eine Anschauung zu geben, und auf diese Weise ihn in den Stand setzen, an den begonnenen und in rüstigem Fortgange begriffenen antiquarischen Forschungen über den Zustand, in welchem sich die reichsten und schönsten Gaue unserer Heimath im dämmernden Frühlicht ihrer Geschichte befunden haben, selbstthätig, sammelnd und beobachtend, prüfend und forschend, theilzunehmen, das war die anziehende Aufgabe der vorstehenden Mittheilung. Möge es ihr an dem gewünschten Erfolge nicht fehlen.

Digitized by Google

Die Hawaiischen Inseln.

Blätter aus dem Reisetagebuch
von
Dr. **Ernst Boehr**, Marine-Stabsarzt[1]).

I.

Wir hatten Japan am 7. April 1875 verlassen, um unsere Heimreise um Kap Hoorn anzutreten, eine Strecke von 24—26,000 Seemeilen. Der Anfang der Reise war unangenehm, das Wetter ununterbrochen regnerisch und kalt, Oberdeck und Batteriedeck standen beständig voll Wasser und in den unteren Schiffsräumen herrschte, der mangelnden Ventilation wegen, eine entsetzliche Luft. Ich fühlte mich besonders unbehaglich. Ich war schon seit 3 Wochen an Fieber krank und steckte nur stundenweise, einer Schnecke vergleichbar, die Fühler aus meiner Burg heraus, um sie dann bald, durch die umgebenden Außenverhältnisse ungemüthlich berührt, wieder einzuziehen. Ein Schiff ist nur für gesunde Menschen; für einen Kranken wird es zu einem fatalen Aufenthaltsort. Zum Glück liefen wir bei dem kräftigen Westwind schnell unsere Länge bis Honolulu ab, passirten am 19. April den 180.°, also von dem Far East in den Far West, wobei wir, um mit der Zeitrechnung der übrigen civilisirten Welt in Einklang zu bleiben, einen Tag einschieben mußten; also den 19. April zweimal verlebten. Auf 170° W. fingen wir an, südlich zu gehen; bald wurde es wärmer und am Mittag des 30. April bekamen wir einzelne Inseln der unter 19—22° N. und 155—160° W. gelegenen Hawaiischen Gruppen in Sicht.

Unser Ziel war die Insel Oahu mit dem an ihrer Südseite gelegenen Hafen Honolulu. Der Anblick dieser Insel enttäuschte mich einigermaßen. Ich wähnte, alle Südseeinseln so bewaldet, so grün wie die einzelnen Fidschi's und Samoa's, die wir im vorigen Jahre besucht hatten. Oahu zeigte sich ganz waldlos, mit schroffen vulkanischen Erhebungen, von denen eine geneigte, mit Wiesengrund bedeckte Ebene sanft gegen das Meer abfiel. Vor uns lag ein kahler,

[1]) Herr Dr. Boehr besuchte die Hawaiischen Inseln als Marine-Stabsarzt an Bord Sr. Maj. Kriegscorvette „Arcona", über deren Weltfahrt wir aus derselben Feder bereits in früheren Bänden der „Deutschen Rundschau" Mittheilungen brachten. Man vergl. Bd. I, S. 380 ff., und Bd. VI, S. 426 ff. Auch obiger Aufsatz ist während der Reise der „Arcona" (1875) geschrieben und uns zur Veröffentlichung übergeben worden.

Die Red. der „Deutschen Rundschau".

Digitized by Google

gegen uns zu etwas gesenkter Vulkankegel, in dessen eingestürzten Kraterrand wir ein wenig einblicken konnten. Er bildet ein vorspringendes Kap, hinter dem Honolulu liegt und wird Diamond-head genannt. Nach seiner Umsegelung lag die südliche Seite Oahu's vor uns, die einen ähnlichen Anblick gewährt, wie die zuerst von uns wahrgenommene westliche. Nichts von den üppigen Tropenwäldern Samoa's; am Strande nur ein paar verkümmerte Cocuspalmen, als wollten sie uns leise an ihre üppigen Schwestern erinnern, die auf den südlichen Südseeinseln rings den Strand säumen. Mäßig hohe, zum Theil in Wolken verhüllte Bergkämme schlossen auch hier das Bild ab; zwei hübsch bewaldete Thäler zogen sich in diese Berge hinein, die wenigstens einige lohnende Spaziergänge versprachen. Von den Bergen senkte sich auch hier das Land sehr allmälig in einer etwas kahl und gelb erscheinenden Ebene gegen das blaue Meer. Nah vor uns tauchten, ganz in Grün versteckt, die kleinen Kirchen und weißen Häuser Honolulu's auf, das in dem sonst ziemlich eintönigen Landschaftsbilde einen ungemein freundlichen Eindruck machte. Ein Korallenriff umgibt hier rings den Strand, zwischen sich und letzterem ein kleines tiefes Becken freilassend, in das man durch eine sehr enge Spalte des Riffes hineingelangt und das, allseitig geschützt, einen so vorzüglichen Hafen bildet, daß eben hier die Stadt Honolulu entstand. Bald waren wir in den kleinen Hafen hineingedampft und befanden uns nicht bei, sondern eigentlich schon in Honolulu, da straßenartige Dämme sich in den Hafen, bis in unsere nächste Nähe, erstreckten, während hinter uns, auf einzelnen inselartigen trockenen Stellen des Riffes, sich gleichfalls einzelne Häuser befanden. Dicht neben uns lag die amerikanische Fregatte „Pencakola", ein Schiff von gleicher Bauart und Größe wie die „Arcona", so daß durch zwei so große Kriegsschiffe der Hafen schon voll erschien, wenn auch noch unzählige andere Schiffe Platz gehabt hätten.

Am nächsten Morgen begab ich mich an Land und miethete mich, meiner Gesundheit wegen, in dem dortigen großen amerikanischen Hawaian-Hôtel ein, wo ich in einer Art Gartenvilla ein schönes Zimmer erhielt und mich in dem herrlichen Klima und dem Comfort einer den Tropen angepaßten bequemen Häuslichkeit, — Comfort namentlich was das wol 2 Meter breite, mit Muskitonetz überwölbte Bett anbetraf — schnell erholte. Den wahren Sinn, das richtige Verständniß für den Reiz derartiger Dinge hat, glaube ich, nur ein Marineofficier; der Landbewohner vermag sie nicht voll zu schätzen. Das Hôtel selbst, ganz in einem reizenden, tropischen Garten gelegen, hübsch gebaut und wie Dornröschen's Schloß an der Vorderfront von Rankengewächsen ganz verhüllt, gewährte einen wunderhübschen Aufenthaltsort, namentlich in den prachtvollen Abendstunden, in denen ich auch oft Besuch von Bordkameraden empfing. Weniger zu loben war die Verpflegung. Zu allen Mahlzeiten, selbst zum Morgenkaffee, versammelte man sich in dem großen Speisesaal, um dort, nach echt amerikanischer Sitte, hastig und ohne viel Conversation das Essen abzuthun, als ob der Zeitverlust des Essens wer weiß wie kostspielig, als ob er gar nicht kurz genug bemessen sein könnte. Dabei waren all' die Tischgenossen gar nicht einmal Geschäftsleute, es waren meist Damen; junge Mädchen und junge Frauen, die theils hier zur Erholung weilten, theils als Gattinnen den Officieren der „Pencakola"

Digitized by Google

gefolgt waren. Wein trinkt Niemand bei diesen eiligen Luncheons und Dinners, auch die Herren nicht, nur Thee, Kaffee oder Milch mit Eiswasser. Ich machte mit meiner Flasche Rothwein, an der ich zwei bis drei Tage zu trinken pflegte, den Eindruck eines deutschen Trunkenboldes. Die Speisestunde, in Deutschland die Stunde behaglicher Ruhe, die eines belebenden Gedankenaustausches, ist nach amerikanischem Brauch nur dem rein animalen Proceß der Nahrungsaufnahme gewidmet.

Honolulu selbst muß auf Jeden, der auch nur einige Zeit hier verweilt, einen unendlich angenehmen Eindruck machen. Es ist ein kleines Paradies, ein glücklicher Fleck Erde, auf dem ich gern für immer verweilen möchte. Während rings umher das Land eigentlich öde und kahl, ist Honolulu ein einziger, wunderbar grüner, tropischer Garten. Man denke sich einen ganzen Ort gebaut (wie etwa die Thiergartenstraße in Berlin oder noch mehr die Straßen der Uhlenhorst in Hamburg) aus lauter einzelnen Villen, deren jede in einem Garten von Palmen, Bananen, Feigen und anderen malerischen Tropenbäumen steht, so hat man ein ungefähres Bild Honolulu's. Ein, zwei kleine Straßen, in deren einstöckigen Häusern sich die Läden des Ortes, die Schnittwaaren-, Manufactur-, Colonial-, Photographen- und Doctor-Shops befinden; sonst nur Gartenstraßen. Wie reizend die meisten Europäer hier wohnen, kann man sich ausmalen. Ein zierliches, dem Tropenklima angepaßtes Haus, innen comfortabel eingerichtet; einige Wagen- oder Reitpferde; im Hause Badeeinrichtungen; materiell das beste Leben, da alle Lebensmittel hier gut und billig zu haben sind; ein angenehmer gesellschaftlicher Ton unter der first-rate-Gesellschaft; das ganze Jahr hindurch ein herrliches, ganz gleichmäßiges Klima — was kann der Mensch mehr verlangen? Dazu ganz directe Dampferverbindung mit St. Francisco, die Postentfernung von Europa nur vier Wochen und politische Zustände so behaglich, ja — mit unseren Augen angesehen — so utopisch, wie sie eben nur noch in einem so kleinen entlegenen Inselreich existiren können.

Die Hawaiischen Inseln stehen bekanntlich unter der Regierung eines eingeborenen Königthums und erfreuen sich, neben politischer Selbständigkeit, einer der liberalsten Verfassungen und der vorzüglichsten Einrichtungen. Da die Meisten wol von der Existenz dieses Königreichs Hawai wenig Ahnung haben, — ging es mir selber doch vor meiner Reise nicht viel besser — so will ich hier einen kurzen Ueberblick der Geschichte dieses interessanten Südseestammes geben, der bis in die so überraschende Gegenwart einführen wird [1]).

II.

Die Hawaiischen Inseln, von Cook nach dem englischen Lordadmiral Sandwich Islands genannt, ein jetzt ganz veralteter Name, sind wol eines der vulkanischsten Länder der Erde. Aus der Tiefe des Oceans hoben sich hier die gewaltigen Kegel in die Höhe, um in weiten Kratern ihren feurigen Inhalt

[1]) Vortrefflich ist Jarves' „History of the Hawaiian Islands"; nicht genug zu warnen aber vor den von den Missionären unter dem Titel „Hawaiian Histories" ausgehenden Geschichtsfälschungen. Ersterem Werke bin ich bei meiner Darstellung gefolgt.

Digitized by

auszuspeien. Auf der größten der Inseln, der am meisten östlich gelegenen, Hawai, befinden sich jetzt noch die drei größten thätigen Vulkane der Erde, der Mauna Loa (15,000'), der Mauna Kea (14,000') und der Kilauea (4000'); letzterer der weitaus großartigste Krater, den je die Welt gesehen. Die zweite Insel, Maui, hat zwei mächtige erloschene Vulkane. Die übrigen, Molokai, Oahu (unsere), Kauai, haben alle mehrere erloschene Kraterschlünde, zwei davon dicht bei Honolulu. Der eine, gerade hinter der Stadt, einen prächtigen Ueberblick über das grüne Paradies, Hafen und Meer gewährend, heißt die Punchbowle, von seiner napfförmigen Kratervertiefung, der andere, schon erwähnte, Diamond head. Der Boden der Inseln besteht zumeist nur aus verwitterter Lava, einer röthlichen, sehr festen, absolut nicht staubenden Erde, für Pflanzenwuchs ungemein geeignet, wenn ihr nur die nöthige Menge Wassers zugeführt wird. Da hierzu die Arbeitskraft fehlt, so liegt eben der größte Theil des Landes brach, höchstens als Weideland für das üppig hier gedeihende Vieh aller Art verwandt, während es, urbar gemacht und gehörig bewässert, wol als Culturland den zehnfachen Werth hätte. Hawai selbst, die größte Insel, mit ihren drei mächtigen Vulkanen, soll noch üppige Wälder haben; die übrigen Inseln sind kahler. Die Gruppe wird Jahr aus Jahr ein von dem kräftig wehenden Nordostpassat bestrichen und dadurch das Klima, das hier, an der Grenze der Tropen, an sich schon nicht zu heiß ist, das ganze Jahr hindurch zu einem so gleichmäßigen, so milden, daß man es in der That als Normalklima, als das dem menschlichen Organismus zusagendste, erklären kann. Noch gleichmäßiger, noch weniger heiß, als das ähnliche Madeira, ist denn auch Honolulu sein westlicher Concurrent, die Luftcur- und Erholungsstation für Nordamerika und verdient diesen Ruf mit allem Recht. Die mittlere Temperatur beträgt 24,5°—26,5° C., der größte Wechsel, der an einem Tage stattfinden kann, 6,5° C., die höchste überhaupt hier beobachtete Temperatur 30,5° C., die niedrigste 16° C. In den Monaten October bis März regnet es häufig, von April bis September soll es trocken sein. Wir hatten allerdings im Mai viel Regen, da an den Bergen eigentlich beständig Wolken hingen. Doch sind die Spuren, selbst heftiger Güsse, bald getilgt, da der Boden äußerst imbibitionsfähig ist. Die Morgen und Abende waren geradezu entzückend, namentlich die letzteren. All' die phantastischen Formen der Tropengewächse nahmen dann in der Dunkelheit noch fremdartigere, märchenhaftere Gestalten an, wunderbare Düfte erfüllten die reine klare Luft, die mich schmeichelnd weich und warm umfing. Stundenlang konnte ich in diesen Umgebungen sitzen und träumen, bis die Schar der Muskitos zu dreist wurde und ich unter mein schützendes Zelt kroch.

Die Vegetation Hawai's ist keine eigentlich tropische, obgleich alle Tropenpflanzen hier fortkommen. Von der eingeborenen Flora konnte ich in und bei Honolulu wenig sehen, hier war Alles Kunstproduct; nur eine mit schwarzen Lavablöcken übersäete und mit großen grauen Cacteen bestandene Ebene machte mir noch einen urwüchsigen Eindruck. Im Allgemeinen finden sich alle Bäume und Sträucher der übrigen Südseeinseln hier, die Cocuspalme und andere der direct heißen Zone angehörige vielleicht in etwas weniger kräftigem Zustand, als auf den tropischen Samoas. Hauptculturpflanze der Eingeborenen war von

Digitized by Google

Alters her und ist noch immer die Taro, auf deren Bau und Zubereitung ich noch zurückkomme.

Die Bewohner dieser interessanten Inselgruppe gleichen äußerlich den Samoanern ungemein; große, mittelbraune, schöne, auffallend schlanke, elegant gewachsene Gestalten, fast noch graziöser und gefälliger als die ersteren, aber von Gesichtsbildung entschieden nicht so hübsch. Offene Gesichter mit breiten Backenknochen, nicht sehr schöne Nasen, dicke, doch keineswegs etwa negerartige Lippen, langes, schlichtes, schwarzes Haar. Also das Bild des polynesischen Stammes, als zu dem gehörig sie auch ihre Sprache charakterisirt, die von denen der anderen Oceanier, der Maoris auf Neuseeland, der Tonga-, Samoa-, Tahiti-Bewohner ꝛc. nur durch dialektische Verschiedenheiten abweicht. Die Sprache ist äußerst einfach, besteht nur aus den fünf Vocalen und sieben Consonanten H, K, L, M, N, T, W, wo jedoch für K T (ganz wie in Samoa), für L R oder D eintreten kann. Sie sprechen z. B. Honolulu oder Honoruru, dem Einen tönt es mehr so, dem Anderen mehr so. Natürlich ist bei den wenigen Consonanten die Sprache sehr vocalreich; oft folgen vier einzeln ausgesprochene Vocale auf einander und das Ganze klingt, namentlich gesungen, ungemein wohltönend. Außer gleicher Körperbildung und Sprache, welche letztere eben nur durch viele Jahrhunderte lange Trennung auf jeder der Inselgruppen modificirt worden ist, weisen auch direct alte Volkssagen und Gesänge auf einen Verkehr, einen Ausgang von den südlicheren Gruppen, Tahiti oder Samoa, hin. Wie bei allen der Schriftkunst unkundigen Völkern, wurden solche alte Gesänge in bestimmten Familien oder Kasten durch mündliche Tradition bewahrt und sind jedenfalls uralt. Diese alten Sagen zählen ferner siebenundsiebenzig Generationen einheimischer Könige mit Namen auf, was, wenn solchen Ueberlieferungen nur ganz annähernd zu trauen ist, immerhin eine Zeitdauer länger als unsere jetzige Zeitrechnung für das Hausen der jetzigen Bewohner auf den Inseln ergeben würde. Es ist nicht undenkbar, daß Eingeborene in ihren kleinen Kanoes so weite, 2000 Seemeilen und mehr betragende Reisen ausführten, wie eine solche von Tahiti nach Hawai gewesen sein muß; die historische Zeit liefert dafür mannigfache Beweise, da verschlagene Kanoes mit Männern, Weibern, Kindern nach langen Irrfahrten auf dem Ocean plötzlich auf der einen oder anderen weit entfernten Gruppe Polynesiens landeten. Sind doch selbst japanische Dschunken mehrmals schon bis nach Hawai verschlagen worden. Von Europäern zuerst besucht sind die Inseln wol im 16. Jahrhundert und zwar von den Spaniern auf ihren Fahrten zwischen Manila und Centralamerika. Vieles spricht für eine stattgefundene Entdeckung schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Jedenfalls aber war diese Kunde von den gewinnsüchtigen ersten Entdeckern geheim gehalten worden und ist später ganz verloren gegangen. So war es denn Cook im Jahre 1778, der diese Inseln gleichsam aus der Tiefe des blauen Oceans heraufzauberte und der hier im folgenden Jahre so kläglich sein glorreiches Leben beschließen sollte. Die Eingeborenen staunten verwundert die fremden großen Schiffe an, die sie für Inseln mit Palmen ansahen; Cook selbst hielten sie für ihren Gott Lono, seine Leute für götterähnliche Wesen und brachten ihnen als Spende Alles, was sie hatten, Schweine, Früchte, Geräthschaften. Als Gegengeschenke empfingen sie

Digitized by

werthlose Spielsachen und einiges alte Eisen. Letzteres war bald der Hauptgegenstand ihres lebhaftesten Verlangens, nachdem sie schnell seinen Werth erkannt hatten, und bildete in der ersten Zeit nach der Entdeckung das wesentliche Tauschmittel beim Handel. Cook und seine göttergleichen Leute ließen es sich auf Hawai wohl sein und pflegten sich hier nach den Entbehrungen der weiten Seetouren, so lange, bis die Vorräthe des armen Volkes anfingen, auf die Neige zu gehen, und auch hier der materielle Punkt der wurde, der selbst einen Götterbesuch lästig macht. Aus der Mißstimmung entstanden Feindseligkeiten; es kam zu einem Conflict; Cook ging, um denselben beizulegen, an Land, wurde darin verwickelt; heftig, wie er war, feuerte er seine Pistolen ab und ward erschlagen. Viele Jahre darnach getraute sich Niemand mehr, die Inseln zu besuchen; die Hawaier waren durch Cook's Tod in den Ruf gräßlichster Wildheit gekommen. Wenn sie denselben nun auch in solchem Maße nicht verdienten, so hatten doch andererseits ihre Zustände vor der Berührung mit der civilisirten Welt wenig von der damals in Rousseau'schen Gemüthern erträumten Sitteneinfalt der Naturkinder der Südsee an sich. Jedem Volke, wenn es seßhaft geworden und einfach patriarchalisch-nomadische Zustände abgestreift hat, scheint eine despotische Knechtschaft unter dem kräftigsten Krieger als Herrscher, mit dem eine Priesterclasse Hand in Hand geht, eigenthümlich zu sein; und diese Erscheinung wiederholte sich auch hier auf den Hawaiischen Inseln. Die Gruppe war getheilt unter mehreren, in beständiger Fehde mit einander liegenden Königen, die absolut über Leben und Eigenthum ihrer Untergebenen schalteten. Unter ihnen standen ihre Häuptlinge, unter diesen wiederum kleinere Häuptlinge, ein jeder der unumschränkte Gebieter in seiner Machtsphäre, während der gemeine Mann ein besitzloser Sklave seines nächst höheren Zwingherrn war. Natürlich sorgten die so Privilegirten dafür, ihre Vorrechte sich erblich zu erhalten und immer nur aus der Zahl der ihnen Gleichstehenden ihre Weiber zu nehmen; und so entstand naturgemäß eine Geburtsaristokratie von einer Schroffheit und Exclusivität, die kaum ihres Gleichen in dem übercivilisirten Europa des 18. Jahrhunderts gehabt haben dürfte. Der König konnte als erste, rechtmäßige Gattin nur eine ihm gleich hoch stehende Häuptlingstochter heirathen; oft war das nur seine Schwester, die er denn auch ehelichte. Aus diesem Verfahren, welches hier peinlich genau eingehalten wurde, ist denn nach Darwin'scher Lehre vielleicht zu erklären, weswegen der Typus des Geschlechts der Häuptlinge ganz von dem des gemeinen Volkes abgeändert war, weswegen erstere durchschnittlich einen Kopf größer, viel schöner und kräftiger gestaltet waren, als das letztere, und sie selbst sich als besondere Rasse, die „Eries", von dem Volk der Hawaier, den „Kanakas", trennten.

Was der einfache despotische Wille des Herrn dem Kanaka an freier, individueller Regung etwa noch übrig ließ, das benahm ihm das Priesterthum mit seinem äußerst complicirten Tabu-System. Tausenderlei war „tabu", d. h. bei Todesstrafe verboten: das Haus des Häuptlings zu betreten, mit feuchtem Kopf ihm zu begegnen, sein Essen, sein Badewasser, wenn es vorbeigetragen wurde, zu erblicken und dergleichen Vorschriften mehr, welche dazu dienten, die grenzenlose Scheu des Sklaven vor seinem Herrn stets wach zu halten. Die Priester

Digitized by

bestimmten einzelne Tage als tabu, dann durfte sich Niemand außerhalb seiner Hütte blicken lassen; einzelne Orte waren tabu, ihnen durfte sich Niemand nähern. Einzelne Speisen waren tabu oder wurden es plötzlich auf Zeit, je nach der göttlichen Eingebung, die die Priester erhalten hatten. Den Frauen war es tabu, mit ihren Männern zusammen zu speisen; tabu war selbstverständlich jeder einem Gott angewiesene Tempelraum, die Person der Priester und Alles, was ihnen gehörte. Im Allgemeinen ein bequemes Mittel für die Häuptlinge, durch diese Priestergebote jedes ihnen im Wege stehende Individuum, bei der Minutiösität der Vorschriften und der Unmöglichkeit, sie alle zu befolgen, mit einem Schein von Recht zu beseitigen, waren diese tabus doch selbst ihnen unbequem und die einzige Beschränkung ihres absoluten Willens, der auch sie sich unweigerlich fügen mußten.

Ihre Religion bestand in der Anbetung von vier großen Göttern und zahllosen Halbgöttern. Ersteren errichteten sie Idole, roh aus Holz oder Stein geformt, zum Theil mit Menschenhaaren und Menschenzähnen verziert, die sie nicht als solche, nicht als rohe Fetische anbeteten — über diese Form menschlicher Religion waren sie schon hinaus — sondern, analog den Heiligenbildern der Katholiken, als Bilder ihrer Götter verehrten. Ihre Tempel waren offen, von einer Steinmauer umschlossen, zum Theil sehr ausgedehnte Räume. Von alle Dem ist Nichts mehr zu sehen. Die Missionare haben später in hergebrachtem Zelotismus alle Spuren des früheren Cultus vertilgt.

Ihre Sittenzustände müssen in der That zügellose gewesen sein. Wie der Häuptling mit dem Untergebenen, schaltete der Mensch mit dem Menschen schrankenlos, soweit er es eben ungestraft thun konnte. Raub, Mord waren an der Tagesordnung, Diebstahl so allgemein, daß die ersten Fremden darüber ganz außer sich geriethen. Jeder Mann hielt so viel Frauen, als ihm beliebte, und jagte sie nach Belieben wieder fort. Im Fall der Untreue konnte er sie tödten, doch war die Praxis darin wol nicht so streng, da der Verkehr der Geschlechter im Ganzen ein grenzenlos freier war. Eltern konnten ihre Kinder tödten, Frauen thaten dies aus selbstsüchtigen Motiven ungemein häufig; so häufig, daß man schon diesem Umstande die außerordentliche Abnahme der hawaiischen Race zuschreibt. Laster aller Art und Unterdrückung des Schwächeren wären vielleicht noch üblicher gewesen, wenn die Natur als Gegengewicht gegen so unerhörte Sittenanschauungen dem hawaiischen Volke nicht eine gewisse Mitgift von Gutherzigkeit gegeben hätte, die auch jetzt immer noch ein hervorstechender Zug ihres Charakters ist. Menschenopfer vor den Götterbildern fanden nach Anweisung der Priester bei allerhand Gelegenheiten reichlich statt. Cannibalismus dagegen hat auf den Inseln nicht existirt, gegen ihn war in dem rohen und unwissenden Volke doch schon ein sittliches Widerstreben erwacht. Ihre Kleidung, soweit sie überhaupt existirte, war die nämliche, wie die der Samoaner, ein Stück Zeug, aus Baumfasern, durch Klopfen der Blätter gewonnen und unterrockartig um die Lenden geschlungen. Daneben Tätowirungen und mancherlei Muschel- oder Blumenschmuck, für welch' letzteren die Kanakas jetzt noch eine ausgesprochene Neigung haben. Leider ist von all' diesen Curiositäten jetzt so gut wie Nichts mehr zu erlangen. Ihre Kunstfertigkeit war gering: Flechten von Matten,

Digitized by Google

Erbauen ziemlich einfacher viereckiger Hütten mit einigen Thür- und Fensteröffnungen, rohe Holzarbeiten, die sie allerdings nur mit Steininstrumenten ausführten, jedenfalls durchaus nichts Besonderes. Ihre Nahrung bestand und besteht noch immer, aus „Poi" und Fisch. Poi ist ein Brei, den der Eingeborene aus der Tarowurzel (Arum esculentum), einer großen, mehlig-fleischigen, stärkehaltigen Knolle, durch Rösten, Zerstampfen und nachheriges Gährenlassen gewinnt. Ich habe selbst etwas von diesem Brei genossen und er schmeckte mir — ich finde keinen anderen Vergleich dafür — wie sauergewordener Kleister.

Die Mahlzeiten der Hawaier werden, glaube ich, jetzt noch genau so gehalten, wie in alten Zeiten. In der Mitte steht in einem großen Napf aus harter Kürbisschale der Brei, Alles kauert umher und ißt ihn mit den Fingern aus der gemeinsamen Schüssel, ebenso die meist roh verzehrten Fische. Poi vertritt bei den Insulanern die Kartoffel unserer armen Leute, er ist das A und O jeder Mahlzeit; Fleisch genießen sie wenig. Die Cultur der Taro verlangt, ganz wie die des Reis, unter Wasser stehende Felder, daher Bewässerungsanlagen schon den alten Kanakas bekannt waren. Ihre Waffen mögen wol denen der anderen Südseevölker geglichen haben, waren vielleicht nur noch etwas roher; es war uns nicht möglich, irgend ein Stück noch zu Gesicht zu bekommen.

III.

So beschaffen ungefähr war das Volk, als die ersten europäischen Schiffe es betraten. Es gilt nun, kurz die Umstände anzugeben, die in weniger als einem Jahrhundert dieses so rohe, so tief stehende Volk zu einem cultivirten gemacht haben. Zu Cook's Zeit trat zuerst ein junger Häuptling auf der Insel Hawai auf, Kamehameha, ein ebenso kräftiger wie höchst intelligenter Mensch, der es verstand, durch eine Reihe glücklicher Kriege sich zum Alleinherrscher der ganzen Gruppe aufzuschwingen und dadurch endlich all' den blutigen, Land und Leute verzehrenden Kriegen ein Ende zu machen. Er war gescheit genug, den Vortheil zu begreifen, den ihm der Handelsverkehr mit den Weißen brachte, und er that daher Alles, was seine Allmacht nur vermochte, um den Weißen die Wege zu bahnen und Rechtsanschauungen, speciell über Mein und Dein bei seinen Unterthanen einzuführen, die überhaupt erst ein Verhältniß mit civilisirten Völkern ermöglichten. Er selbst nahm Weiße in seinen Dienst, und dadurch, sowie durch einen immer wachsenden Handel, da die Inseln als Tauschobject für europäische Waaren reichlich das kostbare Sandelholz lieferten, drangen mehr und mehr westländische Anschauungen in das Volk ein, die dem alten Tabusystem und den sonstigen wilden Sitten allmälig ein Ende machten. König Kamehameha I. (von 1780 bis 1819), der Gründer der späteren Königsdynastie, social und politisch der bedeutendste Reformator seines Volkes, hielt freilich noch zäh an der alten Religion fest und schützte sie mit aller Macht. Unter seinem Sohn Liholiho (Kamehameha II.) aber wurde bald das alte Tabusystem abgeschafft und die alten Götter entthront. Es ereignete sich hier die interessante Culturerscheinung, daß eine alte Religion absolut beseitigt wurde, ohne daß eine neue, scheinbar bessere dem Volke bekannt war. So boten sich die Inseln als ein dankbares Feld den Missionaren, die jetzt in Massen von Amerika nach Hawai

Digitized by

kamen und bald der Welt verkünden konnten, in kurzer Zeit, in kaum zehn Jahren, ein ganzes Volk von 130,000 Heiden bekehrt und zu Christen gemacht zu haben. Weit entfernt, den Missionaren ihre großen Verdienste, namentlich um Hebung des gesammten Volksunterrichtes und die dadurch veranlaßte Erziehung der jetzigen durchaus cultivirten Generation absprechen zu wollen, muß man doch jede weitergehende Behauptung, als ob sie allein es gewesen, denen Hawai seine jetzige Cultur und Bildung verdankt, entschieden zurückweisen. Vielmehr hat der Weltverkehr, hier wie überall, seine mächtig civilisatorische Thätigkeit vor den Missionaren entfaltet und Hawai in einen civilisirten Staat umgewandelt. Missionare allein, ohne Weltverkehr, werden nie civilisiren. Man muß dies auch in Hawai um so mehr betonen, als die amerikanischen Missionare es verstanden haben, eine vollkommene Priesterhierarchie dort einzuführen und jetzt noch Regierung und Volk so gänzlich beherrschen, daß ihr Wille in dem kleinen Staat immer noch fast allmächtig ist und sie sich auf das Hartnäckigste allen wesentlichen Neuerungen widersetzen. Es ist das zu bedauern und Hawai wird gut thun, sich der herrschsüchtigen Kaste möglichst bald zu entledigen, die auf Verdienste um das Land pocht, die ihr nicht zukommen. Unsere dortigen Landsleute klagten bitter über die bestehende geistliche Tyrannei. Es empört einen Deutschen geradezu, wenn man eine statistische Zusammenstellung der in einem Jahr in Hawai begangenen Verbrechen ansieht und dort als gleichwerthige Rechtsverletzungen nebeneinander aufgestellt findet: Mord, Raub, Ehebruch, Brandstiftung und — Sabbathschändung! Letzteres, wenn ein Arbeiter oder Matrose, der die ganze Woche schwer gearbeitet hat, sich am Sabbath etwas zu Gute thut und dann etwa auf der Straße singt, oder wenn er eine Partie Billard spielt und dgl. Zu solchen Ungeheuerlichkeiten führt der immer noch ungebrochene Einfluß der bibelfesten, im Uebrigen aber gänzlich ungebildeten Beglücker des hawaiischen Volkes.

Kamehameha II. hatte das Tabu abgeschafft, die Missionare gastlich aufgenommen und entwickelte bald das lebhafteste Interesse, das ferne Wunderland, aus dem so viel Neues und Besseres nach seinen Inseln komme, einmal selbst persönlich in Augenschein zu nehmen. So schiffte er sich denn mit seiner Gemahlin Kamamanu auf einem englischen Schiff ein und besuchte England im Jahre 1824, wo er mehrfach von Ministern und anderen Großwürdenträgern empfangen wurde, bald aber, mitsammt seiner Gemahlin an den Folgen des ungewohnten rauhen Klimas starb. Die Leichen wurden einbalsamirt, nach Hawai zurückgesandt und sind dort in kostbaren Särgen in dem Königs-Mausoleum beigesetzt. Es folgte Kamehameha III. von 1825 bis 1853, ein äußerst fähiger Regent, den das Volk der Kanakas noch jetzt den Pápa, den Vater des Volkes nennt. Er führte erst eigentlich die sociale und politische Reformation seines Volkes durch; er war es, der einen Stamm von nackten Wilden in ein Culturvolk verwandelt hat, das zwar nicht den Vergleich mit den Westländern, doch sehr wohl den mit anderen halbcivilisirten Völkern z. B. Siamesen, Abessyniern u. a. aushält. Kamehameha III. schuf das unabhängige Königreich Hawai, das, von den Hauptmächten anerkannt, unter seiner weisen Herrschaft Regierungsformen annahm, die jedem Staat zum Muster dienen können. Eine

Digitized by Google

äußerst freisinnige Verfassung, vorzügliche Verwaltung, eine gute Rechtspflege, eine Verwendung der mäßigen Steuern des Landes für wesentliche Verbesserungen, all' das zeichnet den kleinen Staat noch immer aus und schafft dem Kanaka wie dem hier angesiedelten Weißen ein angenehmes Dasein. Schwere Kämpfe um seine Existenz hatte der junge Staat zu bestehen. Franzosen und Engländer blickten lüstern nach den blühenden Eilanden und wiederholt erschienen ihre Kriegsschiffe vor Honolulu, um unter allerhand nichtigen Vorwänden das friedliche Reich zu brandschatzen und zu bedrohen. Die Franzosen kamen, angeblich um der katholischen Interessen willen und versuchten den Jesuiten Eingang in Hawai zu verschaffen. Noch deutlicher trat einmal die englische Regierung mit Annexionsgelüsten im Jahre 1841 auf. Kamehameha, auf's Aeußerste bedrängt, hatte bereits sein Reich der Krone Britanniens cedirt. Da rettete ihn die Eifersucht der Mächte unter einander, von denen keine die so günstig gelegene Gruppe der anderen gönnen wollte. Amerika intervenirte, schickte eine Fregatte hin und die britischen Schiffe zogen kleinlaut ab. Seitdem hat sich der hawaiische Staat mehr und mehr an Amerika angelehnt, das jetzt eine Art von Protectorat über die Inseln ausübt und sorgfältig darüber wacht, daß namentlich England sich hier nicht festsetzt und von hier aus die Westküste Amerika's bedroht. Kamehameha führte das Christenthum als Staatsreligion ein und schützte die puritanische Kirche gegen das Eindringen aller anderen Secten. Den Missionaren verdankte er seine Erziehung; sie blieben fortan seine vertrautesten Rathgeber. Als dieser König 1853 zu Grabe geleitet wurde, hatten sich 30,000 Kanakas, die halbe Bevölkerung der Inseln, zu der Feier versammelt. Es spricht sich darin noch eine Reminiscenz an alte Sitten aus. Starb früher der König, so war die Landestrauer eine allgemeine, wenn auch barbarische. Eine vorgeschriebene Anzahl von Menschen wurde den Göttern geopfert, laute Wehklagen schallten durch das Land, alle treuen Unterthanen des Verstorbenen schlugen sich die Vorderzähne ein und alles Gesetz war wochenlang aufgehoben, so daß ein wahres Chaos von Lastern herrschte; Mord, Raub, Unzucht, kurzum ungehindertste Entfaltung aller Leidenschaften. Wie hatte doch der Herrscher sein Volk veredelt, das jetzt nur zu Tausenden zusammenströmte, um still seiner Leiche zu folgen!

Nach ihm bestieg den Thron Kamehameha IV. (bis 1865), Gemahl der jetzt noch lebenden Königin-Wittwe Emma. Wir lernten diese Dame bei einer Visite kennen, die Commandant und Officiere der „Arcona" ihr machten. Sie ist eine „Half-cast", Tochter eines englischen Arztes Dr. Rook, und einer hohen Häuptlingsfrau, daher ihr hoher Rang, da nach Hawaiischen Begriffen immer nur die Mutter, nicht der Vater, den Rang und die Stellung der Nachkommen bestimmt. Früher muß sie sehr schön gewesen sein, denn selbst jetzt, weit in den Dreißigen, hat sie noch ein stattliches Aussehen. Sie hat längere Zeit in Europa zugebracht, spricht natürlich fertig englisch und ist überhaupt eine höchst feingebildete und liebenswürdige Dame. Mit der gegenwärtig regierenden Dynastie zerfallen, lebt sie sehr zurückgezogen in ihrer Villa in Honolulu, in Gesellschaft einer Anzahl junger Damen, theils Europäerinnen, theils Half-cast, die, wol mehr durch Freundschaft an sie gefesselt, doch eine Art Hofstaat bilden;

Digitized by

so auch bei Gelegenheit unserer Visite, wo sie beim Empfang in malerischer Gruppe um die Königin rangirt waren. Auch sie sprechen Alle fertig englisch und lassen in Nichts den Ton feiner Geselligkeit vermissen. Ich hatte Gelegenheit, zwei dieser Hofdamen auf der Villa eines mir befreundeten Deutschen kennen zu lernen. Beide waren Half-cast, die jüngere von ihnen ein reizend hübsches Mädchen, das die Schönheit beider Racen, der kaukasischen mit der oceanischen, in sich zu vereinigen schien; und ich muß gestehen, daß ich in Gesellschaft der Damen, die so munter und dabei so natürlich und liebenswürdig waren, einen sehr angenehmen Nachmittag verlebte. Uns, einem Kameraden und mir, Kränze aus Hawaiblumen um die Hüte nähen, uns im Essen des Poi unterrichten, kurz, sich uns ganz wie alten Bekannten zu geben, stand ihnen durchaus natürlich und fesselte ungemein. Wir versäumten nicht, unseren Damen am nächsten Tage Besuch zu machen und in ihrer Gesellschaft noch mehrere allerliebste Abende zuzubringen. — Aloha nui, lebe wohl, du hübsche Erinnerung! —

Auf Kamehameha IV. folgte 1865 sein Bruder Kamehameha V., der bis 1872 regierte. Ich muß hier hinzufügen, daß alle diese Könige wie ihre Hofhaltung, wie überhaupt alle Kanakas von hoher Geburt, eine Erziehung genossen haben, die sie selbstverständlich zu Mitgliedern der höheren Gesellschaft nach westländischen Begriffen macht. Sie sprechen perfect englisch, waren meist auch einige Zeit in Amerika und sind eben nur durch ihre braune Farbe von dem weißen Gentleman zu unterscheiden. Dasselbe gilt von ihren Damen, die sich mit aller Tournüre hoher Stände bewegen, dabei mit der den Hawaiern so eigenthümlichen Grazie.

Kamehameha V. starb kinderlos und ohne einen Nachfolger zu ernennen, wie es die Verfassung vorschreibt. Das Volk wählte darauf Lunalilo, den Prinzen von höchster Geburt zum König. Nach hawaischen Erbschaftsbegriffen soll er der weitaus höchste Häuptling gewesen sein, der die ganze Dynastie der Kamehamehas an hoher Geburt überragte. Er regierte nur kurze Zeit, von 1872 bis 1874, wo auch er kinderlos starb. Seine feierliche Bestattung gab zu einer Scene Anlaß, die noch zur Zeit unserer Anwesenheit in Honolulu besprochen ward. Der Sitte gemäß lag die Leiche feierlich ausgestellt auf dem gelben Königsmantel. Es ist dies ein Federmantel von unschätzbarem Werth, seit uralter Zeit der Königsschmuck bei dem hawaiischen Volk. Die Federn des langen, bis auf die Füße reichenden Mantels stammen von einem kleinen Vogel der Berge Hawai's her, der zwei gelbe $1^1/_2$" lange Federn besitzt. Nur diese werden zu dem Mantel genommen. Wie viele, viele Tausende dieser Vögel müssen daher gefangen werden, um die Federn zu einem Mantel zu liefern! Welch' unendliche Arbeit steckt allein in dem Befestigen der Federn auf dem feinen Bastflechtwerk, aus dem der Untergrund des Mantels besteht! Heut zu Tage könnte etwas Dergleichen gar nicht mehr gefertigt werden. Die Gleichmäßigkeit der Arbeit, die Schönheit der Federn soll diesen Mänteln ein wundersames Aussehen, einen goldigen Glanz verleihen. Die Anzahl der noch vorhandenen Mäntel ist gering, der Lunalilo's war weitaus der schönste. Als der Sarg geschlossen wurde, besprengte sein alter Vater Leiche und Mantel zugleich

Digitized by Google

mit einer stark desinficirenden Masse und vernichtete so das kostbare Kunstwerk in wenigen Augenblicken. Zu stolz auf seine und seines Sohnes hohe Geburt vernichtete er sein Werthvollstes, den königlichen Schmuck seiner Vorfahren lieber, als ihn von einem Anderen, niedriger Geborenen tragen zu lassen.

Auch Lunalilo starb kinderlos, im Mai 1874, auch er hatte keinen Nachfolger bestimmt. Die Thronfolge war zweifelhaft. Eine nicht unbedeutende Partei wünschte die Königin Emma als Herrscherin, und diese selbst betheiligte sich wol ziemlich lebhaft an den darauf gerichteten politischen Intriguen; die Mehrzahl der Deputirten aber gab ihre Stimme dem Prinzen Kalakaua, der seitdem das Scepter des Reiches führt. Auch er ist kinderlos, und da sein, zu seinem Nachfolger bestimmt gewesener Bruder, der Prinz Leleiohoku, inzwischen (1877) verstorben ist, so beruht jetzt die ganze Hoffnung des einheimischen Königsgeschlechtes auf den beiden Schwestern des Königs, deren eine an den Gouverneur von Oahu, die andere gleichfalls an einen Engländer verheirathet ist.

Unsere Beziehungen zu dem königlichen Hause waren folgende. Se. Maj. der König Kalakaua war bei unserer Ankunft gerade auf einem Besuch nach Hawai begriffen und wurde erst in einigen Wochen zurückerwartet. So gab denn Prinz Leleiohoku dem Commandanten und den Officieren Audienz und ließ sich dieselben vorstellen. Hernach erfolgte sein Besuch an Bord und einzelne Manoeuvres unserer Leute an Land vor ihm. Am 9. Mai kam König Kalakaua, der von dem Besuch der „Arcona" auf Hawai hörte, von seiner Reise zurück und ließ sich am folgenden Tage das Officiercorps vorstellen. Die Audienz fand in dem Empfangspavillon, einer einfachen, zu dem Zweck hergerichteten Villa statt. Der König war in großer Uniform mit dem breiten Bande und Stern des Kamehameha-Ordens und stand unter dem Thronhimmel, umgeben von seinen Ministern, Flügeladjutanten und höchsten Beamten, den Gouverneuren von Oahu und Hawai. Den Stuhl hinter ihm bedeckte als königliche Insignie ein großer Federmantel. Der Commandant hielt eine Ansprache, die der König erwiderte. Nach der Vorstellung folgte ein Frühstück, bei dem es sehr opulent herging. Am folgenden Tage kam der König an Bord und nahm die Parade der Leute ab. Dann folgte ein Frühstück in der Cajüte des Capitäns und darnach ein Exerciren der Mannschaft am Geschütz, wobei erst Lauffeuer aus sämmtlichen Batteriegeschützen und dann zwei Breitseiten mit Salutkartuschen abgegeben wurden. Als der König das Schiff verließ, wurde ihm der, Majestäten zustehende Salut zu Theil. Paradiren der Mannschaften auf den Raaen, 21 Schuß, Spielen der hawaiischen Nationalhymne u. s. w. Nachmittags exercirte unser Landungscorps vor dem König. Dank dem neuen Princip der Marine, wonach unsere Leute ganz im Infanteriedienst ausgebildet werden, machte ein solches Exerciren natürlich einen ganz anderen Eindruck als das der Seeleute anderer Nationen. Halb Honolulu, von dem Verlangen ergriffen den berühmten preußischen Infanteriedrill einmal anzusehen, hatte sich auf dem Platz eingefunden. Es war ein wirkliches Volksfest. Sogar die Schulen schienen frei zu haben. Da ich mich in Civil unter die Scharen der Zuschauer unerkannt mischen konnte, hatte ich volle Muße zu dergleichen Betrachtungen und amüsirte mich über manche Scene königlich; über die

Digitized by

Verzweiflung mancher Reiter, als die Landungsgeschütze zuerst losdonnerten und die Pferde in wilden Sätzen bei dem ungewohnten Schall über die Ebene sprengten, über die Panik der Kanakas, namentlich der Weiber, als eine Seitendecharge der Fußtruppen erfolgte und ein Schnellfeuer aus preußischen Zündnadeln mit Platzpatronen eröffnet wurde. Einer größeren Hoffeierlichkeit, einem Galadiner oder Ball, den Se. Majestät uns geben wollte, gingen wir leider aus dem Wege, da der Commandant, der Anwesenheit des Königs wegen, schon ein paar Tage seinem vorgeschriebenen Aufenthalt in Honolulu zugelegt hatte und nun, nach dem Austausch der allgemeinen internationalen Höflichkeitsbezeugungen, nicht länger mit der Abreise warten konnte.

König Kalakaua ist persönlich höchst liebenswürdig. Einen unserer Officiere, der als Seecadet auf der „Vineta" im Jahre 1866 Honolulu besucht und den damaligen jungen Prinzen, der mit Vorliebe mit deutschen jungen Leuten verkehrte, oft gesehen hatte, erkannte er bei der Vorstellung sofort wieder und begrüßte ihn freundschaftlichst. Für Deutschland interessirt er sich sehr lebhaft; ein Beweis dafür war der sofortige Abbruch seiner auf Wochen projectirten Reise, nur um das deutsche Schiff zu begrüßen und seine Exercitien mit anzusehen.

IV.

Wenn ich nun noch einmal kurz recapitulire, welches die Bedingungen waren, die diese Inseln in weniger als 60 Jahren nach ihrer Entdeckung in einen geordneten Staat verwandelt haben, so sind es vor allen Dingen zwei. Erstens die günstige Lage der Gruppe mitten zwischen Ostasien, Australien und Amerika, die ein massenhaftes Anlaufen seitens der Schiffe der verschiedensten Nationen herbeiführte. Mit dem Handel und Fremdenverkehr drang aber naturgemäß Civilisation in das vorher ganz rohe Volk, das, bei dem geringen Umfang der Inseln, natürlich an allen Punkten in den directesten Verkehr mit den Fremden kam. Der Handel bestand, wie gesagt, zuerst in dem massenhaften Export des kostbaren Sandelholzes, in dem Import europäischer Waaren, namentlich Waffen und Kriegsgeräth. Die Menge des Sandelholzes ging in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts zu Ende. Seitdem aber produciren die Inseln allerlei andere für den Welthandel nicht minder nützliche Dinge, namentlich Plantagenproducte, Zucker, Reis (von vorzüglicher Güte), Kaffee; ferner Producte der Viehzucht, die hier auf den unbebauten wiesenreichen Halden ebenso gut wie in Australien gedeiht, Wolle, Felle, Hörn, Fette. Auch die vielen Walfischfänger, die Honolulu zur Basis ihrer Kreuzfahrten in den nördlichen stillen Ocean machen, bringen allerhand seltene Gegenstände, Thierfelle, dann auch Thran und Fischbein, hier in den Welthandel. Der Import der westländischen Waaren aller Art ist natürlich für die 5000 hier lebenden Fremden und die 49,000 Kanaken unentbehrlich geworden.

Die zweite günstige Bedingung für die schnelle Civilisation der Gruppe ist darin zu suchen, daß eine thatkräftige und begabte Dynastie von Herrschern hier waltete, die das Volk erst aus der Zersplitterung eines kleinen Häuptlingsthumes erlöste und dann mit richtigem Blick den immensen Vortheil des Verkehrs mit den Fremden erkannte, die rohe Masse des Volkes für einen solchen vorbereitete,

Digitized by

und endlich in der Person Kamehameha's III. ein modernes Staatsleben schuf, welches das Volk alsbald auf die Höhe civilisirter Nationen erhob.

Freilich steht der Kanaka nicht auf der Höhe des Weißen, wird vermöge seines Naturells dieselbe vielleicht auch nie erreichen. Bei seiner Bedürfnißlosigkeit und dem Reichthum der ihn umgebenden Natur ist von Arbeit nicht sonderlich die Rede. Kein Südseeinsulaner übrigens macht es anders. Das Klima, wenn auch hier nicht übermäßig heiß, läd't doch schon mehr zur Ruhe wie zu angestrengter Thätigkeit ein. Außerdem besteht bei den Kanaken die gewiß sehr liebenswürdige, vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aber keineswegs zu billigende Sitte, daß jeder arme Verwandte sich einfach bei einem wohlhabenden Vetter in Logis und Kost gibt, so lange dieser noch Etwas zu beißen hat. Ist Letzteres nicht mehr der Fall, dann ziehen Beide gemeinsam zu einem anderen Verwandten und wiederholen dort dieselbe Methode. Dabei ist der Verdienst des Kanaka, wenn er arbeiten will, bei den hohen amerikanischen Arbeitslöhnen Honolulu's gar nicht gering, mindestens ein Dollar (4,12 Mark) täglich; für Weiber und Mädchen nicht weniger. Diese jedoch halten als Dienstboten nur so lange aus, bis sie eine bestimmte Summe erspart haben, für die sie sich einen ersehnten Putz verschaffen. Darnach laufen sie ihrer Herrschaft weg und faulenzen weiter. Bei diesem Erbübel kommt das Land nicht recht vorwärts. Der größte Theil des Areals liegt brach, da Niemand sich an die Arbeit macht, es künstlich zu bestellen und zu bewässern. Denn wo kein Bedürfniß, da ist auch kein Fleiß, keine Industrie; das ist das Loos aller Tropenbewohner, daher die Plantagenbesitzer auf den Inseln sich Kulis als Arbeiter kommen lassen müssen.

Uebrigens können die heutigen Kanaken fast ausnahmlos lesen und schreiben; gehen vollständig bekleidet, die Männer mit leinenen Beinkleidern, wollenen oder leinenen Hemden und Hut; die Weiber mit einem langen, taillenlosen, weiten Kleid, vollständiger Unterwäsche, Hut und (in den meisten Fällen) Schuhwerk. Nackt sieht man nicht einmal die Kinder mehr. Sehr viele, wenn nicht die meisten Kanaken besitzen Pferde, die hier auf den weiten Wiesen vorzüglich gedeihen, Reitpferde, die von Mann und Frau benutzt werden. Und treffliche Reiter sind sie beide; man sieht es ihnen an, daß sie auf den Pferden groß geworden sind. Der bloße Fuß steckt meist in dem breiten, mexikanischen, schuhartigen Lederbügel. Sich mit Blumen und Kränzen von gelber, orange oder grüner Farbe zu schmücken, lieben sie noch immer ungemein, und man muß gestehen, daß dieser Schmuck in den rabenschwarzen Haaren und auf dem dunkelbraunen Haupt sich sehr gut ausnimmt.

Die Race ist leider ihrem sicheren Untergange geweiht. Es ist der Kampf um's Dasein nach Darwin'scher Theorie, der sich hier mächtig und unaufhaltsam vollzieht, wo zwei Racen, die stärkere und arbeitsfähigere weiße oder gelbe und die schwächere braune durchaus friedlich auf einander stoßen. Seuchen aller Art, die die Weißen eingeschleppt, haben das weniger widerstandsfähige Kanaken-Volk verschiedene Male decimirt, haben seine Lebenskraft so ganz inficirt, daß seine Fortpflanzungsfähigkeit beständig abnimmt. Wie auffallend ist z. B. die Thatsache, daß die meisten der Könige ohne Nachkommen geblieben sind. Einige Zahlen mögen dies Verhältniß hier klar legen.

Digitized by

1779 schätzte Cook die Einwohnerzahl, vielleicht etwas zu hoch,		Eingeborene:	Fremde:			Abnahme:	
	auf:	400,000					
1823 (geschätzt von den Missionaren)		142,050		In	44	Jahren	257,950
1832 (1. officielle Zählung) . . .		130,315		„	9	„	11,735
1836 (officielle Zählung)		108,579		„	4	„	24,414
1850 „ „		82,203	1,962	„	14	„	26,376
1853 „ „		71,019	2,119	„	3	„	11,027
1860 „ „		67,089	2,716	„	7	„	3,338
1866 „ „		58,765	4,194	„	6	„	6,841
1873 „ „		49,044	5,366	„	7	„	9,721

Die Abnahme von 1779 bis 1823 kommt wol zum Theil noch auf die barbarischen Sitten der Vorzeit, Kindesmord, die blutigen Kriege Kamehameha's I. und eine furchtbare Blattern-Epidemie, die ein Drittel der Bevölkerung hinraffte. Vom Jahre 1823 beginnt dann das allmälige Schwinden, das, stetig fortschreitend, mit Sicherheit die Ausrottung des ganzen Stammes zur Folge haben wird. Wie sehr dagegen nimmt die fremde Bevölkerung zu und zwar nicht blos durch Einwanderung. Man hat ausgerechnet, daß, wenn die Vermehrung der 59 eingewanderten Missionarfamilien in demselben Maße fortschreitet, wie bis jetzt, nach 50 Jahren 3000 Nachkommen derselben die Inseln bevölkern werden. Von den 5366 Fremden der letzten Zählung (1873) [1]) sind übrigens 1938 Chinesen; die Einwanderung dieser Söhne des himmlischen Reiches in den letzten Jahren hat noch bedeutend zugenommen und es bewährt auch hier die mongolische Race eine der kaukasischen gleiche Lebenskraft, da sie sich durch Heirathen mit Kanakinnen bedeutend vermehrt. Diese Half-casts von Chinesen und Kanaken sind durchaus nicht häßlich, sie erben Schönheit entschieden von den Müttern, hellere Farbe von den Vätern. Im Ganzen existirten 2487 Half-casts bei der letzten Zählung auf den Inseln.

V.

Vier Minister des Innern, des Aeußern und des Krieges, der Justiz und der Finanzen stehen an der Spitze der Verwaltung; der Erstere ein Kanaka, die Anderen Weiße. Alljährlich versammelt sich die, aus etwas 20 Deputirten bestehende, auf sehr freier Basis gewählte gesetzgebende Versammlung, welche unter ihren Mitgliedern ebensoviel Kanakas wie Weiße gibt, Erstere natürlich im Vollbesitz parlamentarischer Kenntnisse und Sitten. Im Jahre 1874 betrug die Staatseinnahme 809,350 Doll. für 2 Jahre. Die Ausgaben betrugen 1,045,961 Doll. für 2 Jahre. Davon beträgt die Civilliste des Königs 50,000 Doll. eine nicht sehr hohe Summe, wenn man bedenkt, daß jeder Minister 10,000 Doll. in 2 Jahren erhält und daß Honoluln amerikanische Preise hat. Die Ausgaben des Inneren machen 493,138 Doll., davon allein 80,000 Doll. für öffentliche Gesundheitspflege. Stehendes Militär existirt nicht; König Kalakaua hält sich nur eine Leibwache und eine Kapelle von je 25 Mann, für die eine 2jährige Aus-

[1]) Gesammtfremde: 5366; Chinesen 1938, Amerikaner 889 Briten 619, Portugiesen 395, Deutsche 224, Franzosen 88, andere Fremde 364.

Digitized by Google

gabe von 45,000 Doll. angesetzt ist. Was die öffentliche Sanitätspflege betrifft, so ist die Hauptsumme 50,000 Doll., für das Asyl der Lepra-Kranken auf der kleinen Insel Molokai bestimmt. Besagte Krankheit, ein bösartiger Aussatz, hat sich nämlich hier unter der von einer anderen Seuche ganz durchdrungenen Bevölkerung in einer solchen Fülle und Gefährlichkeit entwickelt, daß es durchaus nothwendig wurde, alle ausgebildeten Fälle von den Gesunden zu isoliren. Dies geschieht nach jener Insel hin, wo ein Activbestand von 700 Unglücklichen dieser Art bis zu dem unausbleiblichen Tode gepflegt wird. Denn Rettung von dieser Krankheit gibt es nicht; alle dagegen angewandten Mittel haben sich bisher als vergeblich erwiesen. Ferner existirt in Honolulu ein Irrenhaus, das der Staat mit 10,000 Doll. unterstützt, eine kleine Musteranstalt für etwa 25 Kranke. Dann das Regierungshospital für etwa 100 Kranke, mit einem Staatszuschuß von 16,000 Doll. Die Zimmer desselben sind äußerst sauber und luftig. Jeder Kranke hat ein Bett mit Muskitonetz; Arzt des Hospitales ist ein Engländer, Dr. Mac Kibben.

Für Anlage und Verbesserung von Wegen und Chausseen geschieht sehr viel; der Etat wirft dafür bedeutende Summen aus. Honolulu ist mit einer vorzüglichen Leitung versehen, die ein schönes, klares Wasser von den Bergen in die Straßen der Stadt und die einzelnen Häuser führt. Der Staat zahlt 25,000 Doll. für Anlage und Instandhaltung derselben. Centralsitz der Regierung ist das schöne, palastartige Gouvernements-Gebäude in Honolulu, ein Bau in neuitalienischem Renaissance-Stil. Alle Büreaus der einzelnen Ministerien und Verwaltungsbranchen befinden sich darin, während in seinen oberen Etagen eine nicht unbedeutende Bibliothek und ein nationales Museum aufgestellt sind. Die Bibliothek enthält ca. 5000 Bände, hauptsächlich Reise- und naturwissenschaftliche Werke. Das Museum ist erst in der Anlage begriffen und enthält vor der Hand wenig mehr als eine sehr umfangreiche Sammlung der verschiedensten Lava- und vulkanischen Gebilde, die sich am Krater des Kilauea finden. Ein paar alte Muschelhelme, ein paar alte Holzschwerter und Ruder sind bis jetzt Alles, was von hawaiischen Alterthümern vorhanden ist. Von anderen öffentlichen Gebäuden ist zu erwähnen das Staatsgefängniß, eine nach pennsylvanischem System angelegte Musteranstalt, die sich gleichfalls durch sehr große Sauberkeit auszeichnet. Die Todesstrafe ist noch nicht abgeschafft, wird aber nicht oft vollzogen; der Tod erfolgt durch Hängen. Vorzüglich ist auch die Polizei Honolulu's und des Landes; Verbrechen sind sehr selten. Die Stadt ist mit einer guten Feuerwehr versehen. Die numerirten, durch die Stadt vertheilten Wachthäuser dieses Instituts machten einen sehr günstigen Eindruck. So ist dieser kleine Staat von knapp 60,000 Einwohnern, wovon 14,000 auf Honolulu kommen, nach allen Seiten vorzüglich verwaltet, ein kleines politisches Utopien.

VI.

Wenn ich es nun unternehme, die gesellschaftlichen Zustände Honolulu's, so viel ich davon gesehen habe, zu schildern, so muß ich vorab das Geständniß der günstigsten Voreingenommenheit machen. Wir haben kaum einen Ort auf unserer Reise berührt, an welchem wir allgemein einen so feinen Ton wie hier

gefunden und uns in Folge davon, Alle ohne Ausnahme, so außerordentlich wohl gefühlt haben. In der dortigen Gesellschaft nehmen die Deutschen eine so hervorragende, so geachtete Stellung ein, daß es eben auch nur die ersten Kreise der amerikanischen und englischen Gesellschaft waren, mit der wir in Berührung kamen. Unsere Landsleute stehen zu dem Hofe in den directesten Beziehungen, sind Alle mit dem Könige von früheren Zeiten her befreundet; ihr ganzes Wesen hat mich, aufrichtig gesagt, mehr angeheimelt, als dies sonst bei den deutschen Kaufleuten, namentlich Ostasiens, der Fall war. Das Leben der Letzteren ist und bleibt eine Art von Nomaden-, von Lagerleben, bei dem sich ein gemüthliches Heim und Haus nicht entwickelt. Hier ist es anders. Die meisten der fremden Ansiedler fühlen sich hier zu Hause, haben gar nicht die Absicht überhaupt wieder nach Europa zurückzukehren und wurzeln sich deshalb in den hiesigen Boden, das hiesige Leben viel fester ein. Es ist nicht der äußere Prunk der Häuser, es ist ein unnennbares Etwas, für das gerade der Deutsche ein sehr feines Gefühl hat, die häusliche Gemüthlichkeit, für die er auch als Gast im Hause eines Anderen ein sehr scharfes Auge besitzt. Und hier waren mehrere deutsche Familien, in denen wir gerade Das in angenehmster Weise fanden. So vor Allem in der unseres Consuls, der mit einer Russin, einer der liebenswürdigsten Damen, die ich auf der Reise kennen gelernt habe, verheirathet, ein höchst angenehmes Haus macht, so daß allabendlich mehrere von uns in seiner schönen Villa zu treffen waren. Sehr behaglich fühlten wir uns auch in dem Hause eines dortigen deutschen Arztes, Dr. Hoffmann, eines alten sechzigjährigen Herrn, der schon beinahe dreißig Jahre hier ist. Er ist sehr musikalisch und versammelt alle Dienstage die besten musikalischen Kräfte Honolulu's in seinen Salons, hauptsächlich junge amerikanische Damen, von denen einige vorzüglich Clavier spielen. Auch Gesang, Cello, Violine waren vertreten, für Musikfetzer aber im Nebenzimmer ein gutes Büffet mit allerhand Weinen und Cigarren. Seine Praxis hat Dr. Hoffmann jetzt wol ziemlich aufgegeben. Dagegen bekleidet er mehrere Ehrenämter, die seinem Ansehn und seiner Stellung entsprechen. So ist er Flügeladjutant des Königs mit Obersten-Rang und erschien mehrmals in seiner sehr kleidsamen Uniform bei officiellen Gelegenheiten, ferner ist er österreichischer Consul. Es ist das ein Punkt, der übrigens auch sehr für das Ansehn unserer dortigen Landsleute spricht; die Consulate befinden sich meist in ihren Händen, außer dem deutschen und österreichischen das italienische, russische und peruanische. Frankreich, England, Amerika haben diplomatische Vertreter in Honolulu. Unser Consul gab uns zu Ehren einen großen Ball. Es waren die ersten Honoratioren Honolulu's aller Nationalitäten hier vereinigt, der Prinz, der Gouverneur, die Schwester des Königs, die Diplomaten und Consuln, der Admiral und sämmtliche Officiere der amerikanischen Fregatte „Pencakola", von uns etwa fünfundzwanzig Officiere und Cadetten, im Ganzen gegen zweihundert Personen. Die Damen waren meist Amerikanerinnen, die einzige Deutsche unsere Frau Consulin, weitaus die anmuthigste Erscheinung des ganzen Festes.

Die zweite größere Gesellschaft, der ich Erwähnung thun will, war auch ein Tanz; diesmal aber ein Tanz von Kanakinnen, der alte, nationale

Digitized by Google

hawaiische Tanz „Hulla-Hulla", den der russische Consul auf seinem Landsitze in Waikiki, einem kleinen Dorfe am Fuße des Diamond-Head arrangirt hatte. Vor dem Hause befand sich ein mit Flechtwerk dachartig überdeckter geräumiger, wol 60 Fuß langer Vorraum, in dessen Schatten wir auf Matten saßen oder lagen. Nun erschienen die Tänzerinnen, hübsche Kanakamädchen, denen die Missionare für diese Tänze nur zu entstellende Costüme aufgezwungen haben. Sie müssen ihre langen, weiten Kleider anbehalten, die sie nur dadurch in ein Tanzcostüm verwandeln, daß sie den weiten Rock etwas aufrollen, ein buntes Stück Zeug unterrockartig darüber binden und nun so ungraciös aussehen, wie pommersche Viehmägde. Ein etwas leichteres, knapperes Costüm, das die Schönheit der Figuren und die Grazie der Bewegungen zeigen würde, wäre zu weltlich. In den Haaren und um den Hals hatten die Mädchen gelbe oder rothe Kränze, um die Knöchel eine Art Pelzringe. Die Capelle bildeten einige an der Erde kauernde Männer ihres Stammes, die die einförmigen, sich immer wiederholenden Melodien sangen und aus Calebassen gefertigte Trommeln dazu schlugen. Bisweilen sangen die Tänzerinnen auch mit, je nachdem dies die Handlung der Tänze mit sich brachte. Erst traten drei, dann fünf Tänzerinnen auf, dann eine Frau mit zwei allerliebsten Kindern, dann wieder drei andere Tänzerinnen mit bunten, gleichfalls aus Kürbisschalen gefertigten Schellen, zum Schlusse Alle zugleich. Das Bild war ein ebenso buntes wie farbenreiches. In der Mitte die braunen Gestalten mit ihren bunten Gewändern und Blumen, an der Außenseite des Hofes ein ganzes Lager von hawaiischen Männern und Weibern, in alle Farben gekleidet und dem Schauspiele ihrer alten, von den Missionaren ihnen geraubten Nationaltänze entzückt zuschauend. Die Tänze selbst waren allerdings nach unseren Anstandsbegriffen etwas sehr gewagt, da die Hauptbewegungen der Tanzenden, außer mit den Armen und Beinen, hauptsächlich mit den Hüften ausgeführt wurden; doch glaube ich nicht einmal, daß die Kanaken sich dabei etwas denken. Vielleicht ist der Tanz auch anders geworden, seitdem er nicht mehr allgemein, sondern Eigenthum dafür bezahlter Tänzerinnen geworden. Jedenfalls schien mir folgende Tour eine entschieden auf die gute und freigebige Laune der Zuschauer speculirende Neuerung zu sein. Eine der Sylphen tanzt mehr in die Nähe eines der Zuschauer, auf ein Mal hat man einen Kuß weg, man weiß nicht wie, und das Mädchen schwebt mit graciösem Armwiegen wieder dahin. Einer unserer älteren Officiere, dem dies Glück zuerst zu Theil wurde, machte ein nicht wenig verdutztes Gesicht; hernach aber wurden die süßen Gaben allgemeiner und beinahe Keiner vergessen, wie wir auch alle von den Mädchen bekränzt wurden. Die wunderlichste Figur war der Maître de danse, ein langer Kanaka, mit thurmhohem Cylinder, hohen Vatermördern, hellgrünem Shlips, weißer Weste und ganz engen, schwarzen Inexpressibles, mit einem goldenen Monokel beständig seine Tänzerinnenschar lorgnettirend.

VII.

Ich hatte den letzten Vormittag in Honolulu, den 12. Mai, noch zu einer Partie in die Berge benutzt, nach der sogenannten Pali (jäher Felsabhang).

Digitized by

Der Weg dorthin geht in einem der vorher erwähnten Thäler auf einer breiten, chausséeartigen Straße ganz allmälig in die Höhe, anfangs in einer Strecke von 1 — 2 Meilen beiderseits von Villen umgeben, in denen wohlhabende Einwohner Honolulu's residiren, da die Luft mit jedem Schritt aufwärts reiner und bewegter wird. Dann folgen die Kirchhöfe, der eine von ihnen ein fast leerer Platz, in seiner Mitte das königliche Mausoleum in sich schließend. Die Grabeshalle ist ein einfaches, großes, quadratisches Gemach, in dem in wunderbar kostbaren Särgen die Gebeine der Könige, ihrer Gemahlinnen und nächsten Angehörigen beigesetzt sind. Jeder der Särge ist mit einem schweren schwarzseidenen Ueberzug bedeckt. Auf den Särgen der Könige befindet sich, aus massivem Silber gearbeitet, eine Krone, unter der ein silbernes Schild mit Namen, Geburts- und Sterbetag des Verblichenen angebracht ist, Alles mit ebenso seltenem Geschmack wie edelster Einfachheit. Im Ganzen mögen etwa fünfundzwanzig Särge hier stehen, unter ihnen auch der des Dr. Rook, des Vaters von Königin Emma. Die ältesten Särge sind die Kamehameha's II. und der Königin Kamamanu's, in rothem Sammet mit allerhand altmodischen Goldverzierungen, etwas rococoartig. Die übrigen, von Kamehameha III. an, sind außerordentlich schön aus Holz gearbeitet. In diesen äußeren Särgen befinden sich noch zwei innere, der letzte aus Zinn. Kamehameha I. ruht hier nicht; er ist noch nach alter Weise irgendwo in einer Berghöhle versteckt worden, wo ihn nie ein Feind finden kann.

Bald verengt sich nun das Thal. Die Berglehnen beiderseits sind dicht bewaldet, von ihnen gegen die Mitte der Thalsohle zieht sich ein schöner, frischer, grüner Mattenteppich, auf dem das ganze Jahr Vieh weidet. Nun gewinnt man schöne Blicke zurück auf das unter uns liegende grüne Honolulu und auf das tiefblaue Meer dahinter; in 1000′ Höhe ist man auf der Paßhöhe und plötzlich steht man vor einem wunderbaren Anblick. Unmittelbar vor unseren Füßen fällt das Gebirge in senkrechter Höhe abwärts, man steht an einem tiefen Felsabgrund, den coulissenartig vortretende senkrechte Felsmauern begrenzen. Und durch dies Felstheater hindurch schaut man auf ein reizendes Bild in der Tiefe, die grüne Ebene der anderen Seite der Insel, an die sich der blaue Ocean anschließt, dessen Wellen mit weißem Schaum sich auf einem vorliegenden Korallenriff brechen. Der überraschende Anblick, die Tiefe aller Farben von hier oben gesehen, die Schwärze der Felsen, das Grün der Ebene, das Blau des Meeres macht einen überwältigenden Eindruck, und ich war recht froh, diesen schönen Punkt nicht übersehen zu haben. Am selben Nachmittag gingen wir in See. Unser Zweck war erreicht. Zum ersten Male hat die deutsche Kriegsflagge in Hawai geweht und ihr Entrollen das Ansehen unserer dort ansässigen Landsleute nicht wenig gehoben. Wir aber schieden mit dankbarster Erinnerung von einem Ort, von dem wir wissen, daß jedem Einzelnen von uns ein freundliches Erinnern bewahrt und des Ganzen, des Schiffes dauernd ehrenvoll gedacht werden wird.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Zur Technik der modernen Erzählung.

Vier Novellen und Erzählungen von Rudolf Lindau. Berlin, Gebrüder Paetel. 1878.

Das Skelet im Hause. Novelle von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. 1878.

Platt Land. Roman von Friedrich Spielhagen. Drei Bände. Leipzig, L. Staackmann. 1879.

Zwei Novellisten der Gegenwart fasse ich hier zusammen, um auf Anlaß ihrer neuesten Publicationen ihnen nur skizzenhaft einige Worte zu widmen, welche vielleicht als Programm künftiger Erörterungen dienen mögen. Beide haben sich über die Technik ihrer Kunst auch theoretisch ausgesprochen und mit beiden war ich in der Lage, viele entscheidende Probleme persönlich zu discutiren. Stets fand ich mich versucht, für die Freiheiten einer früheren Zeit einzutreten; nie aber glaube ich blind gewesen zu sein für gewisse Vortheile der neuen. Die Cardinalfrage, um es von vornherein zu sagen, ist die: wie weit der erzählende Dichter mit seinem persönlichen Wissen von den Dingen und Personen, die er darstellt, hervortreten darf oder wie weit er diese Dinge und Personen sich selbst darstellen lassen muß. Ich habe wiederholt in der „Deutschen Rundschau" meinen Standpunkt kurz bezeichnet, auch kurz motivirt; ich will jetzt darin fortfahren, ihn zu schützen und zu begründen.

Rudolf Lindau steht praktisch auf demselben Standpunkte wie Spielhagen, nur ist er weniger streng als dieser. Beide begünstigen die Objectivität im Roman, das Zurücktreten des Autors. Der Punkt, über den sich Rudolf Lindau theoretisch ausgesprochen hat, liegt aber auf einem ganz anderen Gebiet. Er betrifft nicht die Technik des Vortrages, sondern die richtige Art der Erfindung, speciell des Schlusses. Und was Lindau darüber sagt, ist wol eine kleine Selbstvertheidigung gegen die Klage über allzu traurigen Schluß seiner Geschichten, die auch mir oft zu Ohren kam. Da er aber nach der objectiven Methode sich in einer Novelle nicht selbst theoretisch über Novellen im Allgemeinen äußern darf, so gibt er sich den Anschein, das Manuscript eines Freundes zu veröffentlichen, welcher seinerseits die nöthigen Bemerkungen macht. Zu solchen Umgehungen wird die objective Methode sehr oft gezwungen und sie sind ein Beweis, daß auch objective Dichter das Bedürfniß empfinden, ihre Objectivität zuweilen abzulegen. Sie begegnen dann einem interessanten Fremden, der ihnen seine Geschichte erzählt und sich dabei des Rechtes bedient, unbefangen über seinen eigenen Charakter im Ganzen Auskunft zu ertheilen. Oder es wird ihnen ein Tagebuch anvertraut; oder eine Sammlung von Briefen kommt in ihre Hände, wie schon Goethe beim Werther fingirte. Kurz, sie ziehen sich für ihre Person aus der Affaire und geben anderen Menschen das Wort, welche unbefangen, durch keine Theorie gehindert, alle die Freiheiten genießen, welche der Dichter sich versagen muß.

Digitized by Google

Rudolf Lindau's Freund und Schulkamerad also verficht die Meinung: „Romane, Novellen, Erzählungen und Schauspiele sollten, um vollständig zu sein, mit dem Tode der darin aufgeführten hauptsächlichen Persönlichkeiten — d. h. derjenigen, über deren Schicksale der Leser unterrichtet sein will — enden". Er führt den Satz in der bescheidenen Form einer ganz individuellen Ansicht durch. Er verläßt eine Tragödie beruhigter, moralisch gesättigter als ein sogenanntes Schauspiel. Er will nicht zwei Liebende, die sich finden, allen Unsicherheiten der Zukunft ausgesetzt wissen. Er findet, daß das Leben der meisten Menschen erst da anfängt interessant zu werden, daß es erst da wahre und tiefe Conflicte bekommt, wo es in den Romanen und Novellen gewöhnlich schließt. „Wirkliche Naivetät" — sagt er — „ist bei jungen Leuten viel seltener, als schlichte wahre Einfachheit bei gereiften Männern. Den ernsten Kampf des Lebens kämpft nicht der Jüngling, sondern der gewappnete, starke Mann".

Ich kann nicht umhin, meinerseits die wärmste Sympathie mit diesen Sätzen kundzugeben. Auch mir ist es lieb, wenn ich meine Freunde, die ich fünf Acte oder drei Bände lang leidend, liebend, strebend vor mir sah, nun geborgen weiß, daß nichts mehr sie schmerzen kann und das Schicksal alle Gewalt über sie verloren hat. Auch ich empfinde eine höhere sittliche Wirkung in der Tragödie als im Schauspiel. Und ich glaube, daß diese Empfindung auch an sich berechtigt ist. Die Kunst soll uns nicht den Ernst des Lebens verhüllen; denn sie ist verpflichtet, uns ein treues Bild des Lebens zu entwerfen. Die höchsten Wirkungen werden nicht erzielt, wenn man den Leidenschaften der Menschen, welche zur Vernichtung der eigenen oder fremden Existenz führen müßten, eine meist sehr unwahrscheinliche versöhnende Wendung gibt. Ein Leser oder Zuschauer könnte sich mit Recht beklagen, daß man die Gefühle der Furcht und des Mitleids in ihm für nichts und wieder nichts aufgeregt habe. In der Kunst will man nicht Ueberraschungen, sondern Folgerichtigkeit.

Dennoch möchte ich keine allgemeine Regel für die Production aus solchen Betrachtungen abstrahiren. Es läßt sich leicht zeigen, daß Kunstwerke zweiten und dritten Ranges durch tragischen Ausgang zu höherer und reinerer Wirkung gebracht wären. Aber es gibt auch Kunstwerke ersten Ranges, denen man einen tragischen Ausgang nicht beilegen dürfte, ohne ihre innere Folgerichtigkeit zu zerstören; Kunstwerke, bei denen die schließliche Beruhigung vollkommen erreicht ist, auch wenn uns vom Leben der Hauptpersonen nur ein Fragment, von ihrem Sterben nichts bekannt ist.

Ich meine, die Frage kann nur von Fall zu Fall entschieden werden. Aber die Vorliebe für den sogenannten versöhnenden Schluß ist sicherlich vom Uebel und ein Zeichen gesunkenen oder sinkenden Kunstgeschmackes. Die Selbständigkeit eines Novellisten, wie Rudolf Lindau, welcher diese Vorliebe verachtet und den Neigungen des Publicums entgegen tragische Abschlüsse bevorzugt, muß daher sehr hoch angeschlagen werden.

In Lindau's Erzählungen wird sich mancher reife Mann befriedigt finden, der sonst nicht leicht zu einem Romane greift. Lindau hat ein großes Stück Welt gesehen, er hat vor vielen Romanschriftstellern den Vortheil voraus, daß er den Schauplatz seiner Geschichten nicht blos nach Frankreich und England, sondern auch nach Nordamerika und Ostasien verlegen kann, ohne gegen das unverbrüchliche Gesetz aller Poesie zu verstoßen: daß uns der Dichter Nichts vorführen dürfe, was er nicht angeschaut. Der Reiz eines Einblickes in fremde Länder und Zustände ist aber ein so altes und bewährtes Mittel des Romanes, daß frühere und heutige Erzähler es nur allzu oft verwenden, ohne durch eigene Anschauung dazu berechtigt zu sein.

In der steten Rücksicht auf die Natur und die Wahrheit des Lebens erblicke ich überhaupt den großen Vorzug von Rudolf Lindau's Novellen. Immer habe ich bei ihm das Gefühl, daß ich mich auf dem Boden des Erfahrenen, Erlebten, Beobachteten befinde; daß er keine Menschen schildert, zu denen er nicht Modelle besitzt, daß er keine Vorgänge schildert, die ihm nicht das Leben dargeboten hat, daß er, mit einem Worte, nirgends anders als inductiv verfährt. Wie weit er dann über das einzelne

Digitized by Google

erlebte oder beobachtete Factum sich erhebt, wie weit es ihm gelingt, Figuren und Vorgänge von symbolischem Gehalte zu finden und herauszuarbeiten, dies zu untersuchen muß ich mir hier versagen.

Die kleine theoretische Auseinandersetzung, die ich berührte, steht in dem „rothen Tuch", der ersten seiner neuesten „Vier Novellen und Erzählungen", deren Schauplatz den Besuchern von Helgoland ein besonderes anheimelndes Interesse einflößen wird. Die dritte Geschichte „Nach der Niederlage" ist den Lesern der Rundschau bekannt. Die zweite „Tödtliche Fehde" und die vierte „Robert E. Cooper jun." zeichnen sich dadurch besonders aus, daß sie Geschichten ohne Liebe sind und daß es der Verfasser doch vollkommen verstanden hat, uns von Anfang bis zu Ende zu fesseln und den vollen Antheil an tragischen Schicksalen einfacher Menschen in uns hervorzurufen. Wieder verschmäht er es, Concessionen an den Geschmack des ganz großen Publicums zu machen, das vor Allem nach Liebesgeschichten begehrt; aber wenn er die unterste Schicht seiner Leser dadurch vielleicht vermindert, so wird die oberste entschieden vermehrt. —

Spielhagen's neueste Werke haben auf den ersten Blick wenig mit einander gemein. „Das Skelet im Hause" ist ein kleiner virtuos hingeworfener Scherz, ein Familienabenteuer, worin kaum vier oder fünf Personen flüchtig skizzirt vor uns erscheinen. „Platt Land" ist ein dreibändiger Roman, eine breite culturhistorische Schilderung mit einer großen Masse von Figuren, welche der Autor mit vollkommener Leichtigkeit und Sicherheit gegen einander agiren läßt.

Aber beide Bücher, jene Novelle und dieser Roman, sind nach demselben Schema gearbeitet. In beiden ist die Erzählung analytisch geführt. Ein Dunkles, Verborgenes, das als schrecklich angesehen wird oder in der That schrecklich ist, kommt allmälig zu Tage. Ein Geheimes wird aufgeklärt. Es tritt entweder lustig überraschend hervor oder wird uns allmälig näher gebracht, so daß unsere Ahnungen den wirklichen Enthüllungen voraus eilen. Jedermann begreift, daß auf diesem Wege eine große Spannung erzielt werden kann; daß aber auch, je mehr neben der räthselvollen Vergangenheit die Gegenwart ihre Rechte geltend macht, je mehr zwei Handlungen, eine einstige und eine jetzige, das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen, sich für diesen eine gewisse Schwierigkeit ergibt, alle Fäden in der Hand zu behalten und in dem Aufmerken auf so verschiedene Dinge nicht zu erlahmen.

Das „Skelet im Hause" wirkt wie ein lustiger Einacter. Auch solche Possen muß man nicht erzählen; man muß sie sehen. Bedenklich ist mir die Gestalt des Doctors, der so lange abspringende Reden hält, daß alle Leute der Geschichte und wir mit ihnen ungeduldig werden. Der Mann mag nach dem Leben gezeichnet sein, es gibt solche Menschen, und eine gewisse Ungeduld vermehrt die Spannung. Aber es fragt sich, ob der Realismus so weit gehen soll, daß uns Personen im Romane lästig werden müssen, die es im Leben wären.

„Platt Land" ist Pommern, das berglose Land, das Plattdeutsch sprechende Land. Pommersche Zustände der vierziger Jahre werden uns in dem Romane vorgeführt. Das Bild ist kein erfreuliches; wie weit es richtig ist, müssen die Herren Pommern unter sich ausmachen. Alle einzelnen Thatsachen machen den Eindruck der Wahrheit; es fragt sich nur, ob uns ein treues Culturbild auch in dem Sinne geboten wird, daß wir den Durchschnitt damaliger pommerscher Zustände vor uns haben. Für den Werth des Romanes als Kunstwerk ist die Frage ziemlich gleichgültig. Jedenfalls wird dem Dichter so Gelegenheit geboten, mit breitem Pinsel sittliche Wüstheit und Verwahrlosung auszumalen; und wer in seinem ästhetischen Urtheil am Stoffe haftet, der hat es sehr leicht, sich das Vergnügen abfälliger Bemerkungen zu machen. Eins scheint mir in der That wesentlich zur Charakteristik des Werkes, und auch ich beklage diese Eigenschaft: alle Menschen, welche uns der Dichter vorführt, sind befangen in einem verhältnißmäßig engen Kreise des Wollens und Strebens, sie begnügen sich mit nahen und nicht hochgesteckten Zielen. Vergleichen wir die Ausschnitte menschlicher Existenz, welche der Roman uns bietet, mit

Digitized by Google

der Totalität unserer Natur, so werden wir an das unerschütterlich Große, zu dem wir verehrungsvoll und demüthig emporschauen, nur sehr selten erinnert. Die Welt der hohen Ideen ragt wenig herein. Wir verfolgen lauter kleine Bäche und Flüsse, sei es klare, sei es schmutzige; aber wir wären so dankbar für einen Blick auf das weite Meer, den uns gleichwol der Dichter nicht gönnt. Die bloße Güte im Contraste zu vielem Bösen thut es nicht, daran hat er es nicht fehlen lassen; wir vermissen ein befreiendes geistiges Element, wie es z. B. tiefsinnige Reflexionen darbieten können, mag sie nun der Erzähler im eigenen Namen vortragen, oder, da Spielhagen dies nicht thun würde, einer seiner Figuren, die hinlänglich geistig bedeutend ausgestattet sein müßte, in den Mund legen.

In einer gewissen Gegend Pommerns war ein gewisser Gutsbesitzer nach der Franzosenzeit plötzlich zu einem unermeßlichen Vermögen gekommen; man wußte durchaus nicht, wie es zugegangen, und man flüsterte sich zu, es sei nicht mit rechten Dingen zugegangen, man munkelte von Mord und Todtschlag und einer geraubten französischen Kriegscasse. Spielhagen hat das Gerede aufgegriffen und zu dem bestimmenden Motive des Romanes gemacht. Er nimmt an, daß die Sache sich wirklich so zugetragen und daß der Franzose einen deutschen Begleiter gehabt habe, der mit ihm das Leben lassen mußte. Der Enkel dieses ermordeten deutschen Edelmannes kommt in dieselbe Gegend und ist der Held der Geschichte; er findet zwei Theilnehmer des Verbrechens noch am Leben; der betheiligte Gutsbesitzer ist todt, seine beiden Söhne ereilt vor unseren Augen ihr Schicksal, seine Enkelin aber wird die Frau des Helden: das alte Verbrechen darf ihrem Glücke nicht entgegen stehen, der Held und seine Brüder sind damit einverstanden, sich darüber hinauszusetzen und dem Bösen keine fortwirkende Kraft einzuräumen.

Spielhagen verfolgt, wie man sieht, eine ganz entschiedene sittliche Tendenz. Er will Nichts wissen von der Erblichkeit der Schuld. Und da er die Lösung ganz in die Herzen der Betheiligten legt, da ferner eine so milde Auffassung durchaus nichts Unwahrscheinliches hat: so ist dagegen nichts Stichhaltiges einzuwenden, als daß vielleicht mancher Leser strenger, weniger vorurtheilsfrei darüber denken und daher die Tendenz mißbilligen mag.

Einigermaßen aber verwundert mich, daß der Held und die Betheiligten eine, wie mir scheint, sehr wohl aufzuwerfende Frage nicht aufwerfen. Schuld erblich zu denken, ist freilich eine furchtbare Grausamkeit, ja Ungerechtigkeit. Aber Charaktereigenschaften *sind* erblich; die Naturanlagen, aus denen jene Schuld entsprang, Begehrlichkeit, Gewaltthätigkeit, Egoismus können sich vererbt haben, sie können sich auf die Geliebte des Helden vererbt haben; und da wir von ihr Nichts wissen, als was er selbst aus sehr kurzer Bekanntschaft weiß und erfährt, da sich der Charakter der Frauen oft erst in der Ehe ganz herausbildet: so verlassen wir das glückliche junge Ehepaar Gerhard und Edith von Vacha doch nicht völlig beruhigt am Schluß, und jene oben mitgetheilten Reflexionen Rudolf Lindau's wären hier vollkommen am Platze.

Der Roman beginnt ähnlich wie die „Problematischen Naturen". Wir sehen den Helden auf dem Wege nach einem Orte, den er noch nicht betreten und an welchem sein Schicksal eine bedeutende Wendung nehmen soll. Ein Meisterzug der Composition ist hier, daß der erste Mensch, dem er begegnet, kein anderer als der Hauptverbrecher der Geschichte ist, so daß Spieler und Gegenspieler, gutes und böses Princip, sich von vornherein und sehr entschieden berühren. So geht denn diese pommersche Welt nach und nach vor uns auf. Da ist vor Allem der eben erwähnte Bösewicht, Vadder Deep mit dem dicken, verschwommenen, mehligen Gesicht und den verschwommenen grauen Augen, der verschwommenen kargen Rede, der Unergründliche, der seit Jahren aller Welt zu dienen scheint und alle Welt betrügt, im Stillen aus der Sorglosigkeit der Anderen Nutzen zieht und ein ungeheures Vermögen sammelt: etwas seltsam, daß kein Mensch seiner Umgebung ihn durchschaute, während Gerhard sehr bald Verdacht gegen ihn schöpft. Da sind ferner die Brüder Zempin, beide

Digitized by Google

tadellos herausgearbeitet: der eine ein großer Schwätzer von Freiheit und Revolution, mit einer Donnerstimme begabt, riesenhaft gewachsen, ein Löwe von einem Menschen, dabei — mit einer nicht ungewöhnlichen Combination — ein Wüstling durch und durch, Verschwender, Verführer, der echte Typus eines Lumpen, welcher durch einen Schein von Offenheit, Ritterlichkeit, Hochsinn, Gutmüthigkeit den Arglosen besticht, bis die hereinbrechende Noth den baaren gemeinen Egoismus enthüllt; der andere Bruder ein stiller, im Kopfe verwirrter Mann, ein Einsiedler, ein Sonderling, mit einer merkwürdigen Passion für Vögel, übrigens Vater zweier Töchter, von denen Maggie kokett, Edith das Gegentheil ist: jene zieht den Helden zuerst an sich, spielt jedoch nur mit ihm; diese widmet ihm eine tiefe Liebe und gewinnt sein ganzes Herz; jene finden wir vortrefflich, diese wenig individualisirt. Da ist ferner Julie, die Tante der jungen Damen, die würdige Gattin des Freiheitsschwätzers, die Philine des Romanes, die auch dem Helden nachstellt. Da ist die Baronin Bassellitz mit ihrem dummen Sohne, das ehemalige Gänsemädchen, eine gute Seele, die nur am Dativ leidet, wie man zu sagen pflegt, d. h. „mir" und „mich" verwechselt. Da ist ein gräfliches Paar, dem ich wenig Geschmack abgewinnen kann: sie reden eine so gewundene, affectirt zierliche Sprache. Da ist, außer vielen Nebenfiguren, auf die ich nicht eingehe, der Förster mit seiner armen von Zempin verführten Tochter; er erinnert ein wenig an Otto Ludwig's Erbförster: als ein sonst wortkarger Mann gibt er, wie ich glaube, dem Helden am Schlusse gar zu gründliche Auskunft über den alten Mord in zu wohlgesetzter, geläufiger Rede: wie denn überhaupt eine so vollständige Enthüllung, die gar Nichts dunkel läßt und Manches ausdrücklich aufklärt, was sich der Leser ohnedies schon ungefähr so gedacht hat, nicht sehr günstig wirkt und auch dem Leben nicht völlig entspricht, das uns selten einen so rein befriedigenden und durchdringenden Blick in die Vergangenheit gönnt. Wenn es für Verwickelung und Lösung wesentlich wird, daß der Förster einmal zufällig das Ahnenschloß der Vacha's in Thüringen betrat, so macht der Autor von einem Privilegium Gebrauch, welches man den griechischen Romanschriftstellern sehr willig und auch noch manchen neueren eingeräumt hat, welches aber jetzt von wählerischen Lesern als eine Unwahrscheinlichkeit und unerlaubt bequeme Maschinerie verurtheilt wird.

Ich kann und will „Platt Land" nicht erschöpfend charakterisiren. Ich weise daher nur noch hin auf sehr gelungene Ensemblescenen, wie das Fest im Walde und die Zempin'sche Gläubigerversammlung und auf die unerschöpflich im Eintönigen abwechselnden Schilderungen der Landschaft und des Wetters. Macht einmal Jemand den Versuch, die Rolle des Wassers in der Poesie vergleichend zu betrachten, so wird man nicht blos für das Meer, sondern auch für die Wasserwirkungen auf dem festen Lande, für Regen, Schmutz, Sumpf den Beschreibungen von Spielhagen einen der ersten Preise zutheilen müssen. Regen, Schmutz und Wind sind die rechte Decoration für die Bilder des Wüsten und Verkommenen, welche Spielhagen diesmal vor uns entrollt.

In der Technik des vorliegenden Romanes nun hat Spielhagen sein Princip der Objectivität strenge durchgeführt und gibt hiermit Gelegenheit zu den interessantesten Betrachtungen. Er hat dem Principe noch dazu eine eigenthümliche Wendung gegeben, welche in der Forderung der Objectivität als solcher nicht zu liegen scheint.

Nach der objectiven Methode sollen Dinge und Personen sich selbst darstellen, der Dichter gänzlich verschwinden. Dabei ist nun zweierlei denkbar: entweder wird der Leser selbst direct den Erscheinungen des Romanes gegenübergestellt, oder sie werden ihm indirect vorgeführt, so daß der Held zwischen ihn und die Sachen tritt, daß er durch das Medium des Helden hin erst zur Wahrnehmung gelangt.

Spielhagen hat den zweiten Weg gewählt. Wir erleben durchaus mit Gerhard. Wir finden uns in Pommern zurecht mit Gerhard. Wir dringen in die Verhältnisse und Menschen ein mit Gerhard. Wir erleben daher manche Ueberraschungen. Wie sich eine alte Schuld enthüllt, auf die wir anfangs gar nicht gefaßt waren, so warten unser auch in Bezug auf die Schätzung der Charaktere manche Enthüllungen und

Digitized by Google

Ueberraschungen. Wir überschätzen mit dem Helden anfangs den großen Zempin, wir unterschätzen die gute Basselitz, wir lassen uns mit Gerhard von Maggie's Koketterie bezaubern, wenden uns dann von ihr ab, behalten aber doch eine gewisse Unsicherheit in unserem Urtheil über sie, die nie völlig gehoben wird. Ebenso hält uns Frau Julie lange in Athem und die entscheidende Erleuchtung über sie kommt uns erst ganz am Ende. Demgemäß befindet sich auch der Held fortwährend auf der Scene: wenn er das nicht wäre, so könnten ja auch wir von den Vorgängen Nichts wissen. Nur das letzte Capitel macht in dieser Beziehung eine Ausnahme; es gehört daher nicht eigentlich dazu, sondern bildet eine Art Anhang.

Es läßt sich nicht leugnen, daß durch diese Methode eine straffe Einheit der Composition erzielt wird, wie sie kaum ihres Gleichen hat. Nicht einmal die Odyssee heftet sich so auf die Fersen ihres Helden. Ich kann mir auch nicht denken, daß Spielhagen das hier durchgeführte Princip zu einem allgemeinen Gesetz erheben möchte. Eine ganze Reihe schöner, edler Effecte würde verloren gehen, wenn der Verfasser nicht den Leser auf einen höheren Standpunkt führen dürfte, von wo er den Helden übersieht. Das bessere Wissen des Lesers oder Zuschauers, das eigenthümlich gemischte Gefühl, daß es uns schmeichelt, gescheiter zu sein als die Personen des Romans oder Dramas, daß wir sie aber zugleich bemitleiden in ihrer kurzsichtigen Beschränktheit, daß wir sie warnen möchten vor herannahenden Gefahren, daß wir sie zur Bescheidenheit, Mäßigung ermahnen möchten, damit nicht durch Uebermuth und Leidenschaft das Verhängniß herbeigezogen werde, — dies Alles soll verloren gehen, verboten sein? Beruht nicht vielleicht der düstere, enge Gesammteindruck, das Lichtlose des neuen Spielhagen'schen Werkes gerade darauf, daß uns der Verfasser niemals in eine höhere Region mit hinauf nimmt, daß wir stets unten bei dem Helden bleiben müssen? Dieser Held ist ganz wie ihn Spielhagen theoretisch für den Roman verlangt, nicht gerade persönlich bedeutend, ein Wilhelm Meister, der in vielerlei Beziehungen kommt, ein bequemer Nagel, um daran eine Menge Dinge zu hängen, die ein Totalbild ergeben. Aber dann müssen wir dieses Totalbild durch die Augen eines wenig bedeutenden Menschen sehen! Gewiß nicht zum Vortheile des Bildes.

Wie aber der Verfasser aus dem angenommenen Grundsatz alle Consequenzen zieht, das ist wirklich bewundernswerth. Und gewisse Vortheile ergeben sich dabei: vor Allem eine verschiedene Methode der Charakteristik für verschiedene Personen. In das Seelenleben des Helden dürfen wir Einblick bekommen; wir erfahren wiederholt, vielleicht zu oft, welche Anschauungen sich in seinem Kopf und Herzen regen. Die anderen Personen dagegen dürfen nur symptomatisch geschildert werden, ihre Aeußerungen und Handlungen beobachten wir, soweit der Held sie beobachtet, und Aeußerungen ihrer Bekannten über sie vernehmen wir, so weit der Held sie vernimmt. Es ergibt sich zugleich, was schon hervorgehoben wurde, daß die Personen nicht alle zu gleicher Klarheit gebracht werden dürfen, weil ja nie ein Mensch seine Umgebung mit gleichmäßiger Sicherheit durchschauen wird.

Selbstverständlich, daß, abgesehen von der eigenthümlichen Beschränkung auf den Standpunkt des Helden, alle Forderungen der objectiven Methode erfüllt werden. Stets ist die Lessing'sche Regel vom Nacheinander befolgt, stets werden wir vorwärts geführt, nirgends ist eine Beschreibung stationär, sondern sie wird uns wie dem gegenwärtigen Beobachter nach und nach deutlich. Niemals werden uns bei neu hervortretenden Gegenständen Eigenschaften genannt, die man blos wissen, aber nicht beobachten kann: während selbst Homer bei den Gärten des Alkinous eine allgemeine Auskunft gibt und uns ihren Zustand zu verschiedenen Jahreszeiten beschreibt, wie ihn Odysseus unmöglich in dem bestimmten Zeitpunkt erkennen kann. Niemals tauchen Reflexionen auf, außer in den Gesprächen der handelnden Personen. Niemals wird eine allgemeine Charakteristik gegeben, außer indem einzelne Personen des Romans ihre Urtheile über andere Personen desselben aussprechen. Niemals kann die Erzählung zurückgreifen in die Zeit vor dem Beginne des Romans, wieder dürfen nur die Romanfiguren selbst aus ihren Erinnerungen Vergangenes mittheilen.

Digitized by Google

Spielhagen ist in allen diesen Dingen strenger als irgend ein Erzähler, den ich kenne. Rudolf Lindau z. B. wird sich durchaus nicht gestatten, einen Menschen direct mittelst moralischer Kategorien zu charakterisiren, er wird uns nicht sagen, ob er gut oder böse, anständig oder unanständig war; er wird durchaus symptomatisch charakterisiren, aber er wird die charakterisirenden Symptome selbst, im eigenen Namen, als Autor zusammentragen aus verschiedenen Lebensmomenten des Charakterisirten, er wird uns einen Gesammtüberblick seiner Gewohnheiten geben u. s. w. Er wird sich ferner nicht scheuen, selbständige Rückblicke vorzunehmen und Früheres nachzuholen, wo es passend scheint. Dies Alles verschmäht Spielhagen; er verschmäht damit eine Anzahl bequemer Kunstmittel, er macht sich seine Aufgabe außerordentlich schwer; und er feiert darum einen um so glänzenderen Triumph, wenn es in dem fertigen Werke scheint, als ob alle Schwierigkeiten spielend überwunden wären.

Aber es ist ein Triumph der Technik; und ich weiß nicht, ob immer auch ein Triumph der Poesie. Wenn mich ein Dichter mit weniger strenger Technik mehr packt, wenn er mir tiefere, dauerndere Eindrücke verschafft, wenn er mir mehr geistige Erhebung zuführt: was kümmere ich mich dann um die Technik? Oder, falls man ein solches argumentum ad hominem nicht gelten lassen will: wenn sich nachweisen läßt, wie ich an einzelnen Punkten nachzuweisen versuchte, daß die geforderte Technik empfindliche Nachtheile mit sich führt, dürfen wir dann nicht Zweifel an der Berechtigung des Geforderten hegen?

Ich will meine Ansicht ganz kurz fassen.

An dem einen Ende der Poesie erblicke ich die Lyrik, an dem anderen das Drama. Dazwischen unendliche Abstufungen. Es gibt einsame Lyrik und einsame Betrachtung. Dann gibt es eine Lyrik für Andere und eine Betrachtung für Andere; die Anderen, das Publicum, sollen herbeigezogen, in die Gefühle und Gedanken des Dichters oder Redners hineingezogen, dafür gewonnen werden. Das Drama ist stets für Andere, für das Publicum bestimmt. Auch die Erzählung ist es: daß der Erzähler zu einem Publicum spreche, ist Grundvoraussetzung. Da der Erzähler Redner ist, so muß es ihm überlassen bleiben, wie weit er sich selbst einmischen will oder nicht. Er kann Erzählungen überhaupt nur zum Beweise allgemeiner Sätze anführen, so daß Reflexion die Hauptsache, das Epische nur ein Element der Wirkung ist. Er kann umgekehrt die Reflexion zu einem Elemente der Wirkung herabsetzen und die Geschichte zur Hauptsache machen. Er kann Dinge erzählen, die er selbst erlebt; er kann Dinge erzählen, die Andere erlebt und ihm mitgetheilt haben: das Eine oder Andere muß immer fingirt werden. Es bleibt ihm freigestellt, die Art und Weise der erhaltenen Mittheilung genau anzugeben oder im Dunkel zu lassen; er mag nach Belieben die fremden Mittheilungen oder Quellen selbst vortragen oder das pragmatische Resultat daraus ziehen. Die ihm zu Gebote stehenden Quellen können so vollständig und so eingehend gewesen sein, daß er nicht nur die Charaktere der handelnden Personen genau übersieht und aus diesen erkannten Charakteren die bestimmten Handlungen und Reden zu motiviren im Stande ist, sondern daß er auch für einzelne Momente den Seelenzustand aller Personen, die er vorführt, zu beschreiben vermag.

Je nachdem nun ein Erzähler von den Rechten, die ihm der Natur der Sache nach zustehen, umfassenden oder mäßigen Gebrauch macht, je nachdem wird sich die Kunstform, die er handhabt, mehr in der Nähe der Lyrik oder mehr in der Nähe des Dramas halten.

Die Objectivität, welche Spielhagen fordert, rückt den Roman möglichst in die Nähe des Dramas. Der objective Roman operirt eigentlich nur noch mit Monologen und Dialogen. Alle anderen Formen, die er bei Spielhagen noch zu haben scheint, sind nur Verkleidungen der genannten. Alle Beschreibungen der Gegend, des Wetters, der äußeren Erscheinung der Menschen können als Bemerkungen des Helden angesehen werden, die er in Monologen oder „Beiseites" macht. Nur daß seine Monologe in der Stille gehalten werden und daß wir uns daher öfters mit bloßen Auszügen

Digitized by Google

daraus begnügen können. Auch hat der Erzähler für Raum und Zeit und Führung der Handlung doch größere Freiheit als der Dramatiker. Allein im Wesentlichen arbeitet er mit der Technik des Dramatikers.

Kann aber dies das echte Epos sein, das sich dem Drama so viel als möglich nähert?

Ich meinerseits glaube aus den angeführten Gründen nicht, daß es ein echtes oder alleinseligmachendes Epos überhaupt gibt. Ich erblicke eine durch Lyrik und Drama begrenzte, in sich aber unendlicher Abstufungen fähige Reihe von möglichen epischen Formen. Zwischen ihnen hat der Epiker die Wahl. Hat er Verstand und Einsicht, so wird er nicht nach Willkür und Laune wählen, sondern er wird seinem Stoffe anzufühlen suchen, in welcher Form er am meisten zu seinem Rechte käme. Vielleicht aber kommt er gar nicht in den Fall zu wählen, sondern die Natur seines Talentes, seiner Bildung, seines Geschmackes drängt ihn bestimmt nach Einer Richtung. Dann ist ihm zu wünschen, daß kein Stoff unter seiner Behandlung verliere. Ohne Zweifel gibt es Stoffe, die nicht eine bestimmte Behandlungsweise mit Nothwendigkeit fordern, sondern denen jede Methode ein Besonderes, Treffliches abgewinnt. Es ist damit wie mit den Formen des Dramas: ob die Technik der Griechen oder ob die Technik Shakespeare's, das kann niemals absolut entschieden werden; man bemerkt aber z. B. an Grillparzer, daß gewisse Stoffe auch eine gewisse Vortragsweise, gleichsam durch Wahlverwandtschaft, anziehen.

Wie dem aber auch sei: jeder Dichter hat das Recht, daß seine praktischen Leistungen an dem Maßstabe seiner eigenen theoretischen Ueberzeugungen geprüft werden. Und es gewährt ein besonderes Vergnügen, wenn beide so völlig mit einander übereinstimmen, wie es in Spielhagen's neuestem Romane der Fall ist. Die Objectivität ist bei ihm abstrahirt aus dem Vorbilde Homer's; sie entspricht einem sehr gegenständlichen, in Anschauung der umgebenden Welt schwelgenden Sinne und dem Streben nach möglichst starken Wirkungen. Der Unmittelbarkeit des Dramas kommt Nichts gleich, aber wenigstens kann man sich ihr nähern und dadurch den Leser unwiderstehlich packen.

Ganz aber verschwindet auch Spielhagen nicht vor seinen Lesern. Es verräth ihn schon der gleichmäßige Charakter der Sprache. Nicht, daß er die Reden seiner Personen nicht zu individualisiren suchte; er bedient sich dabei sogar ziemlich starker Mittel. Wenn wir die Reden des bummeligen Thüringers Stude lesen, so verfallen wir unwillkürlich in das bekannte thüringische Singen. Die Vasselitz mit ihrem „mir" statt „mich" und „mich" statt „mir" wurde schon erwähnt. Aber über diesen Eigenthümlichkeiten breitet sich doch gleichmäßig jene geläufige Glätte aus, welche den Vorzug wie die Schwäche von Spielhagen's Ausdrucksweise bildet. Für die Kenner altdeutscher Poesie würde ich eine Parallele mit Konrad von Würzburg durchführen. Wie roh und ungeschlacht, wie nachlässig und bequem schrieb oft Gutzkow. Bei Spielhagen ist Alles correct, geputzt, durchgefeilt, höchst sauber und zierlich. Aber doch steckt in Gutzkow's Stil ein Element der Ursprünglichkeit, ein naives, wild leidenschaftliches Greifen nach den Sachen, das man bei Spielhagen manchmal vergeblich herbeiwünscht. Er hat immer Handschuhe an. Seine Sprache überrascht nicht. Sie fährt uns angenehm dahin, aber wie auf Gummirädern: wir sehnen uns manchmal nach dem Rasseln oder selbst nach einem kleinen Stoße. Ich wünsche zu fühlen, daß der Schriftsteller Gewalt über mich hat. Er muß mich bezwingen. Ich will sein Gefangener sein, nicht sein Wiegenkind, das er schaukelt. Es ist mir sehr lieb, elegant zu wohnen; aber aus der Eleganz heraus flüchte ich an die See oder in die Berge. Ebenso an's unendliche Meer oder auf weitschauende Höhe will ich von der Kunst geführt sein. Da soll die große, unverfälschte ewige Natur zu mir reden, wie spricht ein Geist zum anderen Geist. Mag ihre Sprache rauh oder fürchterlich klingen: mir wird wohler dabei sein, als wenn alle Töne nur gedämpft zu mir dringen.

Wilhelm Scherer.

Friederike von Sesenheim.

Mit Bezug auf den in unserem Novemberheft (1878) erschienenen Aufsatz „Wallfahrt nach Sesenheim“ von Heinrich Kruse gehen uns folgende Bemerkungen, resp. Bestätigungen zu:

Fräulein Gyssen in Niederrödern, Kreis Weißenburg, Canton Selz, besitzt bez. besaß ein Stammbuch (livre d'amitié), in welchem sich u. A. Nachstehendes eingetragen findet:

A Salome Pfitzinger, Valdersbach[1]) le 4 nivose 24 déc. 1804 XIII.

Daß paradieß ist nicht verlohren, so lange es ‖ noch Menschen giebt, die so natürlich Munter, ‖ Edel und gut wie Sie theure Freundin! ‖ Glücklich würde ich mich schätzen, wan imer um ‖ und bei Ihnen leben könnte. Dies hof ich glauben Sie aufs Wort Ihrer wahrheits

Liebenden Freundin
Frid. Brion.

Bedürfte es noch einer Bestätigung, daß das Friederike vorgeworfene spätere Verhältniß zu einem benachbarten Geistlichen auf reiner Erdichtung beruht, so könnte ich nach dieser Richtung auch mit einem kleinen Beitrag dienen. Während Friederike in der Revolutionszeit im Schirmecker Thal (Rothau) meist bei Frau v. Dietrich lebte, brachte dort als ganz junger Mensch der 1876 im höchsten Alter zu Straßburg verstorbene Rentner Ehrmann ebenfalls einige Jahre zu. Mein alter Schachgegner, der ein wunderbares Gedächtniß besaß, versicherte mich oft, daß Friederikens Ruf durchaus tadellos, von der erwähnten Anklage nie etwas bekannt war, und daß, falls irgend ein Vorwurf dieser Art auf ihrer Vergangenheit gelastet, die streng puritanisch gesinnte Frau v. Dietrich sie gewiß nicht zur Intimität ihres Hauses zugelassen hätte.

Ich habe mir seiner Zeit die Mühe gegeben, in den Taufbüchern des Breuschthales nachzusehen, ob sich irgend eine Spur jenes vorgeblichen Verhältnisses finden lasse. Diese Nachforschungen ergaben kein Resultat, indem die vor 1793 fallenden Taufregister meist zerstört sind.

F. X. K.

---

[1]) Valdersbach, Waldersbach bei Rothau.

x. **Literarisches Bilderbuch** von Franz Dingelstedt. Berlin, A. Hofmann & Co. (Publication des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur.") 1878.

Mit seiner bekannten Frische, Gegenständlichkeit und Feinheit unterhält uns Dingelstedt hier durch eine Reihe allerliebster Plaudereien über die verschiedensten literarischen Gegenstände und Personen. Ein „Besuch in Shakespeare's Globe" führt zu einer Vergleichung von Alt- und Jung-England, die nicht in eine Schmeichelei für das letztere ausläuft. Eher glaubt Dingelstedt die Züge des Elisabethischen Zeitalters in unserem neuen Deutschland wieder zu finden. Gott segne seinen Optimismus und lasse ihn Wahrheit werden! — Die beiden Stücke „Molière-Tartuffe" und „Das französische Theater unter der Schreckensherrschaft", der Aufsatz über „Victor Hugo und die Misérables", der über die beiden „Bilderstürmer" Ruemelin und Benedix, sind reich an feinen Bemerkungen; die Artikel über Mosenthal, Friedrich Hebbel. Auerbach's Waldfried vereinigen mit diplomatischer Feinheit, oder sagen wir lieber einer aus dem Herzen kommenden Urbanität vollkommene Freiheit des Urtheils; der Aufsatz „Drei Jungfrauen und keine" zieht geistvolle Parallelen zwischen der Shakespeare'schen, der Schiller'schen und der Voltaire'schen Behandlung der Jungfrau von Orleans; den Schluß bildet eine treffliche Studie über den „Zerbrochenen Krug", zum Kleist-Jubiläum 1877. Wir halten dies „Bilderbuch" für eine der Perlen der Sammlung.

x. **Krähenfelder Geschichten** von Wilhelm Raabe. 3 Bde. Braunschweig, G. Westermann. 1879.

Auch in diesen drei Bänden zeigen sich die bekannten Eigenthümlichkeiten der Raabe'schen Dichtung in voller Entfaltung: echtester, von einer tief-sittlichen Lebensanschauung getragener Humor, frische, realistische Farbe dicht neben Neigung zu seltsamen, verschwommenen Phantasiespielen und ein düsterer, an Pessimismus streifender Zug. Raabe's Stärke ruht in der Ausmalung des Einzelnen, die oft von classischer Wahrheit, Kraft und Formenreinheit ist, sowol in der Charakteristik, als in der Schilderung der Außenwelt und Führung der Handlung, während die Gesammtanlage der Dichtungen sich häufig verworren zeigt und dieselben mit schrillen Dissonanzen und ungelösten Problemen plötzlich abbrechen läßt. Den seltsamen Titel der vorliegenden Bände erklärt ein kurzes Vorwort in echt Raabe'scher Weise: „Vor einem der Thore der Stadt Braunschweig liegt eine recht schöne Gegend, seit undenklichen Zeiten das Krähenfeld genannt." Dort hat der Verfasser seit dem Jahre 1870 gehaust und die nachfolgenden Stücke allgemach zu Papier gebracht. Daß er daselbst auch den „Däumling", den „Christoph Pechlin", den „Meister Autor", den „Horacker", den „Wunnigel" und den „Deutschen Adel" nach und nach vom Gewissen los geworden ist, braucht hier nicht weiter in Betrachtung gezogen zu werden." Und noch seltsamer als der Titel ist die Gesellschaft, die unter ihm sich versammelt. Die Erzählungen „Höxter und Corvey" (Bd. I) und „Die Innerste" (Bd. III) zeichnen mit unbarmherziger Wahrhaftigkeit und wildem Humor ein paar Nachtstücke aus der langen, langen Geschichte deutschen Elends, die zwischen dem Westphälischen und dem Hubertsburger Frieden unsere Jahrbücher füllt. „Zum wilden Mann" (Bd. I) und „Frau Salome" (Bd. II), aus der unmittelbaren, frischesten Gegenwart norddeutschen Lebens genommen, lassen mit warmem, innigem Verständniß die unverwüstlichen, guten Grundzüge germanischer Art dichterisch wirksam werden in einem durch keine optimistischen Zugeständnisse verhüllten Kampfe mit den furchtbaren Realitäten des Lebens. Da wartet z. B. ein biederer, betriebsamer Apotheker dreißig Jahre lang sehnsüchtig auf die Rückkehr eines unbekannten Wohlthäters, der ihn einst durch ein großmüthiges Geschenk in den Stand setzte, sein Geschäft zu begründen. Der „Wohlthäter" erscheint endlich, entpuppt sich als ein Sonderling, der einst in einem Anfalle von phantastischem Trübsinn sein Geld dem ersten besten Unglücklichen an den Kopf warf, und nun, klug geworden in der Schule des amerikanischen Lebens, in aller Gemüthlichkeit und Herzlichkeit das „Geschenk" als Darlehn mit Zinseszins reclamirt. Kein plötzlicher Großmuthsact, keine Glücksgunst löst am Schlusse in herkömmlicher Weise die Dissonanz optimistisch auf. Der brave Apotheker bleibt kahl gerupft, von allen „Freunden" verlassen und verkannt, mit seiner alten Schwester und seinem guten Gewissen zwischen seinen Büchsen und Gläsern zurück. Wir haben unsere Freude an der Entwickelung seiner tüchtigen, goldechten Natur gehabt und haben sie bis zuletzt an seinem unverbitterten Herzen und seinem ungebrochenen Muthe. Ein Mehreres ist der Dichter, der nicht mit Leckerbissen handelt, zu gewähren nicht in der Lage. Nicht milder und lieblicher geht es in „Frau Salome" zu. Die drei niedersächsischen Jugendfreunde, die, im innersten Herzen an einander gekettet, doch im Leben sich schroff isoliren, die Mischung tiefster Gemüthsweiche und bärtester, unschönster Formlosigkeit in der handelnden Hauptgestalt, dem wunderlichen Justizrath Scholten, die düsteren, unheimlich harten Volksscenen, aus denen die eigentliche Handlung sich abhebt, stimmen nur zu gut zu dem Rahmen bald ernst-nüchterner, bald wild-phantastischer Naturscenerie, der das Ganze umgibt. Die sonnenhelle Gestalt der „Frau Salome" ist zu sehr Nebenfigur und ihrerseits zu kühl-realistisch angelegt, um den kalten Schauer, der in diesen Scenen uns faßt, ganz zu bannen. — Die Novelle „Eulenpfingsten", im zweiten Bande, eine sonst wahrhaft reizende Humoreske, muß doch auch mit einem beunruhigenden Fragezeichen schließen. Wir verlassen die brave, stattliche Tante, die das junge Pärchen glücklich gemacht hat, zwischen dem wackeren Commerzienrath, der ihr eben seine Huldigungen, nicht zu ihrem Mißfallen, dargebracht hat, und dem vor Jahren verlorenen, jetzt als Wittwer plötzlich auftauchenden Jugendgeliebten. Das Ende wird wol auch wieder tapfere Resignation sein. Raabe thut es nicht anders. Ganz verwunderlich endlich spielt der Dichter uns in der letzten Erzählung mit „vom alten Proteus". „Eine Hochsommergeschichte" nennt er selbst dieses hyperromantische Gemisch toller Phantastik

Digitized by Google

und derbster, überrealistischer Satire, ohne Anfang und Ende. Es flimmert wirklich eine Hundstagsatmosphäre über diesem wild verwachsenen Irrgarten; aber freilich blühen auch auf jedem Schritte köstliche, duftige nur hie und da ein Bischen narkotische Blumen: poetischen Spaziergängern mit guten Nerven zu einer gelegentlichen Excursion am müßigen Tage wol zu empfehlen, aber bedenklich als Lieblingspromenade. Wir begegnen dem Dichter lieber auf dem festen Boden des Lebens und möchten ihm rathen, Maß und Klarheit nicht zu gering zu achten. Schlingpflanzen können sehr malerisch wirken, aber sie bedürfen dazu der Säule oder des festen Gesteins.

φ. **Schlitzwang.** Ein Roman aus dem achten Jahrhundert von Adolf Glaser. Berlin, H. W. Müller. 1878.

Eine Magdalene ohne Glorienschein. Roman in 2 Bänden von Adolf Glaser. Berlin, H. W. Müller. 1878.

„Schlitzwang" ist ein culturhistorischer Roman, in welchem die Phantasie des Dichters mit dem Fleiß des Forschers einen Pact schließt; vereint tragen sie den Leser um mehr als ein Jahrtausend zurück, versetzen ihn in das Land der Sachsen, eine Welt, die ihn neu und fremd anblickt, aber an der Hand des Verfassers bald bekannt wird. Vortrefflich besonders gelingt es Glaser, den Gegensatz zwischen dem christlichen und heidnischen Element zu zeichnen. Die Geschichte „Schlitzwang's", dem als Knaben durch den Schlag eines Ritters die Wange geschlitzt worden und der, zum Christenthum bekehrt, an den Hof Karl's des Großen kommt, mancherlei Abenteuer besteht, aber mit Ehren gelohnt aus ihnen hervorgeht und der Dichter des „Heliand" wird, bildet die Fabel des an buntem Scenenwechsel reichen Romans.

Der zweite der angezeigten Romane spielt in der unmittelbaren Vergangenheit und interessirt namentlich durch die psychologische Entwickelung der Titelheldin. Ein Dienstmädchen Therese, die Magdalene ohne Glorienschein, ist von einem gewissenlosen Menschen betrogen worden und legt in der Verzweiflung ihr neugeborenes Kind vor die Thüre eines Kaufmanns, dessen Gattin ebenfalls gerade Mutter geworden ist. Die Umstände fügen es, daß Therese in dieses Haus kommt, beide Kinder wartet und so ihren mütterlichen Gefühlen gerecht werden kann. Später anderer Obhut übergeben, sieht das Mädchen wie ihr Kind sich von ihr abwendet und erfährt dadurch die tiefste seelische Verstimmung. Erst der Tod des Kindes befreit sie von der entsetzlichen Empfindung. Ihr Jugendgeliebter, der ihr Jahre und Jahre treu geblieben, erfährt, daß sie gefallen sei, verzeiht aber der in ihrem Gemüthe dennoch Unschuldigen und heirathet sie. Neben dieser spielt noch eine zweite Geschichte in den sog. besseren Ständen, vielfach verwebt mit jener. Gesunder Realismus, scharfe Beobachtung und eine gute Summe von Menschenkenntniß zeichnen diesen Roman aus, der in fesselnder Weise unterhält.

x. **Pessimisten.** Roman von F. von Stengel. (Verfasserin von „Der Pflicht geopfert", „Aristokraten", „Novellenbuch".) 2 Bde. Stuttgart, Richter & Kappler.

Die „Pessimisten", deren Geschichte hier erzählt wird, ein junger Architekt und eine reiche, hocharistokratische russische Weltdame, hadern mit dem Leben; der eine in schwerblütiger, durch den Druck von Entbehrungen, Mißlingen, Mangel an Anerkennung gereizter Unbeholfenheit; die andere, ein verwöhntes Glückskind, in übermüthiger Blasirtheit. Von pessimistischen Ueberzeugungen, einer auf Nachdenken und reiche Erfahrung gegründeten aufrichtigen Geringschätzung des Lebens und der Erscheinungswelt, ist hier wie da nicht die Rede; wir haben es mit Verstimmten und Mißvergnügten zu thun, nicht mit Pessimisten im eigentlichen Sinne und wer hier einen dichterischen Beitrag zur Physiologie der modernen Gesellschaft suchte, würde seine Mühe verlieren. Die Erzählung ist nicht übel erfunden, hie und da spannend; doch erhebt das Talent der Verfasserin sich keineswegs über den gewöhnlichen Durchschnittsgrad, der zur Aufnahme in unsere anständigen Leihbibliotheken berechtigt. Eine ausführliche Analyse scheint darum an dieser Stelle nicht angezeigt.

φ. **Unterirdisch Feuer.** Ein Novellenbuch von H. Rosenthal-Bonin. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1879.

Gleichzeitig mit der Novellensammlung „Der Heirathsdamm", die bei Hallberger in Stuttgart soeben in zweiter Auflage erschien, erhalten wir dieses neue Novellenbuch, in welchem sich, nicht minder wie in jenem, des Verfassers zwiefaches Talent eines trefflichen Schilderers der verschiedenen Länder und Sitten und eines Kenners der Leidenschaft in ihren verschiedensten Ausartungen offenbart. Während äußerlich jede Novelle in einer anderen, immer höchst eigenartigen Umgebung abspielt und die verschiedensten Dinge zu Voraussetzungen hat, geht innerlich doch durch alle ein gemeinsamer Zug: der Ausbruch der leidenschaftlichen Erregung, des „unterirdischen Feuers", das in der Brust des Menschen lodert und von keinem Gesetz, keinem Vorurtheil gedämpft werden kann.

φ. **Deutsche Träumer.** Roman von Ludovika Hesekiel. 3 Bde. Berlin, Otto Janke. 1879.

Die schon durch mehrere Romane aus der brandenburg-preußischen Geschichte bekannte Verfasserin verlegt ihr neuestes Werk in die Zeit des 30jährigen Krieges und wählt sich zum Helden den „lutherischen Kapuziner" Hans Georg von Arnim. Oft wechselnd in der Scenerie, gibt ihr die für Deutschland so schreckliche Zeit, volle Gelegenheit, eine große Anzahl durch verschiedene Reize anziehender Bilder vorzuführen und auf dem historischen Hintergrund die seltsamst verschlungenen Menschenschicksale zu zeichnen, die zur Charakteristik der Zeit beitragen und den Leser nach jeder Richtung hin fesseln. Die Charaktere, namentlich die weiblichen, sind vertieft und verrathen eine feine Kenntniß des Herzens und zugleich ein poetisches Empfindungs- und Gestaltungsvermögen, das sich an verschiedenen Stellen in liebenswürdigster Weise bekundet.

Digitized by Google

d. **Deutsche Volksschriften.** Jedes Heft von ungefähr 8 Bogen zu 50 Pf. Breslau, Wilhelm Koebner. Erstes Heft: „Der Socialismus", von A. Lammers"; zweites Heft: „Die Gesundheitspflege", von Bezirksphysicus Dr. Jacobi; drittes Heft: „Natur und Mensch", von Dr. Kurt Laßwitz; viertes Heft: „Die Pflanze und der Mensch in ihrer Wechselbeziehung", von Prof. Hallier in Jena; fünftes Heft: „Die Gewerbefreiheit und der Arbeitsvertrag", von H. B. Oppenheim.

Der Verleger dieser Sammlung volksthümlich gehaltener Schriften hat schon in verschiedenen Formen versucht, dem allgemeinen Bildungsbedürfniß der Zeit gesunde und schmackhafte Nahrung zu liefern. Ein früheres Sammelwerk wandte sich an die Bildungsvereine, denen es den gelegentlichen Mangel an Vortragenden ersetzen sollte; dieses neue wird zu einem außerordentlich geringen Preise unmittelbar dem Leser dargeboten, der Ernst genug besitzt, 100—150 Seiten kleinsten Formats und geräumigen Drucks im Zusammenhange aufnehmen zu wollen. Er hat sich dann ein tüchtiges Stück des Wissenswerthesten aus irgend einem Alle angehenden Fache erworben. Dem Verleger darf man bescheinigen, daß er sich für sein gemeinnütziges Vorhaben an geeignete Leute zu wenden gewußt hat, und mithin allen den Erfolg wünschen, der zum Fortwandeln auf der betretenen Bahn ermuthigt und dessen kaum ein anderer literarischer Plan an und für sich würdiger sein kann.

e. **Geschichte der Instrumentalmusik im XVI. Jahrhundert.** Mit Abbildungen von Instrumenten und Musikbeilagen. Von W. J. v. Wasielewski. Berlin, J. Guttentag (D. Collin). 1878.

Der Verfasser hat sich durch eine Biographie Rob. Schumann's und eine Monographie der Geige („Die Violine und ihre Meister") vortheilhaft bekannt gemacht. Die vorliegende Arbeit, welche sich mit einem von der Musikforschung noch wenig aufgehellten Jahrhundert, einer Beschreibung der in ihm üblichen Instrumente und seiner ersten instrumentalen Compositionsversuche befaßt, ist mit Sachkenntniß, Fleiß und dankenswerther Kürze (der Text zählt nur 166 Seiten) geschrieben. Unter den Instrumenten ist der Laute, als dem zu Anfang des XVI. Jahrhunderts wichtigsten derselben, sowie ihren verschiedenen Tabulaturen, eine ausführliche Besprechung zu Theil geworden. Die Entwickelung der Instrumentalcomposition wird bis zum Anfang des XVII. Säculums verfolgt. Zunächst von der so viel reiferen Vocalcomposition ausgehend, sind ihre ersten Schritte mühselig und vom Glück nicht gerade begünstigt. Erst kurz vor Mitte des Jahrhunderts erscheinen in den „Ricercaren" von Willaert und Buus Tonstücke von bestimmterer Bedeutung. An sie schließen sich die etwas steifen ersten Versuche in fugirter Schreibart, bei denen man freilich nicht an die Musterwerke Bach'scher Feder denken darf. Während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts fördern Andrea Gabrieli und Claudio Merulo in erheblicher Steigerung den Instrumentalsatz, und der Venetianer Giovanni Gabrieli gewinnt durch freiere Gestaltung der „Canzone" und „Sonate", welche zugleich eine bewußte Loslösung von dem fugirten, strengeren Satz begleitet, jenen Weg, welcher das XVII. Säculum, fast nur unter italienischer Führung, zu so hoher Blüthe führen sollte. Der Verfasser hat den löblichen Zweck, dieser Arbeit eine gleiche über die Instrumentalmusik des XVII. Jahrhunderts folgen zu lassen.

S. 125 finden wir in dem sonst wohl überlegten Buch folgenden sonderbaren Satz. „Die Sprödigkeit dieser mehr verstandesmäßig gezeugten als empfundenen Geistesproducte läßt eine Entäußerung des musikalischen Wohllauts, wie überhaupt des Schönheitsgefühls noch fast gänzlich vermissen." Es ist hier offenbar das Gegentheil von dem gesagt, was gesagt werden sollte. Wir führen die Stelle nur an, damit sie bei einer etwaigen zweiten Auflage des verdienten Buches geändert werde.

Das Interesse an der Tonkunst scheint im fortwährenden Wachsen begriffen zu sein, und so wird es vermuthlich einem Buche nicht an Lesern fehlen, welches den ersten Spuren instrumentaler Kunst und ihrer Darstellungsmittel an der Hand eines objectiven und sachkundigen Forschers nachgeht.

f. **Die Musikgeschichte** in zwölf Vorlesungen von W. Langhans. Leipzig, F. E. C. Leuckart. Zweite Auflage. 1879.

Einen großen Stoff in kleinem Rahmen behandeln, nichts Wesentliches unberührt lassen, nichts Unwesentliches berühren, ist ein lexikographisches Talent von erheblicher Bedeutung. Es erfordert eine eigene Gabe der Reduction, eine gedrungene Darstellungsart, welche um so werthvoller ist, als die Enthaltsamkeit, welche dazu gehört, bei einem Schriftsteller von lebhaftem Temperament selten zu finden ist. Der Verfasser der vorliegenden Vorlesungen hat sich den löblichen Zweck gestellt, einem Kreise von angehenden Künstlern und höheren Dilettanten die Geschichte der Musik in ihren weltberührenden Momenten vorzutragen. Er hat dies mit solchem historischen und lehrenden Geschick gethan, daß selbst die dunkelsten und schwierigsten Partien, wie das griechische Musiksystem und die sogenannten Kirchentöne für jeden einigermaßen musikalischen Leser vollkommen verständlich sind. Wer diese Materie bei anderen Schriftstellern studirt hat, wird wissen, wieviel dazu gehört, sie kurz und klar vorzutragen. Der zwölfte Abschnitt ist Richard Wagner allein gewidmet. Man sieht aus dieser Vertheilung von Sekt und Brot, daß der Verfasser Farbe bekennt, denn Wagner den zwölften Theil der ganzen Kunstgeschichte einräumen, kommt ungefähr der Repartition in der Falstaff'schen Rechnung gleich. Das Capitel ist übrigens ganz sachgemäß und ohne jene widerliche Polemik geschrieben, womit die Wagnerpresse sich reizvoll zu machen und ihre Leser zu garottiren sucht. Die zweite Auflage des Buches ist der ersten so rasch gefolgt, daß uns zur Anzeige dieser nicht die Zeit blieb. Die Stimme des Volks ist nicht immer maßgebend, und es gäbe eine sehr falsche Rechnung, wenn man den Werth eines Buches nach seinen Auflagen bemessen wollte. Bei einer Arbeit solcher Art hat sie jedoch ihre Bedeutung. Wir wünschen dem angenehm beweglichen und immer fortschreitenden Verfasser bald wieder zu begegnen.

Digitized by Google

ξ. **Ein Madonnen-Maler unserer Zeit.** (Eduard Steinle) Biographische Studie von Constant von Wurzbach. Mit zwei Kunstbeilagen. Wien, Manz. 1879.

Eine sehr verdienstvolle Arbeit, wenn auch keine „biographische Studie", ist es, welche der Verfasser den Fachmännern liefert — es ist so zu sagen ein punktirter Steinblock, dessen Ausführung Wurzbach, wie er sich in der Vorrede ausdrückt, einem „späteren Passavant" überlassen hat. Jedenfalls wird dieser seinem Vorgänger für das mit sehr großem Fleiße gesammelte Material außerordentlich dankbar sein müssen. Eduard Steinle (geboren zu Wien 2. Juli 1810) gehört zu den wenigen religiösen Malern der Gegenwart, welche ihre Gestalten aus innerem Herzensbedürfniß schaffen; diese künstlerische Ehrlichkeit muß auch der anerkennen, welcher nicht ganz mit den Werken und der Art Steinle's einverstanden ist. Das Verzeichniß seiner Werke, welches Herr von Wurzbach gibt, weist an 570 Nummern auf, Fresken, Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen und Radirungen. Die dritte Abtheilung des Buches zählt die Nachbildungen auf; die vierte Abtheilung beschreibt die Hauptwerke; die fünfte stellt kritische Stimmen über Steinle zusammen. Wir müssen gestehen, daß uns diese Partie überflüssig erscheint, besonders da sie nicht mit der gehörigen Unterscheidung der „Stimmen" ausgeführt ist. Die Kunstbeilagen bilden ein photographisches Bildniß des Malers und die facsimilirte Reproduction einer wirklich entzückenden, leicht getuschten Zeichnung. Besondere Erwähnung verdient die Ausstattung.

ξ. **Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts.** Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. Zweite Reihe. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1879.

Im Jahre 1877 ist die erste Serie dieser Künstlercharakteristiken erschienen, welchen sich der neue Band in Form und Anschauung anschließt. Er umfaßt Rottmann, Defregger, Wilh. v. Kaulbach, Lenbach, Rethel, Böcklin, Passini, Genelli, Menzel und Makart. Jedenfalls eine sehr „bunte Reihe". Pecht besitzt den großen Vorzug, die meisten der Künstler, welche er vorführt, auch als Menschen gekannt zu haben. Das gibt seiner Schilderung einen frischen Zug und bereichert oft auch das Verständniß der einzelnen Individualitäten und des Spiegelbildes derselben in ihren Werken. Andererseits bemüht sich der Verfasser, die Eigenart liebevoll zu erfassen, die Einflüsse der Jugend und der Zeitverhältnisse darzulegen — kurz den Einzelnen als lebendigen Menschen und nicht nur als ästhetisches Problem zu betrachten. Sein Urtheil ist im Ganzen ein parteiloses, besonders rechnen wir es ihm als Verdienst an, daß er nicht, wie die meisten Vertreter der jüngeren kunstgeschichtlichen Schule, Kaulbach's Schöpfungen in den Schmutz zerrt. Wenn die Anschauungen Pecht's auch mitunter zum Widerspruch reizen; wenn seine Versuche, Alles begründen zu wollen, mitunter fehlschlagen: so können wir doch sein Buch unseren Lesern empfehlen — sie werden daraus manche Anregung schöpfen.

ξ. **Geschichte der Malerei.** Herausgegeben von Alfred Woltmann. Erster Band: „Die Malerei des Alterthums" von Dr. Karl Woermann, Professor der Königl. Kunstakademie zu Düsseldorf. „Die Malerei des Mittelalters" von Dr. Alfred Woltmann, Professor an der Kaiserl. Universität zu Straßburg. Mit 140 Illustr. Leipzig, E. A. Seemann. 1879.

Es macht uns ein besonderes Vergnügen, das neue Unternehmen anzuzeigen, von welchem das Vorwort mit Recht betont, daß eine Geschichte der Malerei auf Grundlage der neuesten Forschungen nöthig geworden sei und daß diese bis auf die Antike zurückgreifen müsse. Karl Woermann, welcher auf dem Gebiete durch seine Studien über die Landschaftsmalerei des Alterthums eine vorhandene Lücke ausgefüllt hat, ist der Verfasser der zwei ersten Bücher, welche die Malerei bei den Aegyptern und den westasiatischen Völkern, den Griechen und Römern behandeln. Es war nothwendig, sich auf die verschiedensten Gebiete zu begeben, um aus den vorhandenen Resten ein möglich lebendiges Bild zu gestalten. Besonders verdienstvoll ist es, daß der Verfasser für die Beurtheilung der griechischen Malerei richtigere Standpunkte festhält, als es bis jetzt so oft der Fall gewesen ist, trotzdem Brunn's Forschungen in dieser Richtung reformirend hätten wirken müssen. In gedrängter, übersichtlicher Weise stellt Woermann Alles zusammen, was die alten Quellen und die neuesten Untersuchungen über die alte Malerei enthalten und geht dann zur Schilderung der erhaltenen Werke über.

An seine Arbeit reiht sich organisch die von Woltmann, indem sie im ersten Abschnitte, „Die Katakomben", den Nachweis liefert, daß die altchristliche Kunst sich eng an die Resultate der antiken schloß, wenn sie auch gar schnell die Fähigkeit verlor, sie zu fördern und zuletzt erstarrte. Sehr verdienstvoll sind die Untersuchungen des Herausgebers über die Miniaturmalerei; durch sie hat die Kunstwissenschaft eine wirkliche Bereicherung erfahren, wie sie dem Werke einen besonderen Werth verleihen. Daß die gewählten Bilder vorzüglich ausgeführt sind, dafür bürgt der Name des Verlegers. Trotz der wissenschaftlichen Grundlage ist die Art der Darstellung so flüssig und fesselnd, daß das Buch mit Nutzen von allen Damen gelesen werden kann, die sich überhaupt für die Kunst interessiren.

βρ. **Die Farbenharmonie** mit besonderer Rücksicht auf den gleichzeitigen Contrast in ihrer Anwendung in der Malerei, in der decorativen Kunst, bei der Ausschmückung der Wohnräume, sowie in Kostüm und Toilette. Zugleich als zweite gänzlich umgearbeitete Auflage der Farbenharmonie von E. Chevreul, herausgegeben von F. Jännicke. Mit 9 Farbentafeln. Stuttgart, P. Neff. 1878.

Wer den oben vollständig wiedergegebenen Titel dieses Buches aufmerksam gelesen hat, wird mit keinen übertriebenen Erwartungen von des Verfassers Kunst der Darstellung an die Lectüre gehen, aber doch schwerlich eine Vorstellung von dem haben, was ihm bevorsteht. Die ersten Sätze des für angehende Künstler, Kunsthand-

Digitized by Google

werker und Kunstfreunde bestimmten Lehrbuches lauten: „Jeder Gegenstand wirkt nicht sowol durch seine Form, als auch zugleich durch seine Farbe auf unser Auge, und ist es gerade diese letztere, welche uns einen vielleicht sonst wenig interessanten Gegenstand in vielen Fällen erst anziehend macht. Ohne Rücksicht auf den Schmuck vermag die Farbe außerdem das Relief zu vermehren, die Theile eines Ganzen deutlicher zu gestalten, gefällige Wirkungen der Verhältnisse zu erhöhen, sowie in verschiedenster Weise dazu beizutragen, die Gegenstände zu heben, so daß das Gefallen an der Farbe schon in den ältesten Zeiten dahin geleitet hat, Zeichnungen, Werke der Plastik und Architektur, sowie Stoffe und die verschiedenartigsten Geräthe farbig zu verzieren, wobei nach und nach größere Mannigfaltigkeit angestrebt wurde." Wenn ein Gewerbeschüler einen Aufsatz über Farbenharmonie so einleitete, würde das Urtheil seines Lehrers schwerlich sehr schmeichelhaft ausfallen. Der Verfasser aber rühmt sich, das Werk von Chevreul „La loi du contraste simultané des couleurs" (oder vielmehr die deutsche Ausgabe desselben von 1847), welches allerdings dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr entspricht, aber ganz verständig und faßlich ist, „durch klarere und präcisere Abfassung verbessert" zu haben! Hören wir auch die Schlußsätze: „Im Allgemeinen merke man, daß die Hauptmasse der im Garten zu verwendenden Blumen sich durch bestimmte und lebhafte Farben auszeichnen muß, da ein Ueberwiegen von neutralen, matten, unbestimmten Farben, bei aller Reichhaltigkeit keine glanzvolle Wirkung aufkommen läßt und bei Blumen fast gänzlich wirkungslos bleibt. Wo aber an gut gewählten Punkten Roth in seinen mannigfaltigen Nuancen, Blau, Weiß, und hier und da auch Goldgelb, Orange und Violett erscheinen, da ist die gute Wirkung gesichert ꝛc." Die zwischen diesen beiden Stellen 17 Druckbogen füllenden Auseinandersetzungen gelesen zu haben, können wir nicht behaupten, doch begegneten wir bei zahlreichen Stichproben durchweg demselben oberflächlichen und confusen Vortrage, demselben mit gespreizter Lehrhaftigkeit auftretenden Dilettantismus. Zum Glück liegen die Schwächen so deutlich zu Tage, daß man nicht nöthig hat, vor dem Buche zu warnen. Aber Zeit wäre es, gründlich mit der Einbildung aufzuräumen, daß Halbwissen genüge, um die Elemente einer Wissenschaft zu lehren!

βϱ. **Naturgeschichte der Kleidung.** Von Emanuel Herrmann. Mit zahlreichen Zinkographien. Wien, R. v. Waldheim.

Dem Vorwort zufolge soll dieses Buch „ein Andachtsbuch für Modedamen, ein Toilettenbrevier der sich schmückenden Schönen" sein; wir bekennen aber, nicht darüber in's Klare gekommen zu sein, ob die angeführten Worte — und das ganze Buch — ernst oder satirisch gemeint seien. Der Verfasser verlangt, daß man „sich denkend kleiden" solle, und verlangt dies in einem Tone, als ob die Forderung eine ganz neue sei. Er will dazu anleiten, indem er ein wissenschaftliches System aufstellt: Schutzkleider, Deckkleider, Hüllkleider, Zierkleider, und hiernach die gebräuchlichen Kleidungsstücke classificirt. Wenn er da z. B. den Schuh in drei Theile zerlegt, das Hüllkleid des Knöchels und des Fußrückens, das Deckkleid der Ferse und der Zehen, und das Schutzkleid der Sohle und der Ferse, so klingt das doch wie ein nicht sehr witziger Spott auf gewisse Kunsttheoretiker; ebenso wenn er den Damenrock und Unterrock als „einärmelige Hose" charakterisirt u. dgl. m. Dazu würde auch der stellenweise zum Vorschein kommende Humor stimmen, welcher ganz eigener Art ist und am Ersten noch an die Weise pedantischer Professoren, welche gelegentlich die Leichtfertigen spielen, erinnert. So lesen wir beispielsweise, daß die Frauenwelt nicht daran denke „den Männern durch Hosen mit Sitzböden zu imponiren" und „glücklicherweise noch keine Ahnung von einer ungesunden Naht im Schnitte" habe. Und es ließen sich noch stärkere Stellen herausheben. Andererseits kann man sich doch wieder des Eindrucks nicht erwehren, daß der Verfasser keineswegs Scherz treiben wolle. Er schließt mit einer Frage. „Die Kleidung ist die unbewußte Sprache der Geister und drückt sich um so deutlicher aus, je mehr der Mund zum Schweigen verurtheilt ist. Das vorliegende Buch strebte das Ziel an, diese Sprache zu lehren. Hat es sein Ziel erreicht —?" Es mag an uns liegen, aber wir verstehen „die unbewußte Sprache der Geister" so wenig nach wie vor dem Durchlesen der Naturgeschichte der Kleidung. Vielleicht ginge uns ein Licht auf, wenn wir, der Mahnung des Verfassers folgend, das Buch „nicht allein von vorne, sondern auch von rückwärts" lesen würden.

λ. **Die Folterkammern der Wissenschaft.** Eine Sammlung von Thatsachen für das Laienpublicum von Ernst von Weber ꝛc. Berlin und Leipzig, Verlag von Hugo Voigt. 1879.

Schon vor einiger Zeit hat uns eine kleine Schrift vorgelegen, die wir ignorirten, weil sie sich, was man aus ihrer mehr wissenschaftlichen Haltung und ihrer guten Arbeit ersehen konnte, an ein Publicum wandte, bei dem Bestrebungen, wie sie in ihr hervortraten, nicht auf einen Erfolg rechnen konnten — deren Ungefährlichkeit also unser Schweigen veranlaßte. Es war dies einer der Hauptversuche, uns aus England eine Agitation zuzuführen, welche dort zu geradezu unheilvollen Resultaten geführt hat, aber in der Form wie sie in:

Die Vivisection, ihr wissenschaftlicher Werth und ihre ethische Berechtigung von *IATPOΣ*. Leipzig, 1877. J. A. Barth.

auftrat, ist sie, wie wir voraussahen, zwei Jahre lang unschädlich gewesen.

Nun ist aber ein Versuch gemacht worden, dieselbe Agitation in weiteren Kreisen in's Werk zu setzen, und wir glauben, diesem gegenüber nicht ganz passiv bleiben zu dürfen, zumal er sicher nicht der letzte auf diesem Felde sein wird.

Mit einer Anzahl zum Theil haarsträubender Holzschnitte ausgestattet, liegt das neue Werk mit dem haarsträubenden Titel vor uns: eine Sammlung von Uebertreibungen, Entstellungen, Anekdoten und zum größten Theil einfach lächerlichen Raisonnements, sowie Empfehlungen und Citaten aus schriftlichen Aeußerungen „hochgestellter" Persönlichkeiten, die sehr an die Atteste der Hoff'schen und Daubitz'schen Reclame er-

Digitized by Google

innern. Man sieht aus der ganzen Mache, daß das Werk bestimmt ist, die große Menge in der Weise zu fanatisiren, wie es in England gelungen ist, wo allerdings die Aufgabe eine leichtere war. Dort ist es gelungen, durch Erzielung einer fast unbegreiflichen Befangenheit eine verwerfliche Einwirkung auf die Gesetzgebung auszuüben, so daß dort jetzt das wissenschaftliche Proletariat, welches mit Unterstützung der Geistlichkeit die Antivivisectionspropaganda in Scene setzte, triumphirt und seine siegreichen Fahnen nach Deutschland und Frankreich zu tragen versucht. Daß der Schwarm dieser Soldaten der Civilisation auch manchen Braven in sich schließt, der ebenso wenig Proletarier wie wissenschaftlich gebildet ist, schließt nicht aus, daß die Führung und Seele dieser Organisation mit diesem Paradoxon charakterisirt ist.

Wir halten es für nutzlos, eine sachliche Entgegnung auf diese Brochüre zu geben, weil die Berechtigung der Vivisectionsmethoden ein Thema ist, welches nur unter Fachgelehrten discutirt werden kann, da nur diese den Maßstab für die Beurtheilung besitzen. Unter ihnen hat sich bis jetzt in Deutschland durchaus keine Neigung für die neueste Propaganda gewisser Thierschutzgesellschaften kund gegeben, und sie wird es auch nie, weil der deutsche Gelehrte sich seiner hohen Aufgabe bewußt ist. Durch die trüben Erfahrungen in England gewarnt, wird andrerseits von Seite der deutschen Aerzte das nicht zugelassen werden, was in England das die moderne Civilisation beschämende Resultat möglich machte: die Nachsicht und das vornehme Gehenlassen, mit dem die Spitzen und das Gros des Standes dem anziehenden Unwetter begegneten.

Da wir den Einfluß der gebildeten Minderheit auf die große Masse nicht unterschätzen, halten wir es für ein Gebot der Einsicht, rechtzeitig an dieser Stelle vor den angedeuteten Tendenzen zu warnen und wir wollen zur Charakterisirung derselben nur noch auf einige bemerkenswerthe Züge der Bestrebungen gegen die Vivisection hinweisen, wie sie an diesem neuesten schriftstellerischen Producte hervortreten.

Wer „die Folterkammern der Wissenschaft" verfaßt hat, erfahren wir auf dem Titelblatt; nicht aber auch nur eine Andeutung dessen, was den Verfasser dazu berechtigen könnte — wahrscheinlich liegt auch nichts Derartiges vor. Denn der in dem langen Titel prangende „Ritter hoher Orden" und die Medaille einer Thierschutzgesellschaft können wol Motive, aber nicht Entschuldigung für eine solche Thätigkeit sein, zumal wenn diese letztere in der Weise betrieben wird, wie sie uns in der vorliegenden Brochüre entgegentritt. Wir wollen nicht auf die höchst bedenklichen Entstellungen eingehen, von denen diese „Sammlung von Thatsachen" vielleicht unabsichtlich strotzt, und wir wollen die Motive ihres Verfassers nicht verdächtigen, denn es ist eine Anzahl von Vertretern der Antivivisectionsbestrebungen sicher frei von persönlichen Motiven. Im Allgemeinen wollen wir aber darauf hinweisen, daß leider zu oft der Thierschutz, wie gelegentlich andere Vereinsthätigkeit nur ein Mittel ist, sich eine öffentliche Rolle zu verschaffen; daß er oft nur den Zweck hat, eine Ausfüllung für ein leeres und harmloseren Anregungen unzugängliches Dasein zu bieten: in der That sind schon oft Müßiggänger gefährliche Leute geworden! Ferner gibt es noch Menschen, die jeden Standpunkt mit scheelem Auge betrachten, den sie selbst nicht erreicht haben; Leute, bei denen das Bewußtsein der eigenen Unfähigkeit zugleich den Reiz abgibt für die Verkleinerung höherer Leistungen und die zum offenen Angriff übergehen, sobald derselbe geeignet ist, sie in Beziehung zu den Besseren zu setzen: diesen dient die Abwehr ihrer Angriffe gerade zur Reclame und hierin liegt für uns ein Grund mehr, auf eine sachliche Erwiderung zu verzichten, obwol die eben gekennzeichnete Kategorie zumeist die wenigen Aerzte bilden, welche sich dem Heerzuge gegen die Vivisection angeschlossen.

Trotz unserer Absicht, die Person des Herrn von Weber zu schonen, weil uns nicht gelungen ist, die directe Veranlassung seiner Thätigkeit hinreichend sicher zu analysiren, können wir nicht umhin einen von ihm gegen die ärztlichen Gelehrten erhobenen Vorwurf auf's Energischste zurückzuweisen; und wenn dieser charakteristisch ist für Denjenigen, welcher ihn erhebt, so können wir hier das große Publicum, in welches er geschleudert wurde, nicht verhindern, die Würde und den Standpunkt des populären Agitators selbst zu beurtheilen. Wir meinen das in dem Vortrage des Herrn von Weber wiederholt erörterte Thema, „daß nur persönliche Eitelkeit, die unwiderstehliche Sehnsucht, den Ruhm eines Entdeckers zu erwerben" das Motiv für die Thätigkeit der heutigen Vivisection sei. — Einer so niedrigen Gesinnung ist unserer Ansicht nach nur fähig, wer selbst nie das erhebende Streben nach der Wahrheit gekannt hat, und ebenso wenig kann, wer selbst kein Herz für seine Mitmenschen besitzt, bei Anderen edlere Motive für eine Lebensaufgabe voraussetzen, als die der rücksichtslosen Selbstsucht.

Das deutsche Volk hat mit Recht die hohe Meinung von seinen Gelehrten, über welche Herr von Weber sich beklagt. Die eigene Achtung vor der Wissenschaft hat dem deutschen Geiste die Achtung im Auslande verschafft, welche ihm überall gezollt wird. Das Ausland sendet seine Aerzte, um die deutsche Wissenschaft dem Erdkreise nutzbar zu machen und ein Deutscher versucht es, dieselbe in den Augen seiner Landsleute herabzuwürdigen!

Bisher hat der deutsche Mediciner zur Erreichung seiner Ziele diejenigen Mittel angewandt, welche ihm dazu geeignet erschienen und er hat es zum Vortheile seiner Kunst gethan, welche der Anwendung der Vivisectionsmethoden den raschen Aufschwung der letzten Decennien verdankt; er hat es zum Vortheile der Gesellschaft gethan, welche jetzt Einhalt gebieten und die „Umkehr der Wissenschaft" verlangen soll!

Die Verhütung etwaiger Ausschreitungen darf auch fürder getrost den Gelehrten selbst überlassen bleiben; sie bedürfen nicht der Curatel der großen Menge und der bedauerlichste aller Zustände, in die ein Gemeinwesen gerathen kann — die Tyrannei einer unter der Fahne des Rückschritts fanatisirten Masse — möge nicht durch die Gleichgültigkeit der Guten und Einsichtigen angebahnt werden!

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. Juni zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ammer. — Ein Wintermärchen. Novelle von Theodor von der Ammer. Stuttgart, Richter & Kappler. 1879.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. 26. Jahrg. 1879. No. 4. 5. Nürnberg, Verlag der literarisch-artistischen Anstalt des germanischen Museums.

Apollodorn. — Belletristischer Almanach herausgegeben von Adolph Herz und Julius Bachstitz. Wien, im Selbstverlage der Herausgeber. 1879.

L'Athenaeum Belge. Journal universel de la Littérature, des Sciences et des Arts. 1879. No. 9. 10. 11. Bruxelles.

Berichte, Literarische aus Ungarn. Herausgegeben von Paul Hunfalvy. III. Band, 2. Heft. Budapest, C. Knoll, Akad. Buchhdlg. 1879.

Bever. — Streiflichter auf Deutschlands Gegenwart und Zukunft, vornehmlich in wirthschaftlicher Beziehung. Von Karl Friedrich Bever, aus den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhdlg. 1879.

Bigandet. — Vie ou légende de Gaudama le Boudha des Birmans et notice sur les Phongyies ou moines Birmans par Monseigneur O. Bigandet. Traduit en Français par Victor Gauvain. Paris, E. Leroux. 1878.

Bilharz. — Der Heliocentrische Standpunkt der Weltbetrachtung. Grundlegungen zu einer wirklichen Naturphilosophie von Dr. Alfons Bilharz. Mit 13 Holzschnitten. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1879.

Blätter, Biographische, aus deutscher Geschichte. Herausgegeben von G. v. Glasenapp. 1. Band. 1. Heft. Fünfzig Jahre. Von Otto v. Seemen. Berlin, Verlag der „Militaria". 1879.

Blätter für Kostümkunde. Historische und Volks-Trachten. Unter Mitwirkung von G. Bencsúr, Otto Brandewetter, C. Breitbach, Adolf Burger, Ludwig Burger etc. etc., herausgegeben von A. von Heyden. Neue Folge. Heft 7. Berlin, F. Lipperheide. 1879.

Brandes. — Lord Beaconsfield (Benjamin Disraeli). Ein Charakterbild von Georg Brandes. Mit dem Jugendportrait Lord Beaconsfield's. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1879.

Buonaventura-Schmidt. — Italienische Unterrichtsbriefe für das Selbststudium. Bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 6. 7. Lection 11—13. Leipzig, Verlag d. Hausfreundes. 1879.

Busse. — Aus unserer Zeit. Poetisches Gemälde von Friedrich Busse. 1. Buch. Hannover, Hahn'sche Buchhdlg. 1879.

Collection of British Authors. — Tauchnitz Edition. Vol. 1814. Riding Recollections by G. J. Whyte-Melville. In one volume. Vol. 1815. 16. Blue Roses by the author of „Vera". In two volumes. Vol. 1817. 18. The world she Awoke. In by Lizzie Alldridge. In two volumes. — Vol. 1819. Daisy Miller etc. by Henry James, jr. In one volume. — Vol. 1820. 21. That Artful Vicar by R. C. Grenville: Murray. In two volumes. Leipzig, B. Tauchnitz. 1879.

Correspondenz, Allgemeine Literarische, für das gebildete Deutschland. IV. Bd. No. 39—42. Leipzig, Verlag von H. Foltz. 1879.

Correspondenz, Kaufmännische. Zeitschrift für Volkswirthschaft, Handel und Statistik. IV. Jahrgang, No. 8. 9. Brandenburg a. H. 1879.

Correspondenz, Politische, Friedrich's des Grossen. II. Band. Berlin, Verlag von A. Duncker, Kgl. Hofbuchhandlung. 1879.

Dahn. — Bausteine. Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. 1. Reihe. Berlin, Verlag von O. Janke. 1879.

Dichterhalle, Neue Deutsche. Band III. No. 8. 9. 10. 11. Herisau. 1879.

Dickens. — L'Italia. Impressioni e descrizioni di Carlo Dickens. Traduzione con note del Prof. Edoardo Bolchesi. Milano, U. Hoepli. 1879.

Doornkaat-Koolman. — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat-Koolman. Heft 8. Norden, H. Braams. 1879.

Dozon. — Manuel de la langue chkipe ou albanaise. Grammaire. — Chrestomathie. — Vocabulaire par Auguste Dozon, Consul de France. Paris, E. Leroux. 1878.

Ebers. — Aegypten in Bild und Wort. Dargestellt von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von Georg Ebers. Lfg. 24/29. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1879.

Eckstein. — Leichte Waare. Skizzenblätter von Ernst Eckstein. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, R. Eckstein. 1879.

Ellers. — Strand- und Landbilder von der Ostsee. Neun Original-Radirungen von G. Ellers, Berlin, P. Sonntag. 1879.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. — Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg. 3. Lfg. Enthält: Handwörterbuch der Zoologie und Anthropologie. 1. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1879.

Farina. — Mio Figlio Studia. Novella. Salvatore Farina. Torino, Roux e Favale. 1879.

Farina. — Le tre nutrici. Novella. Salvatore Farina. Torino, Roux e Favale. 1879.

Feyhl. — Leichte religiöse Gesänge für Kirchenchöre in Stadt und Land auf die Festzeiten, sowie für besondere Verhältnisse in der evangelischen Kirche von Johannes Feyhl. Heft 2. Göppingen, im Selbstverlag.

Fleischmann. — Die selbstständige deutsche Hausindustrie und ihr Großhandel. Eine volkswirthschaftliche Mahnung von A. Fleischmann. (Sonneberg.) Hildburghausen, Kesselring'sche Hofbuchhdlg. 1879.

Fragen, Religiöse. Wissenschaftliche Vorträge über religiöse Fragen. Dritte Sammlung. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 1879.

Friedmann. — Zehn Jahre Oesterreichischer Politik. 1859—1869. Tagebuch zur Zeitgeschichte von O. Bernhard Friedmann. 1. Band. Wien, L. Rosner. 1879.

Friesen. — Vom künstlerischen Schaffen in der bildenden Kunst. Eine ästhetische Studie von Richard Freiherrn von Friesen. Dresden, W. Baensch. 1879.

Geschichte, Allgemeine, in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von A. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludwig Geiger ꝛc. Herausgegeben von Wilhelm Oncken. Vierte Abtheilung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1879.

Gewerbehalle. — Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 17. Jahrgang. Lfg. 5. 6. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1879.

Glasenapp. — Ergänzung zum Generalstabswerk 1866 und 1870—71. Biographien, Portraits und Facsimiles der Führer der Deutschen Heere bis einschließlich der Führer einer Division in den Feldzügen von 1848, 1849, 1864, 1866 und 1870—71. (Kleinere revidirte Ausgabe des Werkes „Die Generale der deutschen Armee".) Herausgegeben und revidirt von G. von Glasenapp. Lfg. 1. Berlin, Verlag der „Militaria". 1879.

Haeckel. — Gesammelte populäre Vorträge aus dem Gebiete der Entwickelungslehre von Ernst Haeckel. Heft 2. Mit 30 Abbildungen im Texte und einer Farbendrucktafel. Bonn, E. Strauss. 1879.

Hahn. — Deutsche Poetik. Von Werner Hahn. Berlin, W. Hertz. 1879.

Hamel. — Ein Wonnejahr. Von Richard Hamel. Rostock, Wilh. Werther's Verlag. 1879.

Heilprin. — The historical poetry of the Ancient Hebrews, translated and critically examined by Michael Heilprin. Vol. I. New-York, D. Appleton and Company. 1879.

Heimgarten. — Eine Monatsschrift. Herausgegeben von P. K. Rosegger. III. Jahrg. Heft 8. 9. Mai—Juni. Graz, Verlag von Leykam-Josefsthal. 1879.

Hellenbach. — Die Vorurtheile der Menschheit. Von Lazar B. Hellenbach. I. Band. Wien, L. Rosner. 1879.

Henne-Am Rhyn. — Die deutsche Volkssage im Verhältniß zu den Mythen aller Zeiten und Völker mit über tausend eingeschalteten Original-Sagen. Von Dr. Otto Henne-Am Rhyn. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1879.

Hillebrand. — Zeiten, Völker und Menschen von Karl Hillebrand. 1. Band. Frankreich und die Franzosen. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin, R. Oppenheim. 1879.

Hillern. — Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts von Wilhelmine von Hillern. 3. Aufl. 3 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

Hirsche. — Das projektirte Lessing-Denkmal auf dem Hamburger Gänsemarkt — soll es ein genrehaftes Sitzbild des Hamburger Dramaturgen oder ein monumentales Standbild des Deutschen Geistesheiden sein? Eine kunstkritische Zeitstudie über Professor Schaper's Denkmals-Entwurf. Von Karl Hirsche. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1879.

Hocker. — Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck. Eine Geschichte ihres Lebens und ihrer Politik. Von Dr.

Digitized by Google

R. Hocker. 2. umgearb. und erw. Aufl. Pracht-Ausg. I. Bd. Lfg. 1—7. Berlin, Th. Grieben. 1879.

Holtzendorff. — Die Principien der Politik. Einleitung in die staatswissenschaftliche Betrachtung der Gegenwart. Von Dr. Franz von Holtzendorff. Zweite, durchgehends verbesserte und ergänzte Auflage. Berlin, C. Habel. 1879.

Jerwitz. — Handbuch der Mimik. Ein Beitrag zur körperlichen Beredtsamkeit von Wilhelm Jerwitz. Mit einem Anhang erläuternder Abbildungen. Erfurt, Fr. Bartholomäus.

Jókai. — Aus der Heimath des Nordens. Von Maurus Jókai. Pressburg, C. Stampfel. 1879.

Jókai. — Die Freiheit unter dem Schnee, oder das grüne Buch. Historischer Roman von Maurus Jókai. 2 Bde. Pressburg, C. Stampfel. 1879.

Keller. — Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Neue Ausgabe in 4 Bänden. Bd. I. II. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshdlg. 1879.

Kirchbach. — Märchen von Wolfgang Kirchbach mit Zeichnungen von Frank Kirchbach. Dresden, Friedr. Ast. 1879.

Laistner. — Golias. Studentenlieder des Mittelalters. Aus dem Lateinischen. Von Ludwig Laistner. Stuttgart, W. Spemann. 1879.

Langhans. — Die Musikgeschichte in zwölf Vorträgen von Wilhelm Langhans. 2. wesentlich vermehrte Auflage mit Notenbeispielen und Illustrationen. Leipzig, F. E. C. Leuckart. 1879.

Lippert. — Die Oberfläche der Erde. Einer volksverständlichen Geographie physischer oder Erster Theil. Von Julius Lippert. Mit vielen Abbildungen. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Prag, Verlag des deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1879.

Literaturblatt. — Unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller und Fachmänner herausgegeben von Anton Edlinger. III. Bd. No. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. Wien, Verlag von J. Klinkhardt. 1879.

Loeffler. — Quelques réflexions sur les études géographiques leur but et leur situation actuelle par Professeur Dr. E. Loeffler. Copenhague, Librairie Gyldendal. 1879.

Longfellow. — Evangeline. Ein amerikanisches Gedicht von Henry Wadsworth Longfellow, ins Deutsche übersetzt von Frank Siller. Milwaukee, Dörflinger & Co. — Leipzig, E. Keil. 1879.

Lucius. — Kaiser Wilhelm der Siegreiche oder Ems, Sedan und Paris. Festspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Lucius. Leipzig, E. Lucius. 1879.

Magazine, Illustrated, founded by Ferdinand Freiligrath in the year 1875. Conducted by Blanche Howard. No. 10. 11. 12. 13. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1879.

Marenholtz-Bülow. — Die Erscheinungen der Zeit und die Aufgaben der Erziehung. Mahnruf zur Bethätigung an der Lösung der erziehlichen Aufgaben der Gegenwart. Von B. v. Marenholtz-Bülow. Dresden, H. Burdach, Königl. Hofbuchhdlg. 1879.

Mäurer. — Rheinelfe. Ein Rhein- und Frühlings-Märchen in zehn Gesängen von Ferdinand Mäurer. Wiesbaden, Feller & Gecks. 1879.

Mayer. — Der Kampf um das Dasein der Seele. Allgemein verständlich dargestellt. Von Dr. med. A. Mayer. Mainz, J. Diemer. 1879.

Meerheimb. — Monodramen neuer Form. Material für den rhetorisch-declamatorischen Vortrag. Von Richard von Meerheimb. Dresden, H. Jaenicke. 1879.

Mehr Licht! Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst. Im Selbstverlage des Herausgebers Silvester Frey. 1. Jahrg. No. 26. 27. 28. 29. 30. 31. Berlin. 1879.

Merkens. — Deutscher Humor alter Zeit. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte von Anfang des 16. bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts von Heinrich Merkens. Würzburg, A. Stuber's Buch- und Kunsthdlg. 1879.

Meurer. — Shakspere-Lesebuch. Als erste Stufe der Shakspere-Lectüre für höhere Lehranstalten ausgewählt, mit erklärenden Anmerkungen und einem Abriss der Shakspere-Grammatik versehen von Dr. Karl Meurer. Köln, C. Roemke & Cie. 1879.

Meurer. — Wörterbuch zu dem Shakspere-Lesebuch für höhere Lehranstalten. Von Dr. Karl Meurer. Köln, C. Roemke & Cie. 1879.

Moltke. — Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuche von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

Mosser. — L'esprit de l'économie politique par François Mosser. Naples. 1879.

Muncker. — Ueber zwei kleinere deutsche Schriften Aventins. Von Franz Muncker. München, Theodor Ackermann. 1879.

Muff. — Antik und Modern. Ein Vortrag von Professor Dr. Christian Muff. Halle, R. Mühlmann. 1879.

Palleske. — Schiller's Leben und Werke. Von Emil Palleske. Zehnte, neu verbesserte Auflage. 2 Bde. Stuttgart, G. Krabbe. 1879.

Penn Monthly, The, devoted to Literature, Science, Art and Politics. April/Mai 1879. Philadelphia.

Perty. — Erinnerungen aus dem Leben eines Natur- und Seelenforschers des neunzehnten Jahrhunderts. Von Professor Dr. Maximilian Perty. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshdlg. 1879.

Petermann's geographische Mittheilungen. 1879. Heft 5. Gotha, Justus Perthes.

Petersen. — Om den nationaloekonomiske og statistiske Universitets-Undervisning. Af Aleksis Petersen. Kjoebenhavn. 1879.

Philastre. — Premier essai sur la Genèse du Langage et le mystère antique par P.-L.-F. Philastre. Paris, E. Leroux. 1879.

Piola. — Forza e Materia. Discorsi indirizzati ai nostri studenti di filosofia da Giuseppe Piola, senatore del regno. Milano, U. Hoepli. 1879.

Preßprozeß, Ein politischer, gegen Georg Baritiu. (Aus der Verhandlung des Hermannstädter Schwurgerichtshofes am 30. April 1879.) Hermannstadt, Jos. Drotleff. 1879.

Preuss. — Die psychische Bedeutung des Lebens im Universum. Resultate einer philosophischen Naturforschung über den kosmischen Ursprung des Lebens, die Entstehung des Menschen und der Arten im Thier- und Pflanzenreiche von Wilh. H. Preuss. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg.

Proelss. — Vom Ursprung der menschlichen Erkenntniss. Eine psychologische Untersuchung von Robert Proelss. Leipzig, B. Schlicke. 1879.

Proelss. — Beiträge zur Geschichte des Hoftheaters zu Dresden in actenmässiger Darstellung. Von Robert Proelss. Erfurt, Fr. Bartholomäus.

Revue Historique. Tome X, 1. Mai — Juin. 1879. Paris, Baillière et Cie.

Revue Générale. Journal Historique et Littéraire. Tome XXIX. Mai—Juin 1879. Bruxelles.

Rivista Internazionale, La Nuova. Periodico di lettere ed arti. Compilato da C. V. Gusti, Prof. G. Rigutini, Dr. G. A. Scartazzini. No. 1. 2. Aprile—Maggio 1879. Firenze.

Robert. — Zur Auswanderungsfrage. Von Fritz Robert. Wien, Commissionsverlag von Faesy & Frick, k. k. Hofbuchhdlg. 1879.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. 1. Jahrg. Heft 8. 9. Wien, A. Hartleben. 1879.

Salomon. — Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts von Ludwig Salomon. Lieferung 1. Stuttgart, Levy & Müller.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. — Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 50. Die deutschen Personen- und Familiennamen. Von Professor Alois Hruschka. Prag, Verlag des „Deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse."

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. XIV. Serie. Heft 319/22. Berlin, Verlag von C. Habel. 1879.

Schäfer. — Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark. Hansische Geschichte bis 1376 von Professor Dr. Dietrich Schäfer. Gekrönte Preisschrift. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1879.

Schalk. — Blätter für deutschen Humor. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. 1879. No. 29. 30. 31—37. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Schanz. — Frieden! Ein deutsches Lied aus Italien von Prof. Julius Schanz. Rom. 1879.

Schiller's Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Lfg. 45/50. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger.

Schmid. — Der Streit wider den unbewußten Atheismus dieser Zeit auf Veranlassung von Otto Pfleiderer's neuester Religionsphilosophie und Vortrag über Christenthum und Naturwissenschaft fortgesetzt von Ulrich Rudolf Schmid. Zweite vermehrte Ausgabe. München, Theodor Ackermann.

Digitized by Google

Schmid-Schwarzenberg. — Ueber Volkserziehung von Fr. Schmid-Schwarzenberg. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1879.

Serail und Hohe Pforte. Enthüllungen über die jüngsten Ereignisse in Stambul. Nach Original-Aufzeichnungen und Documenten bearbeitet und herausgegeben von .°. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1879.

Stieda. — Die Eheschliessungen in Elsass-Lothringen in den Jahren 1872—1876. Ein Beitrag zur vergleichenden Statistik der Eheschliessungen in Europa von Wilhelm Stieda. Strassburg, R. Schultz & Cie. 1879.

Stieler. — Hochland-Lieder von Karl Stieler. Stuttgart. Meyer & Zeller's Verlag. 1879.

Streckfuß. — 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Streckfuß. 2. Aufl. Lfg. 13. 14. Berlin, B. Brigl.

Volksschriften, Deutsche. 5. Band. Die Gewerbefreiheit und der Arbeitsvertrag. Von H. B. Oppenheim. Breslau, W. Koebner. 1879.

Warnsdorff. — Ueber Druckfehler. Ein Appell an das lesende und schriftstellernde Publicum, insbesondere der Zeitungen. Von L. von Warnsdorff. Berlin, Verlag von Barthol & Co. 1879.

Wegele. — Dante Alighieri's Leben und Werke. Im Zusammenhange dargestellt von Professor Dr. Franz X. Wegele. Dritte theilweise veränderte und vermehrte Auflage. Mit einer Abbildung des Dante-Denkmals zu Florenz. Jena, Gust. Fischer. 1879.

Wehle. — Das Buch. Technik der Schriftstellerei. Versuch eines Handbuches für Autoren von J. H. Wehle. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1879.

Weltgeschichte, Illustrirte, für das Volk. Prachtausgabe. Band I. Lieferung 12—14. Leipzig, O. Spamer. 1879.

Wochenblatt, Deutsches, für dramatische Kunst und Literatur. Herausgegeben von Siegfried Fleischer. I. Bd. Nr. 23. 24. 25. Wien, Wallishausser'sche Buchhandlung. 1879.

Wundt. — Der Spiritismus. Eine sogenannte wissenschaftliche Frage. Offener Brief an Herrn Professor Dr. Hermann Ulrici in Halle von W. Wundt, Professor in Leipzig. Leipzig, Verlag von W. Engelmann. 1879.

Zeitschrift, Historische, herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge. V. Bd. 3. Heft. 1879. München, R. Oldenbourg.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers ꝛc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. VIII. Heft 116. Wehrpflicht und Erziehung. Von Oberlehrer Dr. Heinrich Stürenburg. Heft 117. Der Zeugnißzwang im Strafverfahren in geschichtlicher Entwickelung. Von Stadtrichter Dr. Paul Kayser. Berlin, C. Habel. 1879.

Ziegler. — Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein Leonora Christina vermählten Gräfin Ulfeldt. Aus ihrer Gefangenschaft im blauen Thurm des Königschlosses zu Copenhagen 1663—1685. Nach der dänischen Original-Handschrift im Besitze Sr. Excell. des Herrn Johan Grafen Waldstein. Herausgegeben von Johannes Ziegler. 2. Aufl. Wien, C. Gerold's Sohn. 1879.

Zimmern. — Lessing's Leben und Werke. Von H. Zimmern. Deutsche autorisirte Ausgabe von M. Claudi. Lfg. 7. 8. Celle, Literar. Anstalt. 1879.

Zuñarates-Schmidt. — Spanische Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium bearbeitet von Prof. Gil. Zuñarates und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 6/8. I. Kursus. Leipzig, Verlag des Hausfreundes. 1879.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Erwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Wildauer.

Erzählung

von

Hermann Küchling.

Es war im Jahre der Wiener Weltausstellung, als ich eine längere Reise anzutreten mich gezwungen sah. Der Schienenweg, den ich benutzen mußte, führte meilenweit durch so öde und gleichförmige Gegenden, daß ich mich entschloß, den Nachtzug zu benutzen, obgleich derselbe kein durchgehender war, sondern den Reisenden nöthigte, nach Mitternacht zwei Stunden lang auf Anschluß zu warten. Ich hatte mich etwas verspätet; der Zug stand schon zur Abfahrt bereit, als ich den Perron betrat. Die meisten Coupé's waren schon geschlossen, so daß ich, ohne lange zu fragen, in eines der geöffneten stieg, vor dem eine kurze und, wie es schien, bewegte Abschiedsscene sich abspielte. Das Coupé war, bis auf einiges Handgepäck, leer, und während ich das meinige ablegte, vernahm ich, daß draußen eine tiefe, kräftige Mannesstimme wiederholt die von Weinen begleiteten Bitten eines weiblichen Mundes durch die Versicherung unterbrach, von Wien aus oft und ausführlich schreiben zu wollen. Der Schaffner machte der Scene rauh ein Ende, indem er zum Einsteigen aufforderte und die Billete verlangte. Kaum aber hatte er mit geübter Hand die Zange zweimal in Bewegung gesetzt und die Thüre geschlossen, als mein Coupégenosse das Fenster herabließ und nochmalige Abschiedsgrüße hinausrief. Seine Stimme klang dabei so bewegt und er blickte auch, nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt, noch so lange durch die Nacht nach dem spärlich beleuchteten Perron zurück, daß ich mit einem halblauten Seufzer an Schiller's Worte über die schöne Zeit der jungen Liebe dachte und mich bereits darauf gefaßt machte, demnächst eine rührende Geschichte über einen hartherzigen Vater, ein heimliches Verlöbniß unter Begünstigung der nachsichtigen Mutter und große, mit der Weltausstellung in Zusammenhang stehende Zukunftspläne anhören zu müssen. Höchst erstaunt, aber auch wahrhaft angenehm überrascht war ich daher, als endlich mein Reisegefährte das Fenster schloß, mir gegenüber Platz nahm und das wohlbekannte

Digitized by

Gesicht eines allerdings noch jugendlichen, aber meines Wissens schon mehrere Jahre verheiratheten Mannes zeigte, den ich als geschickten, fleißigen und strebsamen Kunstschlosser kennen gelernt hatte.

Er begrüßte mich, als er auch mich erkannte, artig, aber mit einer gewissen verschämten Verwirrung, ganz so, wie ein Bräutigam von zwei Tagen einen Bekannten begrüßt, der ihn zum ersten Male und ohne von dem großen Ereigniß Etwas zu wissen, in zärtlicher Unterhaltung mit der Auserwählten seines Herzens überrascht hat. Dann, als wollte er dieser Verschämtheit Herr werden und ihren Eindruck auf mich verwischen, erzählte er mir eifrig von dem Zwecke seiner Reise, den kunstvollen Schlössern, die er in Wien ausgestellt, und lenkte hierauf, als dieses Thema erschöpft war, das Gespräch rasch auf meine Reiseziele, die Unannehmlichkeit des längeren Aufenthalts, der uns erwartete, und tausend andere gleichgültige Dinge. Endlich konnte ich es doch nicht unterlassen, ihm scherzend die Vermuthung mitzutheilen, die ich gehegt, bevor ich ihn erkannt hatte. Obgleich er seiner Verwirrung längst Herr geworden war, ging er doch mit einer kurzen, fast schroffen Wendung auf einen anderen Gegenstand über. Es befremdete mich das um so mehr, als ich wußte, daß Wildauer, — so hieß mein Gegenüber — mich als unverheirathet kannte und als meiner Erfahrung zufolge glücklich verheirathete Männer selten die Gelegenheit vorübergehen lassen, einem vermeintlichen Verächter des weiblichen Geschlechts und der Ehe das Glück der letzteren und die Vorzüge des ersteren zu schildern. Ueberdies hatte meiner Ansicht nach gerade Wildauer am wenigsten Ursache, sich einer Zärtlichkeit zu schämen, die um so begreiflicher war, als seine Frau in Bezug auf Jugend und Aeußeres ihm keineswegs nachstand. Dem Anscheine nach noch in der ersten Hälfte der Zwanzig, zierlich, frisch und lebhaft, hatte sie stets den vortheilhaftesten Eindruck auf mich gemacht, wenn ich sie bei Gelegenheit einer Bestellung in dem kleinen aber sauberen, in musterhafter Ordnung gehaltenen Laden traf oder, was allerdings selten geschah, ihr in Begleitung ihres Mannes begegnete, der mit seiner hohen, kräftigen Gestalt, dem blonden Haar und Bart und den treuherzigen, aber ernsten blauen Augen wie geschaffen erschien, die kaum mittelgroße, zarte aber doch volle Gestalt an seiner Seite mit den dunklen glänzenden Augen durch das Leben zu leiten und mit ihr ein Dasein zu führen, in welchem die Gegensätze der Charaktere sich harmonisch ausgleichen.

Indem ich diesen Gedanken nachhing, mochte ich wol Wildauer's Fragen etwas zerstreut beantwortet haben; denn er schwieg plötzlich und lehnte sich, die Augen schließend, in die Ecke zurück. Von mancherlei Besorgungen, wie sie sich auf die letzten Tage vor einer längeren Reise zusammenzudrängen pflegen, ermüdet, folgte ich seinem Beispiele und war bald in jenen Halbschlaf versunken, in welchem man die Vorgänge, die sich in nächster Nähe ereignen, wol vernimmt, ohne jedoch zum vollen Bewußtsein erweckt zu werden. So war es mir denn, als ob der Zug mehrmals anhalte, der Schaffner den Namen einer kleinen Station rufe und mein Reisegenosse aus- und wieder einsteige; aber erst, als ich einen kalten Luftstrom mich anwehen fühlte, erwachte ich vollständig, sah die Coupéthür weit geöffnet und draußen den Bahnhof der letzten Station vor jener größeren, auf welcher ich zwei Stunden auf Anschluß harren sollte. Wildauer

Digitized by Google

sah ich nicht, aber indem ich fröstelnd die Thür schloß, dachte ich, daß er für die Rücksichtslosigkeit, mit der er mich der kalten Nachtluft ausgesetzt, wol die kleine Strafe verdiene, einige Zeit nach dem rechten Coupé suchen zu müssen. In der That schien ihn diese Strafe ereilt zu haben; denn er war noch nicht wieder erschienen, als das Signal zur Abfahrt gegeben wurde. Schon war ich im Begriff, nach ihm auszublicken, als der Schaffner ihn in's Coupé schob und dabei halblaut einige Worte ausstieß, die mich im ersten Augenblicke mit Zorn gegen den Beamten erfüllten, nach einem schärferen Blicke auf Wildauer mir aber leider als nur zu gerechtfertigt erschienen. Seine unsicheren Bewegungen und seine brennenden Augen verriethen, daß er keine der zahlreichen kleinen Stationen, an denen der Zug gehalten, hatte vorübergehen lassen, ohne dem Glase zuzusprechen. Wol bemühte er sich, seinen Zustand zu verbergen, zog den Schirm über die Deckenlampe und lehnte sich in die dunkelste Ecke; aber seine schweren, unregelmäßigen Athemzüge und das häufige Wechseln seiner Lage bewiesen, daß er sich in einer Erregung befand, vielleicht zum Theil Ursache, jedenfalls aber auch Folge eines Zustandes, über dessen Beschaffenheit kein Zweifel möglich war.

Auch wenn die Haltestation nicht so nahe gewesen wäre, hätte ich nicht wieder einschlafen können. Was hatte den als so strebsam und solid bekannten Mann veranlassen können, sich in einen solchen Zustand zu versetzen? Hatte ihn der Abschied, von dem ich Zeuge geworden, so schmerzlich ergriffen, daß er Betäubung suchte? Waren seine Verhältnisse vielleicht weniger geordnet, als man allgemein annahm, oder waren seine Hoffnungen auf Anerkennung seiner Arbeit weniger fest, als er vorhin behauptet hatte? Diese Fragen beschäftigten mich, während ich vernahm, daß mein Gegenüber leise Worte vor sich hinmurmelte, die er durch heftiges, leidenschaftliches Aufathmen unterbrach. Es lag in diesen unterdrückten Lauten, die sich seiner Brust entrangen, so viel, was Schmerz und Mitleid erweckte, daß ich den Unmuth schwinden fühlte, der sich anfangs meiner bemächtigt hatte, und daß ich gern ein theilnehmendes Wort zu ihm gesprochen haben würde, wenn ich nur hätte finden können, wie ich es beginnen sollte.

Endlich hielt der Zug. Ehe ich ausstieg, frug ich Wildauer, ob wir nicht die zwei langen Stunden mit einander verbringen wollten; ich hoffte ihn auf diese Weise zu beschäftigen und von seinen trüben Gedanken abzulenken. Seine Antwort hielt ich für eine bejahende; doch hatte ich in dem einzigen erleuchteten Wartesaale längst meinen Platz eingenommen und meine Tasse Kaffee bereits zur Hälfte geleert, als er endlich erschien, aber, anstatt sich an meinem Tische niederzulassen, die dunkelste Ecke aufsuchte und dort sein Handgepäck so auf die Stühle vertheilte, daß ich erkennen mußte, er wolle nicht gestört sein. Dann forderte er zu trinken, ließ das Glas lange unbeachtet stehen, während er den Kopf auf den Arm stützte, leerte es hierauf aber rasch, um ein neues zu verlangen. Wieder versank er in dumpfes Brüten, aus dem er plötzlich mit einer Bewegung auffuhr, als wollte er sich mit der geballten Faust vor die Stirn schlagen. Noch rechtzeitig schien er sich aber zu besinnen, daß er beobachtet werden könne; denn er hielt inne, strich mit der Hand über Stirn und Augen

Digitized by Google

und trank dann, wie um die Flamme zu löschen, die in ihm glühte, sein Glas mit einem Zuge leer.

Nach langem Sinnen, während dessen ich den Blick nicht von ihm wenden konnte, schien ein Entschluß in ihm gereift zu sein; er sah nach der Uhr, erhob sich, bezahlte und verließ den Saal. Er sah dabei trotz der immer deutlicher hervortretenden Wirkung seiner Unbesonnenheit so bleich und furchtbar ernst aus, daß ich mich erschrocken fragte, ob es nicht meine Pflicht sei, ihm zu folgen. Alles, was ich heute an ihm gesehen, stand in so schroffem Gegensatze zu dem, was ich bisher an ihm und über ihn erfahren, daß ich wol auf noch Unerwarteteres, Unwahrscheinlicheres gefaßt sein durfte. Rasch entschlossen ging ich ihm nach.

Er schritt vor dem Schalter auf und nieder, augenscheinlich in der Erwartung, daß bald geöffnet werden würde. Obgleich ich gesehen hatte, daß er gleich mir ein für eine weitere Strecke gültiges Billet besaß, sah ich doch sofort ein, daß die Befürchtung, die ich mir selbst kaum hatte gestehen mögen, grundlos war und ich die Verpflichtung hatte, mein Kommen zu rechtfertigen. Möglichst unbefangen trat ich an ihn heran und fragte, ob er seinen Reiseplan geändert habe.

Ein finsteres „Ja" war die Antwort. „Aber," fuhr ich unbeirrt fort, „der einzige Zug, der jetzt eintrifft, fährt dahin zurück, woher wir kommen, und bleibt auch daselbst."

Kurz und abweisend wie vorher, entgegnete er mir, daß er es wisse; gleichzeitig aber machte er eine unwillkürliche Bewegung, die mich veranlaßte, seinen Arm zu ergreifen und ihn zu stützen. Ruhig ließ er es geschehen, lehnte Kopf und Schulter an die Wand und sprach dann, indem er sich aufrichtete: „Ich bin krank und will nach Haus zurückkehren."

„Nicht jetzt und nicht so," entgegnete ich ihm; „es könnte Ihnen unterwegs Etwas zustoßen. Bedenken Sie, wie die Ihrigen erschrecken würden, wenn sie eine solche Nachricht erhielten. Nehmen Sie meinen Beistand an und lassen Sie uns zunächst auf einige Minuten das Freie suchen; die dumpfe Schwüle des Saales hat nicht wohlthuend auf Sie wirken können."

Sein Arm zuckte in dem meinigen, als ich von dem Schrecken seiner Angehörigen sprach; aber er entgegnete Nichts und folgte mir schweigend nach dem Perron.

Der kalte Wind, der uns hier umwehte, schien beruhigend auf meinen Begleiter zu wirken; denn er ging mit festem Schritte neben mir und mahnte mich, den Kragen des Ueberziehers aufzuschlagen, um mich nicht zu erkälten. Obgleich ich seinen Rath befolgte, fröstelte mich bis in's Mark, und da eben von der nächsten Station der Abgang des Zuges gemeldet wurde, den Wildauer zur Rückfahrt benutzen wollte, schlug ich ihm vor, rasch eine Karte an seine Frau zu schreiben, dieser seine Rückkehr unter irgend einem Vorwande anzukündigen, diese Notiz mit dem Zuge zu befördern, selbst aber bis zum Morgen hier zu bleiben und zu versuchen, ob der Schlaf seinen Zustand nicht bessern werde.

„Schlafen," entgegnete er bitter, indem er seinen Arm unter dem meinigen wegzog und stehen blieb; „ja, wenn ich schlafen könnte! Hab ich's nicht unter-

Digitized by

wegs versucht auf jede mögliche Weise? Bin ich nicht so weit gegangen aus diesem Grunde, daß selbst der Schaffner mich wie einen Trunkenbold behandelte? Und," fuhr er nach einer Pause fort, „was denken Sie von mir? Haben Sie mich nicht deswegen in die frische Luft gebracht ....?"

„Sie sind mehr aufgeregt, als sonst irgend etwas, Meister," entgegnete ich beruhigend, „und gewiß nur deshalb etwas unwohl, weil Sie aufgeregt waren. Glauben Sie mir, ich denke nicht übel von Ihnen. Man wird unter den verschiedensten Lebensverhältnissen nicht so alt, wie ich geworden bin, und wird nicht theilnehmend gegen fremdes Leid, wenn man nicht selbst zuweilen von Sorgen, Schmerz und Kummer sich zu Schritten hat verleiten lassen, die man bei klarem Bewußtsein nicht gethan haben würde. Wenn Sie nicht schlafen können, so lassen Sie uns sprechen, wovon Sie mögen, bis die Glocke mich ruft. Ich werde mich nicht in Ihr Vertrauen drängen; aber das erlauben Sie mir, Sie selbst vor Uebereilung und die Ihrigen vor Schreck und Kummer zu bewahren."

„Sie haben doch selbst keine Familie?" fragte er mit einem gewissen Staunen, das sich in seiner Stimme ausdrückte. „Leider nicht," war meine Antwort; „aber ich kann mich gut genug in die Lage eines Gatten und Vaters versetzen, der einmal vor den Seinigen in einer Weise erscheint, wie sie ihn nie sehen sollten." „Ich bin nicht Vater," entgegnete Wildauer leise und gepreßt.

„Dann entbehren Sie viel. Doch sind kinderlose Ehen oft die innigsten; die Frau nimmt dann in dem Herzen des Mannes allein die Stelle ein, die sie sonst mit den Kindern theilen müßte. Wurde Ihnen der Abschied deshalb so schwer? Oder" — setzte ich, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen und ohne seine Antwort abzuwarten, hinzu — „steht Ihnen das bisher entbehrte Glück bevor, dem der größte Schmerz oft so nahe ist?"

Hätte ich die Wirkung dieser Frage ahnen können, so würde ich sie nicht gestellt haben. Wildauer zuckte zusammen und rief, die Hand wie zur Abwehr ausstreckend, als ob ihm das größte Unglück vorausgesagt worden wäre: „Davor bewahre mich der Himmel!"

Unfähig, einen Wunsch zu verstehen, der mir geradezu widernatürlich vorkam, erschüttert in dem Vertrauen, welches ich dem Manne entgegengetragen, bereute ich fast, mich überhaupt um ihn gekümmert zu haben, und vorwurfsvoll genug mochte meine Mahnung an ihn klingen, sich nicht zu versündigen. Aber anstatt durch diese Aeußerung und den Ton, in dem sie gesprochen wurde, sich zurückstoßen zu lassen, legte Wildauer die Hand auf meine Schulter und sprach mit einer Stimme, die mir in das Innerste drang: „Nicht wahr, das verstehen Sie nicht, trotz aller Erfahrung? Hätt' ich's doch selbst nie für möglich gehalten, daß ein Mensch so denken könnte, oder gar ich selbst! Ein Kind, das Ebenbild der Frau, die man über alles liebt, schien mir einst das höchste Glück. Es gab eine Zeit, wo ich nicht einmal so viel zu wünschen wagte. Und noch wünsche ich es zuweilen und meine, dann müßte Alles gut werden, — dann aber verwünsch' ich es wieder und mich und die ganze Welt dazu. — Sie meinen," fuhr er mit dumpfer Stimme fort, „das sei unnatürlich, und vielleicht ist es auch so. Ich fühle es und kämpfe dagegen an — aber ich kann nicht

Digitized by Google

anders; die Vergangenheit ist schuld und die Furcht, daß ich büßen muß für Vergangenes und den Verstand verlieren und auch sie büßen lassen könnte — und ich habe sie doch so lieb, so unsäglich lieb!"

Und der starke Mann schlug die Hände vor das Gesicht und wendete sich ab, damit ich seine Thränen nicht sehen sollte.

Einen Mann weinen zu wissen, erschüttert auch den, der Frauenthränen gegenüber kalt zu bleiben gelernt hat; am meisten aber erschüttert es, wenn zu den Thränen die Selbstanklage sich gesellt über eine Vergangenheit, die durch alles Ringen sich nicht austilgen läßt. Noch faßte ich nicht, welcher Schuld der Unglückliche sich zieh und welche Folgen so schwer sein Herz belasteten; aber mein Mitgefühl stieg auf das Höchste und ich wußte mich frei von aller kalten Neugier, als ich seine Hand ergriff und ihn bat, sein Herz zu erleichtern und mit einem Freunde zu sinnen, ob nicht jener Fluch gelöst werden könne, der über seinem Leben schwebte.

Lange vermochte er nicht zu antworten; als aber der Zug heranbrauste, den er zur Rückfahrt hatte benutzen wollen; als streifende Lichter ihren Schein über uns warfen und Menschengruppen den Perron belebten, zog er mich mit sich hinweg in die Dunkelheit und bat mich, wie um sein Leben, um die Gunst, in einem einsamen Zimmer seine Beichte anzuhören: er müsse sich offenbaren, wenn ihm das Herz nicht brechen solle.

Der Zug fuhr ab; einige Wagen rollten in der Ferne; in dem großen Wartesaale war außer dem Kellner, der hinter dem Buffet in einer Ecke sich zum Schlaf zurücklehnte, kein Mensch; nur an dem Kronleuchter in der Mitte brannten zwei kleine trübe Flammen; der Tisch, an welchem Wildauer gesessen, lag in tiefem Dunkel; — dort setzten wir uns einander gegenüber. Lange schwiegen wir beide. Dann rief Wildauer den Kellner und bestellte Wein. „Ich kann nicht sprechen," erklärte er mit einem Lächeln, das ich mit einem Sonnenblick auf eine vom Hagel verwüstete Flur vergleichen möchte. „Manche Dinge kann man nur sagen, wenn man den Verstand oder das Bewußtsein verloren hat."

Ich wagte nicht zu widersprechen. Der Wein kam; der Kellner kehrte, schon im Gehen schlafend, auf seinen Sitz zurück und Wildauer begann:

„Fünf Jahre sind es jüngst gewesen, als ich zum ersten Male in das Häuschen am Graben trat, welches jetzt mein Eigenthum ist. Ich kam aus Böhmen, war lange gewandert, ohne Arbeit zu finden, war müde und halb krank, sonst hätte ich wol nicht nach Arbeit gefragt bei dem mürrischen alten Meister, den ich in der Werkstatt traf und dem das Laster des Trunkes auf dem Gesichte geschrieben stand. Er hatte einen größeren und schwierigeren Auftrag, den er nicht allein hätte ausführen können, auch wenn er fleißiger und geschickter gewesen wäre. Ich hörte es gleich aus seinen Fragen heraus, daß er seit langen Jahren mit der Zeit nicht vorwärts gegangen sei, und merkte, wie froh er war, daß sich ihm Hilfe anbot, wenn er auch kurz genug angebunden war. Als es sich aber um den Lohn handelte, sein Geiz zum Vorschein kam und ich schon den Rücken wenden wollte, da trat ein junges Wesen in die Werkstatt ein. Sie mußte wol unser Gespräch mit angehört haben; denn sie bat den Alten, daß er mich be-

Digitized by Google

halten und sich schonen möge, und sah mich mit den großen dunklen Augen in dem bleichen, verhärmten Gesicht so bittend an, daß mir ganz eigen um's Herz wurde. Ich dachte in meinem Sinn, sie müßte die Tochter sein; denn wenn sie dem Alten auch in keinem Zuge glich und bei ihrem vergrämten Ansehen auch nicht wie ein junges Mädchen erschien, so würde ich doch nicht auf den Gedanken gekommen sein, daß sie seine Frau sein könnte. Er behandelte sie auch nicht danach und ich meinte, sie müsse ein schweres Dasein mit ihm haben. Sie sah ohnehin schon nach Hunger und Kummer aus und da dachte ich, daß es Christenpflicht wäre, die Arbeit fertig zu stellen, damit das arme Ding am Ende nicht gar verkomme. So schlug ich denn ein; aber ich meinte, ich solle in den Boden sinken; als der Meister mir sagte, das sei die Meisterin."

Der Erzähler schwieg eine Weile, und obgleich mir eine Ahnung des Kommenden auftauchte, enthielt ich mich doch jeder Frage, die mir ja ohnehin bald von selbst beantwortet werden mußte. Endlich fuhr Wildauer, nachdem er sein Glas geleert, fort:

„Es war mir, als warne mich eine Stimme davor, zu bleiben; und als ich am Abend fort und fort an die junge Frau denken mußte und mich immerwährend mit der Frage quälte, wie sie wol zu dem alten widerwärtigen Manne gekommen sei, da nahm ich mir fest vor, diesen Ort wieder zu verlassen, sobald die Bestellung ausgeführt sein würde. Ich hatte ja schon kennen gelernt, was das Mitleid thut! In Böhmen hatte ich lange mit einem Thüringer zusammengearbeitet, einem Menschen, der die Gutmüthigkeit und das Vertrauen selbst war. Was er hatte, gehörte Anderen; und wenn er selbst nichts hatte, so trauerte er wenigstens mit den Traurigen.

„Der lernte ein Mädchen kennen, das in der Welt herumsang und verloren war, wie die meisten ihrer Art, aber sich zuweilen darüber grämte, daß sie durch schlechte Gesellschaft heruntergekommen sei. Mein Thüringer wollte zuerst nicht glauben, daß sie nicht viel besser sei als die Anderen; und als er's endlich von ihr selbst erfuhr und sie ihm ihr Schicksal klagte, erfaßte ihn das Mitleid dermaßen, daß er sie zu retten beschloß. Er kümmerte sich nicht um Spötterei und Hohn, sondern schloß sich gänzlich von seinen Bekannten ab und gab sein ganzes Herz dem Mädchen. Sie mochte sich wol auch ernstlich nach einem besseren Leben sehnen und den Willen haben, sich zu ändern und des guten Menschen werth zu werden; — aber die Macht der Gewohnheit war stärker und sie wurde ihm wieder und wieder untreu. Weil sie sich dann aber, wenn er es erfuhr, selbst anschuldigte und über ihre Schwäche und ihre Vergangenheit weinte, konnte er nicht von ihr loskommen und beschloß endlich sogar, mit ihr zu gehen, selbst Musikant zu werden und sie auf ihren Reisen vor Verführung zu schützen. Ich versuchte alles Mögliche, um ihm seinen Plan auszureden; aber er führte ihn doch aus. Später sah ich ihn wieder mit seiner Gesellschaft, verkommen wie seine Liebste, die er noch liebte, um die er sich jeden Abend betrank, wenn sie mit aller Welt schön that, und um die er sich vor Mitleid abgrämte, obgleich er selbst das meiste Mitleid verdiente. Er war ein guter Mensch und hatte so Etwas, wie ich's auch habe und was mich immer

Digitized by Google

zu ihm hinzog; an ihn mußte ich deshalb denken, an jenem ersten Abend im Hause meines Meisters.

„Zwar schalt ich mich selbst deshalb, daß ich in meinen Gedanken die Meisterin mit einer so schlechten Person in Vergleich brächte; aber gerade weil der Vergleich in Bezug auf sie ganz falsch und weil sie tausendmal besser war, als jenes Mädchen, so hatte ich auch noch tausendmal mehr Grund zum Mitleid mit ihr und ich konnte mich zu wer weiß was hinreißen lassen. In der Nacht träumte mir auch, der Alte habe sie geschlagen und ich fasse ihn deshalb in äußerster Wuth am Halse und schüttle ihn so lange, bis er todt zu meinen Füßen falle. In Schweiß gebadet wachte ich auf und ging beim Morgengrauen an die Arbeit und schaffte den ganzen Vormittag, um nur recht bald fertig zu werden, und schlug mit dem Hammer auf das Metall, um es nicht zu hören, wenn der Alte auf seine Frau schalt. Sie selbst blickte ich kaum an, obgleich ich ihr bleiches Gesicht mit den großen dunklen Augen im Geiste immer vor mir sah. Aber nach Tisch, als der Alte schlief, geschah Etwas, was meinen ganzen Vorsatz über den Haufen warf. Auf eine Krücke gestützt, trat ein Greis in die Werkstätte. Er sah mich forschend an und fragte nach seiner Tochter. Ich ahnte, daß es die Meisterin sei, und gleich darauf trat auch sie herein und nöthigte den alten Vater zum Sitzen und entschuldigte sich, daß sie noch nicht habe nach ihm sehen können; sie habe so viel zu schaffen und ihr Mann wieder einmal seinen bösen Tag gehabt, und das Medicament habe sie auch nicht besorgen können, denn das Geschäft sei so schlecht gegangen, daß sie nichts habe ersparen können. Jetzt aber werde es wol besser werden, wenn der gute und geschickte Gesell aushalte und nicht fortgehe, wie früher die anderen alle. Und dabei sah sie mich wieder an und die Thränen traten ihr in die Augen und ihr alter Vater stand auf und hinkte zu mir und legte mir die zitternde Hand auf die Schulter und bat mich gleichfalls, auszuhalten; es sei ein gutes Werk und Gott werde es lohnen. Da schnitt es mir durch's Herz und ich mußte an mich halten, daß mich die Rührung nicht übermannte; ich reichte beiden die Hände und als ich die ihrige ergriff, rieselte es mir heiß und kalt durch die Glieder und mein ganzer Vorsatz war vergessen.

„Da hörten wir in der Stube ein Geräusch und nun bat die Meisterin ihren Vater, hinaufzugehen in sein Stübchen, damit er ihrem Manne nicht begegne. Wenn er in der Werkstatt sei, werde sie hinaufkommen; ich möge so gut sein, den Meister durch Reden aufzuhalten, daß er sie nicht suche und schelte! Das versprach ich und hielt es und so war das erste Geheimniß zwischen uns beiden.

„Am Abend suchte ich den armen Alten selbst auf in seiner Kammer unter dem Dache. Es war ein jammervolles Bild. Reinlich zwar und sauber wie Alles, was die Meisterin unter den Händen hatte, aber so ärmlich und erbärmlich. Und nun gar der Alte selbst mit seinem schmerzhaften Leiden! Er war Schreiber gewesen bei einem Advocaten und hatte mit seiner Frau, die geschickt war im Nähen, sein Auskommen gehabt, selbst als seine Tochter heranwuchs; denn sie war nach der Mutter geschlagen, fleißig und sparsam. Dann war über ihn die Krankheit gekommen, der Verdienst hörte gänzlich auf, aber —

zed by Google

zu allem Anderen — mußten nun auch noch der Arzt und der Apotheker bezahlt werden. Es war der alte, verzweifelte Kampf gegen unverschuldetes Elend, und er endete, wie so mancher ähnliche vor ihm schon geendet hat. Die Mutter starb — und wenn sie den Vater retten wollte, so bot sich der Tochter jetzt ein Weg.

„Um diese Zeit war nämlich auch die Frau des Meisters gestorben, bei welchem die Armen bisher zu Miethe gewohnt hatten. Diese Frau war noch älter gewesen, als er selbst und er hatte sie nur ihres Geldes wegen geheirathet, aber keinen Segen damit erworben. Sie hatte ihn geplagt sein Lebelang; und da sie beständig das gethan, was ihm am meisten zuwider war, so hatte die böse Sieben den Schreibersleuten die Stange gehalten, aus keinem anderen Grunde, als weil ihr Mann dieselben nicht ausstehen konnte, und sie nicht austreiben lassen, wenn sie die Miethe nicht ganz zu bezahlen vermochten. Nun, da sie todt war, kehrte der Alte die rauhe Seite heraus; aber eine Absicht schimmerte bald durch. Was soll ich Ihnen von all' den niedrigen und kleinen Mitteln sagen, mit welcher der Meister, die Noth der beiden Armen benutzend, sie zugleich in seine Gewalt zu bringen trachtete? Genug, es gelang ihm und da kam er auch mit seinem Plane zum Vorschein. Erst sollte das Mädchen ihm die Wirthschaft besorgen, und als sie das um ihres Vaters willen eine Weile gethan, machte er ihr den Antrag, seine Frau zu werden."

Der Erzähler hielt abermals inne und seine Hand zitterte, als er sein Glas füllte und abermals austrank. Mit bebender Stimme fuhr er dann fort:

„Dem alten Schreiber versagten damals die Augen den Dienst. Der Arzt sprach von einer Operation; aber du lieber Himmel, woher das Geld nehmen? Der Halberblindete erfuhr nicht, um welchen Preis er das Augenlicht noch einmal erhalten werde. Ihm wurde gesagt, daß eine milde Stiftung für die Kosten stehe, und als er dann sein Jawort geben sollte, war der Preis gezahlt und das Opfer wurde am Altar gebracht.

„Anfangs schien es, als ob die junge Frau ihren Mann auf bessere Wege bringen könne; er hielt sie nach seiner Weise nicht übel und ließ auch ihrem Vater nichts abgehen. Aber weil er das Geschäft von jeher vernachlässigt hatte und nichts Rechtes verstand, kam er mehr und mehr zurück, so sehr die Frau auch alles zusammenhielt, und je mehr er zurückkam, um so mehr fiel er in seine alte Gewohnheit zurück, trank, schalt auf den alten Schwiegervater, der mit von dem sauren Verdienst zehre, und schalt seine Frau, die sich des Vaters annahm. So war es im Hause bald wieder beim Alten, nur daß der Mann die Frau quälte, statt umgekehrt, und zu all dem Unfrieden kam die bittere Noth. Kein Gesell hielt es aus, kaum kam noch ab und zu eine Bestellung, das Ladengeschäft verfiel und doch betete jetzt der alte Schreiber tagtäglich zum Himmel, daß er ihn noch nicht abberufen möge, weil bei ihm allein sein Kind sich ausweinen konnte nach Schelten und Schlägen.

„Als ich das Wort Schläge hörte," fuhr Wildauer fort, indem sich seine Faust ballte, „überkam mich ein solcher Grimm, wie ich ihn nie gefühlt, und wenn ich schon vorher meinen Vorsatz aufgegeben hatte, so gelobte ich mir jetzt förmlich, zu bleiben und das arme Weib zu beschützen. Ein Anlaß dazu sollte

Digitized by Google

nicht ausbleiben, als eines Tages der Meister sein Weib wieder um ihres Vaters willen, aber diesmal in meiner Gegenwart mißhandelte. Da ward mir's roth vor den Augen; ich schlug einen Stab gegen den Ambos, daß er in Stücke sprang, und riß den Alten zurück, daß er taumelte. Indem aber fiel mir mein Traum ein und ich stand eine Weile wie gelähmt. Erst als der Alte auch mir drohte, kam ich zu mir und sagte ihm ruhig, daß ich solche Dinge nicht ansehen könne. Ich sei aus einer Familie, in der die Eltern in Eintracht gelebt hätten und die Kinder in Furcht und Liebe vor den Eltern aufgewachsen wären, und wenn ich noch einmal etwas Aehnliches hier erleben müßte, so würde ich ihm die Arbeit vor die Füße werfen und er möge dann sehen, wie er zurecht komme. Da warf er mir einen zornigen Blick zu, schwieg aber doch, weil er wußte, daß ich ihn wegen der Arbeit in der Hand hatte, und entfernte sich. Ich aber trat wieder zum Ambos und sah mich nicht um. Der alte Schreiber wollte mir zwar die Hand drücken, aber ich wies ihn fort und die Meisterin zog ihn still hinweg und redete mich nicht an und wochenlang sahen wir einander nicht in die Augen.

„Da merkte ich wol, was zwischen uns beiden im Stillen emporwuchs, und wieder kam mir der Gedanke, zu gehen, so lange es noch Zeit sei. Aber auch jetzt trat etwas dazwischen, was mich abhielt und mein Schicksal entschied. Ich hatte gesorgt, daß wieder Etwas in den Laden kam, und sie wußte Alles so hübsch zu ordnen, daß die Leute gern stehen blieben und hereinkamen. Da hatte sie ein so freundliches, zuvorkommendes Wesen, daß ich's oft nicht sehen konnte und mich von dem Fenster wegwendete, das von der Werkstätte nach dem Laden ging. Ich wußte ja wol, daß artiges Benehmen gegen Jedermann im Geschäft nöthig ist; aber von ihr that mir's weh, um so mehr, als sie mich kaum ansah. So beschloß ich denn, daß eine Partie Cirkel, wie sie die Tischler brauchen, meine letzte Arbeit sein sollte, und als der eine fertig war und die Meisterin gerade durch die Werkstatt ging, gab ich ihn ihr und stellte mich wieder an meinen Schraubstock und sagte, der Laden sei nun so weit in Ordnung, um das Nöthige abzuwerfen, und während dieser meiner letzten Arbeit wolle ich ihr noch sagen, woher sie künftig die Sachen in guter und billiger Waare beziehen könne, um das Geschäft im Gange zu halten. Da hörte ich, wie hinter mir der Cirkel zur Erde fiel, und wie ich mich umwendete, stand die Meisterin todtenbleich hinter mir, als ob sie einen Geist gesehen hätte, und die Hände hingen ihr schlaff am Körper herunter. Indem war aber auch schon der Meister da mit Mütze und Stock, zum Ausgehen bereit, und sah den Cirkel, an dem die eine Spitze abgebrochen war, und fluchte und wetterte, und als seine Frau so gar nichts sagte und ich auch wie vom Blitze getroffen dastand und nicht zum Frieden redete, schlug er plötzlich mit dem Cirkel zu und rannte dann, als ob er sich fürchte, davon. Das arme Weib war mit einem Schrei zu Boden gesunken, und als ich hinzuspringe, sehe ich das dunkle Blut über ihre Stirn rinnen. Da war ich nicht mehr Herr meiner selbst; ich hob sie auf und trug sie in die Stube und küßte sie in Liebe und Verzweiflung auf die bleiche Stirn, über die das Blut noch immer floß, und auf die kalten Lippen und rief ihren Namen und wollte vergehen, als sie mich nicht hörte. Da aber schlug sie die

Digitized by Google

Augen auf, und als sie sah, daß ich in Jammer und Wonne ihre Hände mit Thränen und Küssen bedeckte, schlang sie den Arm um mich und küßte mich wieder und bat mich, daß ich nicht von ihr gehen möchte. Da versprach ich's ihr und wusch ihr das Blut von Gesicht und Händen und verband ihr die Wunde und dann umfaßten wir uns wieder und sagten einander, wie lieb wir uns hätten, und dachten gar nicht daran, daß es Sünde sei. Erst als ich, ohne recht zu wissen, was ich sagte, hervorstieß, wir wollten nach Amerika fliehen, kam die Meisterin zu sich selbst und zum Bewußtsein dessen, was wir gethan. Sie hieß mich wieder in meine Werkstatt gehen und arbeiten und jeden Gedanken an Flucht und dergleichen aufgeben. Sie wolle auch ihre Pflicht wie bisher ohne Murren thun und es dem lieben Gott anheimstellen, ob er es fügen wolle, daß wir einander mit Ehren angehören könnten. Nur zuweilen wollten wir durch einen Händedruck einander im Ausharren stärken und uns sagen, daß wir zusammen auf die Zukunft hofften.

„So," fuhr der Erzähler nach einer Pause fort, „ward es unter uns beschlossen, und es war uns heiliger Ernst damit. Aber wenn der erste Schritt einmal geschehen ist und die Leidenschaft ihr Unrecht beschönigt, geht es mit reißenden Schritten vorwärts auf der betretenen Bahn. Wir sahen einander an und drückten uns gegenseitig die Hände, so oft es ging, und meinten noch Wunder, wie schuldlos wir wären. Und da ich wie um's Leben schaffte, seit ich wußte, daß sie mich liebte, und da auch ihr Alles rascher von der Hand ging und die frühere Blässe ihres Gesichtes schwand, dachten wir gar, daß der Himmel selbst mit uns zufrieden sei und uns segne. Und doch war's ein böser Engel, der uns günstig war, daß Niemand uns sah, wenn wir einander mit den Blicken verschlangen. Er war es auch, der uns mit der Furcht vor Entdeckung List und Verstellung in's Herz pflanzte und uns eingab, von einer Braut zu reden, die ich hätte, damit die beiden Alten nicht mißtrauisch werden sollten. Er war es endlich, der dem Meister, welcher seit jenem unseligen Schlage wie verwandelt war und fleißig in der Werkstatt schaffte, ein schweres heißes Eisenstück auf den Fuß warf. Nun lag er lange und glaubte, weil wir ihn abwechselnd pflegten, wir meinten es wirklich gut und ehrlich mit ihm. Wir thaten auch unsere Pflicht, wie sie nur Kinder thun können; aber nicht mit kindlichen Herzen; sondern in dem stillen Bewußtsein, daß wir Etwas an ihm gut zu machen hätten. Wol konnte er endlich aufstehen, aber die Wunde wollte nicht heilen und er fiel sichtlich ab und bekam es mit der Todesfurcht, und war dem Arzte folgsam wie ein Lamm. Und als dieser von einem Bade sprach, mochte er kaum die Zeit erwarten, bis er fortkonnte, — und wir waren zufrieden damit, wenn wir's einander und uns selbst auch nicht eingestehen wollten."

Wieder leerte Wildauer sein Glas und seine Stimme klang hohl und er stieß die Sätze unzusammenhängend hervor, als er weiter sprach: „Gerade heute sind es vier Jahre, daß er abreiste. Er ging allein; für Zwei war die Sache zu kostspielig, und wenn es nicht so gewesen wäre, so hätten wir's ihm wohl eingeredet. Die Meisterin begleitete ihn nur bis zum Bahnhof, und als sie zurückkam, gingen wir aneinander vorüber wie betroffene Sünder und wagten

Digitized by Google

die Augen nicht aufzuschlagen. Ich wollte arbeiten und konnte es nicht. Am Mittag aß der alte Vater mit in der unteren Stube und begriff nicht, daß uns, wie er meinte, der Abschied so nahe gehe. Der Nachmittag verging wie der Vormittag. Ich stand am Schraubstock und ließ die Hände ruhen, denn sie zitterten und vor den Augen flimmerte mir's. Die Meisterin zerbrach in der Küche, was sie anfaßte. Ich fürchtete, der Abend könnte uns verrathen, und holte Wein, damit wir nicht wieder so stumm wie am Mittag säßen. Bei dem Alten wirkte das seltene Getränk auch bald. Er pries die guten Zeiten, die ich in's Haus gebracht, und ließ meine Braut leben. Da stießen wir beide mit einander an, daß fast die Gläser zersprangen; aber die Fröhlichkeit wollte bei uns nicht kommen, nur der Alte wurde immer munterer und ich mußte ihn zuletzt nach seiner Kammer führen. Und wie wir allein die dunkle Treppe herabstiegen, da wich der gute Engel, der uns bisher noch gewarnt, ganz von uns und überließ uns dem bösen, der an diesem Abend unsere ganze Zukunft vergiftete!"

Wildauer schwieg, das Gesicht in beide Hände begraben; nur schwere, keuchende Athemzüge entrangen sich seiner Brust. Auch ich schwieg. Noch konnte ich nur ahnen, in welcher Weise sein Vergehen störend in sein Leben eingreife, und wußte also nicht, was ich ihm anrathen könnte und ob es überhaupt einen Rath für ihn gebe.

Die lastende Stille rings um uns wurde endlich unterbrochen durch das Signal des erwarteten Zuges. Wildauer fuhr empor und erzählte mit fliegender Hast weiter:

„Wie im Rausch vergingen uns die Wochen, in denen der Meister abwesend war, und in diesem Rausch ging in uns alles Gefühl für Recht und Unrecht unter in dem Strome der Leidenschaft. Ich erkannte mich nicht mehr und erkannte sie nicht, — oder vielmehr ich erkenne uns jetzt nicht mehr, wenn ich an jene Wochen zurückdenke. Denn damals stellten wir keinen Vergleich an, dachten nichts, überlegten nichts, das Eine ausgenommen, wie wir unentdeckt bleiben könnten. Den alten Vater zu täuschen, war nicht schwer; er war ja selbst zu sehr berauscht von dem neuen Leben. Und als der Meister zurückkam, waren wir's schon gewohnt, uns zu verstellen, kalt und fremd zu thun, wenn ein fremdes Auge uns sehen konnte, und den Argwohn einzuschläfern, der uns hätte stören können. Nur zuweilen schoß es mir durch den Sinn, daß die Meisterin an List mich noch übertraf und daß sie Scenen aufführte, wie sie auf dem Theater wol vorkommen, wie ich sie aber immer nur für Erfindung gehalten hatte. Wenn der Alte, dem das Bad wenig genutzt hatte und der den Tod immer näher vor Augen sah, sie rauh behandelte, konnte sie weinen, als ob's ihr wirklich aus dem innersten Herzen käme, und doch waren die Thränen wie weggewischt, wenn sie heraus zu mir kam, und flossen auf's neue, wenn der Meister es hören konnte. Das ging mir dann die ganze Nacht durch den Kopf, öffnete mir die Augen über mich selbst und machte mich ganz irr an ihr und mir. Endlich sollte es auch zum Verräther werden. Das Ladengeschäft war jetzt sehr einträglich, aber auch immer mein Aerger und meine Qual. Ich konnte es immer weniger ertragen, daß die Meisterin, die jetzt so schmuck und

Digitized by Google

verlockend aussah, gegen alle Welt freundlich war; und wenn ich gar dachte, daß solch' ein junger Fant vielleicht nur ihretwegen in den Laden kommen und kaufen möge, so verlangte ich, daß sie ihn kurz und kalt behandeln solle. That sie's nicht, so wurde mir zu Muthe wie damals, als ich hörte, daß der Alte sie geschlagen habe. So war sie eines Abends auch im Laden und zwei Herren kamen und wählten und suchten eine halbe Stunde lang und kauften endlich zu dem geforderten Preise Sachen, die sie wahrscheinlich gar nicht gebrauchen konnten. Ich hatte mir in der Werkstatt beim Fenster nach dem Laden Etwas zu thun gemacht und stand wie auf Kohlen, und als die Meisterin endlich kam, vergaß ich alle Vorsicht und machte ihr Vorwürfe. Als sie sich vertheidigte und mich einen Thoren nannte, gerieth ich vollends außer mir und fragte, warum sie sich denn diesen Stutzern gegenüber keinen Zwang auferlege, während sie es doch sonst so gut verstehe? Und wie sie mich nun mit den Armen umschlang und mir sagte, daß doch wol ein Unterschied zwischen diesen Menschen, die ihr vollkommen gleichgültig und mir sei, der ich ihr Eins und Alles: da fiel mit einem Male ein heller Schein auf uns und wie wir erschrocken herum fuhren, stand der Alte mit der Lampe in der offenen Thüre und starrte uns an, als ob er das Entsetzliche nicht fassen könne. Plötzlich aber stieß er einen Laut aus, als ob ihm der Athem ausginge, die Augen traten ihm aus den Höhlen, er fuhr mit den Armen durch die Luft, die Lampe fiel zu Boden und verlosch, und in dem Dunkel vernahmen wir einen schweren Fall, ein kurzes Röcheln, — dann war Alles todtenstill." —

Todtenstill war es auch um uns. Wildauer hatte die Arme über den Tisch gebreitet und den Kopf darauf gelegt. Der Athem schien ihm zu stocken. Plötzlich fuhr er empor und blickte wirr und entsetzt um sich. Der schlafende Kellner hatte sich auf seinem Stuhle bewegt und aufgeseufzt, und mich selbst hatte der unerwartete Laut erschreckt. Rasch jedoch hatte ich die Ursache erkannt und beruhigte den Entsetzten, den es wie Fieberfrost schüttelte. Zugleich erinnerte ich ihn daran, daß der Zug schon in wenigen Minuten eintreffen müsse und wir dann wahrscheinlich nicht allein bleiben würden. Rasch ordnete er seine Sachen, trank den Rest der Flasche aus und bat mich, doch ja zu versuchen, ob wir wieder allein fahren könnten. Gern versprach ich's, denn ich fürchtete, daß der furchtbar erregte Mann die Aufmerksamkeit der Mitreisenden auf sich lenken und durch eine unbedachte und mißverstandene Aeußerung üble Folgen für sich und seine Frau herauf beschwören könnte. Neben mir stehend und meinen Arm krampfhaft pressend, vollendete er dann seinen Bericht:

„Der Meister war todt. Ein Hirnschlag hatte ihn getroffen. Der Arzt, den ich rief und dem ich erzählte, daß der Meister mit seiner Frau in der Stube gesessen habe, auf ein Geräusch in der Werkstatt mit der Lampe nach derselben gegangen und plötzlich mit einem Schrei niedergesunken sei, fand gar nichts Unwahrscheinliches in unseren Aussagen und nichts Auffallendes in unserer Verwirrung. Er hatte einen solchen plötzlichen Tod längst vorausgesehen und fand ihn durchaus erklärlich. So fiel es Niemandem ein, uns zur Rechenschaft zu ziehen, und wenn ich anfangs meinte, alle Welt müßte den wahren Grund des plötzlichen Vorfalles ahnen und mit Fingern auf uns weisen, so erkannte

Digitized by Google

ich doch bald, daß ich mich getäuscht hatte. In der ersten Zeit wagte ich's freilich kaum, mich unter den Leuten zu zeigen; als ich's aber mit Zittern und Zagen versuchte, da hörte ich nur Gutes von der Meisterin sprechen, von der man gar nicht begreifen konnte, daß sie so außer sich war. Und gegen mich war man erst recht freundlich und ohne Mißtrauen, fand es ganz lobenswerth, daß ich seit dem Tode des Meisters nicht mehr im Hause wohnte, gab mir aber zu verstehen, daß ich die Gelegenheit benutzen möchte, mich selbständig zu machen. Trotzdem aber konnten wir beide nicht froh werden; wir sprachen kaum zusammen und reichten einander nur selten die Hand. Und oft, wenn wir es thaten, zuckten wir zusammen und sahen hin nach der Thürschwelle, wo der Meister gelegen hatte mit den stieren Todtenaugen und dem verzerrten Gesichte. Es war wie ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen uns, daß wir uns fern von einander hielten und keinen Verkehr hatten; als ob wir uns so von der Schuld reinigen könnten, die auf uns lastete. Zum Glück zwang uns auch nichts, unsere Verbindung zu beschleunigen, und so standen wir schuldlos vor der Welt, wenn auch nicht in unserem Gewissen.

„Zwei Jahre lebten wir so hin wie Büßende, bis endlich der alte Vater immer schwächer wurde. Es war längst sein Lieblingswunsch gewesen, daß wir beide ein Paar werden möchten, und er frug mich endlich immer häufiger, wie es denn mit meiner Braut stände. Da mußte ich ihn noch mehr belügen, als wir ihn schon belogen hatten, und ihm sagen, daß meine Braut nicht auf mich gewartet, sondern einen Andern genommen habe. Er eiferte gegen das ungetreue Weibervolk und redete mir zu, mich nicht zu grämen; die Treulose sei dessen nicht werth und werde ihren Lohn wol noch empfangen. Ich konnte das nicht anhören und ging fort, und einige Zeit ließ er nichts mehr von seinem Wunsche hören. Als er dann aber wieder darauf zurückkam und auch seiner Tochter heimlich zuredete, verlobten wir uns vor ihm; aber es war ein Abend wie jener, als der Meister in's Bad gereist war. Nach einem Vierteljahre war die Hochzeit; sie war die letzte Freude des alten Mannes auf dieser Erde, — am andern Morgen fanden wir ihn todt in seinem Bette und wir standen vor ihm wie gerichtet."

Draußen brauste der Zug auf einer Seitenlinie heran, Signale ertönten, der Kellner fuhr empor und starrte uns schlaftrunken an, Reisende traten herein und durch ihre Gruppen hindurch führte ich Wildauer, der kaum sich zu besinnen schien, wo er war und wohin er wollte. Wenige Worte mit dem Schaffner genügten, uns ein leeres Coupé zu schaffen, dessen Thür sogleich hinter uns geschlossen wurde. Wildauer saß mir wie geistesabwesend gegenüber und starrte vor sich nieder. Als das Abfahrtssignal gegeben ward und der Zug sich in Bewegung setzte, fuhr er empor und fragte nach der Richtung. Ich sagte ihm, daß wir unsere Reise fortsetzten, und er beruhigte sich. „Ich darf nicht nach Hause," sprach er nach einer Weile, „und es war eine Thorheit, daß ich es vorhin wollte. Das ist ja der Fluch, daß es mich forttreibt und wieder zurück und daß ich doch nicht wage, sie zu überraschen!"

Auf diese Wendung nicht gefaßt, rief ich aus: „Ueberraschen? Wen? Ihre Frau? Sind Sie bei Sinnen, Meister?"

Digitized by Google

Er schüttelte mit bitterem Lächeln den Kopf. „Ich glaube selbst kaum, daß ich es immer sei. Oft, wenn ich zu Hause bin und sie um mich sehe, wie sie jetzt so zufrieden und glücklich ist und mir Alles an den Augen ablauscht, da ist mir's, als könnte gar nichts zwischen uns treten, und es kommt etwas von ihrer Gemüthsart über mich, die nur der Gegenwart lebt und an das Vergangene nicht denkt. Aber bin ich einmal des Abends hinweg oder auch selbst am Tage, so überfällt es mich wie Todesangst, daß hinter meinem Rücken geschehen könnte, was hinter dem Rücken des Meisters geschah. Es wäre das Schändlichste, Herr, was ich ihr zutrauen könnte; denn was sie gethan, hat sie ja ehedem doch nur aus Liebe zu mir gethan; aber ich kann den furchtbaren Gedanken nicht los werden und meine, sie müßte, selbst wider ihren Willen, schlecht gegen mich handeln, nur aus Strafe und Vergeltung für unsere gemeinsame Sünde. Und dann stell' ich mir vor, wie wir ihn betrogen so lange Zeit und am meisten, als er krank lag und nichts Arges dachte, weil wir ihn so sorgsam pflegten — und dann ist alles Vertrauen und aller Glaube fort. Alle Liebe kommt mir vor wie Heuchelei, alle Zärtlichkeit wie Betrug, alle Sorgsamkeit wie Verstellung. Es glückte ihr ja so gut, sich zu verstellen!

„Anfangs, als wir nach langem Harren Mann und Frau waren und der Priester uns gesegnet hatte, war mir's, als ob die Vergangenheit ausgelöscht und Nichts unserem Glücke im Wege wäre. Selbst das Bild des todten Meisters war verblaßt, und stieg es zuweilen vor mir auf, so redete ich mir ein, durch all' die Qual, die ich erduldet, sei unsere Schuld gesühnt. Kein Verdacht kam in meine Seele und die wiedererwachte Lebenslust meiner Frau übte ihren Einfluß auch auf mich. Nur wenn sie so zuvorkommend und artig gegen die Kunden war und den Männern sichtlich gefiel, überkam mich das alte peinigende Gefühl und ich meinte, wie ich, müßten sich alle Anderen in sie verlieben. Schon das regte mich auf, wenn ich auch ihr selbst nichts Unrechtes zutraute. Und so wäre es vielleicht geblieben, wenn wir Kinder bekommen hätten. Dann hätte ich mehr zu sorgen gehabt und hätte ferner geglaubt, daß uns das Vergangene vergeben sei. Aber es sollte nicht sein. Wir blieben zu Zweien und das kam mir vor wie eine Strafe. Von da an begann auch das Mißtrauen. Zuerst war es nur ganz unbestimmt und wie eine verzehrende Unruhe, aber ich war doch vorsichtig in der Wahl der Gesellen und vermied es, am Abend auszugehen. Mit solchen Gesellen aber, wie ich sie nahm, konnte ich es auf die Dauer nicht durchführen; beständig mußte ich wechseln, und es war ordentlich, als sollte es sein, daß ich mir die Qual selbst in's Haus brächte. Ich brauchte nothwendig einen tüchtigen Menschen zu einer schwierigen Arbeit und fand ihn auch zufällig, nur daß er jung war und ansehnlich von Gestalt und Angesicht. Aber es war etwas Trübes und Trauriges an ihm, was mich auf den Gedanken brachte, er möge wol eine unglückliche Liebe und ich ihn darum nicht zu fürchten haben. Und so war es in der That. Er war arm und lutherisch, das Mädchen, das er lieb hatte, reich und katholisch, und ihr Vater wollte nicht einwilligen. Das erzählte er mir auf meine Fragen, noch ehe ich ihn in's Haus brachte. Meiner Frau aber theilte ich Nichts davon mit; warum nicht? — darüber vermochte ich mir selbst keine Rechenschaft zu geben. Zwei Tage darauf aber

Digitized by Google

wußte sie es und wollte es mir voll Mitleid erzählen. Von dieser Stunde an wurde meine Unruhe zur Eifersucht und mit meinem Glücke war es für immer vorbei.

„Ich hatte damals außer dem Hause Vieles zu thun, was ich selbst besorgen mußte, und nun folterten mich die schrecklichsten Bilder. Ich war jetzt der Meister und er der Gesell, und nur zwischen ihm und meiner Frau waren die Rollen gewechselt. Er war der Unglückliche und sie hatte Mitleid mit ihm. O Herr, dieses Mitleid! Ich hatte seine Macht kennen gelernt an dem Thüringer und mich doch von ihm zur Schuld hinreißen lassen. Wozu konnte sie sich verleiten lassen, so lange sie arglos blieb, und wie konnte sie sich verstellen, sobald ihr die Augen über ihr Gefühl aufgingen! Oft warf ich die Arbeit bei Seite und machte mich auf, um plötzlich und unerwartet in die Werkstatt zu treten; und dann wieder, wenn ich eine Strecke gegangen war, überfiel mich eine Angst, daß ich sehen müßte, was der Meister einst gesehen; oder daß ich meine Frau in den Tod kränken könnte, wenn sie unschuldig wäre.

„Meine Qual wuchs täglich, so daß ich mich sogar einmal vergaß. Im Stillen hatte ich schon beschlossen, den Conrad bei der ersten Gelegenheit gehen zu lassen; und als ich eines Tags nach Hause kam und meine Frau den armen Menschen wieder bedauerte, der eine betrübende Nachricht erhalten haben müsse, da schoß mir das Blut in den Kopf, so daß ich auf den Tisch schlug und herausfuhr, morgen solle mir der Mensch mit seinem Jammergesicht aus dem Hause. Aber als ich meine Frau ansah, wie sie mich blaß und bleich anstarrte und die Hände in den Schoß sinken ließ, und wie ihr die Thränen in die Augen schossen und sie endlich ausrief: „Du, Friedrich, Du bist eifersüchtig auf ihn?“ und die Hände auf's Herz preßte und weinte, als ob es brechen sollte: — da war mein ganzer Zorn verraucht, ich glaubte wirklich, daß ich geheilt sei, und dachte mit keiner Silbe daran, daß sie ehedem auch geweint hatte, wenn es ihr nur darum zu thun war, den Alten zu täuschen. Aber es kam, daß ich daran dachte; es kam nur zu bald und es wurde schlimmer mit mir als je. Wenn ich in Gesellschaft war und die Qual über mich kam, trank ich rascher, und in meiner Aufregung stieg es mir zu Kopfe, so wie Sie mich heute gesehen haben. Dann treibt es mich nach Hause, um zu sehen, was geschieht. Und komme ich auf die Straße, dann klage ich mich an, daß ich auf dem Wege sei, der den Meister zu Grunde gerichtet, daß meine Frau mich verabscheuen müsse, wie ihn, und daß ich sie selbst von meinem Herzen reiße. Dann seh' ich ihn wieder vor mir, wie er sie in der Trunkenheit schlug, und sehe den Conrad an meiner Stelle, wie er sie aufhebt, und ich eile durch die Straßen, bis ich das Fenster erblicke, und das Licht, bei dem meine Frau sitzt, und höre ihre Stimme „Friedrich, Friedrich, wenn Du so etwas von mir denken könntest!“ und kehre um und wieder in's Freie, bis das Schlimmste sich ausgetobt hat und ich erschöpft bin. So verberg' ich meiner Frau wenigstens, wie es mit mir steht; — aber wie lange werd' ich's verbergen können? Und sollte sich gar der Wunsch erfüllen, von dem ich sprach: Herr, was sollte dann aus mir werden? Ich weiß, welche Gedanken mich dann foltern würden, daß sie mich ganz rasend machen müßten,

zed by Google

bis ich alle Besinnung und Herrschaft über mich verloren. Und es wird so kommen, ich fühl' es zu deutlich. Es wäre schon heute so gekommen, wenn ich daheim geblieben wäre. Die Erinnerung an den schrecklichen Abend hätte mich um den Verstand gebracht. Gerade deshalb reist' ich heute ab. Aber ich wäre umgekehrt und es wäre zu Ende gekommen, wenn Sie nicht gewesen wären. Vielleicht läge ich jetzt, wie vor vier Jahren der Meister lag, oder es wäre ein anderes Unglück geschehen und ein Anderer läge dort. Aber wie lange ist es aufgeschoben? Es kommt doch einmal, denn es muß, es muß!" —

Rascher und rascher hatte der Unglückliche die letzten Sätze herausgestoßen, und nachdem er sie beendet, sank er wie gebrochen auf seinem Sitze zurück, krampfhaft hob und senkte sich seine Brust, bis endlich sein Schmerz in erleichternden Thränen Ausbruch fand. Ich störte mit keinem Worte diesen Linderungsproceß der gütigen Natur, sondern drückte dem still Weinenden nur sanft die Hand, breitete meine Reisedecke über seine Kniee, schloß die Blenden der Deckenlampe und lehnte auch mich in die Ecke zurück. Die furchtbare Gemüthsbewegung, der genossene Wein, das gedämpfte Licht, das gleichförmige Geräusch der arbeitenden Maschine und die wiegende Bewegung übten endlich ihren Einfluß auf meinen Gefährten; ruhiger wurden seine Athemzüge und als ich mich nach einer Weile über ihn beugte, erkannte ich, daß er das beste Mittel gegen sein Leid gefunden hatte, — daß er schlief.

Mich hielten die widerstreitendsten Gedanken und Empfindungen wach. Die Qual, unter der ich einen starken, allgemein für glücklich gehaltenen Mann fast erliegen gesehen, erweckte mein tiefstes Mitgefühl, um so mehr, als der Unglückliche in reuiger Erkenntniß seiner Schuld weder gegen die Welt noch gegen das Schicksal murrte, sondern sein erduldetes wie sein erwartetes Leid als ein verdientes, selbstheraufbeschworenes, unabwendbares hinstellte. So und nicht anders hatte es sich gestalten müssen, nachdem er einmal die mahnende Stimme seines Gewissens überhört; ja, so, wie er es schaudernd voraussah, mußte es sich mit ihm vollenden, wenn nicht wie durch ein Wunder Etwas geschah, was den Fluch löste, unter dem er so lange und furchtbar gelitten.

Es lag wol nahe, daß ich bei dem Gedanken an dieses Wunder, das meine Phantasie vergebens sich auszumalen versuchte, an unsre Nachbarn jenseits der Vogesen und an ihre deutschen Nachahmer dachte, die es so geschickt verstehen, die Helden und Heldinnen des Ehebruchs in den Hafen eines Glückes zu führen, den Helden und Heldinnen der ehelichen Treue so selten erreichen; daß ich an meine Stelle einen jener Autoren wünschte, die so geistreich über die ersten Abgründe, welche Verächter und Verächterinnen des sechsten Gebotes überspringen, hinwegwitzeln und dann im letzten Acte, je nach Belieben den Priester oder eine neue Todesart hervorrufen, um den keck geschürzten Knoten zu lösen; als ob nicht gerade im tiefen Gemüthe, im starken sittlichen Gefühl, das nur auf kurze Zeit im Rausche der Leidenschaft einschlummert, die ganze Fabel einer wahren Ehebruchstragödie mit Anfang, Mitte und Ende klar vorgezeichnet wäre! Vor meiner Phantasie, vor meinem Ohre hatte sich ja eben eine solche Tragödie, eine deutsche Ehebruchstragödie abgespielt; der Vorhang war nach dem vierten

Digitized by Google

Aufzuge gefallen, der Held noch einmal davor bewahrt worden, sein Schicksal selbst zu erfüllen — wie bald mußte die Katastrophe folgen!

Aber ich war selbst Mitspieler geworden; mir war die wichtige Rolle des Vertrauten zugefallen, der helfen soll und helfen möchte, das Lebensbild nicht zur erschütternden Tragödie, sondern zum mild versöhnenden Schauspiel zu machen. Dazu rief mich das Vertrauen des Helden, sein menschlicher Werth, sein erduldetes Leid und mein eigenes Herz auf. Mir war es, als ob ich mitverantwortlich wäre, wenn eines Tages die Kunde zu mir käme, daß der Mann, der gewiß vor vielen Anderen verdiente, als nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft selbst ruhig und glücklich zu werden, entweder das entsetzliche, aber gewiß selbst heraufbeschworene Schicksal seines ehemaligen Meisters getheilt habe, oder zu einer übereilten That sich habe hinreißen lassen. Wie aber dieses Loos abwenden, das sich mit solcher Folgerichtigkeit vollzog? Wie meine Rolle spielen, die mir plötzlich so nahe dem Ende halb aufgedrängt war, halb als eine freiwillig übernommene und deshalb um so pflichtenreichere erscheinen mußte? Wie jenes Wunder herbeiführen, das allein retten konnte? Sollte ich es übernehmen, der Frau klar zu legen, in welchem Seelenzustand ihr Mann sich befand, und sie ermahnen, jeden, auch den leisesten Schein zu meiden, um seinem unseligen und doch so natürlichen Verdachte jeden Grund zu nehmen? Aber lag denn dieser Grund nur in dem Schein und nicht vielmehr in der Vergangenheit, in dem Schuldbewußtsein des Mannes selbst? Und konnte ich diese Vergangenheit und dieses Bewußtsein austilgen? Konnte ich die Rolle übernehmen, die das tactmäßige Schnauben der Maschine, der Umlauf der Räder und die Bewegung des Wagens soeben gespielt? — O, es schlief sich so gut nach einer halbdurchwachten, aufregenden Nacht in dem dunklen Coupé, in den weichen Kissen.

— — — — — — — — —

Ich hatte Wildauer veranlaßt, einen Theil des anderen Tages mit mir in der freundlichen kleinen Residenz zu verbringen, welche das Ziel meiner Reise war. Es widerstrebte mir, den armen Mann in der Verfassung weiter fahren zu lassen, in der ich ihn zuletzt gesehen. Doch war er ein Anderer, als die Morgensonne schien und Schlaf ihn gekräftigt hatte: ruhiger, männlicher. Das Thema der Nacht zu berühren, vermied er sichtlich. Der Zug hielt; wir begaben uns nach dem Gasthof, in dem ich für's Erste mein Absteigequartier zu nehmen dachte, erfrischten uns und suchten alsdann den Park auf, den ein die Natur und die Kunst liebender Fürst angelegt und Einheimischen und Fremden zu freier Benutzung überlassen hat. Mein Begleiter schritt so fest und aufrecht neben mir und sprach so angelegentlich über den Zweck seiner Reise, daß ich unwillkürlich öfter zu ihm aufsehen mußte, um mich zu überzeugen, daß die Vorgänge der Nacht nicht ein wirrer Traum gewesen wären, und daß ich zögerte, das Gespräch wieder auf diese Vorgänge zu bringen. Als wir endlich auf einer Bank Platz genommen hatten und Wildauer mit einer Auseinandersetzung über die Eigenthümlichkeiten der von ihm ausgestellten Arbeiten zu Ende gekommen war, lenkte ich das Gespräch auf die Zeit nach seiner Rückkehr, hob die Wahrscheinlichkeit hervor, daß er größere Aufträge erhalten würde, und knüpfte hieran die Frage, ob er nicht

Digitized by Google

glaube, durch die Ausdehnung seines Geschäftes, durch die Beschäftigung zahlreicher Arbeiter seine Verhältnisse angenehmer zu gestalten. Er verstand natürlich sofort, was ich meinte, und antwortete ruhig: „Ich habe selbst daran gedacht, daß es gut sein könnte. Die Arbeit vermag viel über den Menschen und er soll Nichts unversucht lassen. Ich werde auch Alles thun, was in meinen Kräften steht, größere Aufträge zu erhalten, mich selbst dadurch anzuspornen und auf andere Gedanken zu bringen. Glauben Sie überhaupt nicht, daß ich den Muth völlig sinken ließe. Wer sich selbst aufgibt, ist schon verloren. So weit ist's aber mit mir doch noch nicht. Feuer und Eisen sind bessere Dinge, als Sie meinen. So lange ich damit hantiere, halte ich mir schon die bösen Gedanken fern. Die Arbeitsstunden sind ja immer meine besten gewesen. Nur die Feierstunden thun es mir an, wie sie auch am meisten verschuldet haben. So will ich's denn versuchen, sie womöglich ganz abzuschaffen. Deshalb gerade habe ich in Wien ausgestellt und mir die größte Mühe gegeben. Lieber durch Arbeit zu Grunde gehen, als auf andere Weise. Wenn nur die Reise schon vorüber wäre, — aber sie wird ja auch ein Ende nehmen."

Er sprach das so ruhig, daß auch ich vielleicht beruhigt worden wäre, wenn nicht ein Blick auf sein Gesicht mir gesagt hätte, daß seine Ruhe nur eine erkünstelte sei. Ich faßte daher seine Hand und bat, er möge mir sein Wort geben, seine Reise nicht zu unterbrechen und abzukürzen. „Der Wille," sagte ich ihm, „thut viel, aber ein verpfändetes Wort oft noch mehr. Ich weiß das aus Erfahrung und verdanke dem Freunde, der mir einst ein Ehrenwort abnahm, viel. Geben auch Sie mir ein solches und erinnern Sie sich, so oft Sie an dasselbe zu denken gezwungen sind, daran, daß Sie für sich und Ihre Frau eine Schuld abbüßen, die Sühne verlangt und Sühne findet durch Ihre Qual. Sagen Sie sich stets, daß Sie für sich beide dulden, daß Sie sich beide durch dieses Dulden entsühnen, und es wird Ihnen leichter werden."

Warm drückte er mir die Hand und sprach sich erhebend: „Ich danke Ihnen für dieses Wort und Gott gebe, daß es Frucht trage. Hier mein Versprechen, daß ich nicht umkehre, und an Ihre Mahnung will ich denken, so oft ich überhaupt nach Hause denke. Und nun," fügte er, seine bebende Stimme zur Festigkeit zwingend, hinzu, „sprechen wir nicht mehr von dieser Nacht. Besseres, als Sie mir gesagt, können Sie mir doch nicht sagen, und hilft das nicht, so ist nicht zu helfen. Gegen Sie aber bin ich in schwerer Schuld und will dieselbe nicht vergrößern dadurch, daß ich Sie in Gottes freier Natur länger an menschliches Elend denken lasse. Hier ist es, wenn auch das Laubholz schon entblättert steht, doch so schön; lassen Sie uns noch eine Stunde umherwandern; hierauf möchte ich noch an meine Frau schreiben, daß es mir gut geht, und dann ist es Zeit zur Weiterfahrt." —

Zwei Stunden später reichte ich Wildauer auf dem Bahnhof die Hand zum Abschied, nachdem ich ihm versprochen, ihn nach meiner Rückkehr aufzusuchen. Uns beiden ging das Scheiden nahe; ich hatte in ihm auf unserem Spaziergange immer mehr einen Mann von tiefem Gemüth, regem Interesse an Allem, was in seinem Gesichtskreise lag, und achtungswerther Gesinnung kennen und schätzen

Digitized by Google

gelernt, — und für ihn war ich eine handelnde Person im Drama seines Lebens geworden, an die sich Vorsätze und Hoffnungen für seine Zukunft knüpften.

Nahmen mich auch in der Folge meine Geschäfte stark in Anspruch, so dachte ich doch viel an ihn; am Tage und inmitten der Arbeit mit Zuversicht, am Abend aber, wenn ich allein saß oder der Schlaf sich nicht einstellen wollte, mit bangem Vorgefühl und oft träumte ich den ängstlichen Traum, Wildauer habe seinen Gesellen Conrad erschlagen.

* * *

Fast ein Vierteljahr war vergangen, als mich der Nachtzug der Heimath wieder entgegenführte. Angenehm erregt von einer Festlichkeit, die freundliche Collegen mir beim Abschied bereitet hatten, ließ ich mich bald in Schlummer wiegen, den keine Träume störten und aus dem ich erst erwachte, als ich gegen Morgen zu mehrstündigem Aufenthalt auf jener Station anlangte, die mich zum Mitwisser eines so verhängnißvollen Geheimnisses gemacht hatte. Der Wartesaal war diesmal zwar nicht leer, aber wieder brannten an dem Kronleuchter in der Mitte nur zwei kleine trübe Flammen und störten die Müden nicht, die in den dunkeln Ecken sich zur Fortsetzung des unterbrochenen Schlafes anschickten. Ich gehörte nicht zu ihnen. Schon beim Aussteigen trat mir aus dem Dunkel mit flammender Deutlichkeit jene Scene vor die Seele, die sich zwischen mir und Wildauer auf dem Perron abgespielt, und als ich den Wartesaal betreten hatte, wählte ich unwillkürlich jenen dunkeln Tisch, an dem ich mit ihm gesessen. Eine seltsame Bangigkeit überfiel mich, als es allmälig rings um mich still wurde, und diesmal war ich es, der bei dem schlaftrunkenen Kellner Wein bestellte, um meine Erregung zu bannen. Immer und immer mußte ich an jenen Abend denken, an dem der alte Meister ein so jähes Ende gefunden, und an die Furcht seines Nachfolgers, daß ein ähnliches Ende seiner warte, oder ein anderes Unheil durch ihn herbeigeführt werden könne. In meiner Stimmung schien mir das Eine wie das Andere nicht unmöglich, ja nicht einmal unwahrscheinlich. Die eisige Luft und dann die Fahrt durch die in ihrem Schneegewande doppelt gleichförmige, öde Landschaft beruhigten allerdings meine aufgeregte Phantasie; zu Hause angekommen, konnte ich es jedoch trotz aller Müdigkeit und Abspannung nicht unterlassen, nach allen seit meiner Abwesenheit vorgekommenen Unfällen und Verbrechen mich zu erkundigen und endlich ziemlich direct zu fragen, ob über Wildauer nichts bekannt geworden sei. Erst als ich erfuhr, daß man über ihn jetzt eben so wenig als früher spreche, legte ich mich zu einem oft unterbrochenen, unruhigen Schlummer nieder.

Gegen Abend trat ich in Wildauer's Werkstätte. Drei Gesellen und zwei Lehrlinge waren eifrig an der Arbeit. Auf Aller Wangen glänzte unter einem schwärzlichen Anfluge eine gesunde Röthe; keiner glich dem Bilde, welches ich mir von Conrad gemacht. Der Meister war nicht in der Werkstätte und, wie einer der Gesellen sagte, nicht zu Hause. Als ich nach der Meisterin fragte, wurde ich in die Stube gewiesen. Es dunkelte schon in dem etwas engen Raume; trotzdem aber glaubte ich zu erkennen, daß von den Wangen der mich Begrüßenden, die ich noch kurz vor meiner Abreise gesehen, die frischen Farben gewichen seien. Auch an dem Klange ihrer Stimme glaubte ich eine Veränderung wahr-

Digitized by Google

zunehmen, als sie mich nach meinem Begehren fragte. Ich sagte ihr, daß ich heute nicht einer Bestellung wegen komme, sondern nur nach dem Erfolg der Reise ihres Mannes mich erkundigen wolle, mit dem ich unterwegs genauer bekannt geworden sei. Als sie mich hierauf lebhaft und herzlich zum Sitzen aufforderte und, während sie die Lampe anbrannte, mit freudigem Stolz von der Anerkennung erzählte, die ihr Mann in Wien gefunden, und von den Vortheilen, die seine Reise ihm schon jetzt gebracht, vernahm ich wieder den alten Ton, der mich stets so angenehm berührt hatte, wenn ich ihn im Laden gehört. Als aber die Lampe zwischen uns auf dem Tische brannte, erkannte ich auch, daß ich mich vorhin doch nicht getäuscht hatte. Die Frau sah blaß aus und gealtert und der Schatten einer Sorge schien auf ihrer Stirn zu liegen. Aus ihren Mittheilungen jedoch ging nichts hervor, was einen gedrückten Gemüthszustand hätte erklärlich machen können. Erst als ich an ihren Bericht über die Bestellungen, welche ihr Mann mitgebracht, die Frage knüpfte, ob er sich nicht zu viel zumuthe, entgegnete sie mit einem Seufzer: „Ja leider! Er arbeitet von früh bis in die Nacht und trägt sich auch dann noch mit Plänen und Entwürfen. Ich möchte fast, er wäre nicht nach Wien gegangen. Es würde ja auch sonst immer besser gegangen sein. Aber dort hat er gar zu viel gesehen, ist ganz unzufrieden mit sich und gönnt sich weder Rast noch Ruhe. Sie werden's ihm wol ansehen, wenn er kommt."

Wieder hob ein Seufzer ihre Brust und sie griff so rasch nach der neben ihr liegenden Arbeit, daß ich überzeugt war, sie sage mir nicht Alles, und mich auf eine schmerzliche Ueberraschung gefaßt machte.

Trotzdem erschrak ich, als Wildauer nach kurzer Zeit eintrat. Eine fahle Bläße lag auf seinem Gesicht und die tiefe Falte zwischen den Augenbrauen, die ich zum ersten Male gesehen, als er mir seine Geschichte erzählt, schien seit jener Stunde nicht mehr gewichen zu sein, sondern sich noch tiefer eingegraben zu haben. Als er mich erkannte, flog ein jähes Roth über seine Stirn und Wangen und er schien im Zweifel, wie er mich begrüßen sollte. Ich suchte ihm über die leicht begreifliche Verlegenheit hinwegzuhelfen, indem ich ihm sagte, daß mich der Wunsch hergeführt habe, von seinen Erfolgen in Wien zu hören; aber es gelang mir nicht, ihn in ein unbefangenes Gespräch zu verwickeln. Augenscheinlich suchte er jedes Wort zu erfahren, das ich in seiner Abwesenheit mit seiner Frau gewechselt, als fürchte er, ich könnte die Ursache und den Grad unseres Bekanntseins verrathen haben. Auch seiner Frau schien sein Wesen aufzufallen; sie stand auf und machte sich dies und das zu schaffen und ich konnte bemerken, daß sie uns verstohlen beobachtete. Es schien mir sogar, als ob sie mich mit Mißtrauen betrachte, und ich merkte bald, daß ich mich nicht irrte, als Wildauer noch einen Geschäftsgang machen zu müssen vorgab und mich ziemlich verständlich aufforderte, ihn zu begleiten. Seine Frau suchte ihn zurückzuhalten und sah mich, als ihr das nicht gelang, beim Abschied fast feindselig an, als halte sie mich für die Ursache, daß ihr Mann sich noch einmal entferne. Ja, sie legte ihm mit solchem Nachdruck an's Herz, daß er nicht zu spät zurückkommen möge, als traute sie mir zu, ich würde ihn davon zurückhalten. Zum Wiederkommen forderte sie mich nicht auf.

Digitized by

Wildauer schien das Alles nicht zu bemerken, und nicht zu fühlen, wie unangenehm es mich berühren mußte. Schweigend ging er eine Weile neben mir her und sagte mir dann, sein Geschäft führe ihn nach einem vor der Stadt gelegenen Gasthofe; aber er forderte mich nicht auf, ihn bis dahin zu begleiten. Unmuthig, gekränkt entgegnete ich, mein Ziel liege in entgegengesetzter Richtung, zog den Hut und wendete mich ab, ohne ihm die Hand zu reichen. Da fühlte ich die seine schwer auf meiner Schulter und als ich mich umkehrte, wurde mein Groll durch einen Blick in sein Gesicht verscheucht. Er sah auf mich mit jener Art von Mitleid, die denjenigen, der so blickt, als den Bemitleidenswerthesten erscheinen läßt.

„Ich sollte Sie gehen lassen," sprach er, ohne seine Hand hinwegzuziehen, „denn es wäre das Beste für Sie. Gutes erfahren Sie nicht, wenn Sie mit mir kommen; aber kränken möcht' ich Sie auch nicht. Wenn Sie durchaus wollen, so begleiten Sie mich."

Und ehe ich antworten konnte, faßte er mich am Arme und führte mich hinaus auf verwehte, unwegsame Pfade und kühlte sich von Zeit zu Zeit die Schläfe mit Schnee, indem er mir den Eindruck einer Entdeckung schilderte, welche seine Frau mit der höchsten Wonne erfüllt hatte.

Ich hätte seinem Beispiele folgen mögen, denn auch mir pochte das Blut fiebernd in den Schläfen, wenn der Unglückliche an meiner Seite bald dem schwärzesten Verdachte den stärksten Ausdruck gab, bald sich selbst deshalb verwünschte und sein Ringen schilderte, die der Schonung jetzt doppelt Bedürftige nicht in sein Herz sehen zu lassen und den Eindruck zu verwischen, den sein Entsetzen über ihre Botschaft auf sie hatte ausüben müssen. Sie fühlte sich Mutter! Ich glaubte ihm nur zu wohl, daß es ihm nicht möglich sei, über ihre Hoffnung sich in trautem Gespräch mit ihr zu unterhalten; ich sah nur zu wohl ein, daß die Arme sich hierdurch verletzt, zurückgestoßen, verschüchtert fühlen und ihm hierdurch abermals neue Ursache zu dem Verdachte geben mußte, sie wisse sich schuldig. Immer weniger sah ich einen Rettungsweg aus diesem Irrsal und glaubte selbst nicht an die Wirkung der tröstenden Worte, zu denen ich mich zwang. Sie verhallten denn auch eindruckslos, ja ungehört. Es war, als ob Wildauer die ganzen Tiefen seines Innern aufwühlen, die ganze Fülle der erduldeten Seelenqualen austoben und sich zugleich körperlich vollständig ermatten wollte, so strömte er die Worte hervor und so bahnte er sich den Pfad über die schwersten Hindernisse.

Wer weiß, wohin wir uns endlich verirrt hätten, — denn auch ich achtete nicht auf die Richtung — wenn nicht endlich ein immer dichteres Schneegestöber uns gezwungen hätte, an den Rückweg zu denken. Es war schwer genug, ihn zu finden, und als wir endlich die Stadt erreicht hatten, gelang es mir bald, Wildauer zu überreden, nach Hause zu gehen. Er selbst fühlte sich erschöpft und der Ruhe bedürftig. Vor seiner Hausthür trennte ich mich von ihm mit dem Versprechen, ihn morgen wieder zu besuchen. Er drückte mir schweigend die Hand und trat in das Haus.

Ich selbst konnte mich nicht entschließen, sogleich den Heimweg anzutreten. Ich mußte Menschen sehen und mich zerstreuen. Ganz in der Nähe von

Digitized by Google

Wildauer's Haus befanden sich die Räume eines Vereins, dem ich angehörte und in dem ich zu dieser Stunde zahlreiche Bekannte versammelt wußte. Dorthin lenkte ich meinen Schritt. Als ich eben die Hausthür öffnete, war es mir, als ob ich hinter mir einen Ruf vernähme, glaubte mich aber getäuscht zu haben, da ich Niemanden erblickte, und eilte, das erwärmte Zimmer zu erreichen.

Beschneit und aufgeregt, wie ich war, wurde ich sogleich der Gegenstand der Aufmerksamkeit, und allerhand Vermuthungen wurden im Scherz geäußert, auf den einzugehen mir anfangs schwer genug wurde, endlich aber doch gelang. Eine besonders kühne Hypothese hatte eben unter allseitiger Heiterkeit ein älterer Arzt aufgestellt, als derselbe plötzlich vom Kellner hinausgerufen wurde. Langsam und mürrisch verließ der eben noch so Wohlgelaunte das Zimmer, kehrte aber schon nach wenigen Augenblicken eilig zurück, leerte sein Glas mit einem Zug und wendete sich, indem er den Mantel umschlug, zu dem am benachbarten Tische sitzenden Staatsanwalt mit den Worten: „Da werden Sie auch zu thun bekommen. Der Schlosser Wildauer hat einen seiner Gesellen erschlagen."

Diese Nachricht traf mich wie mit dumpfem Schlage; hätte der Blitz meinen Nachbar niedergestreckt und mich selbst gelähmt, ich hätte nicht erstarrter sitzen können. Nicht einen der Gedanken, die mir durch das Hirn schossen, konnte ich festhalten, nicht eine der Fragen, mit denen ich bestürmt wurde, beantworten. Erst als ich mit dem Staatsanwalt auf der Straße stand, die kalten Schneeflocken mir die Wangen berührten und eisiger Schauer mir durch die Glieder rieselte, konnte ich mich so weit sammeln, um dem Manne des Gesetzes zu berichten, daß ich erst vor einer Viertelstunde mich von Wildauer getrennt habe und ahnen könne, aus welchem Grunde er die That verübt.

Vor dem Hause des Unglücklichen hatten sich bereits Nachbarn und Vorübergehende gesammelt und theilten einander flüsternd das Vernommene und ihre Vermuthungen mit. Während es aber sonst bei ähnlichen Fällen an Ausbrüchen des Unwillens und der Verwünschung gegen den Thäter nicht fehlt, vernahm man hier nur Ausdrücke des Bedauerns und der Verwunderung, die nicht glauben möchte, was sich doch nicht ableugnen läßt. Drinnen im Zimmer bot sich uns ein furchtbarer Anblick dar: neben einer Blutlache am Boden ein schwerer Hammer, über die leblose Gestalt Conrad's, der auf das Sopha gelegt worden war, der Arzt gebeugt, die Rockärmel aufgestreift und bemüht, das Blut, das aus einer breiten Kopfwunde herniederfloß, zu stillen; auf einem Stuhle zurückgesunken, bleich und bewußtlos die Meisterin, eine alte Nachbarin weinend um sie beschäftigt; der Meister selbst in einer Ecke am Boden, den Kopf auf einen Stuhl gestützt, mit irrem Blicke vor sich hinstarrend.

Ein unüberwindliches Gefühl der Scheu hielt mich ab, mich ihm zu nähern, und während der Staatsanwalt einen auf dem Tische liegenden offenen Brief aufhob, trat ich zu dem Arzte, der sogleich meinen Beistand in Anspruch nahm, um ein zerrissenes Blutgefäß zu fassen und zu unterbinden. Eine zuckende Bewegung des Verwundeten lieferte den Beweis, daß das Leben noch nicht entflohen sei; doch konnte der Arzt nicht mit Sicherheit feststellen, ob Hoffnung bleibe. „Der Schlag," erklärte er, „ist mit unsicherer, schwankender Hand geführt worden und hat nur stark gestreift; das beweist die Hautverwundung und der Bruch des

Digitized by

Schlüsselbeins. Aber auch die Hirnschale ist verletzt, — in welchem Grade, das wird sich bald herausstellen. Vorläufig ist die Gefahr einer Verblutung beseitigt und nun wollen wir nach der Frau sehen, bei welcher der Schreck leicht schlimme Folgen haben kann." Mit Hilfe der alten Nachbarin trug er die immer noch Regungslose in die anstoßende Kammer und gleich darauf bewies ein durchdringender Schrei, daß die Arme zum Leben und zum Bewußtsein zurückgekehrt sei. Wildauer sprang bei diesem Schrei vom Boden auf; als müsse er sich besinnen, strich er mit der Hand über die Stirn und ließ den stieren Blick durch die Stube schweifen. Als er meinen Begleiter erkannte, ging ein Zucken durch seinen Körper, dann fragte er mit heiserer Stimme, ob er nach seiner Frau sehen dürfe. „Ihr thu' ich nichts," setzte er mit einem Blick hinzu, der mir durch's Herz schnitt. Auch mein Begleiter wendete sich vor diesem Blick ab, und Wildauer schritt der Kammer zu, aus der ein krampfhaftes Weinen und Stöhnen zu uns herautönte. Eben wollte er den Raum betreten, als der Arzt ihm entgegentrat, ihn, die Thür hinter sich schließend, mit vernichtendem Blicke maß und endlich mit unterdrückter Stimme sagte: „Wenn Sie auch Ihre Frau umbringen wollen, dann zeigen Sie sich ihr jetzt!"

Wildauer wankte zurück und brach neben dem Stuhle, auf den er sich vorher gestützt, mit einem unterdrückten Wehelaut zusammen.

Ich eilte, dem Unglücklichen beizustehen, aber der Arzt hielt mich zurück. „Wir haben mehr zu thun," sprach er finster, „als uns um den zu kümmern. Wer solche Thaten verübt, hält auch die Folgen aus. Wollen Sie sich nützlich machen, so eilen Sie nach der Apotheke und holen Sie, was ich Ihnen aufschreibe." Rasch war das Recept geschrieben und ich eilte, den Auftrag zu erfüllen, nachdem ein Blick auf Wildauer mich belehrt, daß der Arzt in seiner Weise Recht hatte.

In der Werkstatt traf ich auf einen Polizeicommissar und auf dem Wege nach der Apotheke einen Hospitalwagen und athmete im egoistischen Gefühl der Erleichterung auf, daß ich nicht Zeuge der Scene zu werden brauchte, die sich jetzt an der Stätte des Unglücks entwickeln mußte.

In der Apotheke, wo man von dem Vorgefallenen bereits Kunde hatte, wurde ich ausgefragt; aber auch hier nur staunende Verwunderung und völlige Unkenntniß über das Motiv der That. Ich wußte kaum, was ich antworten sollte; ohne daß ich mir Rechenschaft geben konnte, warum, meinte ich, daß Wildauer plötzlich berechtigten Grund zur Eifersucht erhalten habe, und mochte doch dieser Vermuthung nicht Ausdruck geben.

Auf dem Rückwege begegnete mir der diesmal langsam fahrende Hospitalwagen abermals; vor Wildauer's Hause hielt noch ein zweiter Wagen und in der Werkstätte trat mir der Unglückliche selbst in Begleitung des Polizeicommissars entgegen. Er war gefaßter und bat mich, daß ich ihm, wenn es erlaubt sei, Nachricht über das Befinden seiner Frau zukommen lassen möchte. Der Staatsanwalt, der herzutrat, entgegnete an meiner Stelle, daß der Erfüllung dieses Wunsches nichts entgegenstehe und daß wir morgen beide im Criminalgefängniß erscheinen würden.

Der Arzt empfing uns mit besorgter Miene. Er befürchtete einen Fall,

Digitized by Google

der bei dem Zustand der Kranken leicht eintreten und ungünstig verlaufen könnte, und sprach seinen Entschluß aus, noch einige Stunden zu bleiben. Für den Verwundeten werde im Hospital schon gesorgt werden. Der Staatsanwalt durchschritt nach dieser Erklärung einigemal wie unschlüssig die Stube, und erklärte dann seinerseits, daß er mich habe bitten wollen, ihm in seiner Wohnung noch weitere Mittheilungen zu machen; daß ihm aber die Gegenwart des Arztes erwünscht sei und er deshalb den Vorschlag machen möchte, am Ort der That noch eine Weile beisammen zu bleiben, wenn der Zustand der Kranken dem nicht entgegenstehe und ich nicht eine Abneigung dagegen empfinde. Einer solchen war ich mir allerdings bewußt, mochte es aber nicht zeigen und willigte daher ein, als der Arzt gleichfalls seine Zustimmung gegeben hatte.

Ich erzählte, nur zuweilen unterbrochen von den Schmerzenslauten der Kranken, was ich wußte, und konnte leicht den Eindruck bemerken, den die Geschichte Wildauer's auf meine nicht eben zartbesaiteten Zuhörer machte. Der Doctor ging immer öfter in die Kammer und trat immer leiser auf und endlich gestand er selbst: „Wir thun alle unsere Schuldigkeit, dem Guten wie dem Bösewicht gegenüber; aber es ist doch ein anderes Ding, wenn nur die Pflicht uns treibt, und ein anderes, wenn das Herz mitredet. Das letztere ist jetzt bei mir der Fall. Was kann das arme Weib dafür, daß ihr Mann durch sein Benehmen sie selbst nach und nach dahin gebracht hat, ihm Grund zur Eifersucht zu geben? Wer einer Frau den Teufel an die Wand malt, ruft ihn selbst herbei."

„Sie werden noch anders von der Frau denken," fiel ihm der Rechtskundige in's Wort, „wenn Sie den Inhalt dieses Briefes erfahren, den ich hier auf dem Tische fand. Er ist an Conrad gerichtet und wahrscheinlich der Gegenstand der Unterredung zwischen ihm und der Vertrauten seiner Liebe gewesen, als der Meister hinzukam und die Aufregung Beider oder ein falsch verstandenes oder gedeutetes Wort als einen Beweis ihrer Schuld ansah. Der Brief lautet: „Lieber Conrad! Noch einmal schreib' ich Dir und dann nicht mehr. Es soll nicht sein, daß wir zusammen kommen. Vater ist kränklich und hat viel Sorge, denn es ist ihm in der letzten Zeit viel fehlgeschlagen. Da will er einen Schwiegersohn, der das Geschäft versteht und etwas hinein wenden kann, damit es wieder hoch kommt und Vater auf seine alten Tage nicht vom Hause muß. Und dann, Du weißt es ja, meint er, daß es Sünde wäre, wenn wir uns heiratheten, weil Du nicht zu unsrer heiligen Kirche gehörst. Und wenn ich das nun auch nicht glaube, weil ich weiß, wie gut Du bist, so kann ich's doch nicht sehen, daß der Vater sich so grämt und sich so große Sorge macht wegen des Geschäfts, bloß um meinetwillen, weil ich den Vetter nicht nehmen will, der ja auch Tischler ist und seine Sache versteht und obendrein Geld hat. Wenn Dein Vater noch lebte, so thätest Du's wol auch, daß Du ihm nicht zuwider wärst, besonders wenn Du wüßtest, daß Du es ja doch nicht lange überlebtest. Und daß ich's nicht lange überlebe, das weiß ich; aber ich habe dann doch wenigstens nichts auf dem Gewissen, wenn ich nicht Deine Frau werde. Gräme Dich also nicht um mich, und wenn Du eine Andere findest, so sei glücklich mit ihr und denke zuweilen an Deine unglückliche Bertha."

„Nichts auf dem Gewissen!" grollte der Doctor, der, obgleich selbst Katholik,

Digitized by Google

doch in den größten Zorn gerathen konnte, wenn er von Unduldsamkeit auch nur hörte. „Der sollte hier sein und sehen, was er hat anrichten helfen! Und er soll's durch mich erfahren, wenn Sie mir die Adresse geben, Staatsanwalt, und vor die Geschwornen müßte er mir auch mit, wenn ich etwas darein zu reden hätte!"

„Die Adresse sollen Sie haben," entgegnete der Angeredete, „und was Ihren anderen Wunsch betrifft, so will ich ihn überlegen, wenn ich auch nicht glaube, daß wir dadurch irgendwem nützen könnten. In Ihrer Hand, Medicinalrath, ruht jetzt das Schicksal der Meistbetheiligten, selbst des Schuldigen. Ueben Sie schon deshalb Ihre ganze Kunst an Conrad, und wenn Sie jetzt nicht mehr hier nöthig sind, begleiten Sie mich noch einmal in das Hospital. Sie gehen doch auch mit?" fuhr er, zu mir gewendet, fort. Ich war sofort bereit, aber leider mußten wir ohne den Arzt gehen, der noch einmal nach seiner Patientin gesehen hatte und uns erklärte, daß er gerade jetzt bleiben müsse und sich überhaupt für die Nacht einrichten werde. Als der Staatsanwalt ihm mit Rücksicht auf sein Alter den Vorschlag machte, einen jüngeren Arzt herbeizurufen, brummte er etwas wie „Juristenvolk" in den Bart und schob uns zur Thür hinaus.

„Er ist einer jener besonderen Art von Pessimisten", sagte mein Begleiter unterwegs, „die nur die Welt im Allgemeinen für schlecht halten, aber doch in jedem Einzelnen, der ihrer Hilfe bedarf, eine Ausnahme erblicken und dieser Ausnahme dann die hingebendste Sorgfalt widmen. Das wird er auch mit Conrad thun und, obgleich er nicht Hospitalarzt ist, doch sein reiches Wissen und seine geschickte Hand gern den Collegen zur Verfügung stellen, die diese Hilfe hoch schätzen. Der Himmel gebe, daß die Verwundung nicht gefährlich ist. Es hängt für Wildauer viel davon ab und leider kann das Gesetz nur dasjenige Walten der Vorsehung berücksichtigen, welches den Erfolg einer Handlung abschwächt. Wo sie aber ihr Urtheil in harter Weise fällt und streng vollzieht, wo also vielleicht zuweilen der weltliche Richter überflüssig erscheint oder doch der menschlichen Empfindung nach zu ausgleichender Milde berufen wäre, da zwingt das Gesetz auch ihn zur Strenge. Es ist das ein leider nothwendiger, nicht zu beseitigender Mangel aller Gesetzgebung, der den Richter oft mit dem Menschen in Zwiespalt bringt, ihn aber auch zugleich auf die Macht über uns hinweist, von der selbst das strenge, unbeugsame Recht abhängig ist."

Der Wunsch bezüglich Conrad's, den ich von Herzen theilte, schien sich nicht erfüllen zu wollen. Der Hospitalarzt hielt die Verwundung für eine sehr schwere und fürchtete das Schlimmste. Zum Bewußtsein war Conrad noch nicht gekommen; wir verließen daher das Hospital, ohne ihn gesehen zu haben, und trennten uns mit der Verabredung, ihn am nächsten Morgen vor unsrem Gang nach dem Criminalgefängniß zu besuchen.

Vor der mit dem Staatsanwalt verabredeten Stunde war ich vor Wildauer's Haus. Der Arzt kam mir entgegen und theilte mir mit, daß das erhoffte Mutterglück der Kranken in Folge der erschütternden Vorgänge vernichtet sei und ein nervöses Fieber zu befürchten stehe. Er selbst sei erst gegen Morgen nach Haus gegangen, habe dann die alte Nachbarin durch eine Wärterin ablösen lassen und sei nun vor der Hand entbehrlich. Im Hospital, wohin er mich

Digitized by Google

begleitete, fanden wir den Staatsanwalt bereits vor; die Miene, mit der er uns begrüßte, ließ darauf schließen, daß für Conrad wenigstens noch Hoffnung vorhanden sei. Ein herzutretender Assistenzarzt bestätigte dies und forderte unseren Medicinalrath auf, sich selbst von der Richtigkeit des gefällten Urtheils zu überzeugen. Wir fanden den Verwundeten bei Bewußtsein, wenn auch zu schwach, um nähere Auskunft über den verflossenen Abend geben zu können. Eine Sondenuntersuchung ergab die Ablösung mehrerer größerer Knochensplitter, aber keinen Schädelbruch. Wenn somit die Gefahr eines tödtlichen Ausgangs auch nicht ausgeschlossen war, so schien ein solcher doch nicht der einzig mögliche, und wie man so gern als wahrscheinlich annimmt, was man wünscht und hofft, so traten auch wir, der Staatsanwalt und ich, — den Arzt riefen andere Pflichten, — mit etwas erleichterten Herzen den Weg nach dem Criminalgefängniß an.

Und doch hemmten wir unwillkürlich unsere Schritte, als wir den düsteren Corridor entlang gingen, zu dessen beiden Seiten schwere eisenbeschlagene Thüren in die Gefangnenzellen führten; und als endlich der Schließer eine dieser Thüren öffnete, wartete ich außen, bis ich drinnen die Stimmen meines Begleiters und Wildbauers vernahm; ich hätte nicht zuerst die Schwelle überschreiten und dem Manne gegenübertreten können, mit dem ich noch Tags vorher in schrankenloser Freiheit stundenlang die beschneiten Fluren durchirrt hatte. Als ich endlich eintrat, achtete er meiner nicht. Seine erste Frage hatte seiner Frau gegolten und die Nachricht, die ihm geworden war, ihn so erschüttert, daß er gleichgültig war gegen alles Andre. „Also nicht todt!“ rief er endlich, indem er sich vom Lager wieder aufraffte; „es war mein einziger Trost in dieser Nacht. Ihre Hoffnung dahin, Conrad todt und sie die Frau eines Mörders!“ Und wieder warf er sich auf das Lager und raufte sich das Haar, taub gegen jedes Wort des Trostes, das wir zu ihm zu sprechen dachten. Als aber in einer Pause, welche die erschöpfte Natur dem Ausbruch der Verzweiflung gebot, die Kunde an sein Ohr schlug, daß Conrad nicht todt sei, sprang er empor und sein Gesicht verzerrte sich zu so rasender Wuth, daß wir entsetzt vor ihm zurückwichen. „Nicht todt!“ stieß er hervor, „nicht todt, und ich bin hier . . . .!“ Die Stimme versagte ihm und nur die Fäuste ballte er in ohnmächtigem Grimm, unzugänglich jeder Belehrung; für uns, die wir seinen vorhin geäußerten Wunsch mit seinem jetzigen Wuthausbruch nicht zu vereinbaren vermochten, ein furchtbares Räthsel.

Aber furchtbarer, erschütternder noch wirkte auf uns die Verzweiflung des Unglücklichen, als er endlich begriff, welcher Irrthum seine That geleitet, als er den Brief verstand, den ihm der Staatsanwalt vorlas, als er einsah, daß die unzusammenhängenden Worte Conrads, die er gestern von der Werkstatt aus vernommen, nicht, wie er im Bewußtsein seiner schlimmen Angewohnheit angenommen, ihm selbst, sondern dem Bertha bestimmten Bräutigam gegolten hatten und die Thränen seiner Frau Thränen des Mitleids, ihre Vertröstung auf die Zukunft nicht Vertröstungen auf seinen eigenen Tod gewesen waren, wie er in seiner Verblendung angenommen. Sein Grimm kehrte sich jetzt gegen sich selbst und wir befürchteten bald, ihn Hand an sich legen, bald ihn der Aufregung plötzlich erliegen zu sehen. Zum Glück kam uns der Geistliche der Anstalt

Digitized by Google

zu Hilfe, der eben seinen Rundgang machte. Sein Kleid, sein mild-ernstes Wesen und die allgemeine Achtung, die er in der Stadt genoß, verfehlten ihre Wirkung nicht; Wildauer wurde ruhiger und als der Geistliche, nachdem er sich rasch über den Fall unterrichtet, uns bat, ihn mit dem Gefangenen allein zu lassen, erfüllten wir seinen Wunsch in der Ueberzeugung, daß wir beruhigter scheiden konnten.

Die Ereignisse der folgenden Wochen lassen sich kurz zusammenfassen, so bedeutsam und reich an Aufregungen sie auch für Alle waren, die zu dem Falle in irgend welcher Beziehung standen. Bei Conrad und der Meisterin traten Krisen und Rückfälle ein, die der Gefangene errieth, auch wenn sie ihm verschwiegen werden sollten; und als endlich die Gefahr gewichen war, stellte sich bei Conrad eine finstere, menschenfeindliche Schwermuth ein, die sich allerdings wenigstens theilweis auf den Brief Bertha's zurückführen ließ, doch aber auch als Folge seiner Verwundung betrachtet und deshalb bei der Bemessung der Strafe Wildauer's von schwerwiegender Bedeutung werden konnte. Vergebens wandte sich unser ärztlicher Freund, bei dem nach einem Besuche im Gefängniß die frühere Abneigung gegen Wildauer vollends verschwunden und in das Gegentheil umgeschlagen war, erst brieflich und dann sogar mündlich an Bertha's Vater, um zu bewirken, daß derselbe seinen Einspruch gegen das Verlöbniß aufgebe und dadurch eine Verbesserung in Conrad's Zustand herbeigeführt werde; — er kehrte mißmuthig zurück und erklärte, daß er lieber mit einem Todtschläger der schlimmsten Sorte, als mit einem in der Freiheit umhergehenden, glaubens- und tugendstolzen, auf seine Vaterpflichten pochenden und im Grunde doch nur gefühllosen und habsüchtigen Mann zu thun haben wolle. Schon vorher war ihm eine bittere Enttäuschung geworden. Er, der Gefühlsmensch, der sich um das geschriebene Gesetz wenig kümmerte, hatte gemeint, es würde genügen, daß Conrad, vollständig genesen, auf Nichtbestrafung seines Meisters antrage, um diesen straflos ausgehen zu lassen, und er hatte, als er erfuhr, daß nur bei leichten Körperverletzungen und auch nur dann, wenn das Vergehen gegen Angehörige verübt worden ist, eine Zurücknahme des Antrags zulässig erscheint, einen heftigen Auftritt mit dem ihn belehrenden Rechtskundigen gehabt, der Wildauer überhaupt nicht der Körperverletzung, sondern mindestens des versuchten Todtschlags oder gar des Mordversuchs für schuldig erachtete.

Nach diesen niederschlagenden Erfahrungen klammerte sich, wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm, unser Freund an den Gedanken, daß sich der Nachweis führen lassen müsse, Wildauer habe die That in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit begangen, und forschte mit quälendem Eifer nach jeder Aeußerung des Gefangenen, nach jedem Symptom, das auf einen solchen Zustand hätte schließen lassen können. Vom geringsten Erfolg waren seine Schritte bei der Meisterin, die nicht einmal zu bewegen war, den Gefangenen zu besuchen, der auf ihr Erscheinen wie auf das eines erlösenden Engels harrte. Er war der Mörder ihrer Hoffnung, hatte an ihrer Treue gezweifelt, war zum Verbrecher deshalb geworden, und es war, als ob dadurch all ihre Liebe erstickt worden sei. Finster und verschlossen antwortete sie auf alle Fragen über das Wesen ihres Mannes vor der That nur, daß er wol gewußt haben müsse, was er thue. Da aber ihr Zeugniß am wenigsten

Digitized by Google

in's Gewicht fallen konnte, wurden meine Begegnisse mit Wildauer zum Gegenstand so eingehender und fortgesetzter Forschungen des Medicinalraths, daß ich an seinem ärztlichen Scharfblick ernstlich zu zweifeln begann. Ich konnte mich nämlich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß meine Aussagen von ausschlaggebender Bedeutung sein müßten; und je weniger ich mir selbst einreden konnte, daß Wildauer nur wenige Minuten vor Verübung der That im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit sich befunden habe, um so unausgesetzter quälte mich der Gedanke, daß ich die Verurtheilung des Unglücklichen herbeizuführen bestimmt sei, und um so peinlicher, beängstigender wurde mein Zustand. Eines Abends trat der schon mit Bangen erwartete ärztliche Freund, der gar kein anderes Interesse mehr zu haben schien, als für den Seelenzustand Wildauer's, mit einem Anwalte bei mir ein, der schon durch sein Aeußeres, seine kleine verwachsene Gestalt, seinen kahlen, beinahe unförmlichen, zwischen hohen Schultern sitzenden Kopf und seine kalten stechenden Augen, von jeher einen fast unheimlichen Eindruck auf mich gemacht hatte. Als ich nun aber einem Verhör unterworfen ward, aus welchem der Vertheidiger Material schöpfen sollte: da überkam mich eine so fieberhafte Angst und meine Antworten fielen so unzusammenhängend und widersprechend aus, daß dem Arzt endlich die Augen aufgingen und er mir, nachdem er mich über mich selbst ausgefragt, unbedingte Ruhe anempfahl. Da jedoch die Voruntersuchung begann und in ihrem Verlauf mich mehr und mehr von der Berechtigung meiner Befürchtung überzeugte, so blieb jener Rath unbefolgt, bis ein heftig auftretendes Fieber mich an das Zimmer fesselte, das ich bis zum Tage vor der Schwurgerichtsverhandlung nicht verlassen durfte.

Hatte es sich nicht vermeiden lassen, oder geschah es absichtlich, — genug, der Fall kam in der Stadt selbst zur Aburtheilung und der Zudrang der Menge war daher so groß, daß der Verhandlungssaal kaum die Hälfte der Neugierigen zu fassen vermochte. Trotzdem war es still wie in einer Kirche, als wir endlich aus der Zeugenstube vor den Gerichtshof traten. Ich unterstützte, so angegriffen ich mich auch selbst fühlte, Frau Wildauer, die sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte und umzusinken drohte, als ihr Blick den Angeklagten streifte, der bleich, nur noch der Schatten seiner selbst, ihr entgegenstarrte.

Auf der Zeugenbank saß neben mir ein alter Mann mit herzlosen, groben Zügen, den ich vorher, nur mit Frau Wildauer und mir selbst beschäftigt, nicht beachtet hatte und früher gesehen zu haben mich nicht erinnerte. Auch jetzt beachtete ich ihn nur flüchtig; denn all meine Aufmerksamkeit und mein Empfinden war dem Angeklagten zugewendet, über den bereits ein Strafgericht hereingebrochen war, das kein menschliches Urtheil verschärfen oder mildern zu können schien. Als ich jedoch bei der Beeidigung der Zeugen vernahm, daß mein Nachbar den Namen von Bertha's Vater trug, veränderte nicht nur meine Aufmerksamkeit ihren Gegenstand, sondern es schwand auch plötzlich das Gefühl der Schwäche, das mich bisher beherrscht, und machte einer nervösen Spannung Raum, die allerdings kaum minder peinlich war. Als mein suchender Blick dem unseres ärztlichen Freundes begegnete, der mit dem finster sich zurückhaltenden Conrad beschäftigt gewesen war, fand ich sofort Antwort auf meine stumme Frage, auf wessen Betreiben Bertha's Vater zugegen sei. Bezeichnend winkte

Digitized by Google

der Freund, der mein Krankenzimmer von jeder auf unseren Fall bezüglichen Nachricht abzusperren gewußt hatte, nach dem Vertheidiger hin, auf den sich nun meine ganze Aufmerksamkeit richtete.

Er stand im Rufe eines begabten Juristen, aber kalten, herzlosen Sonderlings und genoß deshalb wenig Vertrauen. Jetzt saß er über seine Akten gebeugt und blätterte in denselben, ohne einen Blick von ihnen zu verwenden. Und doch schien es mir, als ob seine Hand zittre, wenn sie die Blätter umschlug, und als ob es in seinem harten, faltigen Gesichte seltsam zucke. Während der ganzen Verhandlung sah er nicht auf, sprach nicht mit dem Angeklagten, richtete keine Frage an die Zeugen, und doch konnte ich den Blick nicht von ihm wenden, seitdem er bei der Verlesung der kalten, im üblichen Style abgefaßten Anklageschrift seine tiefen dunklen Augen zur Decke erhoben und sie dann, langsam den Kopf schüttelnd, mit der Hand bedeckt hatte. Eine unbestimmte, aber deshalb nicht minder zuversichtliche Hoffnung erfaßte mich und weder die Aussagen der Zeugen, noch das Plaidoyer des Staatsanwalts konnten meine Gedanken dauernd von der Richtung ablenken, daß alle Entscheidung nur von dem einen Manne abhänge, obgleich er nach jenem wol nur von mir bemerkten Aufblicken wieder in scheinbare Theilnahmlosigkeit gegen Alles versank, was die Hörer und selbst mich, dem keine Aussage Neues brachte, in tiefste Erregung versetzte.

Conrad schilderte sein Verhältniß zum Meister und zur Meisterin; ihm konnte er bis zu jenem Abend nicht Uebles nachsagen; er habe mit ihm stets auf kaltem Geschäftsfuß gestanden. Von ihr sagte er, daß sie gut gegen ihn gewesen sei wie eine Schwester und an jenem Abend, als er mit dem verhängnißvollen Brief zu ihr gekommen, ihn weinend auf die Zukunft vertröstet habe, die so manches füge. Ueber seinen eigenen Zustand sprach er sich in einer Weise aus, die wenig günstig für den Angeklagten wirkte. Er klagte über Schlaflosigkeit, Kopfweh und Beängstigung, Schwäche und Unlust zur Arbeit und meinte, nie verwinden zu können, was ihn betroffen.

Die Meisterin antwortete auf die wenigen ihr vorgelegten Fragen mit kaum vernehmlicher Stimme, daß ihr Mann seit längerer Zeit wie verwandelt gewesen sei, ohne ihr jedoch Grund zu einer bestimmten Klage zu geben. Nur einmal habe er Eifersucht gegen Conrad verrathen, dann aber nicht wieder bis zu dem Moment, da er mit dem Hammer in die Stube getreten sei und ohne ein Wort, mit wuthverzerrtem Angesicht, Conrad zu Boden geschlagen habe. Die Beantwortung der Frage, ob sie glaube, daß ihr Mann im Moment der That sich derselben bewußt gewesen sei, lehnte sie ab und sank halb ohnmächtig auf ihre Bank zurück, als bei ihrer Antwort ein dumpfes Gemurmel den Saal und die Galerien durchlief. Dasselbe legte sich jedoch rasch und wich athemloser Stille, als dem Angeklagten die Frage vorgelegt wurde, aus welcher Absicht er den Hammer ergriffen, der auf dem Gerichtstische lag, und ob er sich der That bewußt gewesen sei, die er mit demselben verübt.

Wildauer mußte sich stützen, als er sich erhob; er war zusammengesunken, als seine Frau die Beantwortung der bezüglichen Frage abgelehnt hatte, und seine Stimme schien wie aus einem Grabe heraufzutönen, als er erklärte, die Worte Conrad's und die Thränen und Vertröstungen seiner Frau hätten ihn

Digitized by Google

aller Besinnung beraubt. Er habe wol lange gefürchtet, daß es so kommen werde, aber er habe es nie gewollt. Als er jedoch erkannt, was er gethan, habe es ihn nicht gereut bis zu dem Augenblicke, da er seinen Irrthum eingesehen.

Unser ärztlicher Freund gerieth fast außer sich bei dieser Erklärung. Kaum vermochte er über Conrad's Zustand, den er zunächst zu begutachten hatte, zusammenhängend zu berichten. Die Verwundung bezeichnete er als eine solche, die leicht hätte tödtlich werden können, die Heilung jedoch als eine allem Ermessen nach vollkommene, den krankhaften Zustand Conrad's als mit annähernder Bestimmtheit auf das unglückliche Liebesverhältniß zurückführend. Den Zustand des Angeklagten vor und während der That charakterisirte er als einen Zustand momentanen Wahnsinns, der jedes Urtheil und jede Willensfreiheit ausschließe. Mit einer Bestimmtheit und einer Heftigkeit, die eine Mahnung des Präsidenten zur Folge hatte, behauptete er, daß jeder der Geschworenen, der monatelang in dem gleichen Wahne gelebt, wie der Angeklagte, von gleichen Scheinbeweisen verwirrt gewesen sein und, wenn er eine ähnliche Waffe zur Hand gehabt hätte, sicherlich dasselbe gethan haben würde, was der Angeklagte gethan. Die Frage jedoch, ob Wildauer auch vor der That, als er die Möglichkeit derselben gefürchtet und also vor Augen gesehen, sich in einem Zustande der Unzurechnungsfähigkeit befunden und aus dem letzteren Grunde das längere Verbleiben Conrad's im Hause geduldet habe, mußte er verneinen und kehrte in tiefer Niedergeschlagenheit auf seinen Platz zurück.

Der Vertheidiger blätterte auch jetzt ohne aufzublicken in seinen Akten. Meine Hoffnung schwankte und in äußerster Erregung ging ich selbst an meine Aussage. Hingerissen begann ich eine lebhafte Schilderung der Begegnisse während der nächtlichen Fahrt, als ein Blick des seltsamen Mannes mich traf und ein leichtes Schütteln seines Kopfes mich veranlaßte, nur kurz die mir vorgelegten Fragen zu beantworten. Auf's Neue war ich überzeugt, daß die scheinbare Gleichgültigkeit des Vertheidigers nur seine Ergriffenheit verbergen sollte und nicht nur sein juristischer Verstand, sondern auch sein Herz bei dem Angeklagten war. Die Frage nach meiner Ueberzeugung hinsichtlich des Seelenzustandes Wildauer's im Augenblick der That mußte ich dahin beantworten, daß ich wol eine kurze Störung der Urtheils- und Willenskraft des Angeklagten für wahrscheinlich halte, seine volle Zurechnungsfähigkeit noch kurz vor der That jedoch nicht bezweifeln könne.

Das Zeugen- und Sachverständigenverhör hatte nur kurze Zeit in Anspruch genommen, — Bertha's Vater hatte unter dem Murren der Zuhörer lediglich bestätigt, daß der auf dem Gerichtstische liegende Brief von seiner Tochter geschrieben und diese trotz seines Verbotes überhaupt mit Conrad in Briefwechsel geblieben sei, — und das Plaidoyer des Staatsanwalts konnte sofort beginnen. Sichtlich und hörbar ergriffen und mit dem unverkennbaren Bestreben, die Schuld des Angeklagten nicht schwärzer zu malen, als sie dem Vertreter des beleidigten Staates erscheinen mußte, räumte er ein, daß Wildauer die That nicht nur im Irrthum begangen habe, den er an jenem Abend in Folge seines Seelenzustandes nicht wol selbst habe aufklären können, sondern daß er auch im Moment der That ruhiger Ueberlegung nicht fähig gewesen sei. Trotzdem aber hielt er fest

Digitized by Google

an der Ansicht, daß Wildauer des versuchten Mordes schuldig sei, da er thatsächlich oft und noch kurz vor Verübung der That den Fall erwogen und mit klarer Ueberlegung zu dem Schluß gekommen sei, so und nicht anders handeln zu können. Seine Furcht vor einer That, wie er sie verübt, habe ihm die Wahrscheinlichkeit derselben klar gemacht; er hätte diese Wahrscheinlichkeit um jeden Preis aus der Welt schaffen müssen, selbst um den Preis ehelichen Unglücks. Durch die Unterlassung eines Schrittes, der diese Wahrscheinlichkeit entfernt haben würde, habe er selbst seinen Seelenzustand verschärft, sich selbst in die Lage versetzt, in welcher er die That verübt, sich selbst die Möglichkeit aufbehalten, ein Mörder zu werden.

Schlechterdings könne es nicht in Betracht kommen, ob ein Anderer in Wildauer's Lage und an seiner Stelle dasselbe gethan haben würde. Häufig genug werde man sagen müssen, daß an der Stelle, in der Lage, von dem gleichen Bildungsgrad und der gleichen Gemüthsart eines Verbrechers mancher Andere sich gleicher Schuld theilhaftig machen würde; damit aber werde die Schuld nicht beseitigt und nicht verändert. Wer sich bewußt sei, daß auch er der Versuchung erliegen könne, müsse über sich wachen und dem Himmel danken, der die Versuchung abgewendet; eine begangene Schuld müsse er aber trotzdem als solche und ihrem besonderen Wesen nach beurtheilen. Der Vorsehung sei auch der Angeklagte Dank dafür schuldig, daß das Verbrechen nicht zur Vollendung gekommen und daher die Milde des Gesetzes gegen ihn in Anwendung gebracht werden könne. Ueber die abwehrende, mildernde Hand der Vorsehung hinaus könne und dürfe aber auch das Urtheil des Richters nicht gehen, und seiner Pflicht gemäß beantrage er daher, den Angeklagten des versuchten Mordes schuldig zu sprechen. Wenn die Ueberlegung des Beklagten zweifelhaft erscheine, müsse man doch die That als eine vorsätzliche betrachten und, da jeder Zweifel darüber ausgeschlossen sei, ob Wildauer in seiner eifersüchtigen Wuth Conrad habe tödten oder nur verwunden wollen, versuchten Todtschlag annehmen.

Wenn im Theater eine jener Scenen beginnt, die den Helden entweder von der Höhe seines Glückes in den Staub dahin streckt oder aus unverschuldetem Leid wieder emporhebt zum Triumph über seine Feinde, dann geht ein flüsterndes Geräusch durch den Raum, wie das Säuseln des Windes in hohen Tannen, und doch bewegt sich keine Lippe; es ist, als ob das Schlagen der Herzen zu vernehmbaren Lauten sich vereinigte und die gespannten Nerven zu flüsternden Accorden zusammentönten. Ein solches Geräusch zog auch durch die lautlos harrende Versammlung, als der Vertheidiger sich erhob.

Er begann mit ruhiger, aber eindringlicher und klangvoller Stimme, indem er eine Verwundung Conrad's durch den Angeklagten einräumte, die leicht den Tod des Ersteren hätte zur Folge haben können. Aber er bestritt nicht nur, daß die That mit Ueberlegung ausgeführt, sondern auch, daß die Absicht vorhanden gewesen sei, einen Menschen zu tödten. Die Ueberlegung beschäftige sich mit der Frage, wie eine That am Wirksamsten und Gefahrlosesten für den Thäter zu vollbringen sei. Wer aber fürchte, daß momentaner Wahnsinn ihn zu einer That führen könne, wen diese Furcht im Wachen und im Traume verfolge, der überlege nicht die That; ja er fürchte nicht sie, sondern den Wahn-

sinn. Furcht vor Wahnsinn aber sei beginnender Wahnsinn. Warum habe auch Wildauer überlegen sollen, wie er Conrad tödten könne? Habe er *ihn* gehaßt und diesem Hasse Ausdruck gegeben? Habe er nicht vielmehr den Verdacht bekämpft, der ihn gequält, und gehofft, des beginnenden Wahnsinns Herr zu werden? Wenn er Conrad nicht entfernt habe, so habe der Grund in der zu ruhiger Stunde auftauchenden Ueberzeugung von Conrad's Unschuld und in dem Bewußtsein gelegen, daß der krankhafte Verdacht auf jeden Anderen an Conrad's Stelle sich lenken würde. Habe also eine Ueberlegung stattgefunden, so sei es die gewesen, daß Conrad nicht getödtet werden dürfe. Somit falle auch der Vorsatz zur That fort. Könne da von einem Vorsatze die Rede sein, wo wenige Minuten vorher das Gegentheil vorhanden gewesen sei? Sei Vorsatz und Wahnsinn dasselbe? Wol sei es im Allgemeinen unrichtig, *den* der Schuld freizusprechen, der in seiner besonderen Lage leicht Genossen seiner That finden würde; wie aber dürfe *der* ein „Schuldig" sprechen, der den Seelenzustand eines Angeklagten nicht begreife, der Wahnsinn und Vorsatz in einem bestimmten Falle nicht zu unterscheiden vermöge?

Immer rascher, leidenschaftlicher, glühender waren die Worte des Redners geflossen; seine gebeugte Gestalt hatte sich gehoben, seine dunklen Augen leuchteten unter der bleichen Stirn. Und als er nun mit hinreißender Beredtsamkeit jenen Wahnsinn schilderte, jene Hölle in der Menschenbrust, die man Eifersucht nennt, die den Quell des Denkens versengt und den Born des Fühlens, von Hirn und Mark zehrt und an dem Raub sich größer und größer mästet, bis sie den ganzen Menschen ausfüllt, den Traum vergiftet und den Tag zur Schreckensnacht umwandelt; jenen Zustand, aus dem nur der Tod rettet, der Tod des einen oder des anderen Theiles — der zur Unthat führen muß, wenn der Zufall Beweise liefert oder auch nur zu liefern scheint, und die Kraft des Armes der überschäumenden Wuth des Herzens gleicht: da zuckte es wie ein Blitz durch mein Erinnern und ich erkannte ihn wieder, den kleinen häßlichen Mann, den ich als Knabe an der Seite einer strahlenden Schönheit, umringt von den Löwen des Tages und verfolgt von hämischen Blicken, so oft gesehen. Hatte auch ihn ein Tod gerettet vor Wildauer's Schicksal, ein Tod *des* Schuldigen oder *der* Schuldigen? Gleichviel, er kannte den Wahnsinn, der im Hirn des Eifersüchtigen tobt, und die Gluth dieses Fiebers schien wieder aus seinem Auge, von seinen Lippen zu sprühen, um seinen Mund zu zucken und sich den athemlos lauschenden Hörern mitzutheilen. Vorgebeugt, Schweißtropfen auf der bleichen Stirn, starrte Bertha's Vater auf den Redner, der, wie hingerissen durch die Erinnerung an sein Leid und dessen Urheber, die Hauptschuldigen einer That der Eifersucht in den Eltern suchte und fand, welche einen Sohn, eine Tochter zu einem verhaßten Ehebunde zwingen. Sie rief er vor die Schranken, auf sie wälzte er die zermalmende Schuld an zerstörtem Lebensglück, Ehebruch, Qual und That des Wahnsinns. Auch sie rief er mit heran, die Frau und den Hausfreund, die leichtherzig den Wahnsinn nicht erkennen oder belächeln und verdammen, mit dem sie spielen und den sie nähren, bis er zur verzehrenden Flamme ausbricht. Sie alle, alle schuldigte er an, von ihnen, den tugendstolzen, harten, kalten Seelen forderte er Sühne für vergossenes Blut und Sühne für die That eines Unglücklichen, der

Digitized by Google

tausendmal weniger Scharfblick, Bewußtsein, Ueberlegung und Vorsatz haben könne, der das eigentliche, beklagenswertheste Opfer und im Wahnsinn schon über seine Schuld hinaus gestraft sei.

Erschöpft hielt der Redner inne und durch den Saal ging ein Aufathmen, als ob Hunderte von Herzen plötzlich von einer schweren Last befreit wären. Und aus dem Aufathmen wurde ein Flüstern, das rasch anschwoll, aber trotzdem übertönt wurde durch eine Bewegung auf der Zeugenbank und zwei Ausrufe, die von meiner nächsten Nähe ausgingen. Mit dem einen war die Meisterin aufgesprungen und hatte sich vor der Bank des Angeklagten niedergeworfen, der sich niederbeugte und mit bebenden Händen die Schluchzende zu sich emporzuziehen suchte. Und mit dem zweiten hatte sich Bertha's Vater erhoben; seine Brust wogte und seine Arme streckten sich wie abwehrend aus, indem er rief: „Ich will nicht schuldig sein — ich nicht — an solchem Elend! Er soll meine Tochter nehmen, aber für seinen Meister um Gnade bitten!" Und Conrad stürzte herbei und hielt den Alten, der umzusinken drohte, in seinen Armen und rief unter Thränen und Jauchzen „Gnade! Gnade!" durch den Saal und: „Ich bin gesund und glücklich, und es sollen Alle glücklich sein!" Und das unterbrochene Flüstern wuchs zum Sturm und „Gnade! Gnade!" scholl es von den Galerien, die Geschwornen blickten auf die Richter, die Richter auf die Geschwornen und der Präsident ergriff die Glocke, aber bewegte sie nicht. Er sah ein, daß die Wogen der Empfindung sich sänftigen mußten, ehe das Recht seinen Lauf nehmen konnte. —

Als die Ruhe wieder hergestellt war und der Vertheidiger wieder das Wort nahm, trug er auf völlige Freisprechung des Angeklagten wegen krankhafter Störung der Geistesthätigkeit desselben an. Wenn wirklich die Geschwornen die Ueberzeugung von einer solchen Störung nicht gewinnen könnten, so würden sie doch nicht auf versuchten Todtschlag, sondern höchstens auf Körperverletzung mittelst einer Waffe erkennen dürfen. Die Situation, in welcher die That begangen worden, gleiche zum Mindesten der zwischen zwei Gegnern, von denen der eine auf frischer That sich wegen erlittener Kränkung empfindlich rächen wolle. Habe die Kränkung auch nur in der Idee des Angeklagten bestanden, so schmerze und errege eine eingebildete Kränkung doch nicht minder, als eine thatsächliche. Deshalb habe auch eine höhere Macht den Arm des Beklagenswerthen gelenkt, auf daß er nicht schuldiger werde, als er verdient habe. Es würde diese Macht verkennen, es würde ihrer Absicht widerstreben heißen, wenn die irdischen Richter die Schuld größer erscheinen lassen und härter bestrafen wollten, als das den Erfolg lenkende, in diesem Falle so deutlich erkennbare Walten der Vorsehung sie erscheinen lasse. „Hier," so schloß der Redner, „hat ein Höherer bereits gesprochen, er hat alte Schuld gestraft durch den Stellvertreter, den er selbst in die Menschenbrust eingesetzt, durch das Gewissen; er hat verblendete Augen geöffnet durch den Arm eines durch sein Gewissen mit Wahnsinn Geschlagenen, aber er selbst hat diesen Arm so gelenkt, daß aus seiner That Glück statt Unglück, Segen statt Unheil erwuchs. Erheben Sie sich, meine Herren Geschwornen, zu dem Gedanken, daß die irdische Gerechtigkeit wol dann unnachsichtlich streng das Schwert führen soll, wenn die ewige zu schlafen scheint,

Digitized by Google

aber zu ihrer höchsten Würde emporsteigt, wenn sie die Stimme Dessen hört, der allein gerecht richtet. Sie haben vernommen, wie er sein Gericht vollzogen, Sie haben in diesen Räumen allvernehmlich die Milde seines Endurtheils gehört: machen Sie es zu dem Ihrigen!"

Obgleich der Staatsanwalt mit scharfer Logik nachwies, daß eine bloße Körperverletzung, selbst die schwerste, bei dem Seelenzustande des Angeklagten nicht in dessen Absicht habe liegen können, sondern selbst beim Mangel von Ueberlegung der Vorsatz zur Tödtung vorhanden gewesen sein müsse und den Geschwornen nur die Pflicht obliege, den Charakter der That zu bestimmen: so bejahten diese doch unter dem überwältigenden Eindruck der erlebten Scene und der Rede des Vertheidigers nach kurzer Berathung von den gestellten Fragen mit überwiegender Mehrheit nur die auf Körperverletzung mittels einer Waffe und auf das Vorhandensein mildernder Umstände gerichteten. Ja, sie erklärten sich, als dies Urtheil auf Gefängnißstrafe von drei Monaten gefällt war, auf Andrängen Conrad's und des Vertheidigers bereit, ein Gnadengesuch an den Monarchen zu unterstützen. Aber Wildauer wollte keine Gnade. Er erklärte das Urtheil für überaus mild und verlangte, die Strafe tragen zu dürfen. Er habe wiedergewonnen, was er auf ewig verloren geglaubt und zu verlieren verdient habe; dieses Glück fordere einen Ausgleich und seine Schuld eine Sühne.

— — — — —

Fünf Jahre sind seit jenem unvergeßlichen Tage verflossen. Conrad mit seiner Frau, dem Schwiegervater und zwei wilden Buben wohnt in dem ehemaligen Wildauer'schen Hause am Graben, seinem Besitzthum, und beschäftigt zahlreiche Gesellen. Seine Verwundung und die Scene im Gerichtssaal haben an der günstigen Wendung seines Schicksals mindestens eben so großen Antheil, als das Geld seines Schwiegervaters, den mein Freund, der alte Medicinalrath, einen alten Fuchs und zähen Geizhals nennt, der gelegentlich seine Nachgibigkeit bereue und deshalb einige Schläge in's Genick und auf die Stelle, unter der das Herz liegt, verdiene und nöthig habe. Wildauer betreibt eine kleine Fabrik in Wien; er und seine Frau wollten nicht täglich Gesichter sehen, auf denen die genaue Bekanntschaft mit der Vergangenheit sich ausprägte. Aber wir, Conrad, der Medicinalrath, der Vertheidiger und ich, stehen mit ihm in Briefwechsel. Kürzlich schrieb er mir: „Ihr Wunsch wird sich schwerlich erfüllen, wir werden allein bleiben; aber allein mit der Erinnerung an treue Freunde und an eine Vergangenheit, die viel zu denken gibt in einer Stadt wie Wien. Wenn ich mich nicht scheute, mein Schicksal hier bekannt werden zu sehen, so möchte ich wol wünschen, daß meine Geschichte aufgeschrieben würde. Indessen ließe sich's ja auch machen, daß unsere Namen nicht erwähnt und wir selbst nicht allzu kenntlich geschildert würden. Ich habe neulich eine Erzählung von Ihnen gelesen u. s. w."

Dieser Brief kam dem Wunsche entgegen, den ich längst im Stillen gehegt hatte und hiermit endlich mir selbst erfüllt habe. Daß „Wildauer" nicht Wildauer heißt, brauche ich wol nicht zu sagen.

Wort und That.

Von

Eduard Lasker.

I.

Von den ersten geschichtlichen Anfängen berichten die Alterthumsforscher und Zeugnisse bestätigen, daß der Mensch voll Erstaunen und Verehrung für die umgebenden Dinge erfüllt war und sich in bescheidener Unterordnung fühlte. Nicht allein die gewaltigen Elemente hielt er für höhere Wesen, sondern auch Vieles, was um ihn auf Erden lebte; Thiere, an denen er größere Kraft wahrnahm, als an sich selbst und andere Thiere von nicht überlegener Kraft, weil er bei ihnen ein höheres und selbstbewußtes Wesen antraf, welches ihm selbst abging. Wie wir heute den neugeborenen Menschen ganz hilflos und in langsamster Entwickelung vorschreiten sehen, jedes andere Thier dagegen schnell zur Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit gelangt, so wahrscheinlich — Bestimmtes läßt sich darüber nicht feststellen — haben in ihrer Gesammtentwickelung die Thiere[1]) viel eher den letzten Grad der ihnen beschiedenen Entfaltung und der vollen Sicherheit ihres Wesens erlangt, als der Mensch. Dieser aber, weniger ausgebildet und mehr gehemmt und doch ausgestattet mit der Gabe zu vergleichen, erkannte die Ueberlegenheit, welche an einzelnen Thieren ihm sichtbar wurde, und stellte diese in eine Ueberordnung, für welche allmälig der Begriff des Dämonischen oder Göttlichen in ihm entstand. Diese Anfänge müssen sich fortgesetzt haben, nachdem die Ursache eines solchen Zustandes längst fortgefallen war. Denn unter Völkern, welche schon zum Staatswesen, zur Kunst sich aufgeschwungen hatten, und zu vielem Andern, was den Menschen hoch hinaufhebt, findet sich noch die Verehrung von Thieren, bei den Eingeweihten als Rest der Ueberlieferung und Symbol, bei dem gemeinen Volke aber als wirkliche Gottesverehrung; merkwürdig genug, während bereits geläutertere Begriffe idealer Gottesverehrung in die Herzen der Menge eingezogen waren. Noch heute

[1]) Nur zur größeren Bequemlichkeit des Ausdruckes lasse ich bei der häufig wiederkehrenden Gegenüberstellung der Menschen und der anderen Thiere zuweilen den Beisatz fort; der naturgeschichtlichen Zusammenfassung will ich dadurch nicht widersprechen.

Digitized by

ist die Nachwirkung der ersten Anschauungen nicht ganz überwunden, sondern Erscheinungen des Aberglaubens führen den Forscher zurück in jenen Zustand der Bescheidenheit, wo der Ursprung der religionsartigen Vorurtheile für oder gegen bestimmte Thiere zu suchen ist. Aber im großen Zug der Entwickelung vollzog der Mensch einen bedeutsamen Uebergang, als er zu einer besseren Schätzung seiner selbst und der Umgebung gelangte. Bescheiden und stolz zugleich begann und durchlebte er eine zweite Periode. Aus der Tiefe schwingt er sich auf, um in erhabenster Gesellschaft Demuth zu pflegen. Die Thiere, davon hatte er sich überzeugt, sind allesammt geringer als er, die Elemente haben kein selbständiges Leben; nun wollte nichts Geringeres ihn befriedigen, als der Umgang mit Göttern [1]). Demuthsvoll trägt er die Allgewalt der Höchsten; in dem stolzen Gefühl, daß das Gotteswesen ganz ausgefüllt sei mit der Lenkung des Menschen und seiner Welt, versenkt er all sein Denken in Nachforschen, wie er seine Beziehungen zu Gott regeln müsse, unter welchen Bedingungen der Verkehr mit dem Höchsten aufrecht zu erhalten, für Beide genehm und nützlich zu machen sei. In dieser Periode unterliegt die Zwienatur des Menschen den heftigsten Kämpfen. Offenbarungen und Visionen, starre Gebote und der unerschöpfliche Quell des Gemüthes, felsenfester Glaube und unterwühlender Zweifel, Aufjauchzen und Verzagtheit der Seele, fröhliches Anschauen der Natur und resignirte Zurückgezogenheit von jeder Anregung bis in die völlige Gedankenleere, Todesmuth und Todesluft um bloße Abstractionen, welche überreizte Denker aus Gedankenlaunen destilliren, plumpe Augen mit grober Sinnlichkeit vor sich sehen. Unter solchen sich bekämpfenden Gegensätzen arbeitet der Mensch sich durch zu der Erkenntniß, mit welcher diese zweite Periode dem Abschluß entgegenneigt, daß die Natur dem Menschengeschöpf verwehrt hat, das Wesen Gottes zu ergründen, in irgend eine nach menschlichen Regeln erkennbare Verbindung mit ihm zu treten, so lange der Mensch auf Erden weilt. Diese Erkenntniß beeinträchtigt nicht die Gefühle, welche der Menschenbrust tief eingegraben sind, nicht den natürlichen Antrieb zur Gottesfurcht. Der Einzelne mag und darf, ohne Furcht vor berechtigtem Widerspruch, das höhere Wesen, wie es in seinem Herzen lebt, anbeten, zu seiner Erziehung verwerthen, in seine Stimmung und Lebensgeschicke verflechten, aber keine Forschung erschließt ihm das Verständniß, wie zu Anfang oder zuletzt Menschliches und Göttliches sich verknüpfen. Wissenschaftlich erwiesen ist das Gesetz, daß alles hierauf gerichtete Forschen bloße Uebung des Geistes ist. Zum Uebersinnlichen findet unsere auf den Sinnen beruhende Vorstellung keinen Zugang; darum zerbröckeln alle Einrichtungen, welche auf der vermeinten Kenntniß des Göttlichen veranstaltet sind.

Freilich, die uralten Ueberlieferungen überdauern die Idee, welche sie in Bewegung setzte. Wie die Reste der Thierverehrung in die Periode der Gottspeculationen sich hineinzogen, so greifen die in der Idee überwundenen

---

[1]) Ich unterscheide nicht zwischen Monotheismus und Polytheismus und gebrauche: Gott Götter — als gleichbedeutend, weil es mir hier nur auf das Erfassen der Gottesidee ankommt, nicht auf ihre Erscheinungsformen.

Speculationen in das Leben der Gegenwart ein, und wer weiß über noch wie viele Jahrhunderte. Aber die neue Culturepoche ist daran zu erkennen, daß in ihr der kräftigste Genius sich angetrieben fühlt, das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zu den irdischen Dingen zu ergründen. Die Erde ist eine Welt für sich. Sie steht in Verbindung mit anderen Welten, und wir werden durch ihren innigen Zusammenhang mit unerforschlichen Regionen belehrt, daß nicht Alles innerhalb der irdischen Weltordnung sich erschöpft; aber für unsern Wissenskreis müssen wir uns damit begnügen, allein mit den Gegenständen auf dieser Erdenwelt uns zu beschäftigen und mit denjenigen Beziehungen der anderen Himmelskörper, welche ihre Wirkungen auf die Erde herabsenden und eine Beobachtung durch unsere Sinne zulassen.

Nun weiß sich der Mensch in größerer Beschränktheit gegen sein früheres, himmelstürmendes Trachten und er entsagt den dorthin gerichteten Gelüsten; dafür lohnt ihm das neugewonnene Bewußtsein, daß er in seinem Geltungsgebiet unbestrittener Herrscher ist; er das bevorzugte Geschöpf auf Erden, alle Mitgeschöpfe dazu angethan, soweit sie mit ihm in Berührung kommen, ihm zu dienen. So sehr der Einzelne die Macht der Elemente sich überlegen fühlt, so gewaltvolle Massen und riesige Bildungen er vor sich sieht, so sehr er von Gegenständen seiner Umgebung an Kräften, Sicherheit und Dauer überboten wird, überall kann das Menschengeschlecht überwinden und sich den Gebrauch verschaffen, welcher seine Ziele fördert. Das Meer, endlos dem unerfahrenen Blick und furchtbar in Sturm, beugt sich willig dem muthigen Schiffer und dient zu leichter Verbindung mit fernen Ländern und Völkern. Ueber die Berge, bis in die starren Höhen ewigen Frostes bahnt der Mensch sich Pfade. Elemente, die sich überlassen stets zum Verheeren neigen, zügelt er zum Beistand für planmäßige Gestaltung. Thiere, die mit einigem Bewußtsein von ihrer Kraft und einiger Herrschaft über dieselben leicht den Menschen bewältigten oder aus ihrer Nähe bannten, müssen sich zum Gehorsam und häuslichen Dienst bequemen oder scheu vor den Wohnungen der Menschen fliehen und nach spärlicher Nahrung umherirren.

Alles dies geschieht allein durch das Wort. Nicht die bloße Beschaffenheit des Körpers, weder die Größe oder Stärke, noch andere Triebe oder anerschaffene Geschicklichkeiten, — allein die Anlage zur Rede hat den Menschen zur Herrschaft befähigt; durch Ausbildung der Rede hat er seine Herrschaft begründet, durch Fortbildung der Rede befestigt er sie und erweitert er den Abstand zwischen sich und allen anderen Thieren. Was Vorzügliches in ihm ist, was ihn an Gestalt, Gliederung und Beweglichkeit auszeichnet, der aufrechte Gang, die Richtung des Hauptes und des Auges, so viele Bevorzugungen der Forscher allmälig entdeckt, Alles strebt nach dem Einen, was dem Menschen seine größere Bedeutung gab, daß er ein redendes Wesen sei. Vieles ist am Menschen und an einzelnen Thiergattungen ähnlich, Vieles von nur geringer Abweichung. In manchen höher entwickelten Thieren nähern sich edelste Organe, so weit das Maschinenhafte derselben in Betracht kommt, ganz oder bis auf sehr geringe Unterschiede den Anlagen der Menschen; das Auge und die Sprachwerkzeuge eingeschlossen. Tugenden und Geschicklichkeiten, deren Fähigkeit der Mensch

Digitized by

empfängt und deren Steigerung er zu seinen vornehmsten Aufgaben zählt, finden sich, zuweilen in großer Vollkommenheit, als Charakteranlagen in einzelnen Thieren. In Anerkennung dieser Thatsachen haben Moralisten uns die Thiere als Lehrmeister empfohlen und Naturforscher haben den Menschen für einen Sammelpunkt aller in anderen Thieren zerstreuten Güter erklärt. Dagegen haben andere Forscher sich bemüht, an bestimmten Oertlichkeiten des Körpers, welchen sie als „Sitz der Seele" bezeichnen, die grundlegenden Unterschiede aufzusuchen oder an äußerlich bescheidenen Merkmalen bedeutsame Absichten der Natur zu entdecken. Ich aber folge der Ueberzeugung, welche von verschiedenen Standpunkten des philosophischen Denkens eifrige Vertreter gefunden hat, daß der Menschengeist in der Befähigung zum Wort seinen Ursprung hat und in der Bethätigung des Wortes sich erfüllt. Die Physiologie und ihre naturwissenschaftlichen Hilfslehren sind noch nicht weit genug gediehen, um die Lehre von der Seele durch wissenschaftlich festgestellte Gesetze der Körperbeschaffenheit zu ersetzen, aber die neuesten Entdeckungen der Wissenschaft widerlegen nicht die Meinung, erheben sie vielmehr zu einer gut begründeten Hypothese, daß der Menschengeist in der Befähigung zum Wort besteht, und daß diese Befähigung nicht an dieser oder jener Stelle des Körpers ihren Sitz hat, sondern aus allen menschlichen Anlagen hervorspringt.

In der Gesammtheit des Menschen und in jedem seiner Bestandtheile sind die Vorbedingungen vorhanden, welche zuletzt im Wort ihren Ausdruck finden. Und wie der Mensch in allen seinen Anlagen darauf eingerichtet ist, daß er das Wort als Krone empfange, so kommt Alles, was in den Zuständen und Einrichtungen der Menschen Erhabenes über den sonstigen Zuständen und Einrichtungen auf Erden wahrzunehmen ist, allein vom Worte her.

Den Kern und Inhalt des Menschthums, die Scheidegrenze gegen die Thiere bildet, daß der Mensch in seinem Wollen und Streben nicht haften bleibt an der Befriedigung gewisser Triebe und Bedürfnisse, welche die Natur ihm anwies. In diesem engeren Kreis sind die Thiere eingebannt. Nahrung, Zeugung und Aufzucht der Brut, damit auch diese sich erhalte und fortpflanze, ist ihnen angewiesenes Ziel. Ein jedes ist ausgerüstet mit den Mitteln seiner Zweckbestimmung, und es handhabt sie, um die Naturtriebe zu erfüllen und so viel Behagen und Bequemlichkeit sich zu bereiten, als in den eng gezogenen Grenzen eingeschlossen liegt und die Gelegenheit gestattet. Aus der Erfahrung lernt allmälig der Züchter des Haus- und Weidethieres, was dieses zu seiner Erhaltung und seiner besten Pflege oder besten Verwerthung braucht, richtet die Wartung demnach ein und verändert sie nur, wenn er eine ihm passendere Verwendungsweise dadurch erzielt. Die sich frei überlassenen Thiere aber suchen nach einer genügenden Nahrungsstätte, und sobald sie diese gefunden, schließen sie die Regeln ihres Haushalts ab und bringen die Bestandtheile des Körpers in bleibende Formen; nur eine neue über sie kommende Noth: Futtermangel, Wechsel des Klimas oder eine bis dahin ungekannte Verfolgung, veranlaßt sie, die Lebensweise zu ändern, die Glieder umzuformen, vernachlässigte Anlagen besser auszubilden. Der Mensch dagegen bleibt nicht bei der niedrigsten Nothdurft stehen, folgt nicht allein dem Zuge des Be-

Digitized by Google

hagens und der Bequemlichkeit. Gewaltige Triebe erregen in ihm Wünsche, welche über Noth und Behagen weit hinausgehen, erwecken entgegengesetzte Begierden, welche sogar in Kampf gegen einander gerathen. Er aber ist mit Freiheit ausgestattet, durch eigenes Wollen und Thun diese oder jene Anlage zu verstärken oder zu mäßigen, diesen oder jenen Antrieb zur Leidenschaft anzufachen oder zur Ruhe zu bändigen, und er kann die Richtung seines Thuns und Wollens wechseln. So steht er, beobachtend, prüfend, entscheidend, in der Mitte seiner eigenen Gefühle und Kräfte, gleich befähigt, durch Uebermaß und Wechsel sich heftig zu erschüttern, durch Entsagung in apathische Ruhe zu gerathen, durch Einseitigkeit sich bis hart an die Grenze des Thierlebens oder noch tiefer herabzudrücken. Im Durchschnitt aber veranlaßt ununterbrochene Gedankenarbeit den Menschen zum Wechsel zwischen Fortschritt und Gleichgewicht, und in dieser ihm eigenthümlichen Uebung dehnt das Geschlecht immer weiter aus, was es wünscht, was es durch Glück erhascht, in Besitz nimmt und als unentbehrlichen Gebrauch sich aneignet. Von wie vielen Nothwendigkeiten des menschlichen Daseins sprechen wir nicht heute, welche unseren frühen Vorfahren gänzlich unbekannt waren und gegenwärtigen Menschen eines niedrigeren Culturzustandes noch unbekannt sind. Manche Einrichtung in der heutigen bescheidensten Hauswirthschaft ist kostbarer, großartiger, bequemer, als worüber Fürsten der Vorzeit verfügten, und wir zählen sie doch zu den unentbehrlichen Bedürfnissen des gemeinen Lebens. Aber nicht allein auf Erhöhung des Genusses ist der Mensch bedacht; vielleicht ist er noch thätiger in der Ausdehnung seiner Pflichten. Freiwillig entbehrt er, freiwillig vermehrt er seine Bürde, weil ein Gedankenblitz ihm den Weg zu größerer Vollkommenheit gewiesen, die Aussicht auf einen zukünftigen leichteren, höheren, reineren Genuß gezeigt, oder andere Hoffnungen erweckt hat. Freiwillig wählt er die Unlust, um sie zu überwinden, oder durch den Zwang der Vorstellung in eine für ihn allein empfindsame Last umzuwandeln. An diesen eigenartigen Strebungen der Einzelnen eröffnet sich die gewundene, endlose Linie, in welcher das Geschlecht bis heute sich fortgebildet hat und die künftige Entwickelung bis in die Dauer aller Geschlechter fortsetzen wird.

Dies ist das Menschthum im Individuum und zugleich das Band, welches die gesammte Menschheit umschlingt. Denn von ganz anderer, umfassenderer und höherer Beschaffenheit ist die Einheit aller Menschen, als irgend eine Vereinigung, welche wir an anderen Thieren beobachten und mit menschlichem Treiben zu vergleichen geneigt sind.

In bestimmt wiederkehrenden Zeiten jedes Jahres finden sich die Wandervögel zu ihren Reisen zusammen, zerstreuen sich in Einzelwohnungen, rüsten sich beim Wechsel der Temperatur zum Abzug und erwarten den Aufbruch an bestimmten Sammelplätzen. Ameisen, Bienen schließen dauernde Gemeinschaften, wohnen beisammen, bauen in kunstreichen Gebäuden Zellen zum Aufenthalt und Kammern für den Vorrath, welchen sie für künftige Tage der Ruhe aufhäufen. Fische ziehen in gemeinsamen Zügen; Schwalben, Tauben, Krähen ergötzen sich im harmonisch geordneten Flugtanz; Büffel und Elephanten vereinigen sich truppenweise zum gelegentlichen Umherschweifen, zum Aufsuchen der Nahrung, zur Vertheidigung und zum Angriff. Einfache Gesetze, welche natür-

licher Klugheit, verwickelte Gesetze, welche der Erfahrung und dem Nachsinnen entsprungen scheinen, sorgen für eine Ordnung im Haufen, sichern den gemeinsamen Zweck und den Antheil der Einzelnen. Früh haben Fabel und Moral dieses Treiben der Thiere wie Vorspiele zu den Sitten und zur Gesellschaft der Menschen erfaßt und diesen zur Nutzanwendung empfohlen. Früh hat auch der reinere Glaube die göttliche Weisheit in dieser Ordnung verehrt, und noch größere Bedeutung legen ihr in neuester Zeit, da die Wissenschaft einem ununterbrochenen Uebergange vom niedrigsten zum höchsten Erdenwesen nachspürt, einzelne Forscher bei, indem sie in jenen Vereinigungen förmliche „Thierstaaten" erblicken und in den Staaten wohldurchdachte Einrichtungen, mit beschränkten Zielen, doch gerechter, zweckmäßiger und mit größerer Sicherheit aufgebaut, als die gleichartigen Einrichtungen der Menschen. Aber in Wahrheit reicht Alles, was die Thierwelt, aus inneren Anlagen oder seit dem ersten Nothfall bis heute, vielleicht vor Jahrtausenden schon in heutiger Vollkommenheit ausgebildet hat, nicht heran bis zur primitivsten Vorstufe unserer Civilisation, nicht bis zur Stammesverbindung in jener Einfachheit, wie wir sie als urgeschichtlichen Anfang der Menschen uns vorstellen, über welche die Entwickelung sofort als über eine bloße Stufe zu höherer Einheit hinwegschritt. Die kunstreichsten Einrichtungen der Thiere bleiben in dem Bannkreis ihres der Noth entsprungenen Anfangs; es vereinigt sich nur und hält zusammen, was einzeln nicht stark genug ist, um seinen Bestand zu sichern, was nach Naturanlage beisammen bleiben muß, damit es lebe, zeuge und die Brut erhalte. Den Menschen allein trieb die Rede zu der höheren Gemeinschaft, welche ihre Kreise immer weiter schlägt und zuletzt die ganze Gattung mit dem gemeinschaftlichen Gefühl umfaßt, daß der Mindestwichtige doch in der Schätzung seines menschlichen Wesens Keinem gleichgültig, und in einem gewissen Sinne, wenn es sich um die persönliche Existenz handelt, jedem Anderen gleichwerthig ist. Und nicht blos die Gegenwärtigen verbindet die Rede, sondern sie bewirkt, daß wir uns in unmittelbarem Zusammenhange empfinden mit denen, die vor uns gelebt haben, deren Andenken wir bewahren oder nur zu ahnen vermögen, und daß wir uns nicht nur den Mitlebenden, sondern auch als Vorbereiter zukünftiger Generationen verpflichtet fühlen. Denn der Niedrigste steht nicht so losgelöst von den Segnungen der Cultur, daß er nicht durch das geistige Ringen der Vorzeiten hinausgehoben wäre über den Urzustand der ersten Ahnen; noch in den verworfenen Kasten Indiens sind die Errungenschaften des heimischen Bildungsganges erkennbar. Andererseits gibt es nur wenige Selbstsüchtige, welche ganz und ausschließlich sich allein leben; die weit überwiegende Zahl erstreckt, in irgend einer Hinsicht, ihre Fürsorge auf künftige Generationen oder mindestens auf eine künftige Generation, je nach dem Umfang der eigenen Stärke. Seine Kinder will ein Jeder gut erziehen, auf eine höhere Stufe heben, mit geistigen Mitteln, Vermögen oder anderen Handhaben des Fortkommens und der Förderung ausstatten, und in dem hinterlassenen Erbe soll das Andenken des Dahingeschiedenen fortleben. So fügen sich die Mitlebenden zu einem Ganzen, die auf einander folgenden Geschlechter zu Gliedern der großen Gesammtheit, welche ohne Aufhören an demselben Werke fortarbeitet,

und die Ereignisse schließen sich zusammen zur Geschichte der Menschheit. Diese aber verfolgt, vom Urbeginn bis zur jüngsten Gegenwart, an einem sichtbaren Faden dieselbe Richtung und macht den Endpunkt der ablebenden zum Ausgangspunkt der folgenden Generation. Dies alles verdanken wir unserer Fähigkeit, empfangene Eindrücke, Bewegungen des Gemüthes, Erfahrungen und Gedankenschlüsse in Wortbildern darzustellen, im Hörer Mitempfindung und Verständniß zu erwecken. Allein durch diese Macht der Mittheilung vermochten die Väter aus dem reichen Inhalt ihres eigenen Lebens, was für den Gebrauch werthvoll war, als Stütze und Werkzeug der Fortbewegung zu hinterlassen. An sie knüpft sich das Geschick der Menschheit, welches im Erbgang wurzelt und sich erfüllt in dem geschichtlichen Wirken, daß die Gegenwärtigen Früchte genießen von einer Arbeit, welche Längstvergangene aufgewendet haben, und daß sie den ererbten Gewinn mit gleichen Zuwendungen an ferne Nachkommen vergelten.

Doch nicht blos zu binden, auch zu trennen und aus der Trennung eine neue Handhabe der Vervollkommnung zu schaffen, vermochte die Rede. Nicht im Durchjagen der Erdoberfläche, nicht im Umherschweifen, sondern an der festen Heimathstätte erzielt der Mensch das höchste Glück. Aus der Heimath mag er die Kreise immer weiter schlagen, aber er verliere den Haltpunkt nicht, von welchem aus die Kreise Gesetz und Maß empfangen. Das allgemeine Weltbürgerthum wäre für das Wirken des Einzelnen zu weit, und daß er nicht in dem endlosen Umfang verschwindet, ist das Verdienst der Sprache, welche in einem engeren Raume sich abgrenzt und dem Menschen wohlthätige Grenzen vorschreibt. Bedingt durch die Eigenthümlichkeit der Landschaft, durch die intimere Verbindung geselliger Gruppen prägt die Sprache ihre Wortbilder zu verschiedenen Idiomen aus, zerlegt, nach dieser Verschiedenheit, die Menschen in Stämme und Nationen, sondert Völkergruppen und Dialektgebiete aus und bildet Abtheilungen, welche genug groß und genug eingeschränkt sind, daß der Einzelne zur höchsten Geltung seines Werthes gelange und in Gemeinschaft mit Anderen, welche aus demselben Born der Empfindungen schöpfen, das Edelste anstrebe. Wiederum wenn die Nationen erstarkt sind und in ihrer Sonderheit sich sicher fühlen, treten sie in Verkehr mit einander, zum Austausch der Güter, welche jede eigenartig geschaffen hat. Um den Verkehr zu begründen und aufrecht zu erhalten, müssen sie mittheilen und ihre wechselseitigen Mittheilungen verstehen lernen; um ihn nach seinem vollen Werthe ausnutzen, müssen sie sich die Kunst aneignen, die fremde Sprache zu begreifen, den Sinn der fremden Worte in die heimischen zu übertragen, und ein neues Bindemittel der Civilisation ist gewonnen. Denn die auf den Verkehr gerichtete Uebung geht bald über die unmittelbare Absicht hinaus. In den fremden Laut offenbart sich verwandter Inhalt, an der gleichen Richtung der Geistesarbeit erkennen die Völker ihren gemeinsamen Ursprung und das gemeinsame Ziel und schließen sich enger an einander, bis ein Conflict der Interessen wiederum an die Besonderheit der Individualitäten erinnert und in Wetteifer oder Feindschaft die Völker auseinandertreibt [1]).

[1]) Ungemein interessant ist die Beobachtung, wie unter den Völkern desselben Civilisationsverbandes der geschichtliche Kampf zwischen Verbindung und Sonderung periodisch in der Literatur

Aus der Rede springt die Quelle des Menschthums hervor, aus den mannigfachen Sprachgestaltungen, aus der Trennung und dem Verkehr verschiedener Sprachgemeinschaften empfängt der Bildungsgang der Menschheit seine stärksten Impulse. Dennoch kann die Rede in sich allein nicht zum Höhepunkt ihres Werthes sich emporschwingen, kaum einen selbständigen Werth beanspruchen. Losgelöst von jedem anderen Thun ist das Wort bedeutungslos und leer. Mit Worten allein könnte Niemand, weder fördernd noch hindernd, in den Gang der Dinge eingreifen, könnte Niemand auch nur die bloße Existenz fristen. Erst Wort und That zusammen stellen dar, was den Menschen erhebt und zum Fortschritt bewegt. Diese beiden Elemente der menschlichen Handlung sind in ihrer völligen Vereinzelung nur äußerst selten zu beobachten, doch in den seltenen Fällen drängt sich der Mißbrauch der Rede unserer Wahrnehmung viel häufiger auf, als die bloße Kraftäußerung ohne gedanklichen Sinn. Denn leicht begreiflich ist, wenn der Redende ohne Zweckbestimmung oder in völlig verkehrter Absicht Worte vergeudet; und Worte außer Zusammenhang mit den in Bewegung zu setzenden Kräften, verhallen wirkungslos. Anders dagegen drängt sich das Thun unserer Beachtung auf, selbst wenn es in bloßer Kraftäußerung zum Vorschein kommt. Die Wirkungen müssen wir immer anerkennen, und gar leicht gesellt sich die Meinung, daß mit dem Wirkungsvollen Sinn und Absicht verbunden seien. Regt doch sogar die Gewalt der Elemente, allein durch ihre Heftigkeit, den Gedanken an, daß eine Vorsehung sie lenke, sie fessele und bezähme. Auch die brutale Kraftäußerung imponirt im Verhältniß zu der Wirkung, welche sie übt oder zu üben vermag. Und gar erst am Menschen fällt es schwer, ein wirkungsvolles Thun anders als im Lichte einer durchdachten Handlung sich vorzustellen.

Aus solchen Beobachtungen, aus dem Vergleich der wirkungslosen Rede mit der immer wirkenden Gewalt hat die Anschauung sich entwickelt, welche in Wort und That zwei Gegensätze erblickt und das bessere Gewicht der That beilegt. Aber im menschlichen Handeln sind die beiden Elemente unlöslich mit einander verbunden, und ihr Werthverhältniß ist nicht nach den Eindrücken äußerer Wahrnehmung zu bestimmen, sondern muß erforscht werden durch eine Untersuchung, welche so tief eindringt, bis sie die gesonderten Quellen ihrer Bedeutung vor ihrer Vereinigung in der menschlichen Handlung aufgefunden hat.

II.

So oft der Mensch zum Zweck der freieren Betrachtung von dem Gewirre der Erscheinungen sich isoliren und auf einen überragenden Höhepunkt stellen will, steigt er in seinen Gedanken hinauf zum Ueberirdischen; das heißt, zu dem Vollkommenen, wie er es sich denkt, und er denkt es sich als eine Steigerung der Geisteskraft, die er in sich empfindet, ohne die Bedingtheit, welche er als ein herabziehendes Gewicht gleichfalls in sich empfindet.

---

sich abspiegelt, über die Grundlagen der allgemeinen Politik sich erstreckt. Besonders interessant in unseren Tagen ist die Rückwirkung der erstarkten Nationalgemeinschaft auf die auswärtigen Beziehungen und die Handelspolitik Deutschlands.

Digitized by Google

Diese Abstraction ist gestattet und unentbehrlich, weil ohne sie keine reine Betrachtung sich gewinnen läßt, sondern eine jede unter irgend einer individuellen Voraussetzung leidet. Nur darf der Denker die Uebergangsbestimmung der Abstraction nicht vergessen, muß er mit scharfem Blick beobachten, wann und wo die irdische Bedingtheit einzugreifen anfängt, damit er nicht, während diese bereits ihre mitbestimmende Wirkung ausübt und von der geraden Richtung des Gedankens abdrängt, in der idealen Gedankenwelt Unwirkliches fortspinne, und zwischen gedachter und crasser Unwahrheit hin und her geworfen werde.

Also knüpfe ich die ideale Würdigung des Wortes an das Ueberirdische an, und es findet sich hierfür der zutreffendste Ausdruck in dem Schöpfungsbilde des alten Testaments:

„Und der Herr sprach, es werde Licht, und es ward Licht."

So huldigt der Mensch der Gottheit, indem er aus der eigenen Brust holt, was er in seinem geistigen Wesen am Höchsten schätzt und an dem schaffenden Gotte als anfangende und vollendende Kraft erkennt. Mit dem Worte hat der Schöpfer die Seele der Welten, das Licht, erweckt. Das kindlich gläubige Gemüth nimmt das Gedankenbild für eine Wirklichkeit, wie das tägliche Leben Gleichartiges darbietet. Vater, Mutter, Erzieher, fast jeden Erwachsenen hält das Kind für allmächtig und es weiß Nichts von der Mühe, mit welcher geschaffen wird, was sich als Wunder vor seinen Augen vollzieht; die Menge glaubt an die Allmacht der Könige und der Großen auf der Erde, da Alles geschieht, was diese befehlen. Nach solchen Vorbildern übergeordneter Kraft hat jeder Stamm seine Schöpfungsgeschichte gestaltet. Der reinen Gottesidee, welche die Genesis des alten Testamentes einleitet, entspricht die mächtigste Zusammenfassung der unbedingten Geistesherrschaft, daß das Wort das Werden vollzog. Diese Sicherheit des gläubigen Gemüthes erschüttert der Zweifel beginnender Forschung, welchem der deutsche Dichter einen lebensvollen Repräsentanten gibt. „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen" — sagt Faust, da er die Befriedigung nicht mehr im Busen quellen fühlt, um sich dorther Erquickung zu holen. Er spürt der Offenbarung nach, dem Anfang aller Dinge; aber dem grübelnden Zweifler will der Ausdruck nicht mehr, wie sonst, begreiflich klingen:

„Geschrieben steht: im Anfang war das Wort.
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin."

Und nun versucht er den λογος, welcher am Anfang aller Dinge war, mit einem deutlicheren Begriff sich zu vergegenwärtigen, wählt, verwirft Alles, was in der Mitte liegt — Sinn, Kraft, bis er beim Gegensatz des Wortes angelangt ist:

„Mir hilft der Geist, auf einmal seh' ich Rath
Und schreib' getrost: im Anfang war die That."

Heulen und Bellen des Pudels unterbrechen den Uebersetzer, der Gesang der Geister erschallt, Faust greift zu den Beschwörungsformeln und kehrt nicht mehr zurück zu dem Versuch, den Anfang aller Dinge besser zu verdeutlichen. Würde „die That" ihm den Anfang verständlicher gemacht haben, als

Digitized by Google

„das Wort"? Vergebliches Mühen, für das Unbegreifliche einen begreiflichen Ausdruck zu finden[1]). Ob das Wort, ob die That, ob die Bewegung des Stoffes im Anfang aller Dinge gewesen, Nichts bringt den Urgrund des Erschaffenen unseren Sinnen näher. Wer nicht in Wahrheit, auch nicht für einen Augenblick zum Ueberirdischen sich flüchten kann, der enthalte sich ganz der Forschung über den Anfang; das Werden ist dem Denkvermögen entrückt, und keine irgend wie geartete Umschreibung erweckt eine deutliche Vorstellung. Wer dagegen sich das Gemüth empfänglich bewahrt hat, wer an das rein Geistige sich wagt und es da fortsetzt, wo er im menschlichen Leben Adel der Seele und bewegliche Fähigkeit der Gedanken und Empfindungen mit den wenigsten Schlacken vermischt gefunden, der wird immer die Vorstellung des göttlichen Waltens im „Wort" versinnlichen. Solchen Gemüthern verständlich ist das Gedankenbild der Schöpfung: „Und der Herr sprach, es werde Licht, und es ward Licht." Ist doch dies die würdevollste Darstellung des Gottesgedankens, daß der Mensch, was er am Wohlthätigsten empfindet, was ihn als das Vornehmste ziert, im verstärkten Grade Gott beilegt. In der Abstufung der menschlichen Verhältnisse steht am Höchsten, wessen befehlendes Wort mit größter Sicherheit und geringster Verzögerung sich vollzieht; also fallen in der Gottesvorstellung Wort und That zusammen, und nicht der geringste Zwischenraum ist frei für den trennenden Gedanken.

Aber zurückkehrend zu der Untersuchung, was Wort und That im menschlichen Thun bedeuten, dürfen wir nicht versäumen, die Einschränkungen zu berücksichtigen, mit welchen die Bedingtheit des menschlichen Wesens eingreift. Zum Gottesbegriff gehört, daß kein Widerstand dem göttlichen Geheiß entgegentreten kann, daß der Stoff sich unbedingt dem geäußerten Willen fügt. Deshalb ist das Gefühl, welches für das Gotteswesen empfänglich ist, empfänglich auch für die Vorstellung, daß in ihm Wort und That dasselbe sind. In dem Begriff des Menschlichen und in den Gesetzen des Irdischen dagegen liegt, daß der Stoff widersteht und nicht anders nachgibt, als wenn der Widerstand durch eine überlegene Kraft überwunden wird. Wie immer ein Körper mit seinem stofflichen Inhalt wirkt, ruhend im Gleichgewicht oder bewegt nach den Gesetzen der Schwere, läßt er sich nur dadurch aus seiner Tendenz bringen, indem ein gleiches oder stärkeres Gewicht ihm entgegenwirkt. Nur mit Aufwand einer in Gewicht meßbaren Kraft läßt sich eine Veränderung bewirken; von solcher Kraft wohnt aber der bestarticulirten Rede nicht mehr bei, als was die Erschütterung der Luft im körperlichen Sinne bedeutet.

Das Ideal würde uns von der Wirklichkeit wegführen, wenn wir nicht im Urtheil über menschliche Handlungen das Gesetz beachteten, daß es auf Erden keinen Fortschritt ohne Ueberwindung gibt. Selbst zu seiner bloßen Erhaltung muß jedes organische Wesen fortwährend umgestalten, darf höchstens kurze

---

[1]) Das erste Beispiel, welches die späteren Philosophen des Stoffes mit größerem Behagen nachahmen, indem sie an Stelle der geistigen Andeutung des Anfanges ein gröberes, eben so wenig verständliches Wort stofflichen Inhaltes setzen, und dadurch besser zu erläutern glauben, was doch in allen Redewendungen unbegreiflich bleibt.

Digitized by Google

Pausen der Ruhe sich gönnen. Dies nun hat der Mensch mit jedem organischen Wesen gemein, daß er ohne Aufwand von Kräften keine Veränderung bewirken, also Nichts vollbringen, nicht einmal sich erhalten kann; aber einen eigenthümlichen und unterscheidenden Theil seines Wesens bildet, daß das menschliche Handeln erst beginnt, wenn der Geist das Thun beseelt, das ausgesprochene oder gedachte Wort die in Thätigkeit gesetzte Kraft durchdringt. Productiv und vom Menschthum erfüllt ist allein die Handlung, in welcher That und Wort wohlproportionirte Bestandtheile bilden.

Es gibt Momente, in denen die Empfindung den Ergriffenen willenlos lenkt; Reize und Begierden stürmen an, reißen auf den Höhepunkt des Handlungsdranges, und die Lust der Erfüllung bietet den eindringlichsten Genuß, dessen der Mensch theilhaft werden kann. Diese Impulse und Ergüsse höchstgradiger Leidenschaft entspringen aus den Trieben, welche der Mensch mit den Thieren gemeinsam hat. Ich lasse dahingestellt, ob und wie viel vom denkenden Wesen in solche Acte noch sich einmischen und diese immer noch zur menschlichen Handlung machen mag; aber gewiß ist, daß auf solchen Acten allein das menschliche Leben nicht beruhen, daß weder eine Gesellschaft bestehen, noch ein Einzelleben in Harmonie oder überhaupt auf die Dauer sich erhalten könnte, wenn jene impulsiven Acte das nur in äußerster Knappheit erträgliche Maß überschritten. Selbst die auf das Praktische gerichteten Gesetze des Staates tragen der Naturgewalt der Leidenschaft Rechnung und behandeln sie als so entblößt von jedem menschlichen Inhalt, daß Niemand, der unter ihrem Eindruck gehandelt, nach den für freie Handlungen gültigen Regeln zur Verantwortung gezogen wird; der gefährlichste Friedensbruch entgeht der Strafe, wenn das Thierische allein sie verschuldete. Häuften sich die Ausbrüche solcher Art, so wäre keine Ordnung zu erhalten, aber die Gesellschaft schützt sich dadurch, daß sie den, der nicht blos in den natürlich hierzu bestimmten Momenten, und nicht blos einmalig, sondern andauernd oder in häufigen Rückfällen unter solchen ungemilderten Antrieben der Leidenschaft handelt, aus ihrer Mitte als gefährlich ausscheidet, unter Zwang und Aufsicht stellt. Die Handlung, welche dem ungezügelten Drange der Leidenschaft entspringt, ist wie der Bergstrom, der im gewaltigen Sturz die steile Höhe hinunterrast, aber nach kurzem Lauf endet; nutzbringend, wenn er dem geordneten Bette des allmälig sich abdachenden Flusses zuströmt, verderblich, wenn er unten in ungeregelter Kraft haust und den Boden zerwühlt, doch niemals lenksam für nützlichen Dienst. Aber die Natur hat dafür gesorgt, daß die unzähmbare Gewalt nicht zu weit um sich greife. Ein unüberschreitbares Gesetz weist jener höchsten Spannung der Leidenschaft eine ganz kurze Dauer zu; unmittelbar nachdem der Höhepunkt erreicht ist, muß die Lösung folgen, und dieser unmittelbar folgt die Erschlaffung, welche mahnt, die zu häufige Rückkehr mit allen moralischen Mitteln zu verhüten.

Die Empfindung allein ist gewaltig genug, um eine heftige Begierde in einem Augenblick zu erschöpfen, aber sie ist nicht fähig, über sich selbst hinauszugehen und zu einer neuen Reihenfolge von Handlungen zu führen. Versuche sind gemacht worden, nur durch die Empfindung zu leben und der Rede zu entsagen. Ein Uebermaß religiöser Sehnsucht hat Menschen angetrieben, das Wirken Gottes

Digitized by Google

unmittelbar in sich zu erwecken; die Einen, indem sie in stille Beschaulichkeit sich versenkten und jeder Vorstellung, jedes Gedankens sich entschlugen; die Anderen, indem sie in leidenschaftlicher Ueberreizung die innigste Hingabe suchten. Aber die Beschaulichkeit lief in dumpfes Brüten hinaus, die Extase, wo sie nicht bald für immer erschlaffte, verfiel in einen Wechsel von brennender Begierde und zügellosem Genuß und jede von beiden erschöpfte sich an der Person selbst, in welcher sie das Menschenthum verlöschte, oder sie wurde als planmäßiger Betrug in gesellige Kreise eingeführt und die Wissenden eigneten sich von dem Uebermaß der Empfindung nur den Schein an.

Wort und That gehören zur menschlichen Handlung, wie Seele und Körper zum lebensvollen Leib, wie sinnlicher Eindruck und Reflexion menschliche Vorstellungen schaffen. Dies ist die Zwienatur des Menschen, welche der zersetzende Verstand aus einander zu reißen versucht hat, aber immer gerieth er auf Irrwege, wenn er die beiden Elemente, welche Bestandtheile derselben Substanz sind, wie gesonderte Existenzen behandelte, als ob sie nach Willkür sich vereinigten und trennten. Jahrtausende galt der Glaube an einen feindlichen Gegensatz zwischen Seele und Körper, und Denker sannen über die Bedingungen des Vertrages, unter denen Beide zur vorübergehenden Vereinigung sich entschließen, die Gemeinschaft fortsetzen und lösen. Aus irrigen Voraussetzungen gewann man irrige Regeln, bis erwiesen ward, daß alle Eigenschaften, welche wir unter dem Gesammtbegriff der Seele und des Körpers zusammenfassen, im lebendigen Leibe unlöslich sind. Seitdem wenden sich die Denker ergibigeren Forschungen zu. Physiologen, Pathologen, Anatome beobachten am gesunden, am kranken, am leblosen Körper, welche Organe Sitze eines leitenden Willens sind, wie andere Organe der vom Mittelpunkt ausgehenden Leitung folgen, und sie suchen die Gesetze auf, nach welchen die dienenden Organe den Inhalt des Willens bestimmen, innerhalb welcher Grenzen der Wille durch übermäßigen Anspruch oder sonstiges Verschulden keinen Gehorsam findet und jeden Werth einbüßt. Ganz entsprechend richtet sich meine Untersuchung darauf, nach welchem Verhältniß Wort und That in der menschlichen Handlung sich mischen, innerhalb welcher Grenzen die Harmonie gewahrt bleibt, welche Mischungsverhältnisse den Werth der Handlung erhöhen oder herabdrücken.

Diese Untersuchung führt mich zurück zu der idealen Betrachtung, welche die unwiderstehliche Herrschaft des Wortes als die angemessenste Verdeutlichung des göttlichen Wesens auffand. Im menschlichen Leben stellt sich dieser Herrschaft entgegen der Widerstand des Stoffes, welcher nicht durch das bloße Wort, sondern durch das Uebergewicht der in Bewegung gesetzten Kräfte überwunden wird. Denken wir uns die Handlung zerlegt in Entschluß und Ausführung, so ist der Entschluß, welcher den Plan der Handlung in sich faßt, das herrschende, die Ausführung, welche Hand anlegt, die geplante Veränderung zu bewirken, das dienende Element. Noch deutlicher wird dieses Verhältniß an persönlichen Beziehungen. Zwei Personen haben sich zu einem gemeinschaftlichen Lebenszweck verbunden, weil Jedem für sich allein die Befähigung fehlt, Nahrung zu schaffen, Angriffen zu widerstehen, Bequemlichkeiten zu bereiten. Der Eine

besitzt die Klugheit des Urtheils, wann und wie es frommt, die Kräfte anzuspornen oder zu schonen, wie und wohin Angriff und Vertheidigung zu lenken, wann und wie der Gelegenheit die Gunst abzugewinnen; aber ihm fehlt die Kraft des Vollbringens, und er würde, sich selbst überlassen, mit all seiner Einsicht an der Ausführung scheitern. Der Andere ist reichlich ausgestattet mit Kräften, Lasten wegzuwälzen, den Pfeil vom Bogen zu schnellen, Feinde zu verjagen, Nahrungsmittel herbeizuschaffen; nur fehlt ihm das Urtheil, von seinen Kräften den richtigen und rechtzeitigen Gebrauch zu machen, und er würde bald die Gelegenheit, bald die Vorbereitung versäumen. Diese Beiden sind mit ihrer ganzen Existenz gleichmäßig auf einander angewiesen; aber sofort oder nach einigen Versuchen der Auflehnung, wird der Urtheilsfähige herrschen und der Körperkräftige zum dienen sich bequemen. Dieses Gesetz bewährt sich allgemein in allen Einrichtungen des praktischen Lebens; um so offenkundiger, je mehr die Einrichtungen auf der Ueberlegenheit der körperlichen Gewalt zu beruhen scheinen. Die modernen Armeen, welche, wenn sie der ihnen zu Grunde liegenden Idee entsprechen, die concentrirte Kraft der Staaten ausdrücken, bieten eine persönlich verkörperte Darstellung des Gesetzes. Will man die bloße Gewalt im Gegensatz zu Rathschlag, Gründen, zum Zwang des Rechts und der Sitte bezeichnen, so spricht man von „der Spitze des Bajonets", von „dem letzten Grund der Könige". Aber wie weit entfernt von dem plumpen Instrument einer blos körperlichen Kraftäußerung ist die heutige Armee. Die Wissenschaft leiht ihre besten Dienste, um Alles, was das Wesen der Armee ausmacht, mit der Herrschaft des Geistes zu durchdringen; die Waffen tragen die Auffindungen und das Genie des forschenden Verstandes aus der Studirstube auf das Schlachtfeld. Nicht mehr in der riesenhaften Stärke des Einzelnen ruht das Kernmaterial, sondern die beste Armee ist, in welcher die Mannschaften nach der Noth der Lage zu handeln verstehen, in deren unterste Reihen das Verständniß und die Befähigung eindringt, wie die gegebene Anweisung, unter den vorausberechneten Umständen, oder unter zufälligen Störungen, sinngemäß auszuführen sei. Und nachdem es gelungen ist, einen Antheil an dem leitenden Geist bis auf die letzten Glieder zu erstrecken, ist es abermals die in dem denkenden Haupte zusammengefaßte Herrschaft, welche in der unverbrüchlichen Ordnung die vielgestaltige Masse zur Armee macht und ihr den kraftvollen Inhalt gibt. Auf diese Stufe hat der geistige Entwickelungsgang die Armeen der Culturvölker erhoben. Nicht immer lag das Uebergewicht in der geistigen Ueberlegenheit an Haupt und Gliedern. Es gab Zeiten, und nicht blos Sagen und Lieder berichten dies, in welchen die Heldenkraft einzelner Streiter das Schicksal der Völkerkämpfe entschied. Und andere Zeiten gab es, in denen die Völkerscharen durch die Wucht ihrer Waffen zu siegen pflegten, oder das Genie des Führers dem schwächeren Theil den Sieg verlieh. Am Tiefsten sanken die Armeen, als man die Soldaten und die Führer miethsweise zusammenbrachte. Den Truppen der Landesknechtschaft fehlte es weder an Abhärtung, an Muth, an anderen kriegerischen Eigenschaften, noch an fortwährenden Uebungen des Krieges, und dennoch verschlechterten sie sich allmälig bis zur gänzlichen Unbrauchbarkeit. Dagegen stieg die Leistungsfähigkeit der Armeen

Digitized by Google

immer höher, seitdem eine passende Organisation die Mannschaften und die Leiter mit demselben Sinn erfüllte, bis in unserer Zeit ihre Vollkommenheit darin erstrebt wird, daß es gelinge, die Einzelnen bis zum höchsten Grade freier Beweglichkeit und der Selbstbestimmung zu beseelen und doch den einheitlichen Geist noch straffer im Kopfe des höchsten Befehlshabers zusammenzufassen. Zuletzt besteht die gesammelte Kampffähigkeit eines civilisirten Volkes in einer Heeresorganisation, in welcher der Feldherr mit kurzen Befehlen die Colonnen hierhin und dorthin wendet, und wenn die Armee in immer kleinere Abtheilungen zerlegt wird, immer wieder jeder kleinere Verband den Befehlen seines höchsten Commandeurs gehorcht und in allen Zusammensetzungen die ausführenden Kräfte den geforderten Dienst unbedingt leisten. Freilich hängt die Zuverlässigkeit der Ausführung nicht minder ab von der Zulänglichkeit der rein physischen Eigenschaften, durch welche die Mannschaft den berechneten Zumuthungen sich gewachsen zeigt. Aber eben hierin offenbart sich das Gesetz der geistigen Ueberlegenheit, daß die kräftigen Muskeln erst als Instrument des Geistes die volle Verwerthung ihres Inhaltes erlangen.

Je größer der Antheil des Gedankens an einer Handlung, je gesicherter seine Leitkraft ist gegenüber dem Gewicht der ausführenden Kraft, um so bedeutsamer im menschlichen Sinne ist die Handlung. Auf diesem Factor der Werthbestimmung beruht die Ordnung der Rangverhältnisse innerhalb der stufenförmig gebildeten Gesellschaft, beruht die Vertheilung der Errungenschaften im Wirthschaftsbetrieb. Dem geistigen Antheil wird ein um so höherer Beitrag zum Gelingen der Arbeit zugeschrieben, je geistiger durchdrungen und schwieriger die Arbeit ist, und im Verhältniß zum Beitrag wird die Theilnahme am Lohn bestimmt. Auf diesem von jeher wirksamen Gesetze beruhen die Ungleichheiten, welche in periodischen Kämpfen angefochten, aber eben so oft ihrem Wesen nach bestätigt werden. Nach den Abstufungen des geistigen Antheils gestaltet sich die Gesellschaft zu einem organischen Wesen, mit Haupt und Gliedern von verschiedenem Werthe. Aber die Gesetze, welche die freien Bewegungen der Menschen planmäßig beherrschen, sind den Gesetzen der unmittelbaren Naturschöpfungen nur analog, nicht völlig gleich. Im natürlich geschaffenen Wesen begnügt sich jedes Glied mit dem ihm zugewiesenen Range. Anders in der Gesellschaft. Lediglich dienen will Niemand, nach einiger Herrschaft strebt ein Jeder, und er versucht, wie weit hinauf die eigene Kraft ihn führt oder führen würde, wenn er die Hindernisse beseitigte, welche ihm verrückbar erscheinen. Von der anderen Seite kommt diesem Streben ein Zug zur Ausgleichung entgegen, welchem selbst die Bevorzugten sich nicht ganz entziehen können. Von den besten und kraftvollsten Herrschern wissen wir, daß sie an dem allzudienerischen Wesen ihrer Unterthanen Ueberdruß empfanden; den genialen Naturen ist es nicht selten Genuß oder gar Bedürfniß, die Umgebung zu sich heraufzuziehen und an den Bewegungen des eigenen Genies Theil nehmen zu lassen; Mitverständniß sucht jeder Tüchtige und dieses bedeutet, so weit es reicht, Genossenschaft des Geistes. Und da das Geheimniß der Herrschaft im letzten Grunde auf der Ueberlegenheit des Geistes beruht, so ist im Streben nach Ausgleichung der Conflict gegeben, an welchem alle regen Mitglieder der Gesellschaft theilnehmen, jedoch auf verschiedene Weise

Digitized by Google

die Lösung suchen. Wer sich stark fühlt, strebt immer höher, um möglichst viel von den Vorzügen der geistigen Fähigkeiten und den entsprechenden Vortheilen sich anzueignen; der Schwächere versucht es mit dem Herabziehen, und es dünkt ihm gerecht, alle „Vorrechte" zu unterdrücken. Eifersucht und Mißgunst lehnen sich in periodischen Kämpfen gegen die in der natürlichen Verschiedenheit begründete Ordnung auf, und in solchen Zeitläufen verdunkelt sich der Blick für das richtige Verhältniß zwischen dem leitenden Geiste und der physischen Gewalt. Aber die Culturbewegung sucht andere Wege der Ausgleichung auf. Langsam und stetig zieht die Humanität die Menge empor und hebt sie allmälig hinauf zu jenen Regionen, in welchen die höchsten Spitzen nur noch den Hügelwellen gleichen und nicht mehr in starrer Vereinsamung aus den Tiefen ragen. Schneller, als je zuvor schreitet in moderner Zeit die Culturbewegung vor. Wenn vor Jahrtausenden die Zähmung der Lastthiere dem Menschen entwürdigende Dienste abnahm, wenn Jahrtausende hindurch, bis in unsere eigene Erinnerung, eine große Masse der Menschen mit den Lastthieren in die niedrigsten Dienste sich theilen mußte, so bringt uns jetzt die Technik an jedem Tage neue und überraschende Hilfsmittel, welche bestimmt sind, die blos mechanischen Verrichtungen immer mehr auf blos mechanische Bewegungen abzubürden. So vermindern sich die unfreien Geschäfte und thierischen Functionen der Menschen auf das geringste von der Natur auferlegte Maß und die freiwerdenden Kräfte wenden sich höheren Zielen zu. Aber dieser siegreiche und zu weiteren Siegen bestimmte Drang nach Ausgleichung bedroht in keiner Weise die Ueberlegenheit des Geistes. Auch auf der höchsten Stufe unseres Entwickelungsganges wird die Herrschaft des in Wort und Gedanken sich offenbarenden Geistes in Geltung bleiben, sogar zum reinern Ausdruck gelangen, je mehr sie von ungehörigem Beiwerk, von Zufall und Willkür befreit ist.

III.

Rath und That gehören zusammen. Treffend wie immer, faßt der unbefangene Sprachgebrauch diese beiden Merkmale der menschlichen Handlung als Redefigur zusammen und bezeichnet durch sie den vollkommenen Beistand, welchen der Freund dem Freunde, der tüchtigste Helfer dem Hilfsbedürftigen gewährt. In ganz einfachen Verhältnissen ist die Trennung der beiden Merkmale kaum wahrnehmbar, in verwickelten Verhältnissen kommen sie immer weiter gesondert zur Erscheinung, bis in großen Gemeinwesen sie in zwei Berufsarten auseinander fallen. Aber in gleichem Verhältniß, wie sie äußerlich sich lösen, muß das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit sich befestigen. In dem complicirtesten Kunstbau eines modernen Großstaates weiß der Regent am besten, wie sehr seine Rathgeber und Executivbeamten, der Generalstab und die Commandeure auf einander angewiesen sind. Immer ist es das untrügliche Zeichen einer disharmonisch tief verstimmten Zeitepoche, wenn die „Männer der That" und die „Männer des Wortes" wie elementare Gegensätze in Zwist gerathen. Und wer trägt die Schuld? Nach Zeit und Culturverhältnissen sind die Anlässe verschieden, aber im letzten Grunde ist dem Worte die größere Neigung zur Abirrung zuzuschreiben.

Digitized by Google

Die That regt nicht nachhaltig zum Zwiespalt an, sie kann in der menschlichen Handlung zu keiner losgelösten Selbständigkeit gelangen; jeder Versuch scheitert am ersten Anfang, weil es ohne Gedanken keine Entwickelung gibt und bloßes Verharren aufhört menschlich zu sein. Nicht eben so verhält es sich mit dem Wort. Seinem Ursprung nach ist es gebunden an Eindrücke, welche der Mensch von Außen empfängt, und an die Gegenwirkung, zu welcher die empfangenen Eindrücke ihn bestimmen. Ohne diesen Antrieb zur Handlung würde kein Wortbild sich entwickeln, würden die Sprachorgane nicht zu zweckmäßiger Lautbildung bewegt werden. Aber in den ausgebildeten Organen, in den Köpfen, welche der wunderbaren Befähigung sich bewußt werden, entsteht die Luft über die leicht zu handhabende und doch so erstaunliche Kunstfertigkeit mit größter Freiheit zu verfügen. An Kindern ist es wahrzunehmen, wie unermüdlich der Anfänger die Sprachwerkzeuge beschäftigt und zu seiner bloßen Luft Worte hervorbringt. Auch Erwachsene sind minder wortkarg, je mehr sie mit ihrer gesammten Bildung, nach dem Umfang ihrer Lebenserfahrungen, in den Anfangszuständen stecken. Primitive Völkerschaften sind gesprächig, und wer ohne sonst ausreichende Vorbildung die Gabe der freien Rede sich angeeignet, übt sie mit maßloser Begierde, auch wenn keine Gedanken den Inhalt ausfüllen. Einige verleitet die Freude an der kunstvollen Uebung, Andere die Luft, mit geringer Mühe Herrschaft zu üben. Wird dem befehlenden Worte gehorcht und fällt den Gehorchenden die ganze Last der Ausführung zu, so ist es nur natürlich, wenn die minderbedächtige Herrschsucht von dem Mittel scheinbar unerschöpflicher Macht unwirthschaftlichen Gebrauch macht. Hier liegen ja die Schätze gehäuft, nach denen man blos die Hand zu strecken braucht. Freilich schwindet die Illusion, wenn die Erfahrung belehrt, daß das ziellose oder nicht nach den Umständen berechnete Wort wirkungslos verhallt, aber diese Erfahrung setzt ein bereits gereiftes Urtheil voraus. Darum wird oft den Weisen das Schweigen als ein ihnen eigenthümliches Merkmal beigelegt; daher das volksthümliche Sprichwort: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold", welches zwar die nützliche Mahnung enthält, zwischen Reden und Schweigen das richtige Maß einzuhalten, aber dem richtigen Sinn nur einen halbwahren Ausdruck gibt.

Die höchste Bedeutung des Wortes liegt in dem Befehl, welcher gewiß ist, befolgt und ausgeführt zu werden, dagegen bis zur tiefsten Stufe der Unwürde sinkt, das streng befehlende Wort, welches Nichts hervorbringt und Nichts verhindert. Kein erschütternderes Bild, als König Lear, welcher in der Vollkraft des Selbstherrschers das Scepter in die Hände widerspenstiger Kinder gelegt hat, die Gewohnheit des strengen Befehlens beibehält und keine Hand eines Dieners mehr in Bewegung bringt; in dem strengen Gemüth wirklich die unmittelbarste Vorbereitung zum Wahnsinn. Zwischen mitleidigem Bedauern und Humor schwankt die Stimmung beim Anblick eines überwundenen Herrschers, welchem der Schein der Herrschaft gelassen, aber jeder wirkliche Einfluß entzogen ist. Aber bloßes Lächeln erregen im gewöhnlichen Leben die Thörichten, welche unermüdlich Befehle geben, ohne einen Augenblick darauf zu achten, ob sie irgend eine Wirkung hervorbringen. Und was von den Würden und Unwürden

des Befehls, gilt von der Productivität des Wortes allgemein. Während jede wahrheitsgemäße Darstellung von Eindrücken, Erlebnissen, Gefühlen, Wünschen und Absichten die Grundlage einer productiven Handlung bildet, ist jede Darstellung, welche an keine That sich anlehnt, an keine Wahrheit des Geschehens oder des Gedankens sich bindet, in keinem Sinne productiv. Wenn endlich jedes Wort berufen ist, ein bestimmtes Bild im Hörer hervorzubringen, einen Gedanken anzuregen, mit fernliegenden Begebenheiten und Zuständen bekannt zu machen, einen gemeinsamen Eindruck in einem bestimmten Sinne auszulegen, Uebereinstimmungen oder Gegensätze zum Bewußtsein zu bringen, so liegt die äußerste und verächtlichste Loslösung von der That in der Phrase, dem Wort ohne Ernst, irgend etwas zu bewirken.

Dennoch ist diese verächtlichste Verleugnung des geistigsten Werkzeugs nicht selten. Anlagen, Sitten und Gewohnheit begünstigen vielfach den Mißbrauch der Rede. Nutzen und Gelegenheit verleiten zur Unwahrheit und im häufigen Wechsel zwischen Wahrem und Unwahrem geht nicht selten der Sinn für Wahrheit gänzlich verloren. Andere verführt die Phantasie zur Selbsttäuschung, und gar Viele zwingt ihre Unzulänglichkeit des Ausdrucks zur ungenauen Darstellung. Da der Mensch alle geselligen Beziehungen durch das Wort aufrecht erhält und die Gedanken ihm nicht immer zur Verfügung stehen, wenn die Gesellschaftspflichten zur Rede zwingen, so gebraucht er häufig herkömmliche Worte ohne einen Gedanken dahinter. Begegnende rufen sich Grüße zu, stellen Fragen, auf welche sie keinerlei Antwort erwarten, Briefschreiber unterzeichnen mit nichtssagenden Formeln; Niemand hält es der Mühe werth, solchen üblichen Floskeln sich zu entziehen, weil sie an sich ohne Nachtheil sind. Aber minder harmlos setzt sich die Gewohnheit fort, wenn nicht blos in flüchtigen Momenten, sondern wenn in der Unterhaltung Nichtigkeit an Nichtigkeit sich reiht und die Unterredenden nicht einmal in Selbsttäuschung über den Werth des Gesprächs befangen sind; wie ich nicht selten als Zeuge erlebt habe, daß der Wortführer erstaunt war, wenn ein Zuhörer bei einer Bemerkung verweilte, eine ernste Gegenbemerkung daran knüpfte, während er selbst mit dem Gespräch keinerlei Absicht verknüpft, keinerlei Folge erwartet hatte. Sitte der guten Gesellschaft ist es, die Worte so massenhaft zu verbrauchen, daß die Hervorbringung und selbst die Wiedergabe von Gedanken nicht entfernt Schritt halten können, und begünstigt wird die Sitte durch die Leichtigkeit des Wortes. Jede andere noch so geringe Handlung verlangt einen gewissen Kraftaufwand, einige Anstrengung. Dagegen die Rede; je glatter die Worte aus dem Munde kommen, weder mit dem Gefühle der Verantwortlichkeit noch mit der Schwere der Gedanken belastet, um so freier tummelt sie sich, losgelöst von jeglichem Schaffen. Hier greift der Gegensatz zwischen Wort und That wirksam ein, aber dieses Wort ist seiner großen Bedeutung bereits entkleidet; der bloße Klang der Laute wird verwechselt mit dem Worte, wie wir es meinen, mit dem Kinde der Sprache, welche durch den nach Ausdruck ringenden Menschengeist in Bewegung gesetzt wird.

In den Händeln des geselligen und öffentlichen Lebens wird der Gegensatz zwischen Wort und That auf praktische Zwecke übertragen und zum Nutzen

Digitized by Google

der Herrschsucht ausgebeutet. Auch in den Kreisen, welche an der Herrschaft Theil nehmen, ringen die Berufenen um verschiedenen Antheil und ein Jeder möchte verhüten, daß nicht ein Anderer in das Gebiet eingreife, welches er selbst für sich abgesteckt hat. Der General ist, wenn ein Vertrag, ein Waffenstillstand oder der Friede geschlossen werden soll, eifersüchtig auf die Diplomaten und spricht geringschätzig über die „Herren von der Feder", welche sich als Erfolg beilegen, was dem Schwert gebühre, oder gar im Wortkrieg verderben, was das Schwert gut gemacht habe. Der Diplomat, welcher immer darauf lauert, die Gelegenheit zu ergreifen und dem Augenblick die Gunst abzugewinnen, ist ungeduldig über den Gesetzgeber, weil er bald Kleines wichtig behandele, bald in Großem Hindernisse bereite. Der praktische Staatsmann sieht geringschätzig herab auf den Dichter, auf den Gelehrten, wenn diese mit der Macht des Wortes in die handelnde Welt eingreifen. Herrscher und Gewalthaber, welche in stillen Cabinetten ihre Entschlüsse vorbereiten, haben Mißfallen an der Kritik in Wort und Schrift, welche den Geschäftsgang mit leichter Rede aufhalten und hemmen. Zuletzt gerathen die Männer, welche ausschließlich in Gedanken und Rede ihre Wirksamkeit üben, unter einander in Fehde, und es ist ergötzlich in öffentlicher Discussion zu vernehmen, daß Schriftsteller und Redner ihre Auseinandersetzungen mit einem Angriff auf das Wort beginnen, und mit beredtem Munde die leidige Beredtsamkeit bekämpfen. „Spottet seiner selbst, weiß nicht, wie." Und doch muß ein Jeder, der irgend wie an der Herrschaft Theil nehmen will, des Wortes als der mächtigsten Waffe sich bedienen und eben so, wer seine Kraft in zweckmäßigem Widerstand bewähren will. Denn nur das überzeugende oder überredende Wort erlöst aus der Vereinzelung und schafft Organisationen, welche Kraft entfalten und eine wirksame Leitung heranbilden. Freilich unterliegt, wie Alles in dieser menschlichen Ordnung, auch das Wort dem Mißbrauche des Zuviel. Auch im Reden und Schweigen verlangt das Gesetz der Harmonie eine weise Begrenzung, und Perioden wie ganze Völkerschaften können das Maß hierher und dorthin überschreiten. Darum ist es im öffentlichen wie im Privatleben ein wichtiges Merkmal des Culturzustandes, wie viel das Wort bedeutet, und für uns besonders, für das Selbsturtheil der eigenen Generation ist es wichtig zu erkennen, wie viel an Werth und Geltung des Wortes wir von den Vorfahren übernommen, was wir hinzugethan oder eingebüßt haben.

IV.

Zwei Richtungen des menschlichen Geistes bestimmen über die Gestaltung der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse. Gehorsam müssen Alle sein, welche in eine gesellschaftliche Ordnung sich einreihen; aber die Neigungen und Motive zum Gehorsam sind verschieden. Die Einen gehorchen leicht, ohne auch nur den Wunsch, überzeugt zu werden, daß der verlangte Gehorsam in dem gegebenen Falle nothwendig oder zweckmäßig sei; die Anderen gehorchen nur dann, wenn sie überzeugt werden. In den einzelnen Menschen lebt die Verschiedenheit der Neigungen als Anlage, aber auch unter ganzen Gruppen rufen Abstammung, Landschaft, Geschichte und andere Umstände, welche ich an dieser Stelle nicht

Digitized by Google

weiter untersuchen will, die Verschiedenheit als Stammes- oder Nationaleigenschaft hervor, gestalten die Sitten und die öffentlichen Zustände. Hier ist der Scheidepunkt zwischen Knechtschaft und Freiheit, welche wie zwei Flüsse von derselben Bergeshöhe in entgegengesetzten Abdachungen herunterfließen.

Der Despotismus als genehme[1]) Regierungsweise entwickelt sich aus der Neigung des Volkes, schweigend zu gehorchen. Das vollkommenste Beispiel aus der Geschichte des ganzen Menschengeschlechts bietet das älteste und zugleich in vollendeter Despotie regierte Culturland Aegypten. Was wir aus der mehrtausendjährigen Geschichte dieses Landes wissen, ist unbedingtes Gehorchen der Unterthanen gegenüber dem unbedingten Befehle der Herrscher. Keine Unterdrückung gegenstrebender Geister, welche unter das auferlegte Joch gebeugt sind, keine systematische Entnervung eines unterworfenen durch die Behandlung eines siegenden Stammes. Gleichmäßig und nicht durchbrochen von Empörungen fließen die Jahrhunderte dahin in jener friedlichen Entwickelung und unter den stetigen Fortschritten, welche allein möglich sind, wenn die Regierungsweise dem Genius des Volkes entspricht. Gefällig ordnen sich die niederen Kasten den oberen unter, jede bescheidet sich in ihrem eng umschriebenen Kreise, und willig ordnet das ganze Volk sich unter die schicksalsartige Leitung des Königs, welcher als Gott verehrt wird, als Gott sich fühlt und jeder Anzweifelung entrückt ist. Was bedarf es da der vielen Worte? Ich spreche nicht vom Privatleben. Die wenigen Berichte geben uns kein Bild von dem täglichen Treiben, nur dürfen wir vermuthen, was die monumentalen Ueberreste zu bestätigen scheinen, daß in allen Schichten der Bevölkerung ein nicht unreges Leben geherrscht habe. Wohlstand und Fleiß, Kunst, Gewerbthätigkeit, Pflege des Bodens, Beschäftigung in den Werkstätten, ein umfangreiches Ceremoniell, Feiertage und Volksfeste boten den Vornehmen und der Menge hinreichende Abwechselung, breiteten einen gewissen Frohsinn aus und erhielten Geist und Körper in Spannung. Solches bekunden die erstaunlichen Bauten, die technisch hoch entwickelten Zweige der darstellenden Kunst, die Vollkommenheit der Geräthschaften und Einrichtungen des Hauses, die Sorgfalt, welche die Bodencultur auf den Unterhalt, der Gräbercultus auf die Nachdauer des Leichnams verwendete. Wie wortreich der gesellige Umgang und der geschäftliche Verkehr gewesen sein mögen, wissen wir nicht. Duckmäuser waren die Aegypter im Privatleben wahrscheinlich nicht. Aber in allen öffentlichen Dingen gibt es keine Discussion. Wozu auch? Das Volk gehorcht und schweigt, und in der Geschichte lebt und verschwindet das alte Aegypten als eine wortlose Nation. Gewiß wurde in den geheimen Cabinetten, in dem Inneren der Tempel, an den Stätten der Herrschaft gedacht, erwogen, berathen, aber nach Außen hin dringt das kurze befehlende Wort und wirkt mit sicher treffender Kraft. Ein Befehl aus dem Königspalast, und Myriaden arbeiten im öffentlichen

[1]) Perioden rücksichtsloser und gewaltsamer Alleinherrschaft entsprechen nicht immer dem Genius der Nation; selbst in den Formen äußerster Willkür tritt diese zuweilen als eine Zeiterscheinung auf, welche bestimmt ist, Hemmnisse der Entwickelung zu beseitigen und im letzten Ziel der Freiheit zu dienen; beispielsweise, um fremdartige Bestandtheile zu verschmelzen, die Gleichheit der Stände herbeizuführen.

Digitized by Google

Dienst, Generationen verbrauchen ihr Dasein für den Bau und die Ausschmückung eines Grabdenkmals, eines Götterhauses. Eine Anweisung aus dem Tempel und die Gläubigen regeln ihre Nahrung, ihre Lebensweise und die Kleidung in jeder Stunde des Tages nach der gemessenen Vorschrift. Alle Vorbereitungen der Herrschaft wickeln sich ab in den Mysterien des Glaubens und des Hofes. Die Menge braucht, verlangt keine Mitwirkung, empfängt keine Mittheilung. Die menschliche Lust, sein Andenken auf die Nachkommen zu vererben, drängt wol zu Aufzeichnungen, aber sie wenden sich nicht an das Volk, sondern allein an die Eingeweihten. Es ist noch unbekannt, seit wann die Aegypter im Privatverkehr einer einfacheren Schrift sich bedient haben. Aber noch viele Jahrhunderte, nachdem das Reich zur Blüthe gelangt, waren die nur dem Eingeweihten entzifferbaren Hieroglyphen die einzige Schrift auf den öffentlichen Monumenten, und selbst in den zu besserer Verbreitung bestimmten Papyrusrollen war die etwas deutlichere (hieratische) Schrift immer noch auf das Verständniß des engeren Kreises allein berechnet. Unter sich aber scheinen die Herrschenden nicht karg in Worten gewesen zu sein, wie denn die geheimnißvollen Aufzeichnungen in zahlreicher Fülle sich vorfinden. Die befehlende Rede und das gehorsame Schweigen sind an keinem Orte der Welt zu reinerem Ausdrucke gekommen. Kein Zwang schuf die ungleichen Schicksale, sondern die übereinstimmende Neigung vertheilte die Rollen, daß das Volk mit unterwürfigem Sinne den ausschweifenden Befehlen der Herrscher Folge leistete und die zahllosen Hände die Last der Steine auf einander fügten, die colossalen Blöcke zu Obelisken, Säulen, mysteriösen Bildwerken verarbeiteten, um dem Gottkönig und seinen Trabanten ein räthselhaftes Erinnerungszeichen zu schaffen, welches, wenn die Schrift Gemeingut des Volkes gewesen, weit deutlicher durch wenige Zeilen schriftlicher Rede der Nachwelt überliefert worden wäre.

Unter einem anderen Klima und unter anderen Bedingungen entstand die Neigung der Griechen, der eigenen Ueberzeugung zu folgen, und weder zu glauben noch Gehorsam zu leisten, als überzeugt oder mindestens überredet. Danach gestalten sich die Geschicke, aus denen das freieste Volk sich heranbildet. So weit wir den Ursprung verfolgen können, hat die Rede gewaltige Macht gewonnen. Mit der bedeutendsten Hervorbringung des Menschengeistes, einem in unvergänglicher Vollkommenheit strahlenden Wunderwerke der Sprache, eröffneten die Griechen die Blätter ihrer Geschichte, und ununterbrochen seitdem erhält sich die innige Verbindung derselben mit den glanzvollen Hervorbringungen der Sprache. Die Waffengänge vor Troja standen als Kriegsereignisse weit zurück gegen das, was Barbaren alter und neuer Zeit in Kriegen und Belagerungen, in tausend Treffen vollbracht haben. Aber wie die Thaten vollbracht wurden, was sie in den Gemüthern der Mitlebenden hervorriefen und wie die Erinnerung aufbewahrt wurde, das ist dem griechischen Genius eigenthümlich: dies schied griechisches von barbarischem Thun. Der griechische Held verbindet mit unbezähmbarem Muth und stählerner Kraft die feinfühligste Empfindung, läßt vor dem Beginn des Einzelkampfes die Erinnerungen aus der Heimath und dem Vaterhause, den letzten Schimmer der Gastfreundschaft über sich und den Gegner erstrahlen, führt die Scharen zum Massenkampf mit Anreden voll

Digitized by Google

Würde und Gemüth. In der Vorstellung des Volkes vergeistigen sich die Thaten der Helden in nationaler Hoheit, in gemüthvoller Tiefe, und es erblühen die schönen Gesänge, welche zuletzt durch den Mund des größten Dichters aller Zeiten zu einer Idealwelt von Göttern und Menschen, von großen Begebenheiten und Fügungen des Schicksals umgeschaffen werden. Seitdem und durch die ganze Dauer des Auf- und Abblühens erhält sich die Wechselwirkung zwischen den bedeutenden Vorgängen und den veredelnden Darstellungen im mündlichen und schriftlichen Wort. Jede Großthat findet ihren Sänger, ihren Redner, ihre Erzähler, und die berichteten Thaten wie die Berichte selbst gestalten sich zu Kunstwerken, welche durch die lebendige Rede in die Gemüther der Hörer eindringen und im Beifall der Hörer gefeiert werden. Selbst den täglichen Verkehr adelt die Macht der Rede; durch sie erwachsen die mußevollen Spaziergänge des gewöhnlichen Bürgers zu bedeutsamem Inhalt, rufen als ihren idealen Repräsentanten eine der großartigsten Gestalten in's Leben; denn allein der gestaltungsvollen Kraft der Sprache und der Denker ist es zu verdanken, daß die Unterhaltungen des Sokrates in den Zwiegesprächen Plato's und in den Denkwürdigkeiten des Xenophon zu Schöpfungen wurden, welche die Nachwelt bis heute mit Gedanken erfüllen. Und noch unmittelbarer greift das Wort in das Wirken der Nation ein. Auf dem Markte Athens versammeln sich die Männer, welche über Schuld und Unschuld richten, über Krieg und Frieden, über Leben und Tod besiegter Völker, über Herrschaft und Verbannung der eigenen Führer, über Vertheilung der Güter, den öffentlichen und Privathaushalt, über Alles entscheiden, was dem Leben den eigenthümlichen Inhalt verleiht, die Geschicke des Staates und der einzelnen Bürger bestimmt; und die Richter werden zum Urtheil, die Gesetzgeber zum Beschluß vorbereitet durch den Einfluß der Rede. Niemand kann diese gewaltige Waffe entbehren, welcher mit den öffentlichen Dingen in Berührung kommt. Der Vornehme, welcher an die Spitze des Staates gelangen oder dort sich behaupten will, muß durch die Gewalt der Rede den bestrittenen Sieg sich zuwenden; die Hilfe bedeutsamer Redner ist für den Staatsmann, was der Beistand tüchtiger Generäle dem Heerführer. Und die Menge wäre rathlos, wenn sie nicht von den Rednern zu eigenem Urtheil herangebildet und in ungewöhnlichen Lagen zu irgend einem Entschluß geleitet würde. Freilich mischt sich, wie in die Frucht das Unkraut, die Verführungskunst in die Beredtsamkeit ein. Sophisten und Rhetoren beuten den marktgängigen Bedarf der Rede geschäftsmäßig aus, und was noch verderblicher wirkt, verkünsteln den Gebrauch der Sprache, daß sie nicht mehr zu wahrheitsgemäßer Darstellung, sondern zur Anbequemung an die Wünsche der Hörer erzogen wird, im Verwirren, Ueberraschen und in Verrenkungen des Gedankenganges sich übt. Der gemeingültige Werth der Münze verleitete zur Fälschung, und es mochte wol eine Zeit lang schwer fallen, zwischen echtem und unechtem Prägwerk zu unterscheiden, so daß der aufrichtige Redner selbst gelegentlich zu Kunstgriffen gezwungen wurde. Mit vollem Recht gilt diese Entartung für eines der Symptome, welche den Niedergang des griechischen Volkes einleiteten. Nur darf man sich nicht vorstellen, daß die Sophisten und Rhetoren ihr Zeitalter mit falschen Künsten der Beredtsamkeit ausgefüllt und das Wort gänzlich von der Wahrheit des Lebens abge-

Digitized by Google

leitet hätten, wie Humor und Satire uns die Wortgefechte darstellen; in so gänzlicher Entartung hätte sich ihre Herrschaft nicht lange behauptet. Immer blieb die Rede im Zusammenhange mit der Denkweise des Volkes und sie blieb eine Frucht, welche den Säften der Nation entsproß; hat doch der schlichte, tiefernste Sinn des Sokrates aus der Uebung im Kampfe mit den Sophisten seine Bewährung gewonnen. Die ganze Literatur jener Periode ist ein Sieg der Wahrheit über die Entstellung, der Hoheit über den blos werkmäßigen Gebrauch des Wortes. So lange der griechische Geist in Kraft war, beherrschte die Sprache die ganze Umfangsweite des menschlichen Lebens, vom Nutzen im Handel bis zu den idealen Gebilden der reinen Vernunft. Und nachdem dieser Geist in der Heimath erloschen ist, lebt das Andenken der Griechen fort, anregend und Bildung spendend fernen Völkern und Zeiten. Und wenn wir nach der innersten Ursache dieser großen Wirksamkeit forschen: — weil die Griechen nicht unterwürfigen Sinnes waren, sondern nur aus Ueberzeugung gehorchten, deshalb wurden sie zum Volke der machtvollen Rede und der Freiheit; deshalb verstanden sie schön und weisheitsvoll zu leben und ihr Andenken inhaltreich und verständlich späten Geschlechtern zu übertragen.

Ein anderes Bild der Entwickelung bietet das römische Volk dar, welches von kleinen Anfängen schrittweise und ohne Unterbrechung durch Jahrhunderte zur kraftvollsten Nation, zur Weltherrschaft sich aufschwang, das europäische Staatenwesen vorbereitete, seine Spuren tief in die Geschichte der Menschheit eingrub und über tausend Jahre nach seinem Untergange frisch erhielt. Vom höchsten Interesse ist gerade dieses Bild für meine Betrachtung, nicht nur weil der Weg uns näher zur eigenen Heimath und unserer Gegenwart führt, sondern auch weil der wesentliche Grund jenes Entwickelungsganges in der eigenthümlichen Mischung zwischen der Kraft des Armes und der Kraft des Wortes bestand, welche die Römer zum „Volk von Kriegern und Advocaten“ [1]) machte. Viel jünger und doch viel dunkler sind die Anfänge der Römer, als die der Griechen. Nur so viel wissen wir halb durch spätere Aufzeichnung unsicherer Ueberlieferungen, halb durch Schlüsse, welche die zerstreuten Andeutungen wahrscheinlich machen, daß die Römer gleich nach ihrer ersten Vereinigung glückliche Kriege geführt haben, aber kein Gesang verherrlicht sie. Die frühen Eroberungen haben zwar den Grund für den soliden Aufbau des römischen Staates gelegt, aber für die Erhebung des Menschengeistes haben sie keine Spur hinterlassen. Während die Römer den Nachbarn furchtbar wurden, blieben sie den civilisirten Nachbarvölkern und sich selbst doch so unbedeutend, daß kein Bericht zuverlässige Kunde gibt, bis ihre unanfechtbare Stellung erkämpft und der Keim zur Weltherrschaft schon aufgesprossen ist. Erst dem Feingefühl neuerer Forschung ist es gelungen, mit Hilfe scharfsinniger Deutung der beglaubigten Spuren als wahrscheinlich zu begründen, daß der Ursprung zu finden sei in der Vereinigung zweier Stämme, von denen der siegende ohne Uebermuth, mit Klugheit und Kraft zu herrschen verstand, der andere zwar in die untergeordnete Stellung sich fügte, aber nicht

[1]) Eine glückliche Bezeichnung Mommsen's, welche den Kern des römischen Volks- und Geschichtscharakters trifft.

Digitized by Google

aus Neigung zum Gehorsam, sondern sie folgten der Noth und suchten ihren Vortheil. Eben deshalb die Benutzung jeder günstigen Gelegenheit zum Aufstand, um bessere Bedingungen der Gemeinschaft zu erzwingen. Die Herren aber, welche draußen an Gewalt und Schlachtenglück gewohnt waren, ließen es daheim niemals auf eine solche Entscheidung ankommen; jeden Zwist beendeten sie mit klugem Rath, indem sie dem Zwang der Verhältnisse nachgaben, die Gunst der Verhältnisse ergriffen, und im Wechsel zwischen Nachgeben und Beharren die schroff geschiedenen Bestandtheile allmälig zu einer aristokratisch gegliederten Verfassung ausbildeten, in welcher bis zur höchsten Spitze die Glieder in geschmeidiger Beweglichkeit sich aneinanderschlossen und Raum war für jede erwünschte Einfügung. So wurden, unzweifelhaft durch die natürlichen Anlagen der Stämme unterstützt, die Helden im Kriege gegen die Außenvölker daheim zu geschickten Advocaten, welche das Wort mit formgewandter Kunstfertigkeit handhabten; im Streit, um den Gegner zu versöhnen oder die Richter zu gewinnen; in Gesetzen, Verträgen und Urtheilssprüchen, um die gegen einander gewendeten Interessen mit gerechtem Maße auszugleichen. Was man heute für unvereinbare Gegensätze hält, das war bei der waffenkräftigsten und mächtigsten Nation lebensvolle Wahrheit; sie waren „Krieger und Advocaten" zugleich, und wer zur Herrschaft gelangen wollte, mußte beide Vorzüge in sich vereinigen. Mit dieser Mischung beider Eigenschaften befestigten sie ihren Beruf zur Weltherrschaft, denn sie eroberten nicht allein mit dem Schwert, sondern mit List und Verträgen bereiteten sie den Waffen die Wege vor, mit List und Verträgen vollendeten sie, was die Waffen vorbereitet hatten. Fast in jeder geschichtlich hervorragenden Persönlichkeit bildet das feste Gewebe der beiden Eigenschaften den Grundzug; diese Charakterzüge beherrschen die Geschichte des Volkes, haben der lateinischen Sprache die feierliche Form und den markigen Inhalt gegeben, haben die Gesetze geschaffen, welche alle Rechtsverhältnisse mit wunderbarer Elasticität, fest doch nicht beengend, umklammerten und von so zäher Lebenskraft sich erwiesen, daß sie nach Jahrtausenden noch die Umrisse unseres Civilisationskreises umschreiben und unter wunderbar umgestalteten Verhältnissen nicht allein unsere Gesetzbücher und die Denkweise der Gelehrten beeinflussen, sondern mit gutem Fug immer noch als niedergeschriebene Vernunft gelten.

Lehrreiche Beobachtungen drängen sich auf aus der Geschichte jeder Nation, wie sich Anlagen, Gebrauch und Ausbildung der Sprache, Thaten und dauernde Leistungen gegenseitig bedingen und zuletzt den Charakter und den Rang der Nation markiren. Mir lag jedoch nur daran, vorbereitend für die Hauptbetrachtung unserer unmittelbaren Gegenwart drei ausgeprägteste Hauptrichtungen an drei Nationen nachzuweisen, deren lebendiges Walten völlig abgeschlossen hinter uns liegt, deren Nachwirken aber die ganze gebildete Welt als ein Theil des eigenen Werdens heute noch empfindet.

Vom römischen Volke wendet sich der Blick, indem er den äußerlich abgezeichneten Linien der Völkergeschichte folgt, nach Deutschland, welches mit den Geschicken Roms so verflochten ward, daß es als Erbe in die Weltherrschaft eintrat und Grundzüge seines staatlichen Wesens unmittelbar von dorther sich

Digitized by Google

holte. Nur darf der Blick nicht starr an die Anknüpfungspunkte sich heften. Das jungkräftige Deutschland wurde, zwar mit nachhaltigen Folgen, jedoch nur aus äußeren Gründen von der römischen Kirche zu deren eigenem Frommen, in die Nachfolge der längst verfallenen römischen Weltherrschaft hineingezogen, wie ein reicher Neuling in die überschuldete Erbschaft eines glänzenden Namens von dem klugen Gläubiger sich hineinziehen läßt. Manches nützliche, manches glänzende und schädliche Beiwerk gewann es, aber den innersten Kern seines geschichtlichen Berufes hat die deutsche Nation aus seinem eigenen Genius entnehmen müssen, vor Allem aus der Vielheit und Verschiedenartigkeit seiner Stämme, welche eine tausendjährige Entwickelung erforderte, ehe die ersten Bedingungen der Einheit an dieser stets auseinander strebenden Mannigfaltigkeit auch nur Formen gewinnen konnte. Was aber im Inhalt der stammverschiedenen Anlagen einheitlich war und was die Heranbildung eines Idioms zu einer gemeinsamen Sprache und den Zusammenschluß der verwandten Stämme zu nationaler Einheit gestattete, das war ein wesentlich Anderes, als was das römische Volk zu der ihm eigenthümlichen Bedeutung erhob. Es würde eine, im Verhältniß zu dieser Abhandlung, weitgehende Untersuchung für sich erfordern, wenn ich an den Anlagen und geschichtlichen Begebenheiten unserer Nation die Bewegungen des Geistes und ihre durch Anlagen und Umgebung bedingten Gesetze nachweisen wollte. Nur die Grundlinien hebe ich hervor, an denen der Faden meiner unmittelbaren Untersuchung sich hinzieht. Eine merkwürdige Dualität zwischen Helden- und Knechtessinn, zwischen Freiheit im Handeln und Ergebung in das auferlegte Loos, zwischen edelen und niederen Begierden tritt in den Grundanlagen des gesammtgermanischen Wesens hervor. In demselben Stamme macht der freie Mann bei Trinkgelag und Würfelspiel sich selbst zum Einsatz, wagt den Glückswurf und wird zum Knecht, und derselbe Mann hält die Freiheit weit höher als das Leben, und seine Frau tödtet sich und Kind nach der verlorenen Schlacht, nur um dem Triumphzug der Sieger und der Sklaverei zu entgehen, um die weibliche Ehre zu schützen. Aus demselben Stamme kommen die Krieger, welche für den Ruhm und die Ehre des Stammes alle Wechselfälle erdulden, und die anderen, welche um Schmuck und Sold der fremden Nation dienen. Jeder will in der Gemeinde mitrathen und durch seine Stimme mitentscheiden, aber dem Fürsten hängt er mit unwandelbarer und unterwürfiger Ergebenheit an. Und die späten Nachkommen haben die gegensätzlichen Neigungen ererbt; wer heute jeden auferlegten Befehl störrig, mindestens mit scharfer Kritik abweist, folgt bei einer anderen Gelegenheit in willigem Gehorsam und entschlägt sich jeder Prüfung. In den ersten Anlagen erkennt man dieselben Eigenschaften, welche in einem langen Läuterungs- und Umwandlungsprocesse nach einem Ausgleich der Gegensätze und einheitlicher Gestaltung ringen.

Wer mit ruhigem Sinne den großen geschichtlichen Proceß verfolgen kann, an dessen Ende wir noch nicht angelangt sind, in dessen Bewegungen wir selbst noch umhergeworfen werden, sieht vor sich das interessanteste Schauspiel, wie gleichartige Elemente, die unter Einwirkung entgegengesetzter Eigenschaften einander abstoßen und anziehen, aus chaotischen Zuständen zu einer großen Nationalgestalt sich emporarbeiten. Die Einheit kämpft mit wechselndem Tagesschicksal,

doch in geschichtsperiodischem Zusammenhange immer siegreich vordringend gegen das Absonderungsstreben der Stammesindividualitäten; die Freiheit steigt auf und nieder abwechselnd mit souveräner Fürstenübermacht. Der Schwerpunkt verschiebt sich nach Ort und Zeit bald in den einen, bald in den anderen Kreis der herrschenden Classe. Alle Gegensätze der Civilisation schlagen am heftigsten in Deutschland ein, wühlen hier den Boden am tiefsten auf und halten am längsten die kämpfenden Kräfte in Bewegung; gleichviel, ob die Gegensätze von der Wissenschaft, von der Kirche oder von der Erschütterung fremder Staatszustände ausgehen.

Um nicht zu tief in diese weittragende Beobachtung mich zu verlieren, lasse ich es für jetzt bei der allgemeinen Andeutung und wende mich in raschem Uebergang zur Gegenwart, da doch Alles, was ich bisher auseinandergesetzt, nur dienen sollte, die Kenntniß des Zustandes, in welchem wir uns befinden, vorzubereiten und Erscheinungen zu erklären, die in ihrer Vereinzelung uns befremden. Woher dieses tiefe Mißbehagen unmittelbar nach einem höchsten Aufschwung, welcher alle Früchte der nationalen Anstrengungen gereift zu haben schien? Woher die materielle Versunkenheit, nachdem soeben die Nation auf den Höhepunkt idealer Spannung und Leistungen angelangt war? Woher endlich das hadervolle Durcheinander aller Interessen, daß die seit lange beschwichtigten religiösen und gesellschaftlichen Feindseligkeiten wieder durch die mühsam gezogenen Schranken brechen? Nicht einzelne Personen verschulden die Verwirrung, so wenig wie es das Verdienst derselben einzelnen Personen gewesen, daß das deutsche Volk alle seine Kräfte zu höchsten Zwecken aufwendete und diese erreichte. Die Mächtigsten unter den Lebenden verdanken ihre Macht, daß sie in der Gegenwart wurzeln, den Geist ihrer Zeit aufsaugen und zurückgeben, was sie empfangen. Der Grund unseres Unbehagens ist, wie ich an anderer Stelle entwickelt habe, daß wir mit unserer Gesammtentwickelung in einem Zustand des Ueberganges uns befinden. An dieser Stelle aber schränke ich, nach dem Thema meiner Abhandlung, die Betrachtung ein auf die feindselige Haltung, in welche weit schroffer und mit weit wichtigeren Folgen, als jetzt bei irgend einer anderen Nation und je in Deutschland, die angeblichen Repräsentanten der „That" und des „Wortes" gerathen sind. Denn zu keiner Zeit ist die Rede mehr und mit größerem Erfolg gehandhabt, und doch zu keiner Zeit das Wort mehr mit Hilfe des Wortes verspottet worden. Vielleicht das merkwürdigste Zeichen hiervon ist der drastische Ausspruch eines großen Zeitgenossen: Es müsse noch dahin kommen, daß der Name „Redner" in Deutschland eine Beleidigung werde. Und dieser Ausspruch kam aus dem Munde eines beredten Mannes, welcher, wie kaum ein Anderer in der neueren Geschichte, allein mit Hilfe der Redegewalt Bedeutendes vollbracht, sich zum Mächtigsten seiner Zeit aufgeschwungen hat, und noch in dem Zenith seiner Macht auf die Klugheit und alle Hilfsmittel der Rede sich stützt. Und fragt man nach den Gründen dieser auffälligen Erscheinung? Weil wir, wie ich an anderen auffälligen Erscheinungen der Gegenwart bereits nachgewiesen habe, in Hinsicht derjenigen Momente, welche mit der freien Rede untrennbar zusammenhängen, auf der Linie stehen, an welcher zwei Culturepochen zusammenstoßen. Das Wehen zwei entgegengesetzter Geistesrichtungen erzeugt den

Digitized by Google

Wirbel, in welchem wir durcheinander getrieben werden; nicht immer erkennbar, welcher Zug vorwärts und welcher rückwärts treibt.

V.

Als in Deutschland der Andrang der unfreien und bedrückten Volksclassen zu erweiterten Rechten mit der Sehnsucht nach gesichertem Landfrieden und dem Drang nach staatlicher Gestaltung zusammentraf, ging die Macht auf die Fürsten über, und das Volk lernte ertragen, daß die Herrscher von ihm Gehorsam ohne Ueberzeugung forderten. Im Verhältniß dieser Entwickelung erlosch die öffentliche Discussion. Die Gemeinden wurden von oben geleitet, die Selbstverwaltung hörte auf; an die Stelle aller freien Verbindungen trat die Fürsorge der Obrigkeit. Die Ständeversammlungen verloren ihre Bedeutung oder verschwanden ganz. Der Reichstag selbst wurde zum Sitz streng instruirter Gesandten, an welchem nicht die Erwägungen, sondern die Gruppirung der Fürsten und die ziffermäßigen Machtverhältnisse den Ausschlag gaben. Die Literatur zog sich aus dem öffentlichen Leben zurück, soweit nicht die Fürsten einzelne Federn für Parteilibelle in den Dienst nahmen. Die Leidenschaft der volksthümlichen Parteischriften, welche noch während des dreißigjährigen Krieges in das Waffengetöse sich mischte, war längst verstummt. Ruhe, Gehorsam und Versorgung des fürstlichen Haushaltes waren die Pflichten des Bürgers, wogegen der Souverän die Ordnung der öffentlichen Verhältnisse, den Schutz des Friedens, die Fürsorge für die Interessen des Nährstandes sich auferlegte und zeitweilig alle Bedürfnisse der Unterthanen in Obhut nahm. Schwere Belastung der Allermeisten mit Nahrungssorgen, religiöser Zwist, Abneigung der über- und untergeordneten Classen gegen einander, vor Allem Entwöhnung von jeder Theilnahme an den öffentlichen Dingen schuf in fast allen deutschen Territorien einen Zustand, der zwar in der Ausübung der Willkür dem Grade nach von einer orientalischen Despotie weit entfernt war, doch überall, auch unter dem Anschein freier Verfassungen, eine Absolutie darstellte, in welcher die öffentliche Discussion keinen gesicherten Boden fand. Aber dieser Zustand war nicht durch die Anlagen des Volkes, sondern durch äußere Hemmnisse bedingt, und wie diese gemildert wurden, erwachte allmälig der Geist zu freierer Entfaltung. Größtentheils jedoch kam die Anregung vom Ausland her, durch Ereignisse, welche sich dort vollzogen, oder durch energische Aufraffung, zu denen jene Ereignisse zwangen. Daher denn, je nach dem Wechsel der Verhältnisse, der offene Rückfall in die discussionslose Absolutie. Preußen kann als das vorzüglichste Beispiel gelten, neben welchem kleinere Staaten entweder die gleichen Schicksale erfuhren oder in abweichenden Versuchen wenig ausrichteten und die Tendenz des Nationalgeistes nicht zu bestimmen vermochten. Ein wechselreiches Schauspiel für den Beobachter, welcher diese Bewegung verfolgt von dem westphälischen Frieden ab durch die patriarchalisch ermäßigte Despotie, durch die heftigen Bedrückungen der französischen Revolution, durch die Rückwirkung der preußisch-deutschen Niederlagen und den Aufschwung der Freiheitskriege, durch die Vergewaltigungen der heiligen Allianz und des Bundestages, abermals durch die Einwirkungen des Abfalls der Belgier und der französischen Julirevolution, bis zu dem gewaltigen Durchbruch der

Digitized by Google

öffentlichen Discussion in dem ersten vereinigten Landtag Preußens. Und wie daneben die Literatur über ein Jahrhundert träge dahinschleicht, ein dunstvoller Schatten der großen Vorzeit; wie sie alsdann im Sturm und Drang den politischen Stürmen voraneilt, zur Sternenhöhe sich und mit sich die Nation erhebt; wie sie mit der Nation zugleich herabgezogen, in gedämpftem Fluge auf- und niedersteigt, mühsam über dem Dunstkreis des öffentlichen Lebens sich erhält, neue und reinere Gebiete sich aufsucht, bis sie nach dem Durchbruch der öffentlichen Discussion in dieser eine neue Rolle übernimmt, mächtig durch die Ereignisse bewegt und Ereignisse mächtig bewegend.

Mir steht vor Augen der Wendepunkt, seit welchem wir mühevoll das erschütterte Gleichgewicht zu befestigen streben. Ich habe mit beginnendem Verständniß jenen Durchbruch der lange gehemmten Discussion beobachtet. Wie nach der Lösung des Föhns die bis dahin erstarrten Gewässer von den Höhen sich und untragbare Lasten mit sich reißen, so schlug das Wort ein, als zum ersten Male berufene Vertreter des preußischen Volkes in mündlicher Rede zum Volke sprachen. Während die Krisis sich vorbereitete und vollzog (1846 u. 1847), befand ich mich in den ersten Jünglingsjahren, welche für solche weltgeschichtlichen Katastrophen die regste Empfänglichkeit mit leidlichem Verständniß vereinigen. Niemals war das Wort mächtiger, als da die Ueberzeugung, welche bis dahin gewaltsam zurückgedrängt war, sich schlicht vortrug und Ueberzeugung in den Herzen Anderer erweckte oder vorhandenen Ueberzeugungen den passenden Ausdruck gab, dem weit verbreiteten Mißbehagen ein fruchtbares Streben anwies. Es war klar, dieses Volk wollte nicht länger gehorchen, ohne von der Rechtmäßigkeit des Befehls überzeugt zu sein. Dies bekundete der Wiederhall, welchen die Reden im ganzen Volke fanden. Innerhalb weniger Wochen wurden Männer als Repräsentanten des Rechts und der Freiheit populär, als ob sie in langen und schweren Kämpfen erprobt wären. Nicht Genie noch glänzende Gaben, noch betäubende Verwegenheit, noch der Appell an die Leidenschaften und die Gewalt, sondern allein das in schlichter Einfachheit treffende Wort verschaffte den Erfolg den Männern, welche aus dem ritterbürtigen Adel, aus dem Handelsstande, aus anderen Zweigen des Nährstandes als Neulinge in den politischen Streit eintraten, von denen ein Theil erst später zu Politikern von Beruf sich heranbildete. Nur wenige Wochen wurde die öffentliche Verhandlung gepflogen, aber sie genügten, um die Andenken jener Männer, trotz heftig störender Zwischenfälle, in dankbarer Erinnerung der Nation zu befestigen, um dem Volke eine bestimmte Richtschnur des politischen Denkens, ein unmittelbares und klares Ziel des politischen Strebens zu geben, um die herrschenden Kreise zu überzeugen, daß die verheißene Verfassung nicht länger sich vorenthalten lasse und auf moderner Grundlage der Repräsentation und der Befugnisse verliehen werden müsse.

Dieser erste auf heimischem Boden entsprungene, allein durch den Nationalgeist bedingte Aufschwung wurde, ehe er noch Zeit gehabt, in regelmäßige Bahnen einzulenken, abermals gestört durch die Einwirkung eines äußern Ereignisses. Die dritte französische Revolution ergriff die aufgeregte Meinung in Deutschland und riß sie fort über das ihr gemäße Ziel. Ob für die spätere und dauernde Entwickelung zum Gewinn oder zum Schaden, lasse ich dahin gestellt; aber zu-

Digitized by Google

nächst verwirrte das Uebermaß. Die öffentliche Discussion überströmte alle Gebiete, auch die, für welche dieselbe noch nicht vorbereitet war, die Ansprüche wuchsen in den erhitzten Gemüthern und die Besonnenheit wurde bei Seite geschoben. Auch die gerechten Forderungen jagten mit Ungestüm durch einander und die Menge der Bedürfnisse hinderte jede geordnete Reihenfolge des Angriffs und der Erfüllung. Die Versäumnisse von Menschenaltern waren nachzuholen, die leidenschaftliche Kraft des Umsturzes fehlte, die Umgestaltung wurde durch die Mittel der Discussion erstrebt. Vielleicht wäre dies gelungen, wenn den tragenden Kräften der Nation verstattet wäre, von einem Punkte aus planmäßig zu wirken. Aber alsbald kamen die Folgen der staatlichen Zersplitterung zum Vorschein, Staaten und Landschaften gewannen selbständige Mittelpunkte, und dem energischen Versuch des Zusammenfassens, welcher das nationale Parlament ins Leben rief, glückte es zwar, viele Kräfte aus der Peripherie zu einem Ganzen zusammenzuziehen, aber dieser bedeutsame Vortheil selbst wurde darin zum Nachtheil, daß er zwei ebenbürtige Rivalen schuf und die Nation buchstäblich theilte. Ich schließe Wien nicht ein, da hier das vereinigte Völkergemisch dem Reichstag ein eigenthümliches, undeutsches Aussehen gab und die eigenartigen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit für die deutschen Dinge abschwächten. Aber in Frankfurt und in Berlin tagten zwei Nationalversammlungen, welche aus verschiedenen Quellen gleichwerthige Kräfte sogen und in Eifersucht gegen einander gewendet waren. Was das nationale Gefühl und das Herz des Volkes aus der Frankfurter Nationalversammlung machte, wog das Berliner Parlament dadurch auf, daß es an ein festes Staatsgefüge sich anlehnte, zahllose Interessen bewegte, und daß es den Staat repräsentirte, welcher, wenn die Nation ernstlich an die Aufrichtung des deutschen Reiches ging, hierfür die gesammelte Staatsmacht in sich schloß und leitend an die Spitze treten mußte. Die preußische und die deutsche Nationalversammlung waren beinahe zwei leibhaftige Repräsentanten von Wort und That. Daneben das Streben jeder constituirten Gesellschaft, sich zum Localparlament heranzubilden, das eigene Wollen zum Mittelpunkt, den eignen Gesichtskreis zur Sphäre der Bewegung zu machen. Getrenntes Interesse, unklare und überspannte Ziele, getäuschte Erwartung und Uebermüdung ließen erschlaffen, und von den großen Anregungen blieb nur zurück, was unter dem Wandel, welcher nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, zur Neubildung unentbehrlich war, und was als Keim künftiger Entwickelung in den Gemüthern geborgen war. Aber der gewandelte Geist der Nation that sich darin kund, daß jede Erholung einen neuen freiheitlichen Aufschwung brachte, und der Nutzen der Erfahrung bestand darin, daß die neue Bewegung nicht von vorn anfing, sondern an die früher gegebenen Anregungen, an die in der Mitte abgebrochenen Unternehmungen anknüpfte. Ein völlig neues Moment kam hinzu, welches bei jedesmaligem Aufschwung den Schwerpunkt der Ereignisse in die öffentliche Discussion verlegte. Die als Gegner um Macht und Leitung rangen, bewarben sich nicht allein um die Unterstützung, sondern auch um den ausdrücklichen Beifall des Volkes. Selbst die eifrigen Vertreter der überwundenen Zustände suchten gegen den Strom der Bewegung ihren Halt in einer Gegenbewegung, für welche gleichartige Kräfte eingespannt, gleich-

Digitized by Google

artige Mittel der Agitation in Scene gesetzt wurden. Da die meisten Anknüpfungen hierfür in den wirthschaftlichen Erwerbsverhältnissen zu finden waren, so wurden diese auf beiden Seiten mit großer Lebhaftigkeit hineingezogen, und als die national-politischen Entscheidungen an uns herantraten und kirchliche Streitigkeiten in ihrem Gefolge brachten, so geschah es, daß Deutschland gleichzeitig auf allen Gebieten des bürgerlichen und des öffentlichen Lebens in heftige Bewegung gerieth, und daß auf allen Gebieten gleichzeitig eine fesselose Discussion sich entspann.

In einem solchen Zustand leben wir seit Jahren. Voran gehen die Parlamente aller deutschen Staaten, und über ihnen der deutsche Reichstag, welcher abermals, nur dieses Mal unter anderen Constellationen, an Macht und Ansehen mit der Vertretung des größten Einzelstaates wetteifern muß. Den größten Theil des Jahres tagt die eine oder die andere dieser großen Körperschaften. Daneben lebt und webt es von Versammlungen jeder Art, welche mehr oder minder den constituirten Parlamenten sich nähern, ihre Verhandlungen öffentlich führen oder mindestens ihre Berichte möglichst getreu in die Oeffentlichkeit bringen und nach Verbreitung streben; Versammlungen mit dem Ansehen der Gesetze oder der öffentlichen Verwaltung ausgestattet, andere ganz privater Natur doch mit großen praktischen Zwecken und von unmittelbarer Einwirkung auf die Lebensverhältnisse, und noch andere, welche allein zu Agitationszwecken vereinigt sind und mit dem Schwergewicht ihrer Meinungsäußerungen einzuwirken streben. Nicht nur die, welche aus idealem Sinn für das Staats- oder Gemeindewesen sich interessiren, sondern auch die weiteren Kreise, welche allein die Förderung der eigenen Interessen im Auge haben, aber den Zusammenhang zwischen den öffentlichen Angelegenheiten und den Verhältnissen der Einzelnen kennen gelernt, sehen sich genöthigt Parteien aufzusuchen und Partei zu nehmen. Die breitesten Massen ergreift die Strömung; denn das allgemeine gleiche Wahlrecht hat gelehrt, wie von der organisirten Menge heraus der entschlossene Wille selbst eine Minderzahl nach oben trägt und einigen Einfluß auf die höchsten Dinge gewinnt; und die oberen Schichten suchen gleichfalls Fühlung mit den Massen, weil diese, in althergebrachten Streitigkeiten und Gegensätzen noch nicht befangen, für Dieses und Jenes als Bundesgenossen sich werben lassen, und weil noch immer nicht erkannt ist, wer von den neuen Verbündeten schiebt oder wer geschoben wird. Und die Mitte, wo die Classen, für welche die heutige Ordnung den Besitzstand darstellt, im Genuß ihres Friedens die kleineren Zwiste des Tages nicht gern über ein ihnen erträgliches Maß hinausschreiten läßt, wird durch die entgegengesetzten Strömungen in den Strudel hineingezwungen und auch diese Kreise müssen nach einem Anhalt suchen, um nicht fortgetrieben zu werden von den Stützpunkten, an welchen die heutige Ordnung befestigt scheint. Wer stände jetzt seitwärts und ganz ohne Antheil an den öffentlichen Geschäften? Die mehrfachen Wahlacte und bürgerlichen Pflichten zwingen die Meisten, andere Geschäfte ziehen freiwillig an. Landwirthschaftliche, industrielle Vereine, Gewerkschaften, Verbindungen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, besondere Verbindungen zahlreicher Gewerbe, Berufsarten und Wissenszweige; zu einer oder zu mehreren solcher Vereinigungen gehört die Mehrzahl der erwachsenen Männer,

und völlig neu ist der Hinzutritt der Frauen, welche das größte moderne Problem, die wirthschaftliche und gesellige Hebung des Frauenloses, selbständig in Betrieb nehmen und eine mindestens stückweise Lösung versuchen.

Daher die Menge der öffentlichen Verhandlungen, welche zur Zeit unter allen europäischen Staaten am Weitesten in Deutschland ausgebreitet ist. Im Zustand des Ueberganges unterliegen wir den Unbehaglichkeiten und Liebhabereien, welche mit dem Uebergang verbunden zu sein pflegen. Hinter uns aber noch nicht völlig überwunden, liegt die Periode der allein waltenden, allein sorgenden Absolution; jetzt sollen wir in den größten und in den kleinsten Angelegenheiten mitrathen und mitthun, und wie in allen unsicheren Anfängen genießen wir die neuen Errungenschaften ohne Maß. Alles wird der Discussion unterworfen, Nichts ruht so fest auf seinen alten Fundamenten, daß es nicht bestritten würde und um neue Anerkennung sich bewerben müßte. Aber eben die Uebergangsnatur unserer Zeit unterwirft auch die neue Methode der Anfechtung und regt gewaltigen Streit an zwischen denen, welche, der neuen Richtung gemäß, berufen sind, die althergebrachte Autorität einer wirksamen Prüfung und Discussion zu unterziehen, und den Trägern der Autorität, welche noch in den alten Zeiten wurzeln und ungeduldig ertragen, wenn sie in ihren Plänen durch den Kampf der Meinungen, durch Prüfung und Controle aufgehalten werden. Wenn die Discussion ihnen die Segel schwellt und nach der gewünschten Richtung treibt, eignen sie sich gern den Vortheil an, aber der verzögernde Gegenstrom erweckt die Sehnsucht nach den früheren Gewohnheiten, und man meint den Rückweg zu finden, wenn es gelingt, das Wort in Mißcredit zu bringen. Dieser Stimmung entsprang der ernst gemeinte Wunsch, daß die Bezeichnung „Redner" eine Beleidigung werden möchte; kürzer und bündiger kann der Widerwille der alten gegen die neue Zeit nicht ausgedrückt werden. Denn der „Redner" ist dem herrschbegierigen Manne der lebendige Repräsentant des ihm verhaßten Zwanges, in die öffentliche Verhandlung einzutreten und um den Sieg der Meinungen sich zu bewerben. Und der Angriffslust bieten sich genügende Angriffspunkte dar. Nicht allein der Mißbrauch und das Uebermaß, nicht allein die gefällige Breite, mit welcher Unnützes vorgetragen wird, sondern auch in den berechtigten und bestgeleiteten Discussionen, welche ununterbrochen öffentlich geführt werden, liegt Vieles, was zur Auflehnung gegen das Wort anreizt. Das fortwährende Handeln auf der Schaubühne versammelt einen Kreis von Kritikern, von denen Jeder billigt oder mißbilligt, lobt oder tadelt, was an der Darstellungsweise oder im Inhalt gefällt oder widerstrebt. In den ernsten Verhandlungen kann nicht jedes Wort auf das Gemeinverständniß berechnet sein. Wenn schwierige und verwickelte Gegenstände zur öffentlichen Besprechung gelangen, so kann nicht jeder Redner bei der ersten Voraussetzung anfangen und die Folgerungen bis zu seiner abschließenden Meinung verständlich aneinander reihen. Und allen solchen Verhandlungen fehlt die Freiheit der Bewegung, welche das zwanglose Gespräch zwischen Verständigen belehrend und fruchtbar macht. Unter den Vielen, welche oft redebereit, zum Hören bald geduldig, bald ungeduldig sind, muß die Verhandlung feierlich geführt, sie muß Gesetzen und Förmlichkeiten unterworfen werden, und es gibt keine Gelegenheit, in schneller Wechselrede

Digitized by Google

Einwendungen anzubringen, zu widerlegen oder anzuerkennen, Mißverständnisse aufzuklären, darzuthun, ob der hervorgerufene Widerspruch im Inhalt oder in einem verfehlten, unklaren Ausdruck seinen Grund hat. Besonders bei Gegenständen, welche nicht in den Redestoff und in die Denkweise des täglichen Umgangs fallen, geschieht es nicht selten, daß die Verhandlungen abschließen, ehe noch die entscheidenden Bezeichnungen gemeingültigen Werth erlangt haben und mit demselben Wort derselbe Sinn verbunden wird. Pflegt doch im geselligen Verkehr erst längerer Umgang, häufiges und durchdachtes Gespräch diese Voraussetzungen fruchtbarer Discussion zu verschaffen; nach weitläufigen Auseinandersetzungen, durch den richtig gestellten Sinn der fremdartigen oder verschieden verstandenen Ausdrücke, überzeugen sich die Streitenden, daß die meisten Streitpunkte wegfallen und zuletzt ergibt sich Einverständniß, oder der Umfang des Streites wird eingeschränkt und die auseinander gehenden Ansichten erfreuen sich bedingter Anerkennung. Beruhigte Zeiten haben wenigstens den Vorzug, daß eine nur kleine Zahl von Streitpunkten die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt, eine häufige Wiederkehr auf die Behandlung desselben Stoffes gestatten, Versäumtes sich nachholen, das erkannte Mißverständniß zeitig genug sich berichtigen läßt. Selbst dieses immerhin unvollkommene Berichtigungsmittel fehlt, wo wie jetzt in Deutschland die wichtigsten Angelegenheiten sich drängen und den Platz streitig machen! Und doch soll fast jede Verhandlung in einen entscheidenden Beschluß auslaufen; nicht allein in den zahlreichen Vertretungskörperschaften, welche ihr Beruf zu endgültigen Beschlüssen innerhalb einer gegebenen, kurzen Zeit zwingt, sondern auch in den noch zahlreicheren Versammlungen und Vereinen, welche freiwillig nach Einfluß streben und nach Lage der Umstände sich beeilen, mit ihren Beschlüssen ein Gewicht in die noch schwankende Schale zu werfen. Wie leicht wird es der Kritik, solchen Discussionen gegenüber anzugreifen und herabzusetzen, besonders wenn sie mit Geduld und Aufmerksamkeit die schwachen Momente sammelt, Widersprüche, Mißgriffe zusammendrängt und die bunt durcheinander gewürfelten Meinungen kaleidoskopisch in's Rollen bringt.

Mit großem Vortheil hiergegen führt sich die Thatkraft der Männer ein, welche in der Lage sind, die Welt mit zugreifenden Anordnungen und fertigen Thatsachen zu überraschen. Imponirt doch ohnehin der geläufigen Denkweise, im Gegensatz zu dem durch geschichtliche Anschauung geläuterten Sinn, weit mehr das Ereigniß, dessen Entstehung räthselhaft erscheint, dessen Ursachen und Folgen verschiedener Deutung fähig sind, als die That, welche vor Aller Augen sichtbar sich entwickelt, deren Gründe und Ziele offenkundig sind. Und doch jede bedeutsame Handlung, wie plötzlich sie vor die Augen des Wahrnehmenden treten, wie still vorbereitet sie erscheinen mag, immer ist sie die Frucht der Ueberlegung, der Ideen, welche in Wortformen erste Gestalt, in den Erwägungen des Gedankens Klärung und in geordneten Sätzen ihren ausdrucksfähigen Abschluß gewonnen haben. Nichts entspringt aus bloßer Eingebung so fertig und vollkommen, daß es sofort in's Leben wirksam eingriffe. Wenn der einsame Denker den Spuren einer Entdeckung nachforscht, über eine Erfindung nachgrübelt, nichts Anderes sucht er in seiner Zurückgezogenheit, als daß er unerreicht bleibe von den Abziehungen des geselligen Umgangs. Er will ganz allein sein mit dem heißumworbenen Gegen-

Digitized by Google

stand seiner Forschung, will diesem die ganze Macht des Denkens zuwenden; die ganze Geschicklichkeit seiner Glieder und Sinne, alle Dienste der Handwerkszeuge und Instrumente sollen der Leitung des Geistes folgen, welche in wortreifen Gedanken die Bahn frei macht, in bündigen Worten das Ergebniß zusammenfaßt. Wer diese Klärung nicht gewinnt, der irrt umher im Gewirre seiner Impulse und aus dem heftigsten Wollen erzielt er keine That. Ob vor dem Forscher, vor dem starkwilligen Mann die Natur in unabsehbarer Ferne ausgebreitet liegt, ob in engster Zelle alles Empfinden sich ganz in das Wallen der schwellenden Brust versenkt, immer ist es allein das Wort, welches befreit, den Ideenkeim ausweitet und gliedert, von den Banden seines Ursprungs loswindet und zur That macht. Auch dem genialsten Denker entspringt nicht die Geistesthat, wie die Minerva dem Haupte des Jupiter entsprungen ist. Und gar erst in den Sphären, in welchen die Menge mit besonderer Vorliebe die Männer der That zu suchen pflegt, in dem Wirkungskreis der Gebietenden gibt es, außer ganz vereinzelten, meist unbesonnenen Willküracten keinen Entschluß, der nicht aus eingehenden Discussionen und dem Widerstreit der Meinungen sich losgerungen hätte. Zumal unter den heutigen künstlichst verwickelten Interessenverhältnissen, welche kein Einzelner aufzuklären versteht, in dieser Zeit der hoch entwickelten Geltung aller Persönlichkeiten, da kein Theil des Volkes außer Berechnung bleiben darf und die Betheiligten nicht mehr durchweg nach Ständen und Berufen sich zusammenfassen lassen, unter den völlig neugestalteten Bedingungen des Völkerverkehrs kann Niemand der Beihilfe entrathen, welche der breite Strom der öffentlichen Discussion zuträgt. Denn mehr Kenntniß liegt in der Masse der vereinzelten Erfahrungen, mehr Belehrung in der Masseninformation, mehr Inhalt in den mannigfachen Vorschlägen, als die Weisheit in irgend einem Kopfe selbstthätig zusammen zu bringen vermag. Und wenn auch die Hand eines genialen Meisters im großartigen Plane, im Entwurf des harmonischen Werkes mehr vermöchte, als die zahlreichen Hände mitarbeitender Gesellen, der aus der Masse gewonnene Stoff, die ausführenden Hände wären nicht zu entbehren, und es gilt heute nur den Beistand aller Mitarbeitenden zu werben, ihren Willen zu erfahren und nöthigenfalls zu ändern. So gebieten die heutigen Zustände dem mächtigsten, dem einsichtigsten Manne, wenn er Einfluß erlangen und befestigen will, die öffentliche Discussion rege zu erhalten und in diesen Verkehr mit der Menge einzutreten. Freilich wird er, wie der Sucher an den Goldströmen, mit wechselndem Glück bald gediegenes Gold in Körnern oder Klumpen finden, bald aus der Menge des Quarzes einzelne Körnchen mühsam fördern.

Als Hilfsmittel nach Außen wie für sich selbst muß der überlegene, thatkräftige Mann für seinen letzten Entschluß Inhalt und Form durch die Macht des Wortes gewinnen. Aber den Vorzug genießt er vor den vielen Versammlungen, welche in öffentlichen Wortkämpfen Rath und Beschluß vorbereiten, daß der Austausch der Gründe, die Zweifel und ihre mühsame Abwehr, das Werden im Geheimen sich abspielt und der Entschluß fertig und einheitlich vor die Augen der Außenstehenden tritt; die unter allen Umständen zur Schau getragene Sicherheit dient seinem Ansehen, und nicht selten hilft ihm die Ueber-

Digitized by Google

raschung, welche die Unbefangenen bewältigt und dem Gegner den Vorsprung abgewinnt. Erwägungen fordern Widerspruch heraus und ermuntern zur Kritik; vollzogene Thatsachen stellen vor die Wahl, zu widerstehen oder anzuerkennen. Darum haben die Herrschsüchtigen immer in Ueberraschungen sich geübt und das Geheimniß ist aus den frühesten Zeiten der Geschichte bis auf die neueste Zeit das beliebteste Mittel gewesen, mit dem Schein des unmittelbaren Entschlusses die Wirkung desselben zu erzielen. Das mächtigste Parlament der Welt, das englische, hat sich lange gesträubt, die Oeffentlichkeit seiner Verhandlungen zu gestatten. Ursprünglich bestimmte hierzu auch die Vorsicht, damit der Hof nicht den Gegner erfahre und zur Verantwortung ziehe, aber als dieser Grund längst weggefallen war, weigerte sich das englische Parlament immer noch, die eingedrungene Oeffentlichkeit zu legitimiren, begünstigte es eine getreue Berichterstattung nicht, weil es die abschwächende Wirkung kannte, welche die offene Darlegung aller Erwägungen vor dem Beschlusse mit sich bringt, und die Nachtheile, in welche hierdurch das Parlament gegen die Geheimberathung des Hofes gerieth. Aber auch diese machtvolle und zielbewußte Popularversammlung vermochte dem modernen Drang nach Oeffentlichkeit nicht länger zu widerstehen, und seitdem stellen auch in England die Mängel der modernen Tendenz sich ein, obschon lange Uebung die Geschicklichkeit auf der einen, das Verständniß auf der anderen Seite geschärft hat und vor Irrungen schützt, der glückliche und ununterbrochene Entwickelungsgang die Menge des Discutirstoffes ermäßigt hat. Dagegen über uns Deutsche brach eine Ueberfülle von Fragen herein und setzte die wenig Vorbereiteten in Verlegenheit. Darum sind Irrungen unvermeidlich und, was noch schlimmer ist, statt des maßvollen Wechsels von Uebung und Ruhe lösen Begier und Ermüdung einander ab, und geschickte Gegner sind bereit, die moderne Tendenz mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen.

Trotzdem läßt sich die Tendenz nicht mehr unterdrücken, und mit allen begleitenden Nachtheilen kündet sie für alle Nationen, welche sie in ihre Kreise zieht, eine Erhöhung an. Denn befreit zu selbständigem Thun ist der Mensch erst dann, wenn er nur nach Ueberzeugung handelt, und das Mittel hierzu ist allein die hinlängliche Freiheit des Ausdrucks, welche Zweifel aufwerfen, erläutern und in Vielen gleichzeitig ein besseres Verständniß hervorrufen kann. Nichts ist natürlicher, als daß im Zustand vorwiegender Discussion der Gegensatz der „Männer der That" gegen die „Männer des Wortes" mit größerer Schärfe sich hervordrängt; gleichsam wie ein sehnsüchtiger Rückblick in eine schönere Vergangenheit. Nur darf man nicht außer Acht lassen, daß dieselbe Vergangenheit, welche eine öffentliche Discussion nur in einem sehr spärlichen Maße kannte, eben um deswillen von der höchsten Achtung vor dem Wort erfüllt war. Weit häufiger als jetzt war die freie Rede an sich schon eine That. So wechseln mit den Zeitläufen die Stimmungen bald nach dieser, bald nach der anderen Richtung, in welcher der Thatendrang und die Thatkraft des Menschengeistes sich offenbaren.

Aber die Geschichte läßt auch hier unter dem wechselvollen Zug der bewegten Oberfläche erkennen, wohin der Lauf des Stromes gerichtet ist. Die hervorragendsten Männer aller Zeiten, Völkerbeherrscher, Schlachtenlenker, verkörperte Repräsentanten des Zugreifens und der Gewalt, waren zugleich

Digitized by Google

Meister des Wortes und handhabten dieses Instrument mit gleicher Liebe und mit nicht minderem Erfolg, als was das Volk in dem Handeln solcher Männer wie das wortlose Verhängniß des Schicksals sich vorstellt und für den Höhepunkt der Thatkraft hält. Von Alexander dem Großen wird berichtet, daß die Gesänge des Homer ihn mächtig bewegten und der Ruhm des Achilles ihn mit Eifersucht erfüllte. Dahingestellt sei die Untersuchung der Philologen, in wie weit die Anregung in den Thaten des ungestümen Welteroberers wieder zu finden sei, aber wen der Nachruhm im Gesang und das dichterische Bild eines Helden so mächtig bewegen, dem ist die Gewalt des Wortes als ureigenste Anlage in die Seele gepflanzt. Julius Cäsar, Friedrich der Große, Napoleon I., bahnbrechende Heerführer, Regenten von ungemessener Energie, waren zugleich Meister in jeder Art von Beredsamkeit, welche ihren Zwecken nutzbar diente, und darüber hinaus Schriftsteller von ungewöhnlichem Verdienst; zwei von ihnen Muster eines kraftvollen Stils. Unter den Mitlebenden haben wir selbst die Repräsentanten zwei mächtiger Nachbarreiche kennen gelernt, welche die Geschicke ihrer Nationen, der Eine zu bedeutsamer Höhe, der Andere aus der Tiefe des Unglücks zur Wiederaufrichtung, aus der chaotischen Unordnung zur Neugestaltung, einsichtsvoll gelenkt haben; Beide in einem ungewöhnlichen Grade redegewandt und redebeflissen; Beide vorzüglich als berufsmäßige Redner, und für Beide war es das Wort, was sie zur Macht erhob und in Macht erhielt. Wenn ich dagegen von großen Schweigern höre, so bin ich gewiß, daß die Volksfabel um einen Lieblingshelden ihren Schleier gewebt hat, welcher bald offenkundige Mängel verhüllt und dem flüchtigen Auge entrückt, bald durch das feinere Gewebe den Anblick gestattet und der Gestalt eine zartere Tönung gibt. Irgend etwas in der Erscheinung pflegt die Fabeldichtung zu begünstigen; zuweilen sind es äußere Umstände ohne jedes Hinzuthun des Helden, aber auch nicht selten hüllen Personen, welche die Lebensgeschicke auf eine hohe Stufe erhoben haben, sich in ein berechnetes Schweigen, um mit dem knappen Vorrath an Geist haushälterisch umzugehen und den Effect der mühevollen Rede für wichtigste Gelegenheiten aufzusparen. Napoleon III. hat auf dem höchsten Posten menschlicher Macht lange Jahre mit einem kleinen Capitale gewirthschaftet, die Verausgabungen des Geistes aber mit so kluger Oekonomie eingerichtet, daß er, allerdings begünstigt von der Neigung der Menge, welche dem guten Willen des Geschickes zu folgen pflegt, in seiner langen Glücksperiode für den Weisesten seiner Zeit galt. Das wohlberechnete Schweigen war eines der wirksamsten Mittel, die Unzulänglichkeit zu verdecken, die seltenen Manifestationen des Geistes wie erleuchtende Blitze, jeden Glücksfall als Folge weisen Nachdenkens erscheinen zu lassen; bis das Mißgeschick den Schleier zerriß, die künstlich erzeugte Autorität herabsetzte und endlich hinter dem „großen Schweiger" der gedankenarme Mann zum Vorschein kam, welchen scharfe Beobachter, aus unmittelbar persönlicher Wahrnehmung, schon während der Blüthe seines Geschickes in ihm erkannt hatten. Gegenbild ist eine der populärsten Erscheinungen Deutschlands, welche die Sage gleichfalls „zum großen Schweiger" gestempelt hat, aber die Sage stammt nicht aus den Kreisen, in welchen der liebenswürdige Mann sich bewegt und als ein geistvoller Gesellschafter geschätzt wird. Erzogen

Digitized by Google

in der abgeschiedenen Strenge des Kadettenhauses, unter den drangvollen Verhältnissen der Anfangscarriere eines Officiers, führen ihn seine bedeutenden Anlagen zu den Wissenschaften, welche den Schlachtendenker heranbilden und er bereitet sich nach Art des Stubengelehrten vor, jedoch immer vor Augen das Ziel, zu welchem der Militärdienst ihn bestimmt. Aus dieser Combination des Gelehrten und Soldaten entwickelt sich das eigenartige Wesen des Mannes, und die Geschichte seines Landes führt ihn unter seltenen Umständen vor die Augen seines Volkes und der gesammten gebildeten Welt. Der lange Friede, welcher ihn von den ersten Jünglingsjahren bis zur Schwelle des Greisenalters begleitet, stellt ihn in den Hintergrund, und wenn der Zufall ihm nur einen reichlichen Durchschnitt der Jahre und kein bevorzugtes Alter zugemessen hätte, so wäre die ganze Bedeutung des Mannes nie zum Vorschein gekommen und der offenbarte Theil seines Genies in Archiven begraben geblieben. Er hatte schon die höchste Amtsstelle seines Berufszweiges inne, als außer dem kleinen Kreis der Fachgenossen sein Name noch nicht gekannt war. Plötzlich verrathen schnell auf einander folgende Kriege das wunderbare Genie. Noch kurz vorher hatten das Inland wie das Ausland zu dem Lob der trefflich organisirten Armee die Einschränkung hinzugefügt, daß die erprobten Generäle fehlten, und nun ist der General da, der Alles im Voraus gedacht hat, dessen Plan die Strategie der zukünftigen Feldzüge mit allen Wechselfällen vergegenwärtigt hatte, dessen Anordnungen im Augenblick der Entscheidung jeder Schwierigkeit begegnen. Die Nation erstaunt, feiert den Namen, drängt sich nach dem Anblick des Mannes, und wie Aller Blicke sich auf ihn richten; schreitet er bescheidenen Schrittes her und erwiedert die lebhaften Grüße in der stummen militärischen Art. So fällt dem Manne, der, ohne sichtbares Aufsteigen, plötzlich auf der höchsten Höhe erscheint, und der Nichts von sich reden gemacht, bis er Aller Rede beschäftigt, die Rolle des Schweigers zu. Aber wie weit entfernt von der Wirklichkeit. In dem hohen Alter, in welchem sonst Beredte nur ungern in den öffentlichen Redekampf eintreten, ragt er im Parlament bei dem ersten Versuch und später so oft es ihm nothwendig erscheint, durch Eleganz und klar gefaßten Inhalt der Rede hervor. Und dem Verdienst des Redners kommt die Kunst des Schriftstellers gleich, mit dessen schönen Arbeiten aus der Jugendzeit das größere Lesepublicum erst nachträglich sich bekannt macht. In dem Munde des Volkes heißt er der große Schweiger, aber die ihm gesellig begegnen, sind bezaubert von dem rückhaltlosen gefälligen Ton der Unterhaltung, in welcher das Gespräch frei sich ergeht, Ernst und Humor, Witz und Gedanken, Scherz und Wahrheitstreue innig verwebt sind.

Wie diese Zwei, so mögen viele „berühmte Schweiger" der Vergangenheit zu der einen oder der anderen Gattung gehört haben. Aber auch eine dritte Art kommt in Betracht. Manche haben auf ihre Zeit großen Einfluß ausgeübt und die Geschichte berichtet ihre Namen und Verdienste an hervorragender Stelle, deren Wirkungs- und Gesichtskreis gleich eng war, die jedoch innerhalb dieses engen Kreises thatkräftig und mit Erfolg auf zeitgenössische Verhältnisse einwirkten, selbst tiefe Gleise für den Entwickelungsgang der Nachwelt einschnitten. Die vereinzelte That kam gerade, da sie für die besonderen Um-

Digitized by

stände vom höchsten Nutzen war und wurde bedeutend, wie ein milder Regen in lechzender Dürre zum erlösenden Ereigniß wird. Oder dieselbe eintönige Kraft erzeugte dauernd ihre Wohlthaten unter derselben fortgesetzten Noth. So gelingt es nicht selten mit engen Geistesanlagen und doch durch Verdienst zu den Höhen des Lebens hinauf zu klimmen, aber die Beschränktheit des Geistes dauert fort und spiegelt sich treu in der Armuth des Ausdruckes ab.

Dennoch bleibt es wahr, daß in allen Beziehungen des menschlichen Thuns die Macht zum thatkräftigen Handeln nicht hinausreicht über die Gewalt des entwickelten Wortes. Nicht nur vom Einzelnen gilt der Satz, sondern er verstärkt sich noch als Werthmesser für Berufs- und Gesellschaftskreise, Stände, Stämme, Nationen und ihre einzelnen Epochen. Darum ist die Literatur im Großen, sind die Dichter, Redner, Schriftsteller, Volkssagen, Volkslieder und nationale Gesänge ein so bedeutsamer Maßstab für die Cultur des Volkes, in welcher die Gesammtschätzung aller seiner Kraftäußerungen zusammengefaßt ist. Darum feierten die Griechen ihren Homer, die Römer ihren Virgil, feiern die Engländer ihren Shakespeare, die Italiener ihren Dante, wir unsern Goethe, und neben diesen Ersten die Großen der Literatur als das weithin sichtbare Firmament des Nationalgeistes. Nicht als Metapher, sondern in engem Anschluß an die Wirklichkeit sage ich: Wer den Inbegriff der Unterhaltung in einem geselligen Kreise kennt, der kennt auch den Beitrag dieses Kreises zur Bethätigung der Nation. Dasselbe gilt von ganzen Berufsclassen und Ständen. Und zuletzt: wer den Inbegriff der Gesammtunterhaltung einer Nation zu schätzen wüßte, der hätte hierin den zuverlässigsten Maßstab für die gesammte Productivität der Nation, in Wort und That.

VI.

Wer nicht denkt, braucht keine Worte; wem die Gedanken wirr durch einander gehen, der findet keinen verständlichen Ausdruck, sondern die Worte schweifen hin und her, wie der unruhige Nebel, dem keine faßbare Form gelingt. Wer dagegen klar begreift, was ihm die Seele bewegt, der wird seiner Gefühle und Gedanken in wohlgeordneten Sätzen sich bewußt, und die Rede strömt ihm auf die Lippe, wenn er den Hörer findet. In der Verschwisterung der Vorstellung mit dem Wort gewinnt der Mensch die Eigenthümlichkeiten, welche ihn als eine besondere Gattung kennzeichnen und in ein völlig anderes Bereich stellen, als wohin die Vorstufen der in Körperbau und Intelligenz aufsteigenden Thiere führen. Auch der Mensch ist mit einem Theil seines Wesens dem Drange wortloser Empfindungen, wortloser Kraftäußerung unterworfen; er theilt mit den Thieren Zweckbewegungen, zu denen sie unter größerer oder minderer Theilnahme oder auch ohne Theilnahme des Willens, des Bewußtseins bestimmt werden, von der bloßen Reaction des gereizten Muskels bis zu den planmäßigen Unternehmungen der Beute, des Bauens, der Kraftübung und des Spieles, der Befriedigung der Sinneslust und des Niederkauerns zu behaglicher Ruhe. Auch im Menschen gibt es ein Gebiet, in welchem schnelltreffender Instinct jedes Zwischenbesinnen unnöthig macht oder ausschließt, und je nach den Umständen wechselt der Umfang dieses Gebietes, wie bei den Thieren, auch nach Geschicklich-

keit und Erfahrung, nach dem Grade der Sinnesausbildung. Wie weit diese Gemeinsamkeit gehen kann, wie tief herunter im Menschen als unvermeidliches Gesetz oder nach dem Stande seiner Bildung, wie hoch hinauf in Thieren nach der Vornehmheit der Gattung und den Bedingungen ihres Gesellschaftslebens, würde eine ergibige und einladende Untersuchung sein für die bewährtesten Kenner der Physiologie; aber ich muß mir versagen, nach anderen Grenzen hinzuschauen, als wo das Menschthum im Menschen von den Instincten sich völlig absondert. Und auch hierfür forsche ich an dieser Stelle nicht nach der allgemeinen Norm, ob und wo die Herrschaft des Instinctes im Menschen aufhören und der reflectirt denkende Verstand zu arbeiten anfangen muß, sondern ich halte mich an die Beobachtung, daß in den einzelnen Menschen die Grenze verschieden gelegen ist, und daß sie auch im Einzelmenschen des Wechsels in auf- und absteigender Richtung fähig ist. Die nach Person und Umständen individualisirte Grenze ist ein Product von Anlage und Entwickelung, von Fähigkeit und Uebung. Ein Jeder hat an sich Metamorphosen erlebt, wenn auch nicht erfahren, und täglich vollziehen sie sich vor den Augen des kundigen Beobachters. Aus dem Zustand passiver Eindrücke löst sich ein Ahnen, welches Empfindungen zum Bewußtsein bringt, aber ihnen fehlt noch Bestimmtheit und Ausdruck; wie zahllose Sterne eine Lichtfläche schaffen, ohne selbst einzeln erkennbar hervorzutreten, so erhellt sich das Gemüth im Zwielicht der ungesondert waltenden Gefühle. Aber wenn die Empfindung, in welcher die Natur nach einem allgemeinen Gesetz wirkt, von einem bestimmten, sympathischen Gegenstand erfaßt wird, dann ringt sie sich los zu individueller klarer Gestaltung, das Verständniß ist gewonnen und das Wort entsteht. Diese wunderbaren Erscheinungen haben Dichter aller Zeiten mit dem gespanntesten Interesse der Natur abgelauscht und mit ergreifender Treue geschildert; die stumme Bangigkeit der ahnenden Empfindung ist abgestreift, und die Entschlossenheit der zielbewußten Leidenschaft macht beredt. Einen solchen Augenblick wunderbarer Wandlung hat der größte Meister der Darstellung, der Dichter der Julia festgehalten und verewigt. Die eben noch ein halbwüchsiges Kind schien, wird vom zündenden Blick getroffen, aus dem Traumleben geweckt, verkündet die Gluthen der Leidenschaft und der entschlossene Gedanke findet die Worte zum klugen Plan und wird zur That. Das Wunder vollzieht sich vor unseren Augen, aber jeder Zuschauer wird von der Wahrheitstreue ergriffen und erkennt das Abbild des Lebens. Im Uebergang der Altersstadien, in großen Entscheidungsmomenten wird die Metamorphose augenfällig; doch ruht der Umgestaltungsproceß in weit angelegten und stark erregbaren Naturen niemals. Ueberall bezeichnet dies das geistige Wachsthum der Menschen, daß ein weiteres Gebiet dunkeler Empfindungen zu klarer, gegenständlicher Erkenntniß sich erhellt, und zur gestalteten Idee das verdeutlichende Bild im passenden Ausdruck sich einfindet.

An diesen Sinn der Rede denke ich, da ich sie als den Inbegriff des Menschthums verherrliche, da ich sie als die Seele des menschlichen Handelns anerkenne. Worte werden gemacht, welche mit der vernunftvollen Rede nur den Klang der Laute gemein haben. Das Kind übt die Sprachwerkzeuge, plaudert im Nachahmungstrieb; meinungslos, ohne Absicht sprechen gar häufig auch die Er-

Digitized by Google

wachſenen. Maſſenhaft, wie die Natur ihre Keime fruchtlos verſchwendet, vergeuden die Menſchen inhaltloſes Geſpräch. Aber ihren hochbedeutſamen Werth gewinnt die Rede erſt im Inhalt, und Inhalt hat die Rede immer erſt in ihrer Richtung auf einen Erfolg, welchen der Redende anſtrebt. Nur denke man nicht ausſchließlich an den Erfolg, welcher auf dem Markte des Lebens die Handelnden in Bewegung ſetzt; es gibt auch andere Zwecke, welche nicht gerade marktgängigen Nutzen gewähren und doch begehrenswerth ſind. Erfolg hat die Rede, wenn ſie die Erwerbesluſt im Streben nach Beſitzthümern, die Herrſchluſt im Streben nach Macht unterſtützt; wenn ſie aus Gefahren rettet, von Verlegenheiten befreit. Erfolg hat die Rede auch, wenn der Dichter aus ſeinem Vorrath erfahrener Gefühle, Schickſale und Ereigniſſe eine neue Geſtalt in's Leben ruft, wenn der Denker eine Gedankenreihe in knapper Form ausprägt, einen neuen Gedanken erſinnt, einer gekannten Wahrheit einen überzeugenden oder leicht faßlichen Ausdruck gibt; wenn ein anmuthiges Spiel der Worte die Muße ausfüllt. Was auf irgend eine Weiſe zur Behaglichkeit, zur Verzierung des Daſeins, zur Erweiterung der Seele beiträgt, iſt Gewinn und der Mühe des Schaffens werth. Unüberſehbar weit iſt das Gebiet productiver Thätigkeit, und über das ganze Gebiet erſtreckt ſich die ſchöpferiſche Kraft des Wortes.

Zu den unlösbaren Räthſeln gehört die Zweckbeſtimmung der Schöpfung, der Menſchheit. Das letzte Ziel iſt ebenſo unbekannt und unerforſchlich, wie der erſte Grund. Deshalb dürfen wir nicht behaupten, Dieſes oder Jenes fördere den Endzweck der Menſchheit. Wol aber erkennen wir aus uns ſelbſt und aus dem Vergleich mit unſerer Umgebung die Beſchaffenheit unſerer Vorzüge, die Reihenfolge der erſtrebenswerthen Güter, die Ideale der Erſcheinungsformen und unſer eigenes Ideal; und aus dem Wirken der Geſchichte erfahren wir, nach welcher Richtung die Entwickelung der Menſchen ſteuert. Aus dieſen Wahrnehmungen und Erfahrungen abgeleitet iſt das Geſetz, welches die Rangordnung unter den Geſchöpfen beſtimmt, uns den höchſten Platz zugänglich macht und in demſelben erhält. Der Menſch ward zum vornehmſten Geſchöpfe durch die Anlagen, welche beſtimmt ſind, ihn zum Worte zu zwingen, und raſtlos arbeitet er an der nützlichen Verwerthung, an der Ausbildung der edelſten ihm beſchiedenen Gabe, in deren Vervollkommnung er ſeinen eigenen, ihm eigenthümlichen Werth erhöht. Das feſteſte Band ſchlingt um die Gemeinſchaft der Civiliſation die ſtetige Arbeit, das Inſtrument des Geiſtes zu verfeinern, damit es die leiſeſten und ſtärkſten Regungen mit genau anſchließendem Maß begrenze, immer vollkommnere Ausdrucksweiſen erzeuge und den Inhalt zu gemeinverſtändlichem Bewußtſein bringe. Selbſt die wortloſen Schöpfungen des Menſchengeiſtes entſprießen der Rede und ranken ſich an der Rede zur höchſten Bedeutung empor. Keine Kunſt löſt dieſe Verbindung, ohne ſich ſelbſt aufzugeben. Der Tanz entſprang den Bewegungen der Glieder, den Zügen des Geſichts, welche die Rede begleiten, wurde zur ſelbſtändigen ſinnlichen Luſt im berauſchenden Schwung, in der Erhitzung des aufgeregten Blutes, aber er veredelt ſich wieder zur Kunſt, indem er zum mimiſchen Dienſte zurückkehrt und den Fluthen der Seele in ſchönen Bewegungen einen Ausdruck verſchafft, welchen der ſinnige Zuſchauer leicht in Worte über-

trägt. Dem plastischen Bildner gaben die Lehren der Religion, die Gesänge der Dichter Hammer, Meißel und Stichel in die Hand, und wie ungefüge der Stoff, wie eng begrenzt das Gebiet der plastischen Darstellung ist, sie sucht ihre Vollkommenheit darin, daß dem Menschenbilde der Gedanke vom Antlitz leuchte, das Wort auf der Lippe schwebe. Und der Maler, in der größeren Freiheit der Pinselführung, im Reichthum des Farbenwechsels, befriedigt sich nicht mit der Aehnlichkeit, welche freilich in guter Darstellung nicht fehlen darf, aber sie ist nur die erste Stufe, von welcher aus die Kunst emporstrebt, um die Menschengestalt lebend, redend abzubilden, um durch die abgebildete Landschaft die Gefühle anzuregen und die Gedanken zu erwecken, welche die einsame oder belebte, die wilde oder sanfte Naturschönheit erzeugt. Selbst in der Musik, wo es am leichtesten verkannt wird, gilt das gleichartige Gesetz. Uebermäßige Unterordnung der Tongestaltung unter einen Wortsinn ruft Gegner hervor, welche die völlige Selbständigkeit der Tonwelt behaupten. Aber auch die Musik war in ihren Anfängen nichts anderes, als die zuerst rhythmische, dann melodische Begleitung eines epischen, lyrischen Gedichts, eines Chors oder einer dramatisirten Handlung. Vielleicht später, vielleicht daneben entstand die einfache Weise der Waldflöte, welche in der Modulation eines einzigen Tones Sehnsucht, Klage oder fröhliches Jauchzen ausdrückte, verständlich wie das Locken des Vogels. Wenn dann die Melodie sich das Wort nur zum Thema nahm, das Zusammenspiel der Instrumente sich das Wort unterordnete, wenn die Instrumentalmusik zu einer selbständigen Uebung sich entwickelte, der Tonsetzer eigene Regeln des Wohllauts aufspürte und entwickelte, so haben doch die größten Meister Deutschlands selbst in den Werken reiner Instrumentalmusik nicht völlig den Zusammenhang mit der Rede gelöst. Und Beethoven, der doch dem ureigenen Quell der Töne am Tiefsten nachgedrungen ist, hat auf dem Höhepunkt der Schöpfungskraft und der Erkenntniß für die strengsten symphonischen Formen als letzten Ausgangspunkt die Wortverständlichkeit des Inhalts hingestellt, sogar die weite Mannigfaltigkeit seiner Tonverschmelzungen unter Wortüberschriften gebracht.

Jeder ideale Zug in unserem Fühlen, Denken und Handeln, jede That im Umfang unserer Selbstbestimmung, jede Einrichtung innerhalb einer Culturgemeinschaft gibt Zeugniß davon, daß Alles, was groß und edel in uns ist, vom Worte kommt und nach dem Worte strebt. Um Ursache und Wirkung unserer Bevorzugung in ihrem einheitlichen Wesen zusammenzufassen: das Wort ist das Zeichen der Freiheit, welche die Triebe im Menschen zur zielbewußten, hochanstrebenden That veredelt, welche den Menschen hinaufleitet bis zur höchsten und zugleich harmonischen Entfaltung der ihm eingepflanzten Fähigkeiten; welche ihn ausscheidet aus der Gemeinschaft mit den Thieren, die nur unter der Nothdurft des Lebens sich in Thätigkeit setzen und Laute hervorbringen.

Berlin als Industriestadt
und die Berliner Gewerbeausstellung.

Von
Professor Dr. H. W. Vogel in Berlin.

Am 1. Mai d. J. wurde in Berlin die von einer Reihe von Privatmännern unternommene Ausstellung Berliner Industrie-Erzeugnisse eröffnet.

Man hatte dem Unternehmen kein günstiges Prognostikon gestellt. Seitdem von Philadelphia aus über die gesammte deutsche Industrie der Stab gebrochen wurde, verfehlte man nicht, die Berliner Industrie in erster Linie für dieses Verdammungsurtheil verantwortlich zu machen. Es war ja Berlin, welches „zweimal Sedan" und die „bataillonsweise aufmarschirten Germanien, Borussien, Kaiser und Kronprinzen" nach Philadelphia geschickt hatte und auf Berlin konnte der Vorwurf „Mangel an Geschmack im Kunstgewerblichen" um so leichter bezogen werden, als ausdrücklich „auf das geringe Entgegenkommen" hingewiesen wurde, welches die Bestrebungen unseres Gewerbemuseums (eines Berliner Instituts) bei den Industriellen fänden.

In dem Sturm, den der Reuleauxbrief erregt hatte, achtete man wenig auf die Thatsache, daß die deutsche, und unter dieser die Berliner Industrie auf den, gleichzeitig mit der Philadelphia-Ausstellung stattfindenden Ausstellungen: der Kunstgewerbe-Ausstellung in München, den internationalen Ausstellungen für wissenschaftliche Apparate und Präparate in London einerseits, für Gesundheitspflege und Rettungswesen in Brüssel andererseits, ehrenvoll die Concurrenz bestand, ja sogar auf den letzteren in vielen Beziehungen die Leistungen des Auslandes weit überragte. Man achtete ebensowenig auf die Urtheile mehrerer deutscher Juroren, die in Bezug auf die von ihnen vertretenen Industrien durchaus nicht mit den, in dem Briefe Reuleaux' ausgesprochenen Ansichten übereinstimmten [1]). Berlin's Industrie wurde zum Aschenbrödel, der man alles Schlechte ungestraft nachsagen durfte, und ein Fiasco wurde der Ausstellung von vielen Seiten mit Sicherheit vorausgesagt.

---

[1]) Siehe „Die Berichte der deutschen Preisrichter an die Reichscommission für die Weltausstellung in Philadelphia". Berlin, Heymann's Verlag, 1877, p. 4, 14, 73, 104, 107, 151, 170.

Desto größer war die freudige Ueberraschung des Publicums bei der Eröffnung. Man hatte erwartet die zahlreichen Plattheiten und Geschmacklosigkeiten, welche sich in manchen Schaufenstern der Hauptstadt leider noch immer finden, in concentrirter Form auf der Ausstellung wieder zu sehen. Diese Befürchtung hat sich nicht erfüllt. An Geschmacklosigkeiten fehlt es auf dem Ausstellungsterrain zwar nicht; aber sie drängen sich nicht vor. Das entschiedene Gute dominirt und einen besonderen Glanz erhält das Unternehmen durch die Collectiv-Ausstellungen von Architekten, Kunsttischlern, Decorateuren, Malern ꝛc., welche gemeinsam eine Reihe von Prachtzimmern (Kojen) geschaffen haben, wie sie bisher dem Berliner Publicum noch nicht vorgeführt worden sind; Zimmereinrichtungen, welche jedes Object, sei es ein Teppich, ein Möbel, ein Wandleuchter am Ort seiner Bestimmung zeigen und ihm dadurch die Wirkung verleihen, die es im Magazin, in dem Wirrwar gleichartiger Gegenstände nimmermehr ausüben kann. Und dieser günstige Gesammteindruck der Ausstellung ist um so höher anzuschlagen, als man bei der Aufnahme (im Gegensatz zu den Behauptungen im Reichstage bei Gelegenheit der Debatte über die Sydney-Ausstellung) keineswegs scrupulös verfuhr. Eine eigentliche, aus Sachverständigen gebildete Aufnahmejury existirte nicht, und die meisten Abweisungen erfolgten viel seltener wegen zweifelhafter Qualität des auszustellenden Objects (das in den meisten Fällen noch nicht einmal fertig vorhanden war), als vielmehr aus Platzmangel. Wie immer in Berlin einem neuen Unternehmen gegenüber, so war auch hier die Theilnahme der Aussteller anfangs lau; sie wuchs erst in den letzten Monaten vor der Eröffnung. Man hatte aus Sparsamkeitsrücksichten (denn das Unternehmen fußte nur auf einem Garantiefond, der vom Centralcomité, bestehend aus zwanzig Herren, unter sich auf eigenes Risiko aufgebracht worden war) das im Vorjahre für Zwecke der hannöver'schen Provinzialausstellung errichtete Gebäude acquirirt. Dasselbe mußte jedoch, um schließlich allen Anforderungen zu genügen, auf das Doppelte vergrößert werden.

Es wäre gewagt, daraus den Schluß zu ziehen, daß die Berliner Industrie den doppelten Umfang der Industrie der Provinz Hannover einnimmt; sicherlich zeugt aber die räumliche Ausdehnung des Unternehmens für die Großartigkeit der reichshauptstädtischen Leistungen, um so mehr, als manche Branchen nur eine äußerst unvollständige, manche gar keine Vertretung gefunden haben und selbst in manchen gut vertretenen Industriezweigen Aussteller allerersten Ranges fehlen. So verzeichnet die Gruppe Lederwaaren 34 Aussteller bei 1500 Werkstätten; die Papierindustrie 8 Aussteller gegenüber 24 Werkstätten; die Photographen haben sich, bis auf wenige, von denen nur die als Reproductionsanstalt bedeutende „photographische Gesellschaft" Erwähnung verdient, von der Ausstellung fern gehalten, und solches ist um so mehr zu bedauern, als die Photographie zu denjenigen Branchen gehört, in welchen Berlin auf allen Weltausstellungen, auch in Philadelphia, excellirt hat. Ungern vermißt man ferner in manchen sonst gut vertretenen Branchen Berliner Namen allerersten Ranges, so Louis Ravené, der leider so früh heimgegangen, im Gebiet der Emaillen, March im Gebiete der Terracotten; Bechstein im Gebiete der Flügel und Pianos ꝛc. ꝛc. Dagegen sind andere Industriezweige nahezu vollständig am

Digitized by Google

Platze, so die Broncen, die wissenschaftlichen und chirurgischen Instrumente, die Chemikalien; und manche Lücken werden dadurch ausgefüllt, daß zu den specifisch Berliner Erzeugnissen zahlreiche Werke der Provinzialindustrie treten von Seiten derjenigen Firmen, die ihren Centralsitz in der Hauptstadt haben. Insofern wird die Ausstellung ihres rein localen Charakters entkleidet; fast alle Provinzen des Königreichs Preußen participiren an ihr, und wenn der Vorwurf erhoben wird, daß die Berliner Industrie durch Aufnahme dieser Provinzialleistungen sich mit fremden Federn schmücke, so kann mit Recht darauf entgegnet werden, daß die große Mehrzahl dieser Provinzialindustrien von Berlin aus dirigirt werden, nach den von der Hauptstadt vorgeschriebenen Mustern arbeiten und in der Hauptstadt ihr Hauptabsatzgebiet finden.

Jedenfalls bietet die Ausstellung eine unschätzbare Gelegenheit, den Gesammtcharakter der Berliner Industrie und die Wandlungen, die sie in den letzten zehn Jahren durchgemacht hat, zu erkennen. Diese *Wandlungen* sind der Art, daß sie als eine Umwälzung bezeichnet werden müssen.

Jahrzehnte lang haben wir uns an den Wunderleistungen der reinen Technik, des in die Praxis übersetzten mechanischen und chemischen Processes genügen lassen, ohne Rücksicht auf künstlerische Form. „Die Weltbesiegerin unserer Tage," die Naturwissenschaft, lehrte uns die Bändigung der Naturkräfte. Wir zwangen den Dampf, für uns zu schmieden, zu spinnen, zu weben, zu pflügen, zu dreschen, zu mahlen, und uns und unsere, mit seiner Hilfe gefertigten Güter durch Continente und Weltmeere zu tragen. Wir machten uns den Blitz dienstbar, um unsere Gedanken, den Zeitschranken spottend, von Welttheil zu Welttheil zu schicken; wir zwangen selbst den unfaßbaren Lichtstrahl, uns im dauernden Bilde auf der sensiblen Jodsilberplatte festzuhalten, was sichtbar in „schwankender Erscheinung schwebt", und stolz blähten wir uns beim Anblick dieser Errungenschaften, ohne die künstlerische Oede zu empfinden, die uns ringsum angähnte. Mit Verachtung sahen wir auf die technische Unbehilflichkeit der hinter uns liegenden Culturperioden, ohne zu ahnen, daß uns über all' unseren technischen Fortschritten der Farbensinn und Formensinn, kurz der früher so hoch entwickelte Kunstsinn im *Handwerke*, welches eben zum *Maschinenwerke* geworden war, gänzlich abhanden gekommen war. Man verlangte von dem Stuhl, auf dem wir sitzen, von dem Buche, das wir lesen, dem Teller, von dem wir essen, Nichts weiter als Zweckmäßigkeit: die Form ließ uns gleichgültig; selbst die Künstler gewöhnten sich an diese, in erschreckender Weise wachsende Formennüchternheit; sie kehrten dem Handwerk den Rücken und flüchteten sich „in die heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen", ideale Landschaften, Allegorien, ideenreiche und farbenarme Programmbilder componirend.

Betrachtet man das Mobiliar, welches ein Schinkel, ein Thorwaldsen, ein Schadow, ein Cornelius benutzt hat, so begreift man schwer, wie diese künstlerisch hochgebildeten Geister sich in solcher Umgebung wohl fühlen konnten. Aber man gewöhnte sich leider nicht nur an diese Formenarmuth, sondern man pries sie schließlich sogar als classisch; man eiferte nicht nur gegen „das alte Gerümpel" der Renaissance- und Rococozeit, sondern arrangirte einen neuen Bildersturm und entfernte in blinder Restaurationswuth Alles, was viele unserer alten

Digitized by Google

Kirchen, wenn auch nicht gerade stilvoll, so doch malerisch machte. Wie einst die Klöster inmitten der Barbarei des Mittelalters die Zufluchtsstätten für die wissenschaftlichen Vermächtnisse des classischen Alterthums bildeten, so wurden jetzt die Rumpelkammern der Antiquare und Sammler Asyle für die kunsthandwerklichen Ueberreste einer farben- und formenfrohen Vergangenheit. Hierher retteten sie sich, soweit sie nicht Pietät im Familienbesitz zurückhielt; hier überstanden sie die Barbarei der Neuzeit, bis uns durch die Weltausstellungen der sechziger Jahre, durch die Schriften von Kugler, Weiß, Semper, Lübke, Falke, Lessing u. A. die Augen geöffnet wurden und wir zu unserer Beschämung erkannten, daß wir bei unserer, uns mit so viel Selbstbewußtsein erfüllenden sogenannten „allgemeinen Bildung", die nur auf einseitige Ausbildung des Sprachgefühls hinausgeht, die Ausbildung des Kunstgefühls aber total vernachlässigt, in letzterer ganz ungeheuer weit zurückgekommen waren; daß sogar die Chinesen und Japaner, die Barbaren genannten Inder, Syrer und Perser uns in Form- und Farbensinn überlegen sind; daß wir von unseren Altvordern und ihrem „Gerümpel" viel, sehr viel lernen können. Nun wurden diese bisher verachteten Ueberreste als mustergültige Leistungen gepriesen, gleich der Prinzessin im Märchen aus ihren Verstecken hervorgeholt und in fürstliche Paläste (Nationalmuseen, Gewerbemuseen) übergeführt. Seitdem haben sich tüchtige Industrielle redlich bemüht, diesen Vorbildern nachzueifern. Manches Mißverständniß lief freilich dabei unter. Aber nach und nach lebten sich die Kunsthandwerker in den Stil der zur Nachahmung empfohlenen Kunstperioden ein, sie bildeten tüchtige Arbeiter heran in Techniken, die zum Theil ganz verloren gegangen waren, und jedes Jahr mehrt die erfreulichen Leistungen im Gebiet der deutschen Kunstindustrie. Aber leider kam unser kaufendes Publicum diesen Bestrebungen nur sehr langsam entgegen. Kritiklos gab es und gibt es noch französischen Artikeln den Vorzug gegenüber Allem, „was nicht weit her ist"; und das Donnerwort „billig und schlecht" dient noch heute dem reichen, aber urtheilslosen Publicum als willkommene Beschönigung seiner Vorliebe für alles Ausländische.

Die Berliner Ausstellung dürfte hierin einen erheblichen Umschwung hervorrufen. Mit Ueberraschung erkennt hier Mancher, daß hunderte von Artikeln, die als englische und französische ausgeboten werden, vaterländischen, ja sogar berlinischen Ursprungs sind; und mit Genugthuung liest man die Namen von Damen der hohen Aristokratie als Käuferinnen an ausgestellten Damenhüten und Kleidern, die bisher in jenen Kreisen, schon um des guten Tones willen, aus Paris bezogen werden mußten.

Nicht mehr als zwölf Jahre datiren die Bestrebungen zur Hebung unseres Berliner Kunstgewerbes zurück. Das hiesige Gewerbemuseum darf beim Anblick der Ausstellung mit Stolz auf seine segensreiche Wirksamkeit in dieser kurzen Spanne Zeit hinsehen. Das Kunstgewerbe kann sich aber erst zur vollen Lebensfähigkeit entwickeln, wenn ein kunstgebildetes kaufendes Publicum seine Bestrebungen stützt. Insofern ist die Aufgabe, welche sich neben anderen Zielen unser „Verein für deutsches Kunstgewerbe" gestellt hat: das Verständniß und die Theilnahme des Publicums für das vaterländische Kunstgewerbe zu wecken,

Digitized by Google

von eben so hoher Bedeutung, als die Heranbildung tüchtiger Kunstgewerbetreibenden.

I.

Es ist hier unmöglich, auf den anziehendsten Theil der Berliner Gewerbeausstellung, welche auf alle Gemüther fast den gleichen Reiz ausübt, auf die Zimmerausstattungen, näher einzugehen. Wie vor einem Jahre die von Gedon aus München entworfene stimmungsvolle und zweckentsprechende Decoration des „deutschen Saales" auf der Pariser Weltausstellung die Bewunderung aller Nationen erregte (sogar der Franzosen), so erregen jetzt die „Kojen" der Berliner Ausstellung das Staunen Einheimischer und Fremder. Tapetenfabrication, Metallindustrie, Teppichwirkerei, Ofenfabrication, Möbelindustrie, Malerei, Fayenceindustrie, Spitzen- und Polsterwaarenindustrie und Decorationskunst gingen hier zusammen, um die Pläne genialer Künstler und Architekten auszuführen, die sich der Fertigung von Entwürfen für Kunstindustrie gewidmet haben. Wir nennen hier die Namen Kuhn, Voß, Licht, Fingerling, Lehr, Ihne und Stegmüller, Hanau, Otzen, Sputh, Meurer, Schütz, Roetger, Friebus und Lange, Kayser und Großheim, Grunert, Ewald, O. Lessing, Raschdorf, Höniger und Reyschert. Wir werden diesen Namen und noch einigen anderen in verschiedenen Abtheilungen der Ausstellung wieder begegnen. Die große Mehrzahl dieser Zimmereinrichtungen (nicht alle sind mustergültig) ist im Stil der Renaissance ausgeführt. Diese hat nach verschiedenen Anläufen zur Wiederbelebung des Rococo in Berlin jetzt festen Fuß gefaßt. Die Gothik blieb bisher unbeachtet, ja beinahe verachtet. Es wurde Schreiber dieses förmlich verdacht, daß er sich über die gothischen Zimmer, welche die Baumeister Oppler, Unger und Hehl auf der vorjährigen Hannöverschen Ausstellung hergerichtet hatten, sympathisch äußerte und öffentlich anerkannte, daß die Stadt Hannover, Dank den Bestrebungen ihrer Neugothiker, bereits einen bestimmten architektonischen Charakter zeige, der der Stadt Berlin noch fehlt.

Jetzt hat Baumeister Otzen den gothischen Stil auch in Berlin, auf der Ausstellung zu Ehren gebracht. In seiner Weinschenke, seinem Lesezimmer und der Kaffeestube hat er mit den allereinfachsten Mitteln decorative Meisterstücke geschaffen, die mit zu den reizvollsten Interieurs der Ausstellung gehören und den Beweis liefern, daß der gothische Stil sich sehr wohl mit den modernen Anschauungen von Comfort und Gemüthlichkeit verträgt und daß das, was uns in Berlin bisher als Gothisch geboten wurde, im besten Falle Nichts war als mißrathene Nachahmung schlecht verstandener gothischer Originale aus der Zeit der Stilausartung. Otzen's Bauten dürften für die weitere Entwickelung des Berliner Kunstgewerbes nicht ohne Einfluß sein. Die Hannöversche Ausstellung wies u. A. auch eine Küche im gothischen Stil auf. Ein Analogon dazu bietet in der Berliner Ausstellung die, leider etwas zu stark mit Geräthen überfüllte Küche im Renaissancestil von Cohn.

Bei der Herstellung dieser Zimmereinrichtungen hat man sich (vielleicht zwei ausgenommen) von Rücksichten auf den Preis nicht leiten lassen. Nur der

wohlsituirte Mann und Hausbesitzer kann sich solche kostspieligen Prachteinrichtungen erlauben. Es wäre aber wohl am Platze gewesen, den Nachweis zu führen, daß auch für einen civilen Preis sich eine, wenn auch einfache, so doch stilvolle Zimmereinrichtung beschaffen läßt. Die trefflichen, um das Kunstgewerbe hochverdienten Architekten Ihne und Stegmüller haben einen Preis gewonnen für ihre Entwürfe zu der Ausstattung einer bürgerlichen Braut. Schade, daß diese Entwürfe nicht bei dieser günstigen Gelegenheit zur Ausführung und Ausstellung gelangt sind.

Nächst der Gruppe für Zimmerausstattungen dürfte die Gruppe Textil- und Bekleidungsindustrie das allgemeinere Interesse am meisten in Anspruch nehmen; sie illustrirt Berlin als Industriestadt par excellence. Berliner Zephyrwollen bilden einen Weltartikel, der nach allen Ländern der Erde geht, Frankreich ausgenommen; er ist als „Berlin Wool“ bekannt in der einsamsten Farmerhütte des amerikanischen Westens. Die Höhe des Exports beträgt jährlich 8 Millionen Mark, d. i. zwei Drittel der Production. Selbst in den Zeiten größter Geschäftsstille hat sich der Absatz dieses Artikels auf seiner Höhe erhalten.

In enger Verbindung mit diesem Industriezweige steht die Färberei, die in Tingirung der Garne, in abschattirten oder in verschiedenen, in einander übergehenden Farbennüancen mannigfachste Effecte zu erzielen weiß. Die Färbereien befassen sich seit Jahren bereits mit einem wichtigen Nebenzweige: dem Reinigen und Auffärben getragener Stoffe. Spindler's Anstalt hat für die Annahme solcher Aufträge Commanditen in allen größeren Städten Deutschlands und Oesterreichs, ja selbst in der Schweiz und in Dänemark; die Firma, deren Etablissement eine besondere Ortschaft, Spindlersfeld bei Cöpenick, bildet, beschäftigt neben 150 Beamten 1400 Arbeiter und Dampfmaschinen von zusammen 1000 Pferdekraft.

Eine früher berühmte Industrie, die Seidenweberei, die vor vierzig Jahren noch 4000 Webstühle beschäftigte, hat seit Aufhebung des Schutzzolls auf Seide erheblich an Bedeutung verloren, und ist bei aller Tüchtigkeit ihrer Fabricate nur noch von localer Bedeutung.

Eine großartige Entwickelung zeigt dagegen die Fabrication von Berliner Strumpfwaaren und „Phantasieartikeln“. Eine Vielheit von Gegenständen rangirt unter diese Rubrik, von denen die Strümpfe, die der Branche den Namen geben, die bescheidensten bilden. Da sehen wir wollene und halbwollene Shawls, ausdrücklich als für überseeischen Consum bezeichnet, Capotten, Phantasietücher und Umhänge im feinsten Muster und vollendeter Farbenabstimmung (Born u. Joachim): Artikel, die allenthalben als französische verkauft werden; da sehen wir Werkstuhlleistungen in Damenumhängen, die man sonst nur mit Handstickerei zu erzeugen wagt (Schulz u. Siebenmark, die Begründer der Phantasiebrancheartikel für Berlin), solide Damen- und Kinderwesten (sog. Seelenwärmer), Gamaschen, Clownanzüge u. s. w.

Die deutschen Leistungen in dieser Branche sind den englischen und französischen nicht nur ebenbürtig, sondern in der Herstellung und künstlerischen Ausführung von Geflechten sogar überlegen. Bereits im Jahre 1877 (sagt der

Digitized by Google

„Berliner Handelsbericht") erzielten die für Damenconfection gearbeiteten Berliner Artikel einen durchschlagenden Erfolg, der in den für die Wintersaison gearbeiteten Artikeln noch mehr zum Ausdruck gekommen ist. Außer dem Inlande kaufen davon England, Holland und Nordamerika. An 20,000 Menschen arbeiten in diesem Artikel.

Diese Erfolge müssen um so höher angeschlagen werden, als hier wie in der verwandten Confectionsbranche Frankreich, die Herrscherin im Bereiche der Mode, den Ton angibt und unsere Industrielle abwarten müssen, welche Richtung der Mode von Seiten der französischen Fabrikanten (denn diese machen die Moden und nicht das Publicum) gegeben wird. Es erscheint fast undenkbar, daß der Vorsprung, den die Franzosen der Natur der Dinge nach haben müssen, von uns eingeholt werden kann; dennoch ist es Thatsache! Uebrigens beschränken sich unsere Fabrikanten keineswegs auf simple Nachahmung französischer Modelle, sondern sie treten selbst schöpferisch mit eigenen Mustern heraus, sobald einmal die Richtung der Mode vorgezeichnet ist.

Nicht minder bedeutungsvoll sind die Leistungen des Webstuhles in Berlin. Mit einer Firma gleich Haas oder Giani in Wien, die auf den Weltausstellungen von 1873 und 1878 blendende Prachtstoffe lieferten, kann freilich Berlin nicht wetteifern. In diesem Genre sehen wir nur hoffnungsvolle Anfänge wie die Möbel- und Portièrenstoffe von A. Müller, die bereits auf der letzten Weihnachtsmesse unberechtigte Zweifel an ihren Berliner Ursprung erregten, und die Brocatstoffe von Ehrenhaus. Umfangreicher ist die Fabrication von Long-Châles, jenen Umschlagetüchern mit indischem Muster, die noch immer das unentbehrliche Toilettenstück unserer kleinbürgerlichen Frauen und Töchter bilden; von feineren Damentüchern der vornehmen Welt, von Plüschen und Chenillen, Plaids und Lamatüchern, von Mantelstoffen und Baumwollsammeten, deren rohe Waare außerhalb gefertigt wird, um in Berlin gefärbt und appretirt zu werden.

Gar seltsam nehmen sich unter diesen Modestoffen die buntgestreiften Plüsche der Firma Weigert aus, die ausschließlich für den spanischen Markt gearbeitet werden. Die Höhe des Exports in diesen reichvertretenen Branchen mag durch die Angabe illustrirt werden, daß letztgenannte Firma neun Zehntel ihrer Production nach dem Auslande absetzt.

Einen umfangreichen Platz in der Ausstellung nehmen die Teppiche ein. Die Prachtstücke unter den Teppichen, welche die Kojen zieren, meist mustergültige Imitation indischer und persischer Originale, sind freilich nicht Berliner, sondern Schmiedeberger und Wurzener Fabricat. Nur ein Berliner Etablissement arbeitet in solchen Imitationen (Loewy & Lubosch). Die übrigen Firmen liefern vorzugsweise die sogenannten Brüssel- und Velourstteppiche mit den von der großen Mehrheit vorgezogenen Blumendessins; sie bilden einen Exportartikel nach Rußland, Italien, Holland und Spanien. Einige besonders grelle Muster tragen die Aufschrift: „für den Export", welche jedoch keineswegs zu dem trostreichen Glauben berechtigt, daß nach solchen im Lande selbst keine Nachfrage ist. Die Zahl derer, die einen orientalischen Teppich zu schätzen wissen, ist noch klein, sehr klein, und der Fabrikant, der auf Absatz rechnet, muß sich mit dem Geschmack der Majorität, wol oder

Digitized by Google

übel, abfinden. Das größte Etablissement (Becker u. Hoffbauer) fehlt auf der Ausstellung. Die Fabrication leidet jetzt, wie der „Handelsbericht erklärt unter der Concurrenz der Engländer, welche anfangen, die Qualität zu verschlechtern und bei der Vorliebe der Deutschen für alles Ausländische, bei uns sichern Absatz finden. Ledertuche werden erst neuerdings in Berlin fabricirt, ebenso Tischwäsche, die nur in bescheidenem Maße auf der Ausstellung vertreten ist. Erfreulich sind die neuerdings beliebt gewordenen farbigen Muster.

Anders ist es mit der Leibwäsche, namentlich mit der Herstellung von Kragen und Manchetten. Dieselbe beschäftigt in Berlin an 8000 Personen und producirt für 15 Millionen Mark Waaren, wovon die Hälfte in's Ausland geht. Die früher unentbehrlichen englischen und französischen Waaren haben jetzt in Deutschland keinen Markt mehr. Noch großartiger ist die Damenconfection entwickelt, namentlich die Fabrication von Damenmänteln. Dieselbe hat sich erst seit 1870 gehoben, als Frankreich durch den Krieg von seinen Handelsverbindungen abgeschnitten wurde; sie hat ihre Stellung nicht nur behauptet, sondern sich mehr und mehr entwickelt und ist jetzt tonangebend in der ganzen Welt. Die wirthschaftlichen Calamitäten haben auf diese Branche fast gar keinen Einfluß geübt; sie blühte selbst in den letzten Jahren, als alle Geschäfte darnieder lagen und litt sogar an Mangel an Arbeitern; sie beschäftigt 16,000, meist den besseren Ständen angehörige Arbeiterinnen und bei einer Production von 30 Millionen Mark Werth schafft sie die Hälfte ihrer Waare in's Ausland, namentlich nach Holland und England, neuerdings auch nach Oesterreich, Italien und Südamerika. In diesen Ländern werden die Pariser Artikel mehr und mehr durch die Berliner Concurrenz zurückgedrängt. Die zahlreichen geschmackvollen Costümes auf der Ausstellung beweisen, was der Berliner Confectionär zu leisten vermag. Solche Costümungeheuerlichkeiten mit Vogelnestern, Schmetterlingen, Schlangen und Eidechsen, wie sie die Pariser Weltausstellung von 1828 zu Tage gefördert, finden sich hier, Gott sei Dank, nicht vor.

Auch die Confection von Männerkleidern wird, nach den Angaben von Friedländer's Reichstagspetition in hervorragender Ausdehnung in unserer Stadt betrieben und weist bereits einen starken Export auf. Ein anderer hierher gehöriger Artikel, Strohhüte, namentlich Damenhüte, werden in Berlin ebenfalls in umfangreichem Maße gefertigt, so im Jahre 1877, dem „Handelsbericht" nach, 100,000 Stück. Hier macht sich jedoch die englische Concurrenz noch in merklicher Weise geltend.

Auf die Berliner Leistungen in Posamentier- und Tapisseriearbeiten (von denen nach Friedländer für drei Millionen Mark exportirt werden); Stickereien, welche neuerdings neben excellenten und stilvollen Handarbeiten[1]) (Nettelbeck, Krappe) auch Erzeugnisse des mechanischen Stickstuhl's (Auerbach, Goldmann, Mitterdorfer) aufweisen, die in der Confectionsbranche, sowie zur Decoration der „Kojen" bereits namhafte Verwendung finden; die Kürsch-

[1]) Leider bilden diese die Minorität. Die gestickten Kameele, Hunde, Katzen, Anilinrosen und Meyerheimschen Genrebilder erfreuen sich, trotz aller Bestrebungen zur Förderung des Kunstgewerbes noch immer der Beliebtheit des großen Publicums, und namentlich der jungen Damenwelt.

Digitized by Google

nerbranche, welche ihre Waaren in ganz Deutschland absetzt; die Spitzenfabrication (Link, Wechselmann), welche schon bei den letzten Weihnachtsmessen sich rühmlich hervorthat; die Cravattenfabrication (Berlin hat circa 30 Cravattenfabriken mit etwa 1200 Arbeiterinnen und einen Jahresumsatz von sieben Millionen Mark, wovon ein Viertel exportirt wird); Handschuhfabrication, Pelz- und Schuhwaaren kann hier nur beiläufig hingewiesen werden. Das in diesen Branchen ausgestellte Material ist enorm; namhafte Fortschritte sind allenthalben sichtbar. Weniger genügend ist die Lederindustrie (34 Aussteller bei 1500 Werkstätten und 5300 Arbeitern) und die Kautschukindustrie (7 Aussteller bei 35 Werkstätten und 1000 Arbeitern) vertreten.

II.

Der Modewaarenbranche schließt sich in der Ausstellung räumlich die Papierindustrie an. Berlin besitzt keine Papierfabrik, sondern nur Pappenfabriken. Dagegen bildet die Verarbeitung der Papiere zu Luxus- und Bedarfsartikeln mannigfacher Art einen nicht unbedeutenden Zweig der Hauptstädtischen Industrie. Vierzehn Luxuspapierfabrikanten (von denen nur vier ausgestellt haben) beschäftigen sich mit Herstellung von Buntdrucken, Ausschlagen und Prägen von Reliefs, Gratulationskarten, Briefbogen u. dgl. Die größere Hälfte dieser Artikel, im Werthe von einer halben Million Mark, wandert nach England, Amerika und sogar Frankreich. Nebenher beschäftigen sich an dreißig Werkstätten mit der Herstellung an Torten- und Bouquetpapieren (sogenanntes Spitzenpapier). Der zunehmende Luxus in Verpackung feiner Waare. (Bildnisse auf Handschuhkästen, Cigarrenkisten, Cartons mit Confectionen) thut das Seine zur Hebung dieser Industrie. Ein ganz bedeutender Zweig derselben ist die Cartonfabrication, namentlich die Herstellung bedruckter und ausgeschlagener Cartons für Photographie. In diesem Artikel hat Berlin die französische Concurrenz aus Deutschland nicht nur zurückgedrängt, sondern macht ihr auch in Nachbarländern (Schweiz, Holland, Rußland) in erfolgreicher Weise das Feld streitig. Deutschland allein consumirt in diesem Artikel eine Summe von mehr als einer Million Mark jährlich.

Ein specifisch Berliner Artikel in diesem Genre sind die Fröbel'schen Spiele; ihre mehrsprachige Gebrauchsanweisung beweist ihre weite Verbreitung. Das Gleiche gilt für die, tausendfältig zu Annoncen verwendeten schwarzen Papierbuchstaben desselben Ursprungs (Werner & Schumann).

In die Kategorie der verzierten Papiere werden auch die zum Theil in derselben Abtheilung ausgestellten Buntdrucke gerechnet. Neben den schäbigsten Artikeln weist die Berliner Industrie die höchsten Leistungen in diesem Genre auf; in erster Linie sind hier die Reproductionen Hildebrandt'scher Aquarellen zu nennen (Verleger Wagner, Urheber Steinbock und Loeillot), welche die einstimmige Anerkennung unserer ersten Künstler gefunden haben. An drei Viertel dieser Erzeugnisse gehen in's Ausland, und es ist bezeichnend, daß unter diesen stark nach Amerika gehenden Exportartikeln die billige und ordinäre Waare überwiegt. Ein in neuerer Zeit einen bedeutsamen Auf-

Digitized by Google

schwung nehmender Artikel der Papierbranche sind die Tapeten. Eine große Zahl von Firmen arbeiten darin; doch nur wenige fabriciren selbst, aber diese in bedeutendem Maßstabe. So fertigt nach dem „Handelsbericht" von 1877 eine Berliner Fabrik gegen eine Million Stück per Jahr und findet ihren Markt, namentlich für die billigen (aber nichts weniger als schlechte) Waare in ganz Deutschland. Die prächtigen Zimmerausstattungen, welche wir in den „Kojen" bewundern, verdanken nicht zum kleinsten Theil ihre Wirkung den stilvollen Tapeten von Lieck und Heyder, deren Ledertapeten den Parisern nicht im Geringsten nachstehen und die selbst bei ihren einfachsten Artikeln edle und stilvolle Zeichnungen, nach besten Mustern der Renaissance aufweisen. Neuerdings hat sich die Cöpenicker chemische Fabrik desselben Artikels mit Erfolg bemächtigt.

Prägnanter, als diese Decoration der Wände fallen bei Musterung der vielbewunderten Zimmereinrichtungen die ausgestellten Möbel in's Auge.

Es gab eine Zeit, wo die Berliner Mahagonimöbel mit ihren dürftigen Anklängen an die Rococoperiode als mustergültig gepriesen wurden. Unbekümmert um diese Aeußerungen bescheidensten Kunstgeschmacks hat sich seit Eintritt der neuen Entwickelungsperiode des Berliner Kunstgewerbes ein bedeutender Umschwung in der Möbelfabrication vollzogen. Der Mahagonistil zieht sich mehr und mehr in die anspruchslosen Gemächer im hinteren Theile unserer Wohnungen zurück; das sogenannte „antik geschnitzte" Büffet mit hölzernen Hasen und Rebhühnern und die ihm verwandten Stühle machen würdigeren Stücken Platz. Die Renaissance macht ihren Einfluß geltend, selbst bei manchen Werkmeistern, deren Geschmacksroheit den Schreiber dieses noch vor wenigen Jahren mit Schauder erfüllte. Ein berufener Kritiker, Ludwig Pietsch, schrieb bereits zwei Monate vor Eröffnung der Ausstellung bei Schilderung des Pariser Museums der decorativen Künste im Pavillon de Flore, daß unsere heimische Kunstindustrie, wenigstens in einigen Zweigen, einen Vergleich mit den dort ausgestellten Stücken bestehen könne, namentlich im Gebiete der Kunstschlosserei, Baudecorationstischlerei und Kunstglaserei. „In den „beiden letztgenannten Zweigen fand ich das Beste, was die Unsern in der Weih„nachtsmesse auszustellen hatten, hier (in Paris) keineswegs übertroffen, ja kaum „erreicht, in sofern es sich nicht um den feinsten und kostbarsten rein künstleri„schen Schmuck gewisser Kunstmöbel handelt, die eigentlich nur als Museums„stücke gedacht und ausgeführt sind."

Die Berliner Ausstellung rechtfertigt diesen Ausspruch in glänzendster Weise, obgleich nicht Alles, was die Möbeltischlerei ausgestellt hat, als mustergültig angesehen werden darf. Die Strebsamkeit auf diesem Gebiete ist um so höher anzuerkennen, als kaum ein Zweig mehr als dieser unter den gedrückten Zeitverhältnissen leidet. Verschiedene moderne Neubauten von Miethshäusern bequemen sich bereits der neuen Richtung in ihren Bautischlerarbeiten an. Ein nicht unwesentlicher Zweig der letzteren: die Parquetboden-Fabrication hat sich trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse mehr und mehr entwickelt. Der „Handelsbericht" erwähnt, daß an 50,000 Quadratmeter Parquetten im Jahre 1877 von 5—6 größeren Firmen geliefert worden sind, und daß diese an Solidität die

Digitized by Google

billigen importirten österreichischen Waaren weit übertreffen! Die Bedeutung der Bau- und Möbeltischlerei illustrirt die Gesammtzahl der darin thätigen Arbeiter: in runder Summe 16,600. Den gleichen Umschwung, wie in der Möbelfabrication, sehen wir in der Ofenfabrication, einer Berliner Industrie ersten Ranges, sich vollziehen. Der in ganz Deutschland beliebte, in seiner Einrichtung solide und zweckmäßige, in seiner Form ziemlich nüchterne weiße „Berliner" Ofen mit seinen Medaillons voller Kaninchen, Hunden, Jägern oder Gärtnerinnen, will zu der tieftonigen Tapete oder den Holztäfelungen der Renaissancezeit nicht mehr passen. Die neue Geschmacksentwickelung verlangt gebieterisch nach Farbe. Die alten würdigen Kachelöfen mit ihrer starken Profilirung, ihrer braunen oder grünlichen Glasur, ihrem mehr oder weniger bunten Schmucke von Figuren und Ornamenten kommen wieder zu Ehren. Danckberg, Titel, Hermann Schmidt suchen sich hierin gegenseitig zu übertreffen; sie haben zum Schmuck der Kojen ihr Bestes beigetragen. Neben ihnen sind Drews und Schuppmann zu nennen. Ein Dorf im Norden der Hauptstadt, Velten, liefert das Rohmaterial, den Thon für die Berliner Oefen; es birgt selbst an dreißig Ofenfabriken und die Zahl der von hier nach Berlin gesendeten Oefen beträgt täglich an 100 Stück (in den besseren Zeiten betrug sie das doppelte); sie finden ihren Absatz nach Rußland, Skandinavien, Süddeutschland, Oesterreich, ja zum Theil sogar nach Spanien.

Eine mit der Ofenfabrication verwandte Branche, die Fayenceindustrie, ist in Berlin noch eine junge Anfängerin. Wer die grandiose Ausstellung französischer Majoliken 1878 in Paris gesehen hat, wird die Berliner Leistungen ziemlich bescheiden finden; aber diese Erstlinge sind vielversprechend. Timm's und Bastanier's mehr künstlerische als technische Leistungen können sich auf jeder Weltausstellung sehen lassen. Ihm schließen sich Oest Wittwe, Drews und Wiese an. Eine höhere geschäftliche Bedeutung hat derjenige Zweig der Porcellan- und Glasindustrie, welcher die zahllosen Bedürfnißartikel unserer Wirthschaft herstellt, die auf künstlerische Form mehr oder weniger Verzicht leisten. Berliner Gesundheitsgeschirr und Berliner Apotheken- und Laboratoriumsartikel und Porcellanköpfe für Telegraphenstangen erfreuen sich einer weiten Verbreitung im In- und Auslande. Gleich bedeutend als technische Leistung sind die Thonröhren (Brandt in Schlesien) und Chamotteretorten, deren größte Oest Wittwe geliefert hat.

Der bedeutendste Zweig der Thonwaaren-Industrie ist aber derjenige, welcher uns nicht nur Feuerungsplätze, sondern das Material zu ganzen Häusern liefert. Wie in vielen anderen Dingen, so ist man auch beim Häuserbau in Berlin auf Surrogate angewiesen. Fern von steinliefernden Gebirgen, benutzte die Stadt in ihrer ersten Zeit die zahlreichen auf ihren Feldern verstreuten Findlingsblöcke, die wir noch heute an den Thürmen der Nicolaikirche erkennen. Bald waren diese Blöcke consumirt und dem weiteren Wachsthum der Stadt wäre damit Einhalt gethan gewesen, wenn nicht die Märker von den Sachsen das Ziegelbrennen erlernt hätten. Dadurch wurden die reichen Thonlager in der nächsten Nähe von Berlin als Baumaterial verwerthbar. Aus dieser simpelsten und primitivsten Thonwaare erwuchs die Stadt, und das, glücklicher Weise nahe

Digitized by Google

gelegene, Rüdersdorf lieferte dazu den nöthigen Mörtel. Aber schon in früher Zeit verstand man den Ziegel in mannigfache Formen zu bringen; er bequemte sich sogar den für Steinmetzenarbeit berechneten gothischen Constructionen an (die heilige Geistkapelle und Nicolaikirche in Berlin zeigen noch interessante Reste solcher Formsteine in ihrem Maßwerk und ihrer Giebelarchitektur). Später schämte man sich des pauvren Materials; der Stein wurde mit Mörtel „verputzt" und heuchelte sogar Sandsteinquadern. Erst Schinkel erweckte den „Rohbau" in dem Gebäude der Bauakademie zu neuem Leben, und bei zahlreichen Privatbauten folgte man diesem Beispiel. So ist der Form- und Verblendstein wieder zu Ehren gekommen. Auf der Ausstellung feiert er seine Triumphe in den beiden von Otzen im gothischen Stile entworfenen reizvollen Interieurs für Wein- und Bierausschank. (Greppiner Werke und Thonwerk bei Schmiedeberg).

Trotz dieses Vorherrschens der Surrogate, zu denen noch die Kunststeine (Schulz u. Co.) zu rechnen sind, hat sich in Berlin eine von Tag zu Tag an Bedeutung zunehmende Industrie entwickelt, die sich die Bearbeitung edler Gesteine zur Aufgabe stellte und deren Besprechung ich hier einflechte. Marcus und Adler benutzen den Marmor zur Bekleidung der Oefen (nach Entwürfen von Ihne und Stegmüller); Schleicher zur Herstellung prächtiger, die Kojen zierender Kamine, Wille verwendet neben Marmor auch Syenit zu gleichem Zweck und mit gleichem Erfolg; Tauchert verarbeitet beide Materialien und Granit zu großen Tischplatten, Denkmälern, Waschtoiletten. Die großartigsten Granitarbeiten liefert aber die Granitschleiferei von Kessel und Röhl, die Urheberin zahlreicher Postamente zu Monumentalstatuen in allen civilisirten Ländern der Welt und sicherlich die größte Anstalt ihrer Art. Die Steinmetzkunst ist in würdigster Weise repräsentirt. Wimmel lieferte einen großartigen Aufbau dahin gehöriger Arbeiten nach Lürßen's Zeichnung, Metzing, Lauenberger und Rathgeber große Fontainen, Plöger die Krönung des stolzen Gebäudes der Germania nach Kayser und Großheim's Entwurf. In Rabitz' „Victoriabelvedere" ist Natur- und Kunststein gleichzeitig zur Anwendung gebracht.

Kunstgewerbliche Leistungen im Gebiete der Porcellan-Industrie weisen nur die Kgl. Porcellanmanufactur und die Berliner Porcellanmanufactur (vorm. Adolf Schumann) auf. Tüchtige Architekten (Fingerling, Luthmer) haben Vorzeichnungen zu manchen erfreulichen Stücken in diesem Gebiete geliefert, die angenehm mit vielen Berliner Schaufensterartikeln (meist unglücklich gewählte Rococoformen mit einigen vergoldeten Rändern und Leisten und möglichst unharmonischen Farben) contrastiren. Inmitten der großartigen Entwickelung, welche die Fayenceindustrie erfahren hat, scheint die Kunstporcellanindustrie noch nicht recht zu wissen, was sie anfangen soll. Am besten sind die Meißner daran, die ihren alten Ueberlieferungen treu bleiben.

Einen kühneren Anlauf in kunstgewerblicher Hinsicht hat die Glasindustrie genommen. Wir danken es Fritz Heckert (Petersdorf) und den für ihn arbeitenden Architekten Heyden, Krämer und Luthmer, daß wir uns nicht mehr zu schämen brauchen, wenn uns die Namen Lobmeyer und Baccarat entgegengehalten werden. Hier ist einmal ein Feld, auf welchem wir

Digitized by Google

originelle Leistungen, die bereits am Strand der Themse und der Seine ihren Absatz finden, aufzuweisen haben. Eingebrannte, tadellos ausgeführte Zeichnungen in weißen oder farbigen Email oder in Gold, auf meist zart gefärbten und decent vergoldeten Gläsern bester Form, bilden den Forceartikel dieser rasch berühmt gewordenen Kunstanstalt; neuerdings versucht sie sich auch in geschliffenen Gläsern.

Höhere Bedeutsamkeit als die Glasschleiferei beansprucht aber jetzt eine andere Technik: die Sandbläserei. Ein Amerikaner, Tillmann, machte vor sechs Jahren die Beobachtung, daß gegen eine Glasscheibe mit Maschinenkraft geblasener Sand dieselbe angreift und matt macht. Glas, mit einer durchbrochenen Papier- oder Metallschablone bedeckt und in dieser Weise angeblasen, wird natürlich nur an den durchbrochenen Stellen der Schablone mattirt und so erhält man eine treue Reproduction des Schablonenmusters. Dieses Muster kann auch mit einer weichen Masse aufgedruckt werden. Die bedruckten Stellen bleiben alsdann beim Anblasen glänzend. So gelingt es, die complicirtesten Muster auf mechanischem Wege glänzend oder matt auf Glas hervorzubringen; unsere Pferdebahnwagenfenster und zahlreiche ornamentirte Scheiben in Berliner Vestibülen legen Zeugniß von der Fruchtbarkeit dieses Verfahrens ab, dessen Bedeutung täglich wächst und sich sogar schon zur Mattirung von Metallen, von Ofenkacheln u. dgl. vortheilhaft bewährt hat. Westphal & Gandter haben in ihrem Gartenglaspavillon (Grunert's Entwurf) gezeigt, was sich sowol mit diesem neuen Verfahren, als auch mit den älteren der Glasätzung, Vergoldung, Versilberung, Glasbiegerei ꝛc. leisten läßt. Ein Prachtstück der Art konnte die Pariser Ausstellung nicht aufweisen. Zum Schluß sei hier noch der Berliner Leistungen in der Glasmalerei und der originellen Heckert'schen Spiegel gedacht, die schon auf der Münchener Kunstgewerbeausstellung Anerkennung fanden. Die Glasmalerei wird nicht allein in dem Kgl. Institut, sondern auch von Privatkünstlern gepflegt. (von Hasselberger und Jessel, Letzterer ist bei der Decorirung verschiedener Kojen in ehrenvollster Weise betheiligt.)

Die übrigen in Glas ausstellenden Etablissements (Wiesauer und Cöpenicker Hütte und die Actiengesellschaft für Glashüttenbetrieb in Charlottenburg liefern vorzugsweise Bedarfsartikel. Ein Luxusglasbetrieb, für welchen die nahe Hauptstadt reichen Absatz böte, hat sich bis jetzt auf den letzteren, speciell dem Berliner Weichbild angehörigen Etablissements nicht entwickeln können, da leider die strenge Durchführung der neuen Gewerbeordnung die künstlerische Heranbildung von Arbeitern fast unmöglich macht. Die Berlin-Aachener Spiegelwaarenmanufactur gehört wol mehr zu Aachen als zu Berlin. Eine besondere Erwähnung verdienen aber die für physikalische und chemische Zwecke gefertigten Glaswaaren von Warmbrunn & Quilitz und Rohrbeck jun., die einen Weltmarkt besitzen.

III.

Während die auf der Ausstellung vertretene Glasindustrie die Mehrzahl ihrer Productionsstätten in der Provinz hat, darf die Metallindustrie als eine durchaus ortsangehörige hingestellt werden. Nirgends treten die segens-

Digitized by Google

reichen Einflüsse des Gewerbemuseums prägnanter hervor, als in dieser Gruppe. Es herrscht in derselben eine anerkennenswerthe Rührigkeit und vollzählig sind die Vertreter der Industrie auf der Ausstellung erschienen, so daß sie sich gegenseitig den Platz, der in der That nirgends so beengt ist wie hier, im buchstäblichen Sinne streitig machen. Glänzend ist die Industrie der Edelmetalle vertreten; sie macht mit den hervorragendsten, in den letzten Jahren gefertigten Jubiläums-, Ehren- und Hochzeitsgeschenken Parade. Freilich hat man diese immer wiederkehrenden Säulen mit den üblichen Sockelfiguren, diese mehr oder weniger glücklich koncipirten, kostbaren Tafelaufsätze schon öfter gesehen. Die Silberarbeiten für den großen Markt sind nicht immer tadelfrei. Es scheint beinahe, als liege hier ein ähnliches Verhältniß, wie in der Keramik vor. Wie dort das edelste Material, das Porcellan in künstlerischer Entwickelung der minder guten Fayence nachsteht, so steht hier die künstlerische Entwickelung der Edelmetallindustrie derjenigen nach, welche die Bronceindustrie und verwandte Zweige gewonnen haben. Erfreulich ist bei den Schmucksachen die Wiederbelebung der besten Formen der Renaissance. Neben alten renommirten Firmen zeichnen sich hier einige junge Kräfte (Schaper, Schade) durch tüchtige Leistungen aus. Berlin ist vorläufig noch nicht Großstadt genug, um dieser Industrie kostspieligster Erzeugnisse fortwährend neue Nahrung zu geben. Der Berliner greift in seiner angeborenen Sparsamkeit lieber zu Surrogaten. Kein Wunder daher, daß die Neusilberwaarenindustrie hier eine ungewöhnliche Entwickelung gewonnen hat. Bis in die neueste Zeit hinein waren die Fabricate derselben vom künstlerischen Standpunkte aus nichts weniger als einwandfrei; in neuester Zeit macht sich auch hier das Streben nach edlerer Form in beachtenswerther Weise geltend, so bei Katsch, Henniger u. A.

Die Silberwaarenindustrie beschäftigt vielleicht 800 Arbeiter; die Broncewaarenindustrie und verwandte Zweige dagegen mehr als zwanzigmal so viel. Unwillkürlich drängt sich hier der Vergleich mit Paris auf. „Wer sich lediglich durchwandelnd dem Eindruck der französischen Bronceausstellung hingibt," sagt Lessing in seinem Bericht über die Pariser Weltausstellung, „wird die Galerie überwältigt von der Pracht des Gesehenen verlassen. Frankreich besitzt eine wirkliche, reich ausgebildete leistungsfähige und von seiner Bevölkerung in Anspruch genommene Bronceindustrie; eine solche besitzen alle übrigen Länder Europa's nicht." Lessing weist den Grund dieser hohen Leistungsfähigkeit der Pariser Bronceindustrie nach in den monumentalen Aufgaben, die man ihr in Ueberfluß stellt und die an zahllosen Staats- und Privatbauten in Paris hervortreten. Solche Aufgaben fehlen unserer heimischen Industrie. Ein französischer Broncekandelaber für 1500 Mark, der auf der Pariser Ausstellung als elfmal verkauft bezeichnet war, stand hier monatelang auf der Bauausstellung ohne einen Käufer zu finden. Unsere Industrie ist genöthigt, sich an Bedarfsartikel zu halten, die einen sicheren Absatz versprechen. Wir haben alle Ursache, zufrieden zu sein, daß wir einen Meister der Kunstgießerei in Gladenbeck besitzen, aus dessen Werkstatt berühmte Kunstwerke (die Statuen Friedrich Wilhelm's IV. und Wilhelm's I. in Cöln, Humboldt's in Philadelphia, Moltke's in Parchim, des Löwentödters auf dem alten Museum ꝛc. ꝛc.) hervorgegangen sind. Wenn wir

Digitized by Google

aber auch den Franzosen in den höchsten Kunstleistungen den Vorrang lassen müssen, so können wir ihnen doch in einfacheren Leistungen, in den Schmuck- und Bedarfsartikeln für das bürgerliche Haus, dreist die Spitze bieten. Ich habe selbst mich davon überzeugt, daß Kronen, Wandleuchter, Kandelaber, Schreibzeuge und ähnliche Bronceartikel bei gleicher Güte und gleicher künstlerischer Ausführung in Paris drei- bis viermal so theuer zu stehen kommen wie in Berlin. Kein Wunder daher, daß bei auswärtigen Aufträgen die Berliner Bronceindustrie die Pariser schon mehrfach aus dem Felde geschlagen hat und daß sie bereits in imposanter Weise nach England, Holland, Italien, Amerika, dem Orient exportirt, namentlich Petroleumlampen, deren Fabrication in Berlin in großartiger Weise entwickelt ist. Man schätzt die Höhe des Exports, die Zinkgegenstände eingerechnet, auf 15 Millionen Mark.

In engster Verbindung mit der Bronceindustrie steht die Zinkindustrie. Die Billigkeit des Materials, die Leichtigkeit seiner Verarbeitung, die Möglichkeit, ihm einen bronceartigen Ueberzug zu geben, haben es zu einem beliebten Surrogate gemacht. Elegante Pavillon's (Thielemann), stolze, wie kupfergetrieben erscheinende Geländer, Säulenkapitäle, gothische Krappen, Fialen, Kreuzblumen, Statuen, groß und klein, werden in Zink gefertigt und verbergen ihr dürftiges Material hinter einem steinähnlichen Anstrich. „Wenn der Berliner die Wahl hat zwischen Marmor und Bronce," sagt ein unter Kunstgewerbtreibenden umlaufendes Scherzwort, „so nimmt er Zink." Man hat gegen den Berliner Zinkguß heftig geeifert und die rohe und unsolide Waare in diesem Material wird jeder Kunstliebende verdammen. Gegen die solideren und geschmackvolleren Arbeiten dieses Genres läßt sich weniger einwenden. Wir müssen mit unserem unbemittelten Publicum rechnen, welches gern 20 Mark für eine geschmackvolle Lampe von broncirtem Zink, wie sie Wild & Wessel, Stobwasser, Rakenius u. A. liefern, ausgibt, aber nicht in der Lage ist, die dreifach höhere Summe für eine Broncelampe anzuwenden.

Eine Branche der Metalltechnik, die Galvanoplastik, zeigt bei bescheidener Entwickelung erfreuliche Leistungen. Zum Theil gehören hierher die berühmten Kopien des Lüneburger Silberschatzes von Vollgold, die imitirten Tulaarbeiten von Grohe, die figürlichen Leistungen von Wiese, Paul & Hoffmann ꝛc. Auf die Emaillen von Laue, die heliographischen Metallätzungen von Falk und die Tulaarbeiten von Peters kann hier nur beiläufig hingewiesen werden.

Eine noch nicht umfangreiche, aber künstlerisch hoch entwickelte Industrie bildet die Berliner Kunstschlosserei. Die Leistungen allererſten Ranges derselben, die den Pariser vielleicht überlegen sein dürften, wie z. B. das Zeughausthor (Entwurf von Hitzig), das Portal des Reichsjustizamtes (Entwurf von v. Moerner), und des Gebäudes der Germania (Entwurf von Kaiser und Großheim) nöthigen zu um so höherer Anerkennung, als diese Industrie erst achtzehn Jahre alt ist. Puls, dem Urheber gedachter Arbeiten und zahlreicher anderer in den Kojen ausgestellter, verdankt sie ihre Entwickelung. Neben ihm thun sich Fabian (zu erwähnen ist das für das Architektenhaus bestimmte Gitter, das Portal für das landwirthschaftliche Museum) und Benecke (be-

sonders mit dem prächtigen Juwelenschrank nach Ihne und Stegmüller's Entwurf) ehrenvoll hervor.

Die verwandte Geldschrankfabrication ist auf der Ausstellung in verschiedenen soliden und zum Theil sogar künstlerisch entworfenen Exemplaren (Architekten Heidecke und Pahlen) vorhanden (Urheber: Arnheim, Lorentz, Löwe, Hartbrich). Als Curiosum mag ein Geldschrank in Cylinderbureauform erwähnt werden (Urheber: Bogdann).

Unmittelbar an diese Gruppe schließen sich die Kochmaschinen, Küchengeräthe, Füllöfen, Badeeinrichtungen, Toilettenstücke, eine Menge des interessantesten Materials in sich bergend, dessen Zweckmäßigkeit und Solidität nicht minder Anerkennung findet, als die an vielen Stücken hervortretende edle Form. Als ein Prachtstück in diesem Genre sei hier das nach Entwürfen von Ihne und Stegmüller construirte Badezimmer von Grove erwähnt. Daß man jetzt selbst für so simple Gegenstände wie luftdichte Ofenthüren die Auslage für eine gediegene, von kunstgebildeten Architekten gelieferte Vorzeichnung nicht scheut (vor zehn Jahren überließ man die Form dem Belieben des Werkführers), mag als hocherfreuliches Zeichen des Fortschrittes in kunstgewerblicher Hinsicht gelten.

IV.

Die Kurz- und Galanteriewaarengruppe ist nicht in allen Branchen gleichmäßig auf der Ausstellung vertreten. Stöcke bilden die Specialität eines Ausstellers (Remmert), der uns sein Fabricat im Rohmaterial (Bambus, Olivenholz u. s. w.) und in allen Stadien der Bearbeitung vorführt. Peitschen, die weit exportirte Specialität eines andern (Alves). Schirme, die über 500 Arbeiter beschäftigen, sind nur durch wenige, aber tüchtige Aussteller vertreten. Stock- und Schirmgriffe gehören zum Theil der Horn-, Meerschaum- und Elfenbeinindustrie an, die etwa 100 Arbeiter zählt, und sich durch den großartigen baumähnlichen Aufbau von Elephantenzähnen und den Billardballpyramiden (von Franck) schon in der Vorhalle bemerklich macht. Figürliche Arbeiten bester Ausführung (Barillot), Meisterstücke der Drechslerei (Ebell), Schildpattfächer mit Goldmalerei (Müller), Bernstein- und Meerschaumarbeiten gediegener Arbeit, ein Elfenbeinsurrogat: das Celluloid, das Corallen, Lapis-lazuli und Malachit in täuschender Weise nachahmt, nehmen hier vorzugsweise das Interesse in Anspruch. Auch Arbeiten aus sibirischen Mammuthzähnen fehlen nicht. Als Surrogat für Elfenbein verwendet man neuerdings, wenigstens zu Billardbällen, das Hartgummi. Ein wichtiger Artikel der Elfenbeinindustrie sind die Claviertasten (Schlick), die Berlin selbst in großer Masse consumirt. Neben diesen ist die hoch entwickelte Knopfindustrie, die zahlreiche Hände beschäftigt, zu erwähnen, ferner die Fabrication von Metallbuchstaben, die in E. Heinecke und Koch u. Bein hervorragende Vertreter aufweist. Eine Menge unscheinbarer, aber den Weltmarkt beherrschender Artikel, wie Kinderpistolen und dünne Metallröhre (Krappe), Portemonnaieschlösser (Lehmann) entgehen der Aufmerksamkeit der meisten Besucher. Sonstige Spielwaaren (Hauptartikel: Blechwaaren, Mili-

Digitized by Google

täreffecten) sind nur unvollständig vertreten. — Ein Zweig, dessen Bedeutung nur Fachmänner kennen, sind die Berliner Photographierahmen, die an 1000 Arbeiter beschäftigen, und fast alle nur denkbaren Genres aufweisen: theils ziemlich roh im Schweizerstil geschnitzte, theils simpel ausgekehlte, gerade Leisten, die nach dem Meter verkauft werden (eine einzige dem Schreiber bekannte Fabrik verkauft jährlich für 1,500,000 Mark solcher Leisten nach England), theils vergoldete Steinpapprahmen, Rahmen in Bronceguß und gepreßtem Metall, in Elfenbein, Horn, theils größere Rahmen für Gemälde und Spiegel, die Dank der von Seiten des Gewerbemuseums ausgeschriebenen Concurrenzen eine anerkennenswerthe Formentwickelung gewonnen haben, und in namhafter Quantität (Werth 2—300,000 Mark) exportirt werden. Im Gebiete der Lederarbeiten weisen wir zwar keinen Klein auf, gleich Wien, aber dennoch genug solide Artikel: Reisekoffer, Reisetaschen, Damentaschen, Cigarrenetuis, Brieftaschen, Portemonnaies ꝛc. Die letztgenannten Artikel erfreuen sich des Exports nach Nord- und Südamerika, England und Rußland. Viel bedeutender als diese Industrie ist die Fabrication photographischer Albums. Diese bilden einen Weltartikel, der über zwanzig, nach andern Angaben dreißig Fabriken und über 1000 Arbeiter beschäftigt. England und Amerika bilden die Hauptabsatzquellen, an diese schließen sich die englischen Colonien der ganzen Welt an. Die Höhe des Exports in Geldwerth wird sehr verschieden angegeben; sicher übersteigt sie weit eine Million Mark. Verschiedene Fabriken arbeiten ausschließlich für den Export, namentlich feinerer Albums; in Deutschland finden nur die billigen Absatz. Die zahlreichen Albums, welche als „souvenirs“ von unseren wackern Landsleuten aus England nach dem Continent gebracht werden, sind ausnahmslos heimisches Fabricat. Leider ist diese Branche sehr unvollständig auf der Ausstellung vertreten; sie gewährt nicht entfernt ein Bild der wirklichen Fabrication.

Der Berliner Pianofortebau nimmt eine hervorragende Stellung ein, er hat dieselbe trotz der ungünstigsten Zeit behauptet und von Jahr zu Jahr mehr Boden im In- und Auslande gewonnen. Der Handelsbericht gibt die Zahl der für 1877 gefertigten Pianinos (der bei den räumlichen Wohnungsverhältnissen in Berlin bevorzugten Instrumentenform) auf 7000 an. Leider ist diese Industrie auf der Ausstellung ungenügend repräsentirt. Unter Andern vermißt man Bechstein, den renommirtesten von Allen, nur ungern. In Folge seines Ausbleibens sind Flügel, in denen er einen Weltruf genießt, nur schwach vertreten. Außerdem macht die den musikalischen Instrumenten eingeräumte Halle decorativ einen ziemlich nüchternen Eindruck. Manche Instrumente stehen vor der nackten Holzwand, manche vor einer rothen Draperie, andere wieder vor möglichst unpassend gewählten blauen oder geblümten Tapetenhintergründen. Erfreulich sind diesen Geschmacklosigkeiten gegenüber zwei nach Entwürfen von Luthmer gearbeitete Pianinokästen in Renaissancestyl von Krause. Die Herstellung der einzelnen Instrumententheile ist mehrfach Gegenstand besonderer Specialbranchen. Eine liefert die Mechanik, andere Hammerköpfe, eine dritte die Broncenbeschläge, eine vierte die Bildhauerarbeiten. Nicht unerwähnt dürfen die auf mechanischem Wege zu spielenden Instrumente bleiben, vom Orchestrion bis zum Leierkasten. Letztere bilden zwei große Obelisken in

unmittelbarster Nähe der glänzenden Gruppe der Militäreffecten, so daß die Bedarfsartikel der activen und mancher — invaliden Militärs trotz der Gruppentrennung freundnachbarlich vereinigt sind.

V.

Der Instrumentengruppe reihen sich, dem Katalog nach, die Maschinen an. Die Maschinenindustrie Berlin's bildete einst den Stolz der Hauptstadt. Mit Genugthuung wies man hin auf den Wald dampfender Schlote, die sich in der Chausseestraße in der fast ununterbrochenen Folge benachbarter großartiger Maschinenbauanstalten aneinanderreihen. Die Schlote stehen noch, aber viele derselben haben aufgehört zu rauchen. Die wachsende Concurrenz drückte die Preise, und die verfehlten Speculationen der Gründerperiode führten vielfach zu dem Ruin derjenigen Unternehmungen, auf deren Bestellungen die Maschinenfabriken vorzugsweise angewiesen sind. Der Bericht über den Zustand der Maschinenindustrie Berlin's im Jahre 1877 ist eine traurige Jeremiade. Borsig zählt nur 900 Arbeiter (an Stelle von 2000 1874) auf, und nicht mehr als vierundvierzig, obenein mit Verlust gelieferte Locomotiven, an Stelle von vielleicht 150, die die Anstalt fertigen könnte. Auf der Ausstellung ist Borsig durch keine Locomotive, aber durch zwei stationäre Maschinen exquisitester Arbeit, einen neuen Kessel mit Dampf von 10 Atmosphären Ueberdruck (von der früher herrschenden Furcht vor solchen hohen Dampfspannungen ist man jetzt gänzlich zurückgekommen) und eine Anzahl trefflicher gepreßter Schmiedestücke vertreten. Wöhlert stellt nur eine Tramwaylocomotive aus. Die Glanzpunkte der Maschinenausstellung bilden die in der märkisch-schlesischen Maschinenbauanstalt, vormals Egells (Director Jüngermann), prachtvoll gearbeitete Schiffsmaschine von 2800 Pferdekräften, bestimmt für die noch unvollendete Panzercorvette C der deutschen Marine, die noch vor Kurzem ihre Schiffe und Maschinen vom Auslande bezog, aber jetzt Dank der gedachten Anstalt und dem Vulkan (in Stettin) vom Auslande sich emancipirt hat; ferner die tausendste Locomotive der ehemals Schwartzkopff'schen Maschinenfabrik (jetzt Actiengesellschaft). Außer letzterer hat diese Fabrik ihre vielseitige Leistungsfähigkeit durch eine Collection anderer Maschinen, Dampfmaschinen, Pumpen, trefflich gegossener Stirnräder, gepreßter Schmiedearbeiten, verzinkter Eisenträger ꝛc. illustrirt. Ein für den Kleinbetrieb hochwichtiger Motor neuer Art, der deutschen Bestrebungen seine jetzige Vervollkommnung verdankt und in der deutschen Abtheilung in Philadelphia allgemeine Anerkennung fand, die Gaskraftmaschine ist auf der Ausstellung in zwei Exemplaren vertreten (O. Henniges). Als ganz neu müssen aber die elektrischen Motoren von Siemens hingestellt werden. Hierher gehört ein fester Motor, der einen Webstuhl treibt und eine Locomotive, die auf einer kleinen Eisenbahn Personen befördert. Die bewegende Kraft wird in beiden Fällen durch Magnete erzeugt, zwischen denen durch Dampfkraft Kupferdrahtrollen in rasche Rotation versetzt werden. Die dadurch erzeugte Elektricität wird durch Leitungsdrähte nach dem eigentlichen Motor geführt (bei der Eisenbahn werden die Schienen zur Leitung benutzt). Der erzielte Effect ist etwas über ein Drittel der zur Erzeugung der Elektricität aufgewendeten Dampfkraft.

Digitized by Google

Das System dürfte von Nutzen sein, wenn es gilt, eine vorhandene Wasserkraft, die in anderer Weise nicht nutzbar zu machen ist, durch elektrische „Wirkung in die Ferne" zu verwerthen.

Von den zahlreichen Werkzeugmaschinen sind zu erwähnen die zur Herstellung von Geschossen dienenden von Wedding, ferner die nach amerikanischem System gefertigten, für Waffen- und Nähmaschinenindustrie ꝛc. von L. Loewe, die Drehbänke und der Schmiedehammer von Hasse, die Fraisemaschinen von Kärger, die Hebel-, Bohr- und Fügemaschinen von Sentker. Von Interesse sind ferner die Schnellpressen und Maschinen für Bergwerke, Spinnerei, Zeugdruckerei ꝛc. und die auf den Höfen aufgestellten Pumpvorrichtungen und Trägerwellblechdächer (Lehmann und Kammerich).

In deren Nähe befindet sich die aus einem Stück gewalzte Kupferplatte von 16,7 m Länge, 2,05 m Breite und 5 mm Dicke, eine erstaunliche Leistung des berühmten Kupfer- und Messingwerks von C. Heckmann, der außerdem in der Halle eine von allen Fachmännern bewunderte riesige Vacuumpfanne von Kupfer, neben zahlreichen kupfernen Maschinentheilen, Röhren ꝛc. ausstellt. Hier ist auch die Goldschmiedewerkstatt von Leonhardt u. Fiegel untergebracht; die Producte der renommirten Borchert'schen Messingwerke haben dagegen in der Gruppe für Metallindustrie Platz gefunden.

Von gleicher Bedeutung für Zuckerfabriken wie Heckmann's berühmte Vacuumpfannen sind Fesca's Centrifugalapparate. Dieselben dienen aber auch andern technischen Zwecken; sie finden Verwendung beim Trocknen der Wäsche, bei der Entrahmung süßer Milch ꝛc. Von Leistungen des Eisengusses seien hier die Wasser- und Gasröhren von Freund, die Hartgußwalzen von Hummel, die Wellenleitungs- und Nähmaschinentheile der Berlin-Anhaltischen Maschinenbau-Gesellschaft, und die offene eiserne Halle und der Gartenpavillon von Rössemann und Kühnemann erwähnt. Neben ihnen zeichnen sich Hahn und Huldschinsky durch treffliche gezogene und gewalzte Röhren aus. Letzterer lieferte ferner einen technisch höchst interessanten Sicherheits-Röhrenkessel, der mehr Röhre als Kessel ist. Auf die sonstigen zahlreichen, zu den mannigfaltigsten Zwecken dienenden ausgestellten Maschinentheile, Werkzeuge ꝛc. hier einzugehen, verbietet der beschränkte Raum. Sehr vollständig sind die landwirthschaftlichen Maschinen vertreten (Eckert, Baermann). In dieser Branche arbeiten etwa vier Fabriken mit 600 Arbeitern, ihre Producte finden Absatz nach Rußland, Oesterreich und Ungarn ꝛc. Diesem Genre schließt sich Schlyckeisen mit seinen wohlbekannten Ziegel- und Röhrenpressen an. Eine andere Specialität: Krahne (darunter ein fahrbarer Dampfkrahn für Eisenbahnen, Flaschenzüge und andere Hebewerkzeuge) repräsentirt in großer Mannigfaltigkeit E. Becker. Weniger vollständig haben die Nähmaschinenfabriken ausgestellt. Berlin erzeugt bei gewöhnlichem Geschäftsgang jährlich an 80,000 Nähmaschinen und exportirt solche nach allen Staaten Europa's, nach Südamerika ꝛc.

Ebenso stark wie der Maschinenbau leidet der Wagenbau Berlin's unter der Ungunst der Zeit. Die größte Wagenbauanstalt (Actiengesellschaft, vormals Neuß), die auf die jährliche Production von 300 Wagen eingerichtet ist, setzte,

Digitized by Google

dem Handelsbericht nach, 1877 nur 81 Wagen ab. Eisenbahnwagen werden, seitdem die berühmte Pflug'sche Anstalt liquidirt hat, in Berlin gar nicht mehr gebaut[1]), Pferdebahnwagen, für welche die Stadt selbst bei dem großartig sich entwickelten Pferdebahnsystem einen Absatz böte, nur wenige (Kühlstein). Hauptartikel sind Luxuswagen, Post- und Arbeitswagen; Export (früher nach Rußland und Amerika) ist fast gleich Null. Dennoch beschäftigt der Wagenbau, der auf der Ausstellung sehr gut vertreten ist, noch über 1000 Arbeiter.

VI.

Einen Glanzpunkt der Berliner Ausstellung bilden die wissenschaftlichen Instrumente. Diese zerfallen in drei Gruppen, die chirurgischen, die mathematisch-physikalischen Instrumente und die Uhren.

Die Herstellung der chirurgischen Instrumente verlangt eine Vielseitigkeit der mechanischen Leistungsfähigkeit, wie wenige andere Techniken. Der Messerschmied, der Mechanikus, der Leder- und Kautschukarbeiter, der Möbeltischler, Polsterer und Zinkgießer ꝛc. werden hier gleichzeitig in Anspruch genommen, um die Hilfsinstrumente des heilkundigen Arztes, des Gebrechlichen, des Kranken und des Invaliden zu liefern. Windler's Ausstellung bietet ein glänzendes Bild dieser Vielseitigkeit, neben ihm ist Detert und Goldschmidt (mit seinen Geräthen aus Weich- und Hartgummi) und Hauptner mit seinen thierärztlichen Instrumenten zu nennen. Die Berliner chirurgischen Instrumente werden in namhaftem Grade nach Rußland, den Niederlanden und Amerika exportirt und haben die französischen Artikel gleichen Genres auf dem deutschen und russischen Markte verdrängt.

Eine Uhrenfabrication en gros weist Berlin nicht auf, wol aber besitzt die hier domicilirende Firma Eppner ein großartiges Etablissement zur Herstellung von Uhren in Silberberg, in welchem sowol treffliche Taschenuhren elegantester Form, als auch Chronometer, Regulatoren und Thurmuhren verfertigt werden. Die Thurmuhren bilden auch eine Specialität von Rochlitz, die astronomischen Uhren eine solche der Firmen Erben und Hartmann, die übrigen Firmen haben hauptsächlich neben einzelnen Chronometern die beliebten Salonregulatoren ausgestellt.

Die Ausstellung der Mechaniker und Optiker ist der Art, daß sie selbst die Pariser Ausstellung in der gleichen Branche überstrahlt. Wir finden allerdings hier nicht den kolossalen Platinregulus von St. Claire Deville, auch nicht dessen, aus gleichem Material gegossenen Normalmeterstäbe, auch nicht die gewaltigen Rohlinsen aus Crown- und Flintglas von 22 Zoll Durchmesser, auch nicht König's (eines in Paris ansässigen Deutschen) wundervolle akustischen Apparate, aber dafür sehen wir eine Reihe Meisterstücke der Mechanik, welche die Pariser Ausstellung in der Art nicht aufwies, so das Universaldurchgangs-

[1]) Der auf der Ausstellung befindliche Eisenbahnwagen ist Nürnberger Ursprungs und dient nur als Träger des eigentlichen Ausstellungsobjects der Berliner Gasbeleuchtungsvorrichtungen (von J. Pintsch), die sich in neuerer Zeit immer mehr einbürgern.

Digitized by Google

instrument nach Förster (von Bamberg), dessen Libelle noch bis auf eine Sekunde ($^1/_{3600}$ eines Grades) genau ist, die Spectralapparate und Polarisationsapparate von Schmidt & Hänsch, die elektrischen Instrumente von Siemens u. Halske, die Meisterstücke der Glasbläserei: die Luftpumpen und Spectralröhren von dem um die Entwickelung dieser Branche hochverdienten kürzlich verstorbenen Dr. Geißler, die musterhaft gearbeiteten mineralogischen und die zum Theil selbstregistrirenden meteorologischen Instrumente, die Dünnschliffe und Heliostaten von Fueß, die Hilfsmittel für den physikalischen und chemischen Unterricht, welche bereits zu einem Fabricationsartikel geworden sind, der nach allen Ländern (selbst nach Japan) exportirt wird.

Die für die Leistungsfähigkeit der einzelnen Branchen so wichtige Theilung der Arbeit tritt in dieser Gruppe in auffallendster Weise hervor. Da haben wir, außer den oben Erwähnten, Specialisten für ophtalmologische Instrumente (Dörffel, Sydow, Meßter), für chemische Waagen (Reimann, Hasemann, Müller), für Nivellirinstrumente, Theodolithen u. dgl. (Bamberg, Sprenger, Wannschaff, Bonsack, Meißner), für Compasse (Bamberg) und Normalmeterstäbe, für Reißzeuge (Dörffel), Barometer (Berg hat deren eine interessante historische Sammlung ausgestellt), für Mikroskope (Schmidt u. Hänsch, Schieck, Kayser, Klönn, Müller, Teschner), für elektrische Lampen und Inductoren (Kayser u. Schmidt).

Den Brennpunkt des Interesses für das Publicum bilden die Apparate der Weltfirma Siemens & Halske, deren Partner Dr. Siemens, der einzige Industrielle ist, welcher die Ehre hat, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften zu sein, und dessen Fruchtbarkeit in dieser Ausstellung zum glänzendsten Ausdruck gelangt. Da figuriren die allgemein verbreiteten Spiritusmeßapparate (Separatfirma Siemens u. Comp.), die Signalsysteme mit Sicherheitsvorrichtungen für Eisenbahnen, und die eigentlichen elektrischen Apparate mannigfachster Art, so die, einen Webstuhl und die oben erwähnte Eisenbahnlocomotive in Bewegung setzende oder lichtentwickelnde dynamo-elektrische Maschine, die Vorrichtungen zur Benutzung des elektrischen Lichts auf Leuchtthürmen und im Belagerungsdienste, der Chronograph, der die Geschwindigkeit einer Büchsenkugel an verschiedenen Stellen des Laufs bis zu einer Millionstel Secunde genau notirt, das Selenphotometer, welches die Stärke des Lichts durch Veränderung der Leitungsfähigkeit einer Selenplatte mißt, der elektrische Grubengasmelder, die zahlreichen Proben von Kabeln, von welchen Siemens bereits Tausende von deutschen Meilen untermeerisch und unterirdisch gelegt hat, von Telegraphenapparaten ꝛc. Von besonderem Interesse ist die neuerdings mit Erfolg versuchte praktische Einführung des elektrischen Lichts. Man kann das Leuchtgas direct verbrennen und zur Lichtentwicklung benutzen oder aber damit eine von den obenerwähnten Gasmaschinen speisen und durch Rotation elektrisches Licht entwickeln. Der Lichteffect soll im letzteren Falle $3^1/_2$ mal größer sein; aber die Nebenkosten (z. B. für Jablockkofferzen) sind etwa $2^1/_2$ mal so hoch als die Kosten für verbrauchtes Gas, außerdem kommen noch bei den Gesammtkosten die Beschaffung und Unterhaltung der Maschinen in Betracht.

Digitized by Google

VII.

Gleiche Beachtung wie die Abtheilung der wissenschaftlichen Instrumente verdient die Abtheilung der Chemikalien.

Die hochentwickelte chemische Industrie Berlin's hat ursprünglich eine pharmaceutische Basis. Vor Zeiten stellte sich jeder Apotheker die für medicinischen Gebrauch nöthigen Chemikalien selbst her. Die Kostspieligkeit der Herstellung im Kleinen veranlaßte aber strebsame Glieder der Gilde, im Großen zu arbeiten und den Ueberschuß an ihre kleineren Collegen abzugeben; so erwuchsen aus einzelnen Apotheken chemische Fabriken. Riedel's Fabrik pharmaceutischer Präparate und Schering's chem. Fabrik auf Actien lassen diesen pharmaceutischen Ursprung noch heut deutlich erkennen. Erstere steht noch in Verbindung mit der Schweizer Apotheke, letztere hat sich jedoch von der Mutteranstalt, der grünen Apotheke, getrennt und neben den pharmaceutischen Präparaten: Chloroform, Chloral, Salycilsäure, Carbolsäure, Jod ꝛc. ꝛc. die Fabrication photographischer Chemikalien, die einen Weltartikel bilden, mit entschiedenem Erfolg in die Hand genommen. Neben dieser Fabrikation wuchs bald eine andere Industrie heran, welche sich mit der Herstellung beliebter Medicamente en gros befaßte. Dahin gehören die Malzextracte mit und ohne Eisen, die „Chinaweine", die verschiedenen Sorten von Fichtennadelpräparaten, („Nadelwaldluft", „Coniferenliqueur") die nach Angabe ihres Ausstellers Se. Maj. der Kaiser täglich benutzen soll, die en gros-Darstellung verschiedener Pillen, Pflaster und anderer Artikel, die zum Theil mehr dem Wohle des Fabrikanten und seiner Zwischenhändler als dem Wohl der leidenden Menschheit gewidmet sein dürften. In enger Verbindung damit steht die Herstellung von Toilettenartikeln, die in Berlin eine ganze Reihe von Specialisten beschäftigen, unter denen sogar einer sich ausschließlich mit der Herstellung von Artikeln für die Theatertoilette befaßt. Selbstverständlich bildet bei diesen Artikeln auch die von Liebig als Culturmaßstab hingestellte Seife eine Hauptrolle. Die Fabrikanten derselben zeichnen sich, gleich den Conditoren, trotz der scharfen Philadelphiacensur noch immer durch die Neigung aus, ihrem, allerdings plastischen, aber dennoch der Vertilgung gewidmeten Material möglichst monumentale Formen zu geben, und so erblickt man denn wiederum die üblichen Kaiserbüsten und Obelisken aus Seife auf der Ausstellung. Lichte stellt nur die älteste Berliner Stearinlichtfirma (Motard) aus. Der Aufschwung der Lampenfabrication und der großartige Petroleumimport hat natürlich diese Industrie beeinträchtigt, aber keineswegs sind dadurch die älteren Leuchtstoffe außer Cours gesetzt. Die Ausstellung von Herz und der Berliner Producten- und Handelsbank beweist, daß noch Rüböl in großem Stile fabricirt wird, letztgedachte Firma liefert davon jährlich 160,400 Ctr.

Mit der Stearinfabrication steht eine andere Industrie im Zusammenhange, die Raffinirung des Glycerins, welches bei der Stearinfabrication als Nebenproduct fällt; es bildet eine Branche der Schering'schen Fabrik und die Hauptaufgabe einer Firma Jaffé u. Darmstädter. Der Stoff findet massenhafte Verwendung zur Herstellung von Extracten, gewissen pharmaceutischen Präpa-

Digitized by Google

raten, zum Versetzen von Wein, Bier, Liqueur, Limonade, hauptsächlich aber zur Fabrication des wirksamsten Sprengstoffes, des Nitroglycerins.

Der großartige Bedarf an Parfümerieartikeln und Liqueurs hat eine Industrie in's Leben gerufen, die hier ebenfalls umfangreich cultivirt wird: die Fabrication ätherischer Oele.

Von gleicher Bedeutung ist die Industriebranche, welche nicht für den Gaumen und die Nase, sondern für's Auge arbeitet: die Farbenfabrication. Berlin zählt, von Theerfarben ganz abgesehen, sechs namhafte Farbenfabriken, welche Farben für Zwecke der Oelmalerei, des Anstrichs, der Wachstuch-, Buntpapier-, Tapeten- und Blumenfabrication liefern, an 150 Arbeiter beschäftigen und ihre Producte nach England, Belgien, Italien, Rußland und Nordamerika absetzen. Die Höhe des Exports wird auf etwa 500,000 Mark jährlich angegeben. Auf der Ausstellung sind alle Branchen vertreten, Farben für Kunstmalerei (Heyl, Möwes), für Tapetenfabrication u. dgl. (Heyl, Beringer). Neben ihnen figuriren die gefärbten und ungefärbten Lacke für Metallindustrie (Lewisson), für Wagenbauer und Blechwaaren (Sarre).

Die Theerfarben, im Publicum auch unter dem Gattungsbegriff Anilinfarben bekannt, bilden erst seit ca. 10 Jahren eine Berliner Specialität, Dank den Bestrebungen der Actiengesellschaft für Anilinfarbenfabrication (Director Martius), obgleich eigentlich in Berlin die ersten Anilinfarben erfunden wurden (Runge 1834). Lange Zeit war die Färberei bei Erlangung organischer Farbstoffe auf die Pigmente angewiesen, welche uns die gütige Mutter Natur direct liefert, z. B. den Indigo, die Cochenille, den Krapp. Dank den Forschungen der modernen Chemie haben wir uns von dieser Abhängigkeit frei gemacht. Es gelang, aus dem stinkenden, schmutzigen, schwarzen Steinkohlentheer, von dem die Gasanstalten unserer Hauptstadt allein an 30 Millionen Pfund jährlich als Nebenproduct gewinnen, eine wunderbare Mannigfaltigkeit von künstlichen Farben herzustellen, die durch ihre Leuchtkraft das Auge blenden, ja fast beleidigen. Durch A. W. Hofmann's Forschungen wurde der Boden zu dieser wichtigen Industrie gelegt; sie entwickelte sich anfangs in England und Frankreich, später aber großartiger in Deutschland. Nach Dr. Post betrug der Werth der im Jahre 1874 in Deutschland fabricirten Anilinfarbstoffe 12,400,000 Mark, der in der Schweiz 5,600,000 Mark, der in Frankreich fabricirten ebenso viel, der in England fabricirten 7,200,000 Mark. Jetzt ist die Fabrication noch mehr gestiegen. Die Reichsstatistik beziffert die Ausfuhr von Anilin und Anilinfarben im Jahre 1877 auf 16,130 Ctr. gegen 11,041 im Jahre 1876.

Bald trat zu der Anilinfarbenfabrication die künstliche Herstellung des Alizarins durch zwei Berliner Chemiker (Gräbe und Liebermann 1868), eine Erfindung, die eine großartige Industrie (merkwürdiger Weise außerhalb Berlin's, am Rhein) in's Leben rief, so daß Deutschland bereits 1874 für 12,000,000 Mark Alizarin fabricirte und dem französischen Krappbau, der im Durchschnitt jährlich an 23 Millionen Kilo Krapp erzeugte (im Werthe von ebenso viel Millionen Francs) den sicheren Untergang droht.

Die Urstoffe für die Fabrication dieser Farben, Benzol, Naphthalin und Anthrazen, sieht man in der unscheinbaren, aber interessanten Ausstellung des

Etablissements zur Theerverarbeitung von J. Rütgers, der außer seiner Anstalt zu Erkner bei Berlin noch Filialen in Angern bei Wien, in Dresden, Breslau und Rotterdam besitzt und jetzt 22,500,000 Kilo Theer jährlich zur Verarbeitung bringt. Aber nur klein ist die Menge der aus dieser ungeheuren Masse Rohstoffe gewonnenen Materialien für die Farbenindustrie; sie beträgt an Benzol und Toluol (für die Anilinfarbenfabrication) 200,000 Kilo, an Anthrazen (zur Alizarinherstellung) 50,000 Kilo. Reicher ist die Ausbeute an Naphthalin (900,000 Kilo), das ebenfalls zur Darstellung künstlicher Farbstoffe (u. A. das neuerdings sehr beliebte Eösin, entdeckt von Beyer) verwendet wird.

Die übrigen in größter Masse fallenden Producte finden mannigfachste Verwendung: das Steinkohlenpech zur Herstellung von Asphaltpflaster, Briquetts ꝛc., die sogenannten schweren Oele zur Conservirung von Telegraphenstangen und Eisenbahnschwellen. Die Zahl der in Rütgers Anstalt theils mit Theer, theils mit Chlorzink imprägnirten Schwellen beträgt an 14 Millionen. Blendender als diese technisch hochwichtigen, aber unscheinbaren Stoffe erscheinen die aus ihnen hergestellten Anilinfarben. Mannigfaltigkeit der Tinten, colossale Tingirungskraft und Leichtigkeit der Anwendung zeichnen sie in gleichem Grade aus und machen sie zu einem Liebling der in Färberei dilettirenden Hausfrauen. Immer weiter breiten sich diese Farben aus, selbst Perser, Inder und Japaner färben jetzt damit zum Theil ihre Teppiche und Strohmatten, und es wäre dagegen Nichts einzuwenden, wenn nicht manche der Farben gar zu widerlich bunt erschienen und die Farbenharmonie eines Musters gänzlich zu zerstören im Stande sind, und wenn sie im Lichte nicht gar so schnell verblichen. Letzterer Umstand fällt freilich bei Artikeln, die ohnehin eine kurze Lebensdauer haben (ein Ballkleid, ein Paar Handschuhe), nicht wesentlich in's Gewicht, desto mehr der erstere. Insofern ist die Erfindung der künstlichen Alizarinfarbstoffe kunstgewerblich von immenser Bedeutung. Diese Farbstoffe sind echt, von ruhiger künstlerischer Wirkung und bereits ist es gelungen, neben den rothen Nüancen auch violette, blaue und gelbe darzustellen.

Aelter als diese Fabrication ist eine andere chemische Branche, welche die in großen Massen nöthigen Materialien für die Seifenfabrication (Soda), und die in tausend Techniken nothwendigen Säuren, Alkalien und Salze liefert. Die Sodafabrication hat durch die englische, unter günstigeren localen Verhältnissen arbeitende Concurrenz erhebliche Einbußen erlitten; dagegen gedeiht die Verarbeitung der Gaswässer auf Ammoniaksalze, die Chlorkalk- und Schwefelsäurefabrication (Kunheim u. Co.) und die Verarbeitung der berühmten Staßfurther Abraumsalze auf Kalipräparate (Cöpenicker chem. Fabrik).

Nebenher sei noch der Fabrication der Dungstoffe, der Beizstoffe für Färber- und Hüttenproducte, die ebenfalls auf der Ausstellung vorhanden sind, und zum Schluß einer, speciell in Deutschland gepflegten und auf der Ausstellung in glänzendster Weise durch Kahlbaum u. Co. (Chemiker Dr. Pannow und Dr. Krämer) vertretenen Branche gedacht: der Herstellung wissenschaftlicher chemischer Präparate als Hilfsmittel für den Unterricht und für die Forschung, Stoffe, welche 1876 auf der internationalen wissenschaftlichen Ausstellung in London ebenso viel Ehre ernteten, als die deutschen wissenschaftlichen Instrumente.

Digitized by Google

Der Gesammtexport Berliner Chemikalien beläuft sich jährlich auf 12 bis 15 Millionen Mark. Man rühmt es Frankreich nach, daß die wahrhaft ungeheuren Summen, die zur Errichtung großartiger Bauten und Denkmäler und zum Ankauf von Kunstwerken ausgegeben werden, eine brillante Capitalsanlage sind, die sich durch imposante Entfaltung seiner Kunstindustrie tausendfältig lohnt. Ebenso gut kann Deutschland geltend machen, daß die Summen, welche es auf Förderung der Wissenschaft verwendet, keineswegs verlorene Gelder sind.

Ich bin am Schluß. Einige unserer wichtigsten Industriebranchen, die Buchdruck- und Bindekunst und die Nahrungs- und Genußmittelfabrication, welche letztere in der Hauptstadt der Intelligenz viel großartiger entwickelt ist als erstere [1]), kann ich nur streifen.

Es war nicht die Absicht vorliegenden Artikels, den überaus umfangreichen Gegenstand zu erschöpfen. Der beschränkte Raum einer periodischen Zeitschrift gestattet keine eingehende Behandlung, sondern nur eine, auf Grund der gewonnenen Informationen mehr oder weniger ausgeführte Skizze. Das Geschilderte dürfte aber hinreichen, die Weltbedeutung Berlin's als Industriestadt klar zu legen.

Die heftigen Angriffe, die die deutsche und speciell die Berliner Industrie in jüngster Zeit erfahren hat, haben viele unserer tüchtigsten Industriellen an sich und ihren Leistungen irre gemacht. Beim Anblick der Ausstellung dürften sie ihr Selbstvertrauen wiedergefunden haben.

Insofern werden die schweren Opfer, die sie für die Ausstellung in schwerer Zeit gebracht, nicht verloren sein. Froh können sie im Anblick des Geleisteten ausrufen:

„Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß!"

Berlin, Ende Juni 1879.

---

[1]) Als Illustration für den Umfang des letzteren möge die Angabe dienen, daß Berlin 1878 101,698,736 Liter Bier verschiedener Art fabricirt hat im Durchschnittswerth von 25 Millionen Mark. Sprit und Liqueur exportirt Berlin nach allen Welttheilen; im Jahre 1878 betrug die Höhe des Exports $9^1/_2$ Millionen Mark.

Haugwitz und Hardenberg.

Von

Dr. **Paul Bailleu** in Berlin.

Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Herausgegeben von Leopold von Ranke. 5 Bände. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1877.

Bei dem Erscheinen der „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg" von dem Herausgeber der „Rundschau" zu einer Besprechung derselben eingeladen, bemerkte der Verfasser, indem er die Darstellung Hardenberg's an der Hand der Acten des Geh. Staatsarchivs prüfte, daß zwischen beiden ein Widerspruch obwaltete, der ihn zu einer eingehenderen Untersuchung und ausführlicheren Darstellung anregte. So wurde aus der Besprechung allmälig ein umfangreicher Aufsatz — zugleich Kritik und Darstellung, — dessen Veröffentlichung jedoch durch Gründe, die außerhalb des Verfassers liegen, bis jetzt verzögert wurde. Inzwischen gestatteten die Untersuchungen Duncker's und Lehmann's, welche gleichfalls die geringe Zuverlässigkeit der Denkwürdigkeiten ergaben, aus dem folgenden Aufsatze hie und da eine kritische Bemerkung zu entfernen, während andererseits die Durchsicht der Berichte des Grafen Metternich aus Berlin, die dem Verfasser im Sommer 1877 in Wien erlaubt war, einige Hinzufügungen wünschenswerth machte.

Nach dem Frieden von Tilsit hatte Hardenberg, vor dem Hasse Napoleon's weichend, auf sein Amt als erster Minister verzichten und den preußischen Staat verlassen müssen. Im Jahre 1808 war er wieder zurückgekehrt und hatte seinen Aufenthalt in Tilsit genommen; er bewohnte die Gemächer, in denen Napoleon und Alexander den Frieden unterhandelt und abgeschlossen haben. Hier war es, wo er in stiller Zurückgezogenheit, ohne Antheil an den Staatsgeschäften und ohne Ahnung der großen Zukunft, die ihn noch erwartete, die Denkwürdigkeiten über seine Staatsverwaltung niederschrieb, keineswegs nur um seine Kunde von den Begebenheiten der Nachwelt zu übermitteln, sondern, wie er selbst nicht

Digitized by Google

ansteht auszusprechen, um sich gegen die mannigfachen Beschuldigungen zu vertheidigen, die in der Literatur des Tages gegen seine Politik erhoben wurden. Indem dadurch die Denkwürdigkeiten, wie das einmal zu geschehen pflegt, zugleich eine Rechtfertigung für ihren Verfasser und eine Anklage wider seine Gegner wurden, so ergibt sich von selbst, daß die thatsächlichen Angaben nicht selten unzuverlässig, immer aber höchst unvollständig sind. Durchdrungen von dem Bewußtsein der Reinheit seiner Bestrebungen, aber niedergedrückt von dem Mißlingen derselben und dem Unglück seines Vaterlandes, sucht Hardenberg die Ursachen davon nicht in seiner eigenen Haltung, die doch keineswegs fehlerlos war, noch auch in dem großen Zuge der Ereignisse, der so oft zu einer Alles beherrschenden Nothwendigkeit wird; er findet die Verschuldung nur in der Schwäche und Falschheit seiner Widersacher: Haugwitz und Lucchesini, Lombard und Beyme sind es, die seine Politik kreuzen und damit den preußischen Staat dem Untergang entgegenführen. Den Gegensatz ihrer politischen Ansichten, der erst mit dem beginnenden Unglück selbst zum Durchbruch kam, überträgt seine Darstellung in Zeiten, wo er in seinem Inneren kaum vorhanden, jedenfalls aber nicht wirksam zu Tage getreten war. Und doch erscheint Hardenberg sich als die Kassandra, die das Verhängniß kommen sah, es abzuwenden strebte, aber an dem Unglauben und der Falschheit ihrer Umgebungen scheiterte. Eine jede Darstellung jener Epoche wird dies Verhältniß scharf im Auge behalten müssen: sie wird aus der Fülle der Thatsachen, welche die Denkwürdigkeiten enthalten, prüfend und ergänzend schöpfen können; die Urtheile und Ansichten, welche Hardenberg, ein halber Emigrant, über seine Gegner aufzeichnete, wird sie zu eigenem Vortheile gern bei Seite lassen.

Diese Denkwürdigkeiten gingen nach dem Tode Hardenberg's in die Hände des Cabinetsrathes Albrecht und des Fürsten Wittgenstein über, wurden dann seit 1828 im Geh. Staatsarchive versiegelt aufbewahrt, bis sie, vor zwei Jahren, Leopold von Ranke herausgegeben hat. Da Hardenberg nur über die politischen Verwickelungen von 1803—1807, bei denen er selbst eingreifend thätig war, mit Ausführlichkeit berichtet, so hat Ranke den Denkwürdigkeiten einen Band als Einleitung, einen anderen als Fortsetzung beigegeben, welche die Anfänge Hardenberg's und seiner staatsmännischen Wirksamkeit behandeln, allmälig aber sich zu einer Darstellung der preußischen Politik, ja fast zu einer Geschichte der Weltbegebenheiten von 1793—1815 erweitern. Hier müssen wir darauf verzichten, dem Reichthum an Gedanken, den Ranke darbietet, oder der Fülle von Thatsachen, die Hardenberg mittheilt, mehr als flüchtig gerecht zu werden; unsere Aufgabe soll es nur sein, in raschen Zügen die Begebenheiten zu vergegenwärtigen, über die Hardenberg selbst berichtet hat: sein erstes Ministerium, seinen Gegensatz zu Graf Haugwitz, seinen zeitweisen Rücktritt vor demselben und seinen endlichen Sieg.

I.

Von Geburt ein Hannoveraner, wie der General Scharnhorst, einem Geschlecht entsprossen, das seinem engeren Vaterlande in Krieg und Frieden gleich trefflich gedient hatte, trat auch Hardenberg noch in jungen Jahren in die

Digitized by Google

hannöverische Verwaltung ein. Aber weder dort, noch im Dienste des Herzogs von Braunschweig, in den er sich dann begab, vermochte er sich eine Stellung zu erringen, welche den Ansprüchen seines Geistes genügt hätte. Die rege und umfassende politische Bildung, die er durch eifrige Studien in Leipzig und Göttingen vorbereitet und durch Reisen in Holland und England erweitert hatte, verleidete ihm die kleinstaatlichen Verhältnisse, in deren Schranken er sich zu bewegen gezwungen war, sein rastloser Ehrgeiz und sein Trieb nach einer großen Thätigkeit führten ihn in den preußischen Staatsdienst. Das Glück wollte, daß sich ihm eine Stellung darbot, die seinen vielseitigen Fähigkeiten einen freien Spielraum gewährte und zugleich seinen Drang nach Selbständigkeit befriedigte: er erhielt die Verwaltung der fränkischen Markgrafschaften, die im Jahre 1790 in preußische Hände überging, und gelangte damit zu einer Wirksamkeit, die er von dem Berliner Ministerium allmälig fast unabhängig zu machen die Gewandtheit hatte. Von besonderer Wichtigkeit wurde dabei für Hardenberg, daß die Markgrafschaften, deren Gebiet mit den Ländern vieler Herren verwachsen war, noch in ununterbrochener Verbindung mit dem „Reiche" standen, von dem das übrige Preußen schon fast nichts mehr wußte. So kam es, daß bei den vielfältigen Verwickelungen, welche der Kampf gegen Frankreich herbeiführte, die Regierung von Berlin aus sich an Hardenberg zu wenden pflegte, sobald die Bedürfnisse des Krieges Verhandlungen mit den übrigen Reichsständen nothwendig machten. Hardenberg war es auch, der zu Basel den Frieden mit der französischen Republik abschloß, ein Ereigniß, das ihm zuerst einen Namen in der politischen Welt Europa's erworben hat. In der Folgezeit wurde er dann oft nach Berlin berufen und zu den großen Berathungen der allgemeinen Politik hinzugezogen, bei denen ihm seine Bekanntschaft mit den Verhältnissen Deutschlands und Frankreichs immer eine gewichtige Stimme sicherte. Es machte sich wie von selbst, daß er die Vertretung des Grafen Haugwitz übernahm, als dieser im August 1803 für einige Wochen auf Urlaub ging. Noch vor wenigen Jahren hatte Hardenberg einmal mit einer gewissen Entrüstung die Absicht von sich gewiesen, die man ihm zuschrieb, den Grafen aus seiner Stellung verdrängen zu wollen; jetzt forderte ihn dieser selbst auf, sein Nachfolger zu werden. Nach kurzem Zögern willigte er ein: im April 1804 wurde Hardenberg erst interimistisch, im folgenden Juli definitiv mit der Führung der auswärtigen Angelegenheiten Preußens beauftragt.

Ich weiß kaum, ob sich heutigen Tages Männer finden ließen, die unter ähnlichen Verhältnissen wie damals zur Leitung der Politik eines großen Staates sich entschließen würden; ich glaube vielmehr, daß die Stellung im Staate, deren Bedingungen sie sich anzubequemen genöthigt wären, sowie die allgemeine politische Lage, der sie sich gegenüber sähen, sie von einem solchen Unternehmen abschrecken würden.

An der Spitze des preußischen Staates stand ein Monarch, dem die Natur rein menschliche Gaben mit gütiger Hand verliehen hatte, der für die Geschäfte des Staates Theilnahme und Fähigkeiten mitbrachte, den aber ein unglückliches Schicksal in eine Zeit verschlagen hatte, in der weltumstürzende Gegensätze sich bekämpften, und in der ein Herrscher vor Allem eben das bedurfte, was dem

Digitized by Google

Könige mangelte: rasche Entschiedenheit des Entschlusses. In solcher Zeit und solchen Männern gegenüber, wie Napoleon, würde auch ein anderer Mann, größer an Energie und Rücksichtslosigkeit als Friedrich Wilhelm III., nicht haben bestehen können. Dazu kam aber noch, daß sein erster Minister, Graf Haugwitz, dem es an Muth und Entschlossenheit nicht so sehr fehlte, als die Tradition uns vorauszusetzen gewöhnt hat, keineswegs in der Lage gewesen war, die auswärtige Politik des Königs ausschließend zu bestimmen. Denn der Gang der Geschäfte hatte allmälig dahin geführt, daß nicht mehr die Minister des Königs, sondern die Cabinetsräthe auf die Leitung der Staatsangelegenheiten entscheidend einwirkten. Alle Morgen erschien der General-Adjutant Friedrich Wilhelm's, General-Major Köckritz, in dem Cabinet des Königs und öffnete die eingelaufenen Sachen; je nachdem sie militärische, innere oder auswärtige Verhältnisse betrafen, überwies er sie dem General-Adjutanten Kleist oder den Cabinetsräthen Beyme und Lombard, die dann an den König berichteten und seine Entscheidung einholten. Beyme, gleichfalls ein Hannoveraner von Geburt, gehörte der liberalen Schule des 18. Jahrhunderts an; er war thätig in seinem Amte und kenntnißreich, voll reformatorischer Bestrebungen namentlich in der Justizverwaltung, aber hartnäckig und ohne Eigenschaften für die auswärtige Politik, in die er gleichwol nicht selten eingriff. Von weit größerer Bedeutung für diese war Johann Wilhelm Lombard. Erman, der bekannte Vorsteher der französischen Gemeinde in Berlin, hatte ihn einst Friedrich dem Großen empfohlen; er rühmte an seinem Schüler große Talente, die derselbe durch fleißiges Studium der französischen Classiker gebildet habe, einen zuverlässigen Charakter, reine und tadellose Aufführung. Nach einigen Probearbeiten von Friedrich zu seinem Cabinetssecretär erwählt, verstand Lombard sich dann das Vertrauen der folgenden Könige in solchem Maße zu erwerben, daß er auf den Vorschlag des Grafen Haugwitz im Jahre 1800 zum Cabinetsrath für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde, nachdem er, wie es in seiner Bestallung hieß, schon seit länger als Jahresfrist die Dienste eines solchen geleistet hatte. Er besaß eine außerordentliche Leichtigkeit des Stiles, die ihn für die diplomatischen Correspondenzen und den Briefwechsel mit den fremden Fürsten besonders empfahl; was ihn für Preußen verderblich gemacht hat, war seine Fähigkeit, mit einer gewissen dialektischen Schärfe, die sich von Sophismen nicht immer frei hielt, die Schwächen und Nachtheile eines jeden Beschlusses in's Licht zu setzen, ohne daß er sich doch selbst je zu einem positiven Vorschlage verstanden hätte. Die allgemeine politische Haltung der beiden Cabinetsräthe wird am Besten dadurch bezeichnet, daß Graf Metternich den Einen für einen preußischen, den Anderen für einen französischen Jacobiner erklärte. Uebrigens würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, daß sich der König durch sie hätte leiten lassen. Er zeichnete Lombard mit seinem besonderen Vertrauen aus, weil dessen friedfertige Gesinnung seiner eigenen am Meisten entsprach; aber wie es sein Grundsatz war, jede Einseitigkeit — so nannte er das Festhalten an dem bestimmt ausgesprochenen Systeme Eines Ministers — von seinen politischen Beziehungen fernzuhalten, so pflegte er bei jeder wichtigen Frage Persönlichkeiten verschiedensten Charakters zu Rathe zu ziehen. Da waren vor allen Anderen die Generale: an ihrer Spitze der Herzog

von Braunschweig, dann Kalckreuth und Köckritz, Rüchel und Moellendorf, Massenbach und Zastrow. Sie Alle hatten schon unter Friedrich dem Großen gedient; ein Abglanz seines Genies schien gleichsam auf sie übergegangen zu sein; ihr Rath wurde stets gern gehört und oft befolgt. Aber seltsam — unter allen diesen Männern, die doch den großen König noch hatten wirken und handeln sehen, war auch nicht Einer, dem von seiner Entschlossenheit und Thatkraft nur ein Wenig überkommen wäre: so verschieden sie sonst geartet sein mochten, in vorsichtiger Bedenklichkeit glichen sie einander und ihrem Könige. Inmitten nun aller dieser keineswegs anspruchslosen Persönlichkeiten, deren oft widerstreitende Einflüsse den König umdrängten und bestimmten, welcher Raum blieb da noch für den Minister, der die Politik des preußischen Staates zu leiten eigentlich berufen war!

Die Führung der auswärtigen Geschäfte Preußens ruhte im Anfange unseres Jahrhunderts in den Händen des Grafen Haugwitz. Christian Heinrich Kurt, Graf von Haugwitz, in Schlesien geboren, war schon früh in jene Kreise der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts gezogen, in denen die mystischen Bestrebungen, ein geheimnißvoller Glaube an das Wunderbare und Uebernatürliche gepflegt wurden. Er hatte dem Grafen St. Germain und Cagliostro nahe gestanden, auf seinen Gütern in Schlesien trat er in Verbindung mit den Herrenhutern. In dieser Hinneigung zu dem Schwärmerischen und Uebersinnlichen begegnete er sich, wie man weiß, mit dem Könige Friedrich Wilhelm II., der denn gern einen Anlaß ergriff, um ihn zum Eintritte in den preußischen Staatsdienst zu bewegen. Im Jahre 1792 zum Vertreter Preußens in Wien ernannt, wurde er noch in demselben Jahre an Stelle des Grafen Schulenburg in das Cabinetsministerium berufen und mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt.

Es kennzeichnet die Anschauungen, von denen Haugwitz bei seiner politischen Wirksamkeit ausging, daß er einmal Politik für die Kunst erklärt, den Frieden so lange als möglich zu erhalten. Mit dem Kriege gegen Frankreich war er wenig einverstanden gewesen, und nach dem Sturze des Schreckenssystems, das ihn an der Coalition festzuhalten vermocht hatte, sah er es nicht ungern, daß Schwierigkeiten politischer und noch mehr finanzieller Art den König zum Abschlusse des Friedens veranlaßten. Dann ließ er es seine vornehmste Sorge sein, das System der Neutralität Preußens und Norddeutschlands weiter auszubilden und nach allen Seiten hin fest zu begründen. Er schloß mit Frankreich den Vertrag vom 5. August 1796 ab, um Preußen vor den ungünstigen Abmachungen eines französisch-österreichischen Friedens zu bewahren, und brachte den Bund von Hildesheim zu Stande, dem nach und nach fast alle Staaten Norddeutschlands beitraten, um die Neutralität auch militärisch sicher zu stellen. Inmitten der Kriegsstürme, welche die Welt rings umher mit Zerstörung und Verderben heimsuchten, schuf die Politik des Grafen Haugwitz gleichsam ein Eiland des Friedens, auf dem sich Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften zu einer ungewöhnlichen Blüthe entfalteten.

Mit großer Genugthuung weist Haugwitz noch im Jahre 1802 darauf hin, wie wichtige Vortheile aus der langen Friedenszeit für Preußen entsprungen seien:

Digitized by Google

wie die durch die Kriegsjahre zerrüttete Verwaltung wieder geordnet, die erschöpften Geldkräfte des Staates wieder hergestellt seien. Während überall sonst der Verkehr darniedergelegen, die Schifffahrt gestockt habe, sei die Zahl der preußischen Schiffe, welche jährlich durch den Sund gingen, auf das Vierfache gestiegen. Freilich — wie in unserer Zeit mit der Vermehrung der äußeren Macht eine Hebung des inneren Wohlstandes keineswegs verbunden ist, so hat damals umgekehrt dem materiellen Aufblühen Preußens das Anwachsen der politischen Macht nicht entsprochen. Denn, indem das ganze System Preußens auf der Voraussetzung des Gleichgewichtes der europäischen Staaten beruhte, vollzog sich allmälig eine Wandlung zu Gunsten des entschiedenen Uebergewichtes Eines Staates: zur Seite Preußens erhob sich eine Macht, deren politische Größe und sociale Principien alle anderen Staaten Europa's gefährdeten, und ein Mann, der diese Macht anzuwenden die Kraft und den Willen hatte. Wer wollte verkennen, wie sehr die Stellung Preußens hierdurch bedroht und erschüttert wurde? Aber man thut doch dem Grafen Haugwitz sehr Unrecht, wenn man annimmt, daß er in eitler Verblendung über die äußerlichen Erfolge seiner Politik seine Augen vor dieser Wahrnehmung verschlossen habe. Die Wahrheit ist vielmehr, daß er in dem Frankreich, wie es aus der Revolution hervorgegangen war, die größte Gefahr für Europa und besonders für Deutschland erblickte. Aber durch welche Mittel — und das war die Frage, die er nicht aufhörte sich vorzulegen — durch welche Mittel war es möglich, diese Bedrohung von dem preußischen Staate abzuwenden? Er hätte Preußen gern an der Coalition von 1799 Antheil nehmen sehen, denn er war nicht blind gegen die Gefahren, welche eine zu lange fortgesetzte Neutralität in sich schloß[1]). Aber die friedfertige Gesinnung des Königs und noch mehr die Niederlagen der Verbündeten in der Schweiz und in Holland zerstörten diesen Gedanken, noch ehe er sich hätte verwirklichen lassen. Eine bessere Aussicht auf Erreichung seines Zieles bot sich ihm dar, als Frankreich nach den Friedensschlüssen mit Rußland und England einen Zustand der Ruhe und Festigkeit erlangt zu haben schien, der die Bildung eines umfassenden und sicheren politischen Systems ermöglichte. Da Graf Haugwitz die Gefahr der damaligen Lage Europa's mit Recht in dem Gegensatze zwischen dem alten Europa und dem revolutionären Frankreich erblickte, so kam er auf den Gedanken, diesen Gegensatz dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man die monarchische Umformung in Frankreich begünstigte und dann diesen Staat in eine innige Verbindung mit Preußen und Rußland hineinzöge.

Wir besitzen eine überaus merkwürdige Denkschrift von ihm, aus jenen Tagen, in denen die Zusammenkunft zwischen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm in Memel vorbereitet wurde. (Mai 1802.) Haugwitz geht darin von der Ansicht aus, daß man sich durch die schmeichelnden Friedensworte, die von Luneville und Amiens her verlauteten, nicht dürfe in eine falsche Sicherheit einwiegen lassen: Frankreich, beherrscht von dem eisernen Scepter des

---

[1]) Pour le cas d'une plus longue lutte, est-il dans la nature des choses que la Prusse puisse conserver sa neutralité, sans déroger à sa sûreté, sans porter des coups funestes à son existence? (Denkschrift vom 15. Jan. 1799.)

ersten Consuls, bedrohe mehr als je das Gleichgewicht und den Frieden von Europa. Aber der unglückliche Ausgang der Coalition von 1799 habe bewiesen, daß es ein erfolgloses Bemühen sei, dem Umsichgreifen der französischen Uebermacht durch die Waffen Schranken zu setzen; vielmehr müßten es die preußischen und russischen Staatsmänner als ihre Aufgabe ansehen, zwischen Frankreich, Rußland und Preußen eine große Allianz zu Stande zu bringen. Um den ersten Consul für diese Verbindung zu gewinnen, müsse man seinem Wunsche entgegenkommen, die Regierung von Frankreich, unter verändertem Titel, in seinem Geschlechte erblich zu machen. Gehöre er erst, wie schon in Wirklichkeit, so auch der Form nach zu den Souveränen Europa's, so dürfe man hoffen, daß er sich als ein Glied dieser großen Familie fühlen und sich zu Grundsätzen bekennen werde, auf denen sich ein festes System der Billigkeit und des Friedens begründen lasse. Aber die Unterhandlungen, die Graf Haugwitz anknüpfte, um seinen großen Plan in die Wirklichkeit zu rufen, waren nicht von Erfolg. Der Krieg zwischen England und Frankreich kam mit erneuter Heftigkeit zum Ausbruch, und die russischen und französischen Interessen begannen wieder im Gegensatz zu einander sich zu regen. Und bald wurde auch Preußen selbst durch diese Feindseligkeiten auf das Empfindlichste betroffen: ein französisches Heer drang in das Kurfürstenthum Hannover ein und setzte sich mitten im Herzen der preußischen Staaten fest. Die Lage war mit einem Schlage verwandelt: die auf den Zustand des Friedens begründeten Entwürfe zerflossen in Nichts; es galt jetzt nur noch, Preußen vor den Rückwirkungen zu behüten, welche der in seine unmittelbare Nähe gerückte Kampf zwischen England und Frankreich hervorbringen mußte.

Graf Haugwitz, dem die verhängnißvollen Folgen der Besetzung Hannovers von Anfang an nicht entgangen waren, hatte es an Unterhandlungen nicht fehlen lassen, um derselben vorzubeugen. Aber seine Vorschläge fanden weder bei England und Rußland Beifall und Unterstützung, noch gelang es ihm, den König selbst von den Gefahren zu überzeugen, mit denen die Politik des ersten Consuls auch Preußen bedrohe. Der König erklärte ihm vielmehr geradezu, daß „er zu schwarz sehe“ [1]); friedfertig, wie er war, zog er es vor, den begütigenden Versicherungen Glauben zu schenken, die Lombard von einer Sendung an Napoleon zurückbrachte. Aber wenig hierdurch beruhigt, erkannte Graf Haugwitz in der ungünstigen Lage, in die sich Preußen durch die Nähe der Franzosen zurückgedrängt sah, vielmehr die Nothwendigkeit, auch in seiner Politik neue Bahnen einzuschlagen. Nachdem er noch einmal den Versuch gemacht hatte, mit Rußland und Frankreich zugleich zu einer allgemeinen Verständigung zu gelangen, aber von dem einen Staate wie von dem anderen ablehnend beschieden war, mußte er sich entschließen, über eine Abkunft mit Frankreich allein zu unterhandeln, auf die Napoleon selbst schon oft angetragen hatte. Nichts ist unrichtiger, als was man so überall bei Deutschen wie bei Franzosen liest, daß

[1]) In Folge dieser Differenzen hat Graf Haugwitz, so berichten die Vertreter Oesterreichs in Berlin, schon damals den König um seine Entlassung gebeten. (Binder, 2. Juli 1803; Metternich, 21. Juli 1804.)

Digitized by Google

Graf Haugwitz zu Frankreich hingeneigt habe: die Phase der preußischen Politik, die diesen Charakter trägt, ist das Werk des Cabinetsrathes Lombard, dem Haugwitz sich oft, aber immer vergebens, entgegensetzte. Nur mit Widerstreben und ohne Vertrauen ist Haugwitz damals auf die Unterhandlungen mit Frankreich eingegangen; er konnte es nicht, wenn er die Berichte las, die ihm von Frankreich her zugingen. Gesandter Preußens in Paris war Marquis Lucchesini, unzweifelhaft der scharfsinnigste und gewandteste Vertreter, den Preußen zu jener Zeit im Auslande zählte. Er gehörte zu den wenigen Männern, die sich durch die großartigen Fähigkeiten und Erfolge des ersten Consuls über das Bedenkliche seines Charakters und seiner Politik nicht täuschen ließen. Er berichtete, wie Napoleon sich rühme, in Brüssel den Cabinetsrath Lombard überlistet zu haben; er warnte seine Regierung vor dem Glauben, daß Napoleon durch Verträge die Freiheit seiner Bewegung für die Zukunft werde fesseln lassen. Zugleich ließ ihn sein Scharfblick schon damals erkennen, zu welchen Maßregeln Napoleon noch durch den Krieg gegen England werde fortgerissen werden: er werde sich auf der einen Seite genöthigt sehen, nach und nach alle Küsten des Festlandes zu besetzen und alle Häfen den Engländern zu verschließen; auf der anderen Seite denke er bereits ernstlich wieder an einen Krieg gegen Oesterreich, der ihm doch ganz andere Erfolge in Aussicht stelle, als die unsicheren Unternehmungen gegen England. (December 1803.) Wie hätte Graf Haugwitz solchen Warnungen sein Ohr verschließen sollen? Aber die Hauptsache war, daß zwischen den französischen und preußischen Anschauungen ein Widerspruch obwaltete, der jene Unterhandlungen von vorn herein zur Unfruchtbarkeit verdammte. Denn, wie es für einen Staat natürlich war, dessen Interessen den Osten und den Westen, die Meere und das Festland gleichmäßig umfaßten, so verlangte Napoleon für Frankreich ein Bündniß, das seine gesammte Stellung in Europa gewährleisten sollte: er forderte von Preußen Garantie der Türkei und des damaligen Zustandes von Italien. Haugwitz dagegen wollte sich nur zu einer Abkunft verstehen, die auf den augenblicklichen Kriegszustand zwischen Frankreich und England begründet und auf die Dauer desselben beschränkt, Preußen und ganz Norddeutschland vor den Rückwirkungen dieses Krieges gesichert hätte: er verlangte vor Allem die völlige Räumung Hannovers durch die Franzosen. Wenn Preußen auch hierbei allmälig einen Schritt zurücktrat, indem es sich mit der Besetzung Hannovers durch eine möglichst geringe Anzahl Franzosen einverstanden erklärte, so hielt Napoleon doch deswegen um Nichts weniger hartnäckig an seiner Forderung fest, die immer auf eine alle Verhältnisse in sich begreifende Allianz gerichtet blieb. Bei diesem Gegensatze, der sich durch keine Verhandlungen ausgleichen ließ, war an eine Verständigung nicht zu denken. Im Anfange April des Jahres 1804 brach Graf Haugwitz die Unterhandlungen ab, doch erklärte er dem französischen Gesandten in Berlin, Laforest, daß Preußen nach wie vor seine freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich aufrechterhalten und sich in keine feindselige Verbindung gegen diese Macht einlassen wolle, sobald Napoleon das Heer in Hannover nicht vergrößere und die übrigen Staaten Norddeutschlands nicht belästige. —

Was sollte nun geschehen? Wenn es sich unmöglich erwies, eine Abkunft

mit Frankreich zu schließen, war es da nicht geboten, ein um so innigeres Verständniß mit Rußland zu suchen? König Friedrich Wilhelm III. war nicht dieser Ansicht. Er wollte der Freund und Vermittler beider Staaten sein und bleiben [1]); er verwarf eine nähere Verbindung mit Rußland, deren Spitze sich immer gegen Frankreich gerichtet hätte, ebenso gut als er vor einem allgemeinen Bündnisse mit Frankreich zurückgeschreckt war, an dem Rußland keinen Theil genommen hätte. Er war entschlossen, weitere Uebergriffe Frankreichs nicht zu dulden, ohne denselben doch durch militärische Vorkehrungen rechtzeitig zu begegnen; er wollte im Falle der Gefahr der Unterstützung Rußlands sicher sein, ohne sich doch durch zu bestimmte Vereinbarungen die Hände im Voraus zu binden. Graf Haugwitz hat ihm in einer langen Denkschrift aus diesen Tagen seinen Zweifel nicht verhehlt, daß sich diese „delicaten" Bedingungen zusammen schwerlich erreichen ließen. Er hatte überhaupt wenig Ursache, mit der Wendung zufrieden zu sein, welche die Dinge jetzt genommen hatten. Die ganze diplomatische Thätigkeit, die er in der letzten Zeit entwickelt hatte, war erfolglos geblieben: er hatte dem Eindringen der Franzosen in Hannover so wenig zuvorkommen als ihre Entfernung herbeiführen können. Sie hatten noch Cuxhaven und Ritzebüttel besetzt; die Engländer blockirten die Mündungen der Elbe und Weser. Haugwitz mußte erleben, wie dadurch der Handel Preußens, dessen Emporkommen seine Politik so mächtig gefördert hatte, vernichtet wurde. Er sah sich für die Resultate einer Politik verantwortlich gemacht, die nicht die seine war. Man halte ihn nicht für leichtfertig: über allen seinen Denkschriften aus jenen Jahren schwebt es wie eine Ahnung kommenden Unheils, wie ein Vorgefühl des Verderbens, das er von Frankreich herannahen sieht, drohend und unabwendbar. Voll von Besorgniß über die allgemeine Lage der europäischen Politik, voll von Unmuth über seine Stellung zum Könige inmitten entgegengesetzter Einflüsse, hat er es damals vorgezogen, dem drohenden Unwetter auszuweichen, dem er vorzubeugen sich nicht im Stande fühlte: am 30. März reichte er jene längere Denkschrift dem Könige ein, Anfang April überließ er die Leitung der preußischen Politik den Händen des Freiherrn von Hardenberg.

II.

Beide Männer hatten bisher in einer Freundschaft zu einander gelebt, die nicht ohne Herzlichkeit war und selbst nicht der Sentimentalität entbehrte, wie sie mit derartigen Verhältnissen des vorigen Jahrhunderts auch unter Staatsmännern verbunden war. Haugwitz hatte dem Freunde nicht verschwiegen, aus welchen Gründen er seinen Platz aufzugeben veranlaßt werde: er verbarg ihm nicht, daß sein eigener Einfluß auf den König durch das Dazwischentreten Lombard's zurückgedrängt werde; Hardenberg war auch unterrichtet von den Schwierigkeiten, in welche die allgemeine Lage Europa's den preußischen Staat

[1]) Doch fing der König an, mißtrauisch gegen Napoleon zu werden. In einem ganz eigenhändigen Aufsatz aus diesen Tagen spricht er von seiner „politique remuante et inconstante et son ambition démesurée d'influer et de dominer exclusivement".

Digitized by

verwickelt hatte. Dennoch wagte er es darauf, die Leitung der auswärtigen Politik in seine Hand zu nehmen. Er hatte sich vorgenommen, dem Könige Offenheit und Anhänglichkeit zu zeigen; er hoffte durch den persönlichen Verkehr mit ihm, auf den Haugwitz zu sehr verzichtet hatte, jenen bestimmenden Eindruck hervorzubringen, dessen eine gewandte und bedeutende Persönlichkeit sicher ist; er schmeichelte sich, ihn den Einwirkungen der Cabinetsräthe gänzlich entziehen zu können. Denn er hatte keine geringe Meinung von seinen eigenen Fähigkeiten, und glaubte noch am Ehesten im Stande zu sein, der inneren und äußeren Schwierigkeiten Meister zu werden. Er besaß den Muth, den reine Absichten zu geben pflegen, eine Gewandtheit, die an Auskunftsmitteln unerschöpflich war, eine Neigung für die Diplomatie, welche durch die unverkennbaren Schwierigkeiten nur gereizt wurde — warum sollte er sich dem Rufe versagen, den der König und sein eigenes Pflichtgefühl an ihn ergehen ließen?

Es hatte in der That den Anschein, als solle es ihm glücken, über die Hindernisse hinwegzukommen, vor denen sein Vorgänger zurückgetreten war. Der angenehme Eindruck, den die Liebenswürdigkeit seines Benehmens in den Hofkreisen hervorbrachte, bekam eine gewisse Nachhaltigkeit durch die Lebhaftigkeit und das Feuer, die damit verbunden waren. Dem Könige selbst gefiel die Weise, in der sein neuer Minister mit ihm arbeitete; er bemerkte mit Vergnügen, wie völlig sich derselbe seinen friedlichen Neigungen anzubequemen wußte. Denn das ist es überhaupt, was die meisten Staatsmänner des alten Preußens kennzeichnet: ihr Name bedeutet nicht ein System, mit dem sie stehen oder fallen; ihre Politik wird nicht von einem Gedanken getragen, den sie mit Ueberzeugung ergreifen und mit Entschiedenheit verwirklichen: sie sind in jedem Augenblicke bereit, die Bahnen einzuschlagen, in die der Wille des Königs oder die Gewalt der Umstände sie treiben wird. Wenn die diplomatischen Kreise der Hauptstadt mit dem Eintritte Hardenberg's einer Wandlung der preußischen Politik entgegenzugehen glaubten, so mußten sie sich bald überzeugen, daß diese Voraussetzung eine Täuschung gewesen war. Schon vorher hatte Hardenberg feierlich ausgesprochen, daß er „es sich zur Pflicht mache, die Befehle und das persönliche System des Königs zu befolgen". Fast noch entschiedener als Graf Haugwitz suchte er jetzt inmitten Frankreichs und Rußlands die strengste Neutralität zu wahren und die freundschaftlichen Beziehungen Preußens zu beiden Staaten festzuhalten: dem französischen Gesandten Laforest versicherte er, er hoffe bald den Faden der eben abgebrochenen Unterhandlung wieder aufnehmen zu können, mit dem russischen Gesandten Alopäus trat er in ein freundschaftliches Verhältniß, das zugleich politischer und persönlicher Natur war. Dabei ließ er es indessen gelegentlich an einer festen Haltung nicht fehlen, die ihm Bewunderung erwarb und die selbst von äußeren Erfolgen begleitet war. Immer aber blieb seine Politik nur auf die Bedürfnisse des Augenblickes berechnet, unbekümmert um die Erfordernisse der Zukunft; sie war gewandt und schmiegsam, nie erhob sie sich zur Thatkraft und Größe; sie kam vorwärts, aber noch mehr leidend als handelnd, Schwierigkeiten mehr umgehend als überwindend.

Hardenberg war wie ein Wanderer, der ruhig und sorglos dahinschreitet: indem er bald einem Hindernisse ausweicht, das sich ihm entgegenstellt, bald sich

Digitized by Google

der lachenden Gefilde freut, die seinen Pfad umgeben, achtet er nicht der Wolken, die sich über seinem Haupte zu einem Unwetter zusammenballen, das ihn zerschmettern wird.

Das bewegende Moment der europäischen Politik bildete der im Jahre 1803 zwischen England und Frankreich wieder ausgebrochene Krieg. Man weiß, mit welcher Rücksichtslosigkeit gegen die Rechte der Neutralen Napoleon diesen Krieg führte: wie Preußen durch die Besetzung Hannovers, so verletzte er Rußland durch die vertragswidrige Besetzung der Küsten Neapels und durch die Weigerung, dem Könige von Sardinien die versprochene Entschädigung zu gewähren, so regte er endlich alle Welt gegen sich auf durch die Ermordung des Prinzen von Enghien. Konnte diese Politik, die nur aus ihrem eigensten Interesse ihre Antriebe und Handlungen schöpfte, die sich über vertragsmäßige Verpflichtungen wie über die ewigen Gebote der Sittlichkeit gleichmäßig hinwegsetzte, konnte diese Politik ihre verderbenbringende Herrschaft weiter und weiter über Europa ausbreiten, ohne daß es sich in einmüthigem Kampfe erhoben hätte? Ueberall war Unruhe, Mißvergnügen, Neigung zum Widerstande: sollte sich nicht ein Staat finden, der diese schlummernden Feindseligkeiten weckte und die zerstreuten Kräfte sammelte, um dem ferneren Umsichgreifen jener zugleich staatlichen und persönlichen Uebermacht Einhalt zu gebieten?

Rußland war entschlossen dieser Staat zu werden.

Der damalige Kaiser von Rußland, Alexander I., hat zu jener Zeit, wie während seines ganzen Lebens, auf die Geschicke Preußens so entscheidenden Einfluß gehabt, daß wir ihm wol einen Augenblick der Betrachtung widmen dürfen. Er galt für den schönsten Mann in seinem Reiche; der gewinnende Zauber, den seine Persönlichkeit ausströmte, kam indessen fast noch mehr aus seinem inneren Wesen als von seiner äußeren Erscheinung; denn Empfindungen und Gedanken von reinem Adel schienen in seiner edlen Gestalt gleichsam lebendig und körperlich geworden. Aber die Liebenswürdigkeit seines Wesens wurde nicht selten zur Gefühlsseligkeit, und in dem Wunsche, Jedermann gefällig zu sein, wußte er sich von nachgibiger Weichheit und Schwäche nicht immer frei zu halten. „Unser Czar ist zu gut", hörte man die alten Russen klagen [1]). Den Staatsgeschäften hatte er sich anfangs mit einer Rührigkeit hingegeben, die man fast übertrieben und zu unruhig fand; er hatte Reformen begonnen, die doch auch wieder Mißvergnügen erweckten und bald abgebrochen wurden. Allmälig aber kam es dahin, daß namentlich der Gang der auswärtigen Politik davon abhängig wurde, welcher Partei es gelingen sollte, das entscheidende Wort bei dem Kaiser davonzutragen. Bisher hatten noch die Altrussen, unterstützt von der einflußreichen Kaiserin-Mutter, die Leitung der Geschäfte in Händen, der Reichskanzler Alexander Woronzow gehörte zu ihnen. Im Grunde friedfertig gesinnt, wendeten sie ihre Blicke, der nationalen Politik getreu, eher nach Osten, um dort etwa die Eroberungen der großen Kaiserin zu vollenden. Ganz den Gegensatz dazu bildete die andere Partei, junge Männer, Altersgenossen des Kaisers, deren lebensvolle

[1]) L'empereur est trop bon, voilà peut-être le seul défaut qu'on puisse lui trouver. Les Russes veulent être rudement menés, et il en est incapable (Goltz, 24. Febr. 1803).

Digitized by Google

Persönlichkeiten ihn anzogen und fesselten; an ihrer Spitze das „Triumvirat", der „Wohlfahrtsausschuß", wie man sie scherzend nannte: Adam Czartoryski, Nicolaj Nowossiltzow, Paul Strogonow. Glänzende Erscheinungen, geistreich und talentvoll, aber thatendurstig und ruhmbegierig und voll phantastischer Entwürfe! Ihr Ehrgeiz war es, die Macht Rußlands dem Westen gegenüber zur Geltung zu bringen: in ihren Kreisen sprach man offen von der Nothwendigkeit, die Grenzen des Reiches bis an die Weichsel auszudehnen. Der Bedeutendste unter ihnen — im Guten wie im Bösen — war Fürst Czartoryski. An Anmuth der Erscheinung und des Wesens stand er nur dem Kaiser nach; aber er war unzuverlässig und voll bewußter Zweideutigkeit. Noch zu jung, um schon zu Ministern erhoben zu werden, fingen nun diese Männer in untergeordneter Stellung gleichwol an, der russischen Politik ihre Richtung zu geben. Nicht als ob sie den Kaiser beherrscht hätten; aber ihre Absichten und die Gedanken des Kaisers, von verschiedenen Grundlagen ausgehend und zu verschiedenen Zielen hinführend, begegneten sich doch in der Wahl des Mittels, durch das sie ihre Zwecke zu erreichen meinten. Der Kaiser, der von einer gewissen allgemeinen Menschenliebe beseelt nicht so sehr an Rußlands Vortheile ausschließlich dachte, glaubte sich berufen, die von Frankreich unterworfenen Mächte zu befreien und das Gleichgewicht der europäischen Mächte wieder herzustellen. Seine jungen Freunde, die gleichfalls auf eine Umwälzung ausgingen, hatten dabei doch mehr die einseitige Machtvergrößerung Rußlands im Auge. Beide Theile aber verbanden sich in der Ueberzeugung, daß vor Allem eine Coalition der noch unabhängigen Staaten Europa's zu Stande gebracht werden müsse, um der Uebermacht Napoleon's eine noch größere entgegen zu stellen [1]).

Nach langwierigen Verhandlungen, die bereits im Jahre 1803 begonnen hatten, gelang es Rußland am 6. November 1804 zuerst den österreichischen Staat zu einem Vertrage zu bewegen, der bei weiteren Gewaltsamkeiten Napoleon's einen allgemeinen Angriff gegen denselben in Aussicht nahm. Gleichzeitig wurden mit Schweden und Dänemark, mit Neapel, selbst mit Spanien und Portugal Verbindungen und Verständnisse angeknüpft. Die Hauptsache aber waren die Verhandlungen mit England, bei denen die Pläne Alexander's und seiner Umgebung mit größerer Bestimmtheit hervortreten, als in den Verabredungen mit Oesterreich. Im November 1804 wurde Nowossiltzow nach London geschickt, wie es hieß, um die Gesetzgebung Englands zu studiren, in Wahrheit, um den Plan der Coalition im Einverständnisse mit William Pitt festzustellen. Wenn man gegen Oesterreich den Anschein gewahrt hatte, als denke man nur weiteren Uebergriffen Napoleon's vorzubeugen, so wurde hier ein Krieg gegen Napoleon in's Auge gefaßt, der die Zurückführung Frankreichs in seine alten Grenzen zum Zwecke hatte. Die liberalen und humanen Principien Kaiser Alexander's kamen in dem Gedanken zum Ausdruck, daß man die unterworfenen

[1]) Ueber den Ursprung der Coalition von 1805, namentlich die Verbindung Rußlands mit Oesterreich sind wir jetzt eingehend unterrichtet durch zwei kürzlich erschienene Werke: Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik, 1801—1810, Wien 1877; und Martens, Histoire des traités conclus par la Russie avec l'Autriche, Bd. II, St. Petersburg 1875, ein treffliches Werk, in dem auch die geheimsten Verhandlungen und Verträge ohne Rückhalt mitgetheilt werden.

Völker und das geknechtete Frankreich selbst zur Freiheit aufrufen und ihnen vollkommene Selbständigkeit in der Wahl ihrer Regierungen lassen solle. Der neue Zustand Europa's, begründet auf die Idee allgemeiner Billigkeit und Gerechtigkeit, solle durch die Garantie sämmtlicher europäischer Staaten gesichert werden — es ist der erste Keim der heiligen Allianz. Die weniger uneigennützigen Pläne seiner Freunde verriethen sich in der Forderung, daß die Umgrenzung der künftigen Staaten Europa's von dem Grundsatz ausgehen müsse, einem Jeden die für seinen Handel erforderlichen Punkte zu gewähren und die bluts- oder sprachverwandten Volksstämme innerhalb natürlicher Grenzen zu vereinigen: es ist der Ausdruck der damaligen russischen Tendenz nach Beherrschung der Memel und Weichsel und zugleich der Absichten Czartoryski's auf Wiederherstellung eines Königreichs Polen. William Pitt seinerseits betonte vornehmlich, daß man dafür Sorge tragen müsse, aus den Frankreich entrissenen Provinzen eine tüchtige „Barrière" gegen diesen Staat zu bilden: Gedanken, denen Holland später die Vergrößerung durch Belgien, Preußen die Erwerbung der Rheinprovinz verdankt hat.

Solcher Art waren die Gesichtspunkte, welche die Unterhandlungen zwischen Nowossiltzow und Pitt beherrschten. Der aus denselben hervorgegangene Vertrag ist am 11. April 1805 in Petersburg unterzeichnet worden. Man vereinbarte darin, dem unerträglichen Zustande Europa's ein Ende zu machen, ohne weitere Uebergriffe Napoleon's abzuwarten. Man wollte an Napoleon das Verlangen stellen, Italien und Norddeutschland zu räumen, Holland und der Schweiz ihre Unabhängigkeit zu lassen und den König von Sardinien zu entschädigen. Es war nicht vorauszusehen, daß Napoleon sich diesen Bedingungen fügen werde: der allgemeine Krieg auf dem Festlande wurde dann unvermeidlich.

Es sind gleichsam zwei Welten, die von den ihnen innewohnenden elementaren Kräften fortgerissen, dem Kampfe mit einander entgegentreiben: auf der einen Seite das durch die Revolution umgebildete neue Europa, Frankreich mit den unterworfenen Mächten des Westens und des Südens; ihm gegenüber das alte Europa, die von der Revolution bedrohten Mächte des Nordens und des Ostens, geschart um England und Rußland. In der Mitte sehen wir Preußen, rathlos noch und unschlüssig, wohin es sich wenden soll. Wird Hardenberg's Politik dem furchtbaren Sturme gegenüber Probe halten? Wird sie, die Gefahr erkennend, festen Fußes und wohl vorbereitet den Anprall vorübergehen lassen oder sich entschlossen an die Seite Eines Kämpfers stellen?

III.

Um gleich den schwersten Vorwurf gegen Hardenberg auszusprechen: er hatte bis zum letzten Augenblick keine rechte Vorstellung von dem furchtbaren Kampfe, der sich vorbereitete, noch von der Erschütterung, mit der er auch Preußen heimzusuchen drohte. Und doch hatte schon am 17. Mai 1804 Lucchesini den bevorstehenden Ausbruch eines allgemeinen Krieges angekündigt. Napoleon, schrieb er, erblicke in dem Ministerwechsel in London, der die Leitung der Geschäfte wieder in Pitt's Hände lege, und in der Haltung Rußlands, von wo er seinen

Gesandten abberufen habe, deutliche Anzeichen, daß eine Coalition in der Bildung begriffen sei. Aber er sei entschlossen, derselben zuvorzukommen, und treffe schon in aller Stille seine Vorkehrungen dagegen, denn der Krieg sei ihm willkommen: er sehe darin eine Gelegenheit, um seinen durch das Fehlschlagen der Pläne gegen England geschädigten Ruf wiederherzustellen. Wenn wir heutzutage diese und andere Berichte lesen, die Lucchesini damals nach Berlin gesendet hat, so vermögen wir kaum uns vorzustellen, wie solchen Warnungen gegenüber ein Staatsmann ruhig und selbst sorglos bleiben konnte. Dennoch hat sich Hardenberg dadurch in seiner Politik des Friedens und der Neutralität nicht stören lassen. Weit davon entfernt, bei dem Könige, wie es seine Pflicht gewesen wäre, darauf zu dringen, daß sich Preußen gegen die drohenden Kriegsgefahren bei Zeiten waffne, eilte er vielmehr dem beunruhigenden Eindruck vorzubeugen, den die Berichte des Gesandten zu erregen geeignet waren. Den kriegathmenden Meldungen Lucchesini's gegenüber verwies er den König auf die friedfertigen Eröffnungen des Franzosen Laforest, aus denen überall der Wunsch hervorleuchte, daß Preußen die Zwistigkeiten Rußlands und Frankreichs vermitteln möge. Auch die Abberufung des französischen Gesandten aus Petersburg machte ihm keine Bedenken, denn ein Geschäftsträger sei zurückgelassen, und so könne es bleiben, bis durch die Versöhnung Rußlands und Frankreichs Alles wieder in den alten Stand zurückkehre. Beide Mächte schienen ihm überhaupt keine feindseligen Absichten gegen einander zu hegen; nur fürchte eine den Angriff der anderen. Auch in einer zweiten, gleichfalls für den König bestimmten Denkschrift, in der er einen Ueberblick der politischen Verhältnisse Europa's gibt, weiß er sich selbst und den König über den Ernst der Lage hinwegzutäuschen. Man lese wol, meint er, in den Blättern von Allianzverhandlungen zwischen England und Rußland, Dänemark und Schweden; aber diese Nachrichten entbehrten der officiellen Bestätigung, und sollten wirklich Verhandlungen schweben, so gingen sie jedenfalls nur auf eventuelle und defensive Verabredungen. Denn — er sagt es wirklich — der Eintritt Pitt's in das englische Ministerium, in dem Napoleon mit Recht das Anzeichen einer neuen Coalition erblickte, lasse eine friedliche Annäherung zwischen England und Frankreich hoffen, und obgleich die Spannung zwischen Rußland und Frankreich schon einen hohen Grad erreicht habe, so sei doch noch viel Aussicht vorhanden, einen Bruch zu verhindern. Von Oesterreich aber, das damals bereits in den lebhaftesten Unterhandlungen mit Rußland begriffen war, wußte Hardenberg in seiner Denkschrift nichts Bemerkenswerthes weiter zu sagen, als daß der Erzherzog Carl die Würde eines Deutschmeisters zu Gunsten seines Bruders Anton niedergelegt habe. Was aber kann es Verderbenbringenderes für einen Staat geben, als wenn der leitende Minister desselben seine Politik auf den Frieden berechnet, den er wünscht und deshalb voraussetzt, während der Widerstreit weltbewegender Gegensätze einen Krieg hervorruft, auf den er nicht vorbereitet ist? Das europäische Leben ist erfüllt von Gegensätzen nationaler, religiöser und socialer Natur, in deren Gegeneinanderwirken sich unsere Geschichte fortbewegt. Das aber ist das Zeichen des großen Staatsmannes, daß er den Augenblick zu erkennen und zu erfassen weiß, in dem ein solcher Gegensatz, sei es auch durch Blut und Eisen, ausgekämpft

Digitized by Google

werden muß. Der unbedachte und sorglose Staatsmann dagegen läßt die Gegensätze, deren Bedeutung und Schärfe ihm entgeht, sich in ihrer eigenen Weise, nach ihren eigenen Antrieben fortentwickeln; sie ringen sich selbst zu Kraft und Größe empor: plötzlich, zur ungelegensten Stunde, sieht er sie vor sich, lebendig und kampfbereit, sie stoßen auf einander und in ihrem Anprall zerschmettern sie den Ueberraschten. Geradezu unerklärlich aber wird uns jene hoffnungsselige Stimmung Hardenberg's erscheinen, wenn wir uns zu der Betrachtung der Anstrengungen wenden, die Rußland zwei Jahre hindurch machte, um auch Preußen in die Coalition gegen Napoleon hineinzuziehen.

König Friedrich Wilhelm III. hat die Verbindung Preußens mit Rußland, die Friedrich der Große seinen Nachfolgern als den vornehmsten Grundsatz ihrer Politik eingeschärft hatte, vom Anfang seiner Regierung an festgehalten. Seit der Zusammenkunft in Memel, deren wir oben gedachten, war auch Kaiser Alexander dem preußischen Königshause in herzlicher Freundschaft zugethan geblieben. Aber seine Umgebung war wenig damit einverstanden, daß er diese Neigung auch auf den preußischen Staat übertrüge. Wenn sich die Männer zusammenfanden, welche die obersten Kreise der Gesellschaft in Petersburg ausmachten, Czartorysti mit seinen Freunden, eine große Zahl französischer Emigranten, die Vertreter Schwedens, Sardiniens, Hannovers, so vereinigten sie sich Alle in der Ansicht, daß die preußische Politik nicht minder verwerflich sei als die Bonaparte's. Man tadelte den Kaiser, daß er in Preußen gleichsam ein Wesen sehe, das ihm theuer sei, nicht einen Staat, dessen Interessen denen Rußlands meist entgegengesetzt wären. Sie hätten es am Liebsten gesehen — und ihre Gesinnungsgenossen in Oesterreich und England stimmten ihnen darin bei — wenn der Krieg gegen Frankreich durch einen Angriff auf Preußen eingeleitet worden wäre. Aber Kaiser Alexander wollte nicht davon sprechen hören. Bei den freundschaftlichen Beziehungen, die schon seit Jahrzehnten zwischen den beiden Staaten obwalteten, bei dem Verhältniß seltener Innigkeit, das ihn selbst mit König Friedrich Wilhelm verband, hoffte der Kaiser, daß es seinen fortgesetzten Bemühungen doch noch gelingen werde, die Theilnahme Preußens für den Krieg gegen Frankreich zu gewinnen. Sollte Preußen freilich zu einer Allianz in Güte nicht zu bringen sein, so war auch er entschlossen, ohne Rücksicht auf die preußische Neutralität, seine Heere durch das Land marschiren zu lassen, um es mit Gewalt gegen Frankreich in die Waffen zu bringen; ein Conflict, mit dem Czartorysti freilich noch ganz andere Hoffnungen verband. Man sieht, wie viel jetzt auf die Entschließungen der preußischen Staatsmänner ankam. Das Verhältniß Preußens zu seinem besten Verbündeten, der Erfolg der Coalition, hingen davon ab, ob Preußen die Anträge Rußlands annehmen oder verwerfen werde.

Die ersten Verhandlungen über eine gegen Frankreich gerichtete Allianz zwischen Preußen und Rußland knüpften sich an das Eindringen der Franzosen in Hannover. Da es selbst im Interesse der russischen Politik lag, wenn Preußen in feindselige Verwickelungen mit Napoleon gerieth, so hatte Kaiser Alexander seinen Einfluß auf Friedrich Wilhelm dazu verwendet, denselben von einer vorhergehenden Besetzung Hannovers zurückzuhalten. Kaum aber hatten sich nun

Digitized by Google

die Franzosen in Hannover festgesetzt, als Preußen in der dringendsten Weise von Rußland eingeladen wurde, durch eine gemeinsame Uebereinkunft dieselben wieder zu entfernen. Auf Grund einiger zuvorkommenden Aeußerungen des Grafen Haugwitz, für den die Nähe der Franzosen ein Beweggrund der Hinneigung zu Rußland wurde, schlug der Kanzler Woronzow vor, daß der preußische und der russische Gesandte in Paris durch freundschaftliche Vorstellungen die Räumung Hannovers erwirken möchten, das Land sollte dann durch die Truppen beider Staaten gemeinsam besetzt werden. Weigere sich der erste Consul darauf einzugehen und lasse er auch die Frist vorüberstreichen, die man ihm für die Räumung bezeichnen werde, so würden die beiden Staaten ihre beiderseitigen Heere in Bewegung setzen, um die Franzosen mit Gewalt aus Norddeutschland zu vertreiben. Man kann sich leicht denken, daß die preußische Regierung Anträge zurückwies, durch die sie unter den ungünstigsten Bedingungen sofort mit Frankreich in Krieg verwickelt worden wäre. Der König, so wurde erwidert, könne sich nicht entschließen, seinen Staat für eine Sache in den Krieg zu führen, die ihn nicht unmittelbar angehe. Preußen zog es vor, wie wir uns erinnern, mit Frankreich allein zu einer Abkunft über Hannover zu gelangen. Man wurde in Petersburg schon unruhig darüber und erhob selbst lebhaften Widerspruch gegen diese Verhandlungen, die dem russischen Interesse so wenig entsprachen, als man zu nicht geringer Genugthuung von dem Scheitern derselben benachrichtigt wurde. Voll Entschlossenheit und Geschick beeilte sich Kaiser Alexander, der bei der Abwendung Preußens von Frankreich eine freiwilligere Annäherung zu Rußland voraussetzte als wirklich vorhanden war, die Gunst dieses Augenblickes zu erfassen. Eines Tages — es war im Mai 1804 — erstaunte man in Berlin nicht wenig, ohne alle vorhergehende Unterhandlung einen von Kaiser Alexander bereits vollzogenen Vertrag anlangen zu sehen, in dem Rußland und Preußen vereinbarten, zwar für den Augenblick keine Maßregeln gegen die Franzosen zu ergreifen, aber jede Verletzung eines anderen norddeutschen Staates gemeinsam durch einen Angriff zurückzuweisen. Zugleich sprach Kaiser Alexander in einem eigenhändigen Schreiben an den König die Hoffnung aus, daß sich Preußen den Schritten, die er wegen der Ermordung des Herzogs von Enghien zu thun beabsichtige, gegen Frankreich anschließen werde.

Weshalb Rußland diese Theilnahme Preußens wünschte und welche Erwartungen es daran knüpfte, das wurde gegen Ende dieses Schreibens ganz unverhohlen angedeutet. Ich beeile mich, schrieb der Kaiser, mich zu jeder Unterstützung zu verpflichten, deren Ew. Majestät bedürfen können; denn vielleicht wird sich der erste Consul, von unserem Einverständniß überzeugt, an Preußen rächen wollen wegen der Haltung, die er mich anzunehmen gezwungen hat.

Aber auch in Berlin erkannte man die Gefahr sehr wohl, die für Preußen aus einer Unterstützung der russischen Politik hervorgehen mußte. Noch eben hatte Lucchesini aus Paris berichtet, daß Napoleon mit überwältigenden Streitkräften über die Macht herzufallen bereit sei, die sich Rußland anzuschließen Miene machen werde. Man bedachte sich deshalb keinen Augenblick, die Betheiligung Preußens an den Beschwerden Rußlands über die Ermordung Enghien's zu verweigern; auch den von Rußland übersendeten Vertrag hätte man am

Digitized by Google

Liebsten zurückgewiesen, weil man, wie der König an Alexander schrieb, die Besorgniß hegte, daß jede förmliche Abkunft einer Macht gegenüber gefährlich werde, für die niemals ein Vorwand verloren sei. Um indessen den russischen Kaiser nicht durch eine einfache Ablehnung zu beleidigen, verstand sich der König dazu, eine Erklärung zu unterzeichnen, die der russischen im Allgemeinen entsprechend war. Auch der König wollte keine weiteren Uebergriffe Frankreichs in Norddeutschland dulden, aber er hob mit Nachdruck hervor, daß er an den gegenwärtigen Zustand in keiner Weise zu rühren gesonnen sei. Rußland, wie natürlich, war mit diesem Vorbehalte wenig zufrieden; aber zugleich war es doch auch glücklich darüber, Preußen durch seine Erklärung in gewisser Weise gefesselt und der Coalition einen bedeutenden Schritt näher geführt zu haben; es gewann damit gleichsam eine Operationsbasis, von der ausgehend es Preußen in immer unversöhnlichere Zwistigkeiten mit Frankreich verstricken konnte. Kaiser Alexander nahm die Erklärung des Königs an, die für den Augenblick Alles sei, was er wünschen könne, aber eben nur für den Augenblick; er schrieb dem König, es würde ihn bekümmern, wenn derselbe an dem Ruhme keinen Antheil haben wolle, das zerstörte Gleichgewicht der europäischen Mächte wieder aufzurichten. Er gefalle sich in der Ueberzeugung, nach glücklicher Lösung der Aufgabe, die man sich in der eben abgeschlossenen Uebereinkunft gestellt habe, d. h. nach Begründung der Sicherheit Norddeutschlands, werde es ihnen nicht schwer fallen, sich über die Schritte zu verständigen, die man ferner daran knüpfen müsse. Etwas unumwundener sprach sich Fürst Czartoryski, der inzwischen auch dem Namen nach als Minister die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in die Hand genommen hatte, in seinen Erlassen an den Gesandten in Berlin über die russische Politik aus. Er betonte, daß Rußland in jenem Vertrage nur die Grundlage eines Systems erblicke, das die Wiederherstellung des Friedens und des Gleichgewichtes in Europa zum Ziele habe. Wenn man sich auch augenblicklich darauf beschränken müsse, nur den weiteren Uebergriffen Frankreichs vorzubeugen, so sei es doch unzweifelhaft wünschenswerth, das Uebel in der Wurzel zu beseitigen. Ueberdies sei es durch die Klugheit geboten, den feindseligen Plänen Frankreichs zuvorzukommen, anstatt dieselben zur Reife gelangen zu lassen. Er zweifle nicht, daß auch Hardenberg die Ueberzeugung hege: nur ein allgemeiner Bund der noch unabhängigen Mächte Europa's könne den Gewaltsamkeiten Napoleon's ein Ende machen.

Aber Hardenberg hatte wol auf jenen Maivertrag, der Preußen bei einem Angriffe Napoleon's der russischen Hilfe versicherte, eingehen können; die Theilnahme dagegen an einem geradezu gegen Frankreich gerichteten Bunde hielt er zugleich für gefährlich und für aussichtslos. Denn auf der einen Seite glaubte er, wie wir schon wissen, keineswegs, daß Napoleon mit so kriegerischen Entwürfen umgehe, als man in Rußland bei ihm voraussetze; und auf der anderen Seite war er überzeugt, daß es einen Krieg heraufbeschwören heiße, wenn man ihn zum Aufgeben der in Italien und Deutschland gewonnenen Stellung veranlassen wolle. Ueberhaupt aber verzweifelte Hardenberg daran, der Uebermacht Frankreichs durch einen Krieg Grenzen zu ziehen; denn selbst wenn eine Coalition der Mächte Europa's zu Stande komme, was er im Hinblicke auf die Haltung Oester-

Digitized by Google

reichs noch für wenig wahrscheinlich hielt, so werde Napoleon den Erfolgen derselben doch mit seiner gewohnten Raschheit zuvorzukommen wissen. Statt an den Vorbereitungen zu einem allgemeinen Kriege Theil zu nehmen, hätte Hardenberg vielmehr gewünscht, daß man einen allgemeinen Frieden herzustellen sich beeile, da Napoleon während des Krieges seine Macht nur immer weiter ausdehne; erst nach dem Frieden aber könne man zu der Bildung des Bundes schreiten, den Rußland jetzt vorschlage[1]). — Man sieht den Unterschied der russischen Anschauung und der Hardenberg's: nach jener sollte die Coalition zum Frieden führen, nach dieser der Friede erst die Coalition ermöglichen; nicht durch einen Krieg, wie die Russen, sondern durch einen Frieden und folgenden Bund hoffte Hardenberg den Ehrgeiz Frankreichs und Napoleon's in Schranken zu schließen. Was er damals beabsichtigt hat, ist 1814 in der That ausgeführt worden: der Pariser Friede wies der Macht Frankreichs eine Grenze an, über deren Innehaltung der Bund des übrigen Europa wachte. Aber indem man sich hieran erinnert, springt auch zugleich der Fehler der Hardenberg'schen Politik in die Augen: erst nach einem Kriege, reich an den furchtbarsten Niederlagen, konnte Frankreich zu einem Frieden gezwungen werden, der nicht wie die Friedensschlüsse Napoleon's nur ein kurzer Waffenstillstand und zugleich die Quelle neuer Machterweiterungen wurde.

In diesem Sinne nun waren die Antworten Hardenberg's auf die Vorschläge des russischen Gesandten: man kann sich denken, welche Enttäuschung sie in Petersburg hervorbrachten. Noch eben hatte Rußland den Beitritt Preußens zur Coalition gleichsam im Sturme davonzutragen sich geschmeichelt; jetzt erlebte es, daß der Gegner, dem es durch Ueberraschung den Maivertrag abgewonnen hatte, stutzig wurde und auf der eingeschlagenen Bahn innehielt. Der Ton der Briefe Kaiser Alexander's, vorher so feurig und hinreißend, wurde jetzt kühler und kühler. Er bedaure unendlich, schrieb er an König Friedrich Wilhelm, daß ihre Politik, obgleich in ihren Grundsätzen so übereinstimmend, doch so verschieden in der Anwendung sei. Und Czartoryski seinerseits ließ es an bitteren Bemerkungen über die Ideen Hardenberg's nicht fehlen. Das System Hardenberg's, so schrieb er nach Berlin, bestehe darin, sich mit dem Heilmittel zu beschäftigen, wenn es nutzlos oder zu spät sei, dasselbe anzuwenden. Glaube denn Hardenberg etwa, daß Napoleon nachgibiger sein werde, wenn er erst Frieden mit England geschlossen habe? — Inzwischen suchte man den Maivertrag so gut zu verwerthen, als es eben möglich war. Da gab es keine Bewegung der Franzosen in Hannover, kein Gerücht von einer Verstärkung derselben, gegen die man nicht sogleich Preußen in Waffen zu bringen gesucht hätte. Wenn Napoleon die Hansestädte belästigte oder die Petersinsel bei Mainz besetzte, wenn er gar einen englischen Residenten auf deutschem Gebiete aufgreifen ließ, so waren alle diese Gewaltsamkeiten für Rußland willkommene Gelegenheiten, um Preußen an

[1]) Le système si désirable d'une union des puissances continentales ne pourra guère être établi et consolidé durant la guerre. Il faut le préparer pour la suite et attendre la paix générale pour lui faire consistance. (Eigenhändige Randbemerkungen Hardenberg's zu den ihm mitgetheilten Erlassen Czartoryski's.) Von allen diesen Verhandlungen findet man bei Hardenberg kein Wort.

Digitized by Google

seine vertragsmäßigen Pflichten zu mahnen und es womöglich mit Frankreich in Feindseligkeiten zu verwickeln. Dabei war die Spannung zwischen beiden Staaten, welche durch die abweisende Haltung Preußens erregt wurde, immer noch im Steigen begriffen. Auf beiden Seiten wurde geklagt, daß der andere Theil so wenig Vertrauen blicken lasse. In Rußland beschwerte man sich über Anhäufungen von Getreide an der russischen Grenze; Preußen verwies dagegen auf die Bewegungen russischer Truppen den Grenzen Preußens gegenüber. Wenn Preußen von dem König Gustav von Schweden verlangte, daß er seine Rüstungen in Pommern einstelle, die den Krieg in jene Gegenden ziehen zu müssen schienen, so erhob Rußland Widerspruch dagegen und versicherte die Schweden für jeden Fall seiner Unterstützung. Rußland argwöhnte ein geheimes Verständniß Preußens mit Frankreich: Preußen besorgte, wider seinen Willen von Rußland in den Krieg fortgerissen zu werden. Die Stimmung der höheren Kreise in Petersburg, jener Gesellschaft, die sich um den Großfürsten Constantin und den Fürsten Czartorysky versammelte, wurde immer gereizter; Kaiser Alexander allein hielt fest an seiner Neigung zu Preußen und wehrte die Entwürfe ab, die gegen diesen Staat hie und da auftauchten.

So ging der Winter von 1804 auf 1805 vorüber: Rußland schloß seine Verträge mit Oesterreich und Schweden ab und bereitete den mit England vor; nur mit Preußen wollte kein Einvernehmen zu Stande kommen: Mißtrauen und Argwohn schienen die beiden Staaten immer weiter von einander zu entfernen. Aber mit dem nahenden Frühling des Jahres, das den großen Krieg gegen Napoleon bringen sollte, erwachte doch auch in Rußland wieder das Gefühl, daß ohne Preußen oder gar gegen Preußen auf einen Erfolg des Kampfes nimmermehr zu rechnen sei. Demgemäß sendete Kaiser Alexander im Februar 1805 seinen Generaladjutanten Winzingerode nach Berlin, unter dem Vorwande, die Irrungen zwischen Preußen und Schweden auszugleichen, in Wirklichkeit aber, um einen allgemeinen Bund zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen abzuschließen. Wenn die Abkunft vom Mai 1804 festgesetzt hatte, daß Preußen bei einem Angriff Napoleon's auf norddeutsche Staaten zu den Waffen zu greifen verpflichtet sei, so sollte es jetzt zu einem Vertrage vermocht werden, nach welchem es auch bei einer Verletzung der Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, der Türkei und anderer Staaten an dem Kriege gegen Napoleon sich betheiligen würde.

Bei den Berathschlagungen nun, die über diese Anträge in Berlin gepflogen wurden, geschah es, daß auch Graf Haugwitz wieder in den Gang der preußischen Politik einzugreifen veranlaßt wurde. Nach Niederlegung seines Amtes hatte er sich auf seine Güter in Schlesien begeben, um dort fern von aller Politik seinen eigenen Angelegenheiten leben zu können. Doch wurde er im Allgemeinen von dem Verlaufe der diplomatischen Verhandlungen in Kenntniß erhalten, und war gelegentlich auch einmal, zu geringer Freude Hardenberg's, um seine Meinung angegangen worden. Den Winter über hatte er in Berlin zugebracht, ohne daß er, wie ihm ausdrücklich bei seiner Entlassung vorbehalten war, bei den politischen Berathungen zugegen gewesen wäre. Jetzt verlangte der König selbst sein Gutachten über die russischen Vorschläge zu hören. Von dem richtigen Gesichtspunkte ausgehend, daß eine derartige umfassende Uebereinkunft nur auf gegen-

Digitized by Google

seitiges Vertrauen sicher begründet werden könne, schlug nun Haugwitz vor, die Anträge Rußlands weder anzunehmen noch abzulehnen, sondern vor allen Dingen von Rußland und von Oesterreich über ihre wirklichen Absichten wie über ihre Verbindungen unter einander und mit den übrigen Mächten offenherzige Aufschlüsse zu verlangen. Da auch Preußen seinerseits sich anheischig machen wollte, ohne Wissen der beiden Kaiserhöfe auf keine fremden Verbindungen einzugehen, so sollte das Vertrauen, das aus diesen wechselseitigen Mittheilungen hervorgehen würde, dann die Grundlage werden zu einem weiteren Verständnisse über die allgemeinen Angelegenheiten Europa's. Auch Hardenberg äußerte sich in einer langen Denkschrift über die Anträge Wintzingerode's (12. März). Er hob mit Nachdruck hervor, daß nach seiner Ueberzeugung die Politik Napoleon's einzig darauf ausgehe, sämmtliche Staaten Europa's von sich abhängig zu machen; er erinnerte an das Schicksal Spaniens und Neapels, die sich auch durch die strengste Neutralität nicht vor der Unterwerfung durch Napoleon zu schützen vermocht hätten. Man sieht, daß Hardenberg, so sehr er auch vorher wie nachher in friedensseligen Träumen sich zu wiegen liebte, doch zeitweise auch das von Frankreich drohende Unheil bemerkte, es fast mehr ahnend als durchschauend. Aber Eins ist es, eine Gefahr erkennen, ein Anderes für ihre Beseitigung die Mittel finden und anzuwenden wissen. Auch Hardenberg verstand doch schließlich keinen anderen Rath zu geben als Graf Haugwitz: die beiden Kaiserstaaten zu Erklärungen über ihre Politik und ihre Verbindungen aufzufordern, auf ihre Vorschläge aber eine Antwort zu geben, die den Anschluß Preußens für den Augenblick zwar ablehne, aber die Aussicht auf einen solchen für die Zukunft offen lasse.

Diese ausweichende Antwort erregte in Petersburg weniger Unwillen, als man hätte erwarten sollen: es hatte sich inzwischen eine bessere Gelegenheit dargeboten, um Preußen in die Coalition hineinzuziehen. Der zwischen England und Rußland abgeschlossene Vertrag hatte bestimmt, daß an Napoleon gewisse Forderungen über die Räumung Italiens und Norddeutschlands gestellt werden sollten, deren Verwerfung den Ausbruch des Krieges nach sich ziehen würde. Es war zugleich vereinbart worden, daß Nowossiltzow selbst nach Paris gehen würde, um als Vermittler zwischen England und Frankreich Napoleon diese Bedingungen vorzulegen. Man schmeichelte sich keinen Augenblick, daß Napoleon dieselben annehmen würde; aber man dachte ihn durch Ablehnung derselben, wie man damals sagte, vor ganz Europa und seinem eigenen Volke in's Unrecht zu setzen, und zugleich gab man sich der Hoffnung hin, Preußen für jene Forderungen so sehr zu verpflichten, daß es durch eine Ablehnung auch seinerseits zum Kriege genöthigt werde. Kaiser Alexander, der Napoleon nicht als Kaiser der Franzosen anerkannt und überhaupt jede diplomatische Verbindung mit Frankreich bereits abgebrochen hatte, wendete sich nun an Preußen und ersuchte das Cabinet von Berlin, durch Herbeischaffung der nöthigen Pässe die Sendung Nowossiltzow's zu ermöglichen und dieselbe zugleich durch eine außerordentliche Botschaft an Napoleon zu unterstützen. Das Preußische Ministerium, immer auf dem Platze, wenn es etwas zu vermitteln galt, immer nach jeder wenn auch noch so schattenhaften Aussicht des Friedens begierig haschend, beeilte sich, dem Wunsche Alexander's nachzukommen und seine Hilfe zuzusagen. Vergebens äußerte

Digitized by Google

Haugwitz, der einen Augenblick als Begleiter Nowossiltzow's bezeichnet wurde, seine Bedenken darüber; vergebens wies Lucchesini in wiederholten Anschreiben darauf hin, wie schwer sich Preußen durch die Theilnahme an dieser völlig aussichtslosen Sendung compromittiren würde — Hardenberg unterließ es sogar, sich auch nur über die Bedingungen zu unterrichten, die Nowossiltzow in Paris vorlegen und deren Annahme ein preußischer Botschafter empfehlen sollte. Aber inzwischen erhielt man in Petersburg die Nachricht, daß Napoleon, ohne alle Rücksicht auf die obschwebenden Unterhandlungen, die Einverleibung Genua's in das französische Kaiserreich vollzogen habe. Die Folge war, daß Nowossiltzow, der indessen bereits in Berlin angekommen war, umgehend den Befehl empfing, seine Reise nach Paris nicht weiter fortzusetzen. In Berlin war man eigentlich recht zufrieden über diese Wendung der Dinge, man empfand, daß an Preußen eine nicht geringe Gefahr glücklich vorübergegangen sei; denn erst jetzt wurde man, zwar noch nicht von dem Vertrage Rußlands mit Oesterreich, aber doch von seinen Abmachungen mit England unterrichtet: man sah auf den ersten Blick, daß Napoleon sich zu einer Annahme der russischen Bedingungen niemals verstanden haben würde. Um so weniger konnte man sich nun aber auch veranlaßt fühlen, dem wiederholten Andringen Nowossiltzow's nachzugeben und dem russisch-englischen Vertrage beizutreten. In einem eigenhändigen Schreiben versicherte König Friedrich Wilhelm den Kaiser Alexander, daß er in keiner Weise von einem Systeme abzuweichen gedenke, welches allein den wahren Interessen seines Staates und dem Umfange seiner Kräfte angemessen sei (14. Juli). Damit war auch die letzte Aussicht zerronnen: Rußland durfte nicht mehr erwarten, auf dem bisherigen Wege Preußen aus seiner neutralen Stellung hinaus zu drängen.

Je größer nun die Hoffnungen gewesen waren, die man in Petersburg an die Sendung Nowossiltzow's geknüpft hatte, um so bitterer war jetzt der Unwille über die Enttäuschung, die man abermals hatte erfahren müssen. In einer Sitzung des geheimen Rathes, die gegen Ende Juli stattfand, wurde der Krieg zugleich gegen Frankreich und gegen Preußen bestimmt in Aussicht genommen. Damals war es, daß Fürst Czartoryski eine Art Theilung Preußens zwischen Rußland, Oesterreich und dem wiederherzustellenden Polen geplant hat. Kaiser Alexander selbst, der bisher im Grunde seines Herzens immer noch an der Möglichkeit des allgemeinen Friedens festgehalten hatte, ließ sich jetzt von den kriegerischen Antrieben hinreißen, die er in seiner Jugend in sich aufgenommen hatte. Damals waren ihm keine Bücher lieber gewesen, als die, welche ihm von Krieg und Schlachtenruhm erzählten; jetzt lebte sein Geist nur noch in den Siegen, die er über den Unterjocher Europa's davontragen zu können nicht zweifelte. Er hoffte immer noch, daß sich Preußen durch seine militärischen Demonstrationen zur Nachgibigkeit bewegen lassen werde; aber er hatte Nichts mehr dawider, daß sich die russischen Heeressäulen gegen die preußische Grenze in Bewegung setzten. Ein Mißverständniß, eine Uebereilung, ein unglücklicher Zufall — und der Krieg zwischen Rußland und Preußen war ausgebrochen. Und während diese Dinge sich im fernen Osten zutrugen, kam es im Westen zu den heftigsten Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und Oesterreich, die auch hier den Beginn des Krieges für jeden Augenblick erwarten ließen: die Oesterreicher rüsteten

sich, in Bayern einzurücken, die Franzosen schickten sich an, den Rhein zu überschreiten. Ueberall wohin man sah: Waffenlärm, Kriegsgetümmel, gezückte Schwerter; auch nur für den Gedanken des Friedens war hier kein Raum mehr: die eine Hälfte Europa's waffnete sich, der anderen im Kampfe zu begegnen.

Aber inmitten des Kriegsunwetters, das auf allen Seiten zugleich loszubrechen drohte, umgeben von den Gewaltsamkeiten Frankreichs und den Feindseligkeiten Rußlands, hielt Preußen allein um Nichts minder fest an seiner alten Politik der Aussöhnung und des Friedens. Während die ganze Welt rings in Waffen stand, athmete in Preußen Alles den tiefsten Frieden. Hardenberg, der in diesen entscheidenden Tagen allein um den König war, kam immer wieder auf seinen alten Gedanken zurück, daß nur ein schleuniger Friedensschluß im Stande sei, der weiteren Ausdehnung der französischen Uebermacht eine Grenze zu setzen.

Während die übrigen Mächte in jeder Gewaltsamkeit Napoleon's die Aeußerung eines Systems sahen, mit dem bei aller Nachgibigkeit im Einzelnen eine Aussöhnung auf die Dauer unmöglich sei, wiederholte Hardenberg bei jedem neuen Uebergriffe nur: sollen wir zu den Waffen greifen, weil Napoleon sich die Königskrone von Italien auf's Haupt setzt, statt sie einem seiner Brüder zu verleihen, sollen wir Krieg anfangen, weil er mit Frankreich auch Genua dem Namen nach vereinigt, das ja doch der Sache nach längst von ihm abhängig ist? Jede Gewaltsamkeit Napoleon's, in der Rußland einen Kriegsfall sah, war für Hardenberg ein neuer Anlaß, auf Frieden zu dringen. Aber die entfesselten Gegensätze des europäischen Lebens, die dem Kampfe mit einander entgegenwogten, hörten nicht auf die Stimme des Mannes, dessen Friedensrufe sie zum Stillstand zu bannen suchten; schon sah es aus, als sollten die Wellen des Krieges das preußische Staatsschiff widerstandslos überfluten, als plötzlich der Lenker desselben mit einem schnellen Rucke das Schiff in eine Richtung trieb, der es sich bisher am Fernsten gehalten hatte: Hardenberg begann eine Verhandlung über ein Bündniß mit Napoleon.

IV.

Wenn man damals die allgemeine Lage Preußens überdachte, so konnte man keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß vor allen anderen ein Umstand den Staat in den Krieg hineinzuziehen drohte. Bei der unglücklichen geographischen Gestaltung des preußischen Staates ist zwei Jahrhunderte hindurch kein Verhältniß für denselben wichtiger gewesen, als das Verhältniß zu Hannover, dessen Gebiet die Monarchie in zwei Theile von einander trennte. Doppelt wichtig und zugleich doppelt schwierig wurde es, seit der Kurfürst von Hannover zugleich König von England geworden war. Stets ein zweifelhafter Nachbar, der bald, wie in den Anfängen Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II., sich mit Oesterreich und Sachsen zur Theilung Preußens verbündete, bald, wie beim Ursprunge des siebenjährigen Krieges, Preußen in Feindseligkeiten mit seinen bisherigen Verbündeten verwickelte, hat Hannover, so lange es bestand, immer ein Moment gebildet, das auf die Politik Preußens in der nachtheiligsten Weise einwirkte, die

Digitized by Google

Entwickelung seiner militärischen Hilfsmittel behinderte, überhaupt die Entfaltung seiner vollen Staatskräfte lähmte. Damals nun, im Sommer 1805, trat die Schwierigkeit ein, daß England, Rußland und Schweden zusammen ein Heer ausrüsteten, um dem König von England sein von den Franzosen besetztes Kurfürstenthum Hannover zurückzuerobern. Von Napoleon aufgefordert, dieser Gefahr gegenüber die Ruhe und den Frieden Norddeutschlands zu sichern, erklärte zwar Hardenberg dem französischen Gesandten, daß Preußen als rein continentaler Staat eine Landung der Verbündeten in Hannover zu hindern nicht in der Lage sei, ließ aber zugleich die Hoffnung durchblicken, daß durch eine Cession Hannovers an Preußen sich ein Einverständniß zwischen beiden Staaten werde herstellen lassen. Mit Eifer ergriff Napoleon diese Andeutungen. Am 8. August suchte der französische Gesandte Laforest Hardenberg auf seinem Landgute in Tempelberg auf und überreichte ihm eine Denkschrift, worin Napoleon sich bereit erklärte, Hannover, auf das er sein Recht der Eroberung geltend machte, an Preußen abzutreten, wenn sich dies dagegen zur Unterstützung Frankreichs in einem Kriege verpflichte, der um den gegenwärtigen Besitzstand in Italien zu verändern unternommen werde. Unter dem Eindrucke der feindseligen Haltung Rußlands ging Hardenberg auf dies Anerbieten ein. Er erwog die Vortheile, die in commercieller, wie in militärischer und politischer Hinsicht aus der Erwerbung Hannovers hervorgehen würden: bereits Herr der Weichsel und der Oder wurde Preußen durch die Beherrschung der Elbe und Weser Meister des ganzen Handels von Norddeutschland; mit der Weser gewann es eine Vertheidigungslinie und in den Festungen Nienburg und Hameln treffliche Stützpunkte für den Fall eines Krieges mit Frankreich; Preußen wurde endlich von der Gefahr erlöst, mit der ein Krieg zwischen Frankreich und England es immer auf's Neue bedrohte. Und welchen Reiz mußte es für Hardenberg haben, sein altes Vaterland mit seinem neuen zu vereinigen und seine Staatsverwaltung durch eine Erwerbung zu bezeichnen, welche an Wichtigkeit vielleicht nur der Schlesiens nachstand und jedenfalls die „monströsen" Mängel der geographischen Gestaltung Preußens beseitigte. Wie bedenklich aber war es andererseits in dem Augenblicke, da die noch unabhängigen Staaten Europa's sich zum Angriffe auf Frankreich anschickten, ein Verständniß mit dieser Macht einzuleiten? Hardenberg hat sich diese Einwendung nicht verhehlt, wol aber sich mit dem Gewichte derselben zu leicht abgefunden. Friedfertig wie er selbst gesinnt war, schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß vor dem Einvernehmen zwischen Frankreich und Preußen Oesterreich und Rußland die schon erhobenen Waffen wieder sinken lassen würden. Ueberdies dachte er einige der Gesichtspunkte, die den beiden Kaiserhöfen vorschwebten, bei seinem Abkommen zu verwirklichen. Napoleon sollte sich verpflichten, die Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz und des noch freien Italiens nicht anzutasten. Durch diese letzteren Erwägungen besonders gelang es Hardenberg denn auch, den König für die Unterhandlung mit Frankreich zu gewinnen. Nur zögernd und voll Bedenken ging Friedrich Wilhelm darauf ein. Er beeilte sich, das Gutachten des Grafen Haugwitz, der ihm fast ein Jahrzehnt hindurch rathend zur Seite gestanden, auch in diesem bedeutungsvollen Augenblicke einzuholen. Es ist an dieser Stelle, daß sich die Bahnen

Hardenberg's und des Grafen Haugwitz, die sich bisher in einander verschlungen hatten, von einander zu scheiden beginnen; ein Gegensatz zwischen ihnen trat allmälig zu Tage, der für die Entwickelung der preußischen Geschichte von der allergrößten Wichtigkeit geworden ist. Was auch Hardenberg in seinen Denkwürdigkeiten über Intriguen seines Nebenbuhlers zu sagen weiß, die Wahrheit ist doch, daß Haugwitz sich 1½ Jahre hindurch von den Geschäften fern gehalten hat, ohne je den Versuch zu machen, auf dieselben wieder Einfluß zu gewinnen. Auch jetzt begnügte er sich, vom Könige selbst aufgefordert, nur eine Denkschrift über die französischen Anträge einzusenden. Wie es von dem Manne zu erwarten war, der 1799 und 1803 mit Entschiedenheit Partei gegen Frankreich ergriffen hatte, so erklärte er sich auch jetzt gegen das Einverständniß mit Napoleon. Seine Ansicht brachte einen großen Eindruck auf den König hervor: recht im Gegensatze zu Hardenberg und seiner Hinneigung zu Frankreich rief derselbe jetzt den Grafen Haugwitz nach Berlin zurück und gewährte ihm wieder einen eingreifenden Antheil an den Staatsgeschäften. Zugleich verschwand aber auch die Aussicht auf Erhaltung des Friedens, welche allein den König zum Eingehen auf die französischen Anträge hatte veranlassen können: die Oesterreicher drangen in Bayern ein, der Krieg war vorhanden. Von einem Bündnisse mit Frankreich konnte nun nicht mehr die Rede sein: die Unterhandlungen, zu denen Duroc nach Berlin gekommen war, gingen nur noch auf eine Abkunft über die Räumung Hannovers, wie sie schon 1803 beabsichtigt war und wie sie jetzt so wenig als damals sich erreichen ließ [1]).

Wenn es nun aber Hardenberg nicht gelungen war, den König zu einer Verständigung mit Frankreich fortzureißen, so war er doch deshalb nicht gesonnen, die eben verlassene Politik der Neutralität wieder aufzunehmen. Schon begegneten sich in Schwaben die Heere Frankreichs und Oesterreichs, russische Truppen standen an der preußischen Grenze, bereit, den Durchmarsch mit Gewalt zu unternehmen; Russen und Schweden schickten sich an, die Franzosen aus Hannover zu vertreiben. Durfte Preußen noch hoffen, von dem Kriege, der so nahe an seinen Grenzen ausbrach, unberührt zu bleiben? Hardenberg wenigstens hatte diese Hoffnung nun endlich aufgegeben. Was schon längst hätte geschehen sollen, vollzog sich jetzt erst: Preußen setzte seine Truppen auf den Kriegsfuß und rief ein Heer von fast 200,000 Mann unter die Waffen.

Im Angesichte nun dieser gewaltigen Heeresmacht, die demjenigen Kämpfer den Sieg zu versprechen schien, auf dessen Seite sie sich stellen würde, tauchte in den leitenden Kreisen Berlins der Gedanke auf, dem Kaiser der Franzosen billige Friedensbedingungen vorzulegen, bei deren Verwerfung auch Preußen sich den gegen ihn verbündeten Mächten anschließen würde. Man könnte nicht sagen, daß irgend eine bestimmte Persönlichkeit diesen glücklichen und richtigen Gedanken zuerst ergriffen hat: getragen von der Gunst der Umstände, wie von selbst lenkte der Staat in die Bahnen der Politik ein, die er von vornherein hätte mit Be-

[1]) Ueber die preußische Politik im September 1805 urtheilt Graf Metternich: Toute la politique prussienne se réduit encore à n'en pas mériter le nom. On y tremble de tout, avec l'air de tout braver, et on ne se décide à rien, parce qu'il faut plus qu'un courage purement négatif pour cela (16. September 1805).

Digitized by Google

wußtsein einschlagen sollen. Aber gewiß ist, daß der König, wie Hardenberg und Haugwitz, hierin wenigstens noch einmal einverstanden, die Vortheile der Stellung Preußens erkannten und auszunutzen entschlossen waren. Und wenn der Gedanke dieser bewaffneten Vermittelung, wie man es nannte, sich im ersten Entstehen ebenso sehr gegen Rußland als gegen Frankreich gewendet hatte, so bewirkte die Rücksichtslosigkeit Napoleon's, daß derselbe sich ausschließlich gegen Frankreich richtete. Am 6. October traf die Nachricht ein, daß die französischen Truppen in großer Anzahl durch das preußische Gebiet in Franken gezogen seien. In Friedrich Wilhelm III. wallte das königliche Blut der Hohenzollern auf bei der Nachricht von dieser bisher unerhörten Verletzung des preußischen Staates: er war augenblicklich entschlossen, die französischen Gesandten Laforest und Duroc aus Berlin hinauszuweisen. Wir stehen hier an dem Momente, der für die Geschicke des alten Preußen vielleicht entscheidend geworden ist: folgte der König unbeirrt den Antrieben seines empörten Herzens, so war der Bruch mit Frankreich da und der Krieg entbrannte augenblicklich. Aber das Verhängniß Preußens hat es gewollt, daß Hardenberg sich dazu verstand, die Entrüstung des Königs zu beruhigen und die Ausweisung der französischen Gesandten zu verhüten. Wenn wir es oben Hardenberg's ersten großen Fehler nannten, daß er sich selbst und den König so lange mit Friedensillusionen getäuscht hat, so müssen wir es jetzt als seinen zweiten und größeren Fehler bezeichnen, daß er am 6. October den Entschluß des Königs rückgängig gemacht hat, statt ihn dabei festzuhalten. Mochte Hardenberg vor dem plötzlichen Bruche mit Frankreich doch noch zurückschrecken, mochte er von dem Systeme der bewaffneten Vermittlung bedeutendere Vortheile erwarten — genug, sein Widerspruch hatte zur Folge, daß Preußen sich damit begnügte, nun auch den Russen den Durchzug durch Preußen zu gestatten, die Unterhandlungen mit Frankreich aber abzubrechen und Hannover ohne alle Uebereinkunft zu besetzen.

Bei der unverkennbaren Annäherung an die Coalition, die hiermit nothwendig verbunden war, entschloß sich nun Kaiser Alexander, selbst nach Berlin zu gehen, um den Anschluß Preußens an die Verbündeten in entscheidender Weise herbeizuführen. Man wußte in Berlin sehr wohl, daß er fast ganz allein es gewesen war, der an der östlichen Grenze eine ähnliche Verletzung Preußens hintangehalten hatte, wie sie im Westen wirklich vorgefallen war: die Neigung für seine Persönlichkeit wie die Erregung gegen Frankreich bereiteten ihm einen Empfang, der seinem Ehrgeiz schmeichelte und über die Richtung der nationalen Sympathien keinen Zweifel obwalten ließ. Die Unterhandlungen, die dann folgten, führten rasch zum Ziele. Am 3. November kam der Vertrag zu Stande, der die Bedingungen der bewaffneten Vermittelung Preußens regelte. Ein preußischer Staatsmann — Graf Haugwitz wurde dazu bestimmt — sollte dem Kaiser Napoleon die Forderungen vorlegen, deren Erfüllung für die Sicherheit Europa's unerläßlich schien: Trennung der Kronen Italiens und Frankreichs, Räumung von Deutschland, Neapel, Schweiz und Holland, eine bessere Grenze in Italien für Oesterreich und eine Entschädigung für den König von Sardinien. Aber indem Preußen diese Ideen annahm, die doch russisch-englischen Ursprungs waren, be-

Digitized by Google

hielt es zugleich sein eigenstes Interesse fest im Auge: würde Preußen durch Ablehnung seiner Forderungen zum Kriege veranlaßt, so sollte durch die Vermittelung Rußlands der König von England zu einem Abkommen vermocht werden, durch das Hannover an Preußen überlassen würde. — So hatte die europäische Politik endlich erreicht, was sie seit einem Jahrzehnt unermüdet anstrebte: Preußen war der Coalition beigetreten. Aber noch immer war nicht Jeder am Hofe von Berlin damit einverstanden, und gleich von vornherein hätte man zweifeln können, ob sich eine Verbindung werde behaupten lassen, die weniger aus einem freien und überzeugten Entschlusse hervorgegangen, als durch das Zusammengreifen zwingender Umstände und Begebenheiten auferlegt war.

Ehe wir fortfahren, die traurige Verwickelung zu erzählen, welche diesen Vertrag vernichtete und Preußen selbst umstürzte, verweilen wir gern einen Augenblick länger an dieser Stelle, um noch einen Blick auf das alte Preußen zurückzuwerfen, von dem wir bald für immer scheiden müssen. Welch ein Bild voll Glanz und Leben, das sich unseren Augen darbietet! Welch' auserlesene Gesellschaft, die sich damals in den Räumen des alten Schlosses zu Berlin vereinigte — in dem Schlosse, dessen Fenster nur ein Jahr später die Wachtfeuer widerspiegelten, um welche sich die Garde Napoleon's im Lustgarten gelagert hatte! Es war der größte Augenblick in der Geschichte des alten Preußens. Nie war Berlin selbst glänzender, nie das Leben in der Hauptstadt großartiger gewesen. Da war vor Allem Friedrich Wilhelm III., mit dessen Namen wir die Erinnerung an ein Herz voll Gerechtigkeit, Güte und Liebe zu verbinden gewohnt sind; neben ihm seine unvergeßliche Gemahlin, schöner und anmuthiger als je eine Königin den Thron eines Landes zierte; umgeben war das Herrscherpaar von einem Kranze blühender Kinder, deren Einem eine Zukunft voll ungeahnter Größe bestimmt war, und von jener Schar tapferer Prinzen, der Neffen Friedrich's des Großen, die bald die Schlachtfelder in Thüringen mit ihrem edlen Blute färben sollten. Damals aber vereinigte sich die allgemeine Theilnahme noch mehr auf den Kaiser Alexander; man bewunderte sein glänzendes Gefolge, in dem man auch den Fürst Czartoryski bemerkte, vorzüglich aber den gewinnenden Zauber, den der Reiz seiner eigenen Persönlichkeit überall ausströmte. Oesterreich hatte einen seiner Erzherzöge nach Berlin entsendet; ein außerordentlicher Botschafter Englands begegnete sich mit dem Marschall Duroc, dem Gefährten der Siege Napoleon's. Sie Alle warben um die Hilfe von Preußen, um die Unterstützung jenes Heeres, an dessen Fahnen noch der Ruhm des großen Königs haftete und von dessen Eingreifen jetzt der Ausgang des großen Kampfes abhing. Und welche Politik war es doch, der Preußen diesen Moment weltgeschichtlicher Größe verdankt hat? War es nicht eben jene Politik der Neutralität, die Graf Haugwitz eingeleitet, der König voll Ueberzeugung festgehalten und Hardenberg angenommen hatte? Was man auch gegen einzelne Aeußerungen dieser Politik mit vollem Rechte einwenden mag, — die freilich mehr durch eine unerhörte Gunst des Schicksals herbeigeführte als mit Bewußtsein von vornherein in Aussicht genommene Wirkung derselben war doch, daß

Digitized by Google

die Entscheidung über die Weltgeschicke jetzt in den Händen Preußens lag[1]). Was Graf Metternich im Jahre 1813 mit so großem Erfolge durchführte, war es etwas Anderes als eine Wiederholung dessen, was Preußen im Jahre 1805 versucht hat? Auch er hat so lange gezögert, in dem großen Kampfe Partei zu ergreifen, bis er sicher war, die Entscheidung desselben in seiner Hand zu haben.

Aber im Jahre 1813 — und das ist der verhängnißvolle Unterschied — vermieden es die Verbündeten, sich in eine entscheidende Schlacht einzulassen, um nicht Oesterreich das Eingreifen unmöglich zu machen; im Jahre 1805 ließ sich Kaiser Alexander durch die Rathschläge eines Oesterreichers und seine eigene Kampfbegierde dazu verleiten, eine Entscheidungsschlacht nicht blos anzunehmen, sondern selbst zu suchen: die Folge war, daß, wie bei Ulm das österreichische, so nun bei Austerlitz auch das russische Heer zertrümmert wurde. Kaiser Franz nahm einen Waffenstillstand an, Kaiser Alexander verließ sein zerrüttetes und entmuthigtes Heer. Die Coalition war zerstört: Preußen, noch nicht völlig gerüstet, stand dem siegreichen Heere Napoleon's allein gegenüber.

In welche Lage gerieth nun aber hierdurch Graf Haugwitz, der sich inzwischen im Hauptquartiere Napoleon's eingefunden hatte? Er war von Berlin fortgegangen mit dem ernstlichen Wunsche, wenn irgend möglich, den allgemeinen Frieden herzustellen, in jedem Falle aber den Bruch mit Napoleon bis über die Mitte des December zu verzögern, denn das hatten ihm die militärischen Autoritäten, im Hinblick auf die zu spät begonnenen und mehr nach Osten gerichteten Rüstungen, auf das Dringendste anempfohlen[2]). Da kam nun die Schlacht von Austerlitz, eine Niederlage für die Coalition, eine Niederlage zugleich für Preußen und den Gedanken der bewaffneten Vermittelung. Haugwitz war fast Zeuge der Vernichtung des russischen Heeres; er hörte von den geheimen Unterhandlungen, die Oesterreich selbst noch vor der Schlacht mit Napoleon angeknüpft hatte. Wenn er mit Recht die Ueberzeugung hegte, daß weder von Rußland noch von Oesterreich für Preußen eine wirksame Hilfe zu erwarten war, sollte er in solchem Augenblicke sein Vaterland in den Krieg mit Napoleon hineintreiben? Er sah schon im Geiste die blühenden Gefilde Schlesiens von den siegestrunkenen Scharen Napoleon's überflutet. Im Monat October von Berlin und Preußen entfernt, war er von der patriotischen Erregung jener Tage unberührt geblieben und empfand keine nationale Feindseligkeit gegen Frankreich. Er bedachte sich jetzt nicht lange, den Vertrag anzunehmen, den Napoleon ihm anbieten ließ und der Preußen vor dem Kriege bewahrte: gegen Abtretung von Ansbach, Cleve, Neuenburg und Garantie des französischen Besitzstandes sollte Preußen Hannover erhalten. Er dachte dabei keineswegs, ein Bündniß mit Frankreich zu schließen; er glaubte nur, eine Abkunft treffen zu müssen, durch

---

[1]) Am 22. September schreibt der Herzog von Braunschweig an Hardenberg: Si le Roi réussit à maintenir sa neutralité pour un temps seulement, il arrivera une époque où il pourra décider du sort de l'Europe.

[2]) Mit welchen Empfindungen Haugwitz der Zusammenkunft mit Napoleon entgegensah, zeigt sein Schreiben an den Minister Hoym: „Je vous l'avoue franchement, j'éprouve déjà en idée une extrême satisfaction de voir de près un des hommes, comme, selon moi, il n'y en a plus" (17. November).

Digitized by Google

die Preußen den Schwierigkeiten des Augenblickes enthoben würde. Würde sich daran ein allgemeines Verständniß anknüpfen lassen, so schwebte ihm vor, die Durchführung seines alten Gedankens wieder in die Hand zu nehmen: das mit Rußland ausgesöhnte Frankreich sollte durch eine Verbindung mit diesem Staate wie mit Preußen gleichsam unschädlich gemacht werden.

In Berlin war man doch nicht wenig betroffen, als Graf Haugwitz, den man in ganz anderen Erwartungen an Napoleon geschickt hatte, mit diesen Vereinbarungen zurückkam. Nicht als ob irgend Jemand ernstlich daran gedacht hätte, an dem Vertrage vom 3. November festzuhalten. Dieselbe Wandlung der Gesinnung, in deren Folge der Graf seine Verabredungen mit Napoleon traf, hatte sich vielmehr unter dem Eindrucke der Schlacht von Austerlitz und der sich unmittelbar anschließenden Ereignisse gleichzeitig in Berlin vollzogen: schon eine Woche vor der Nachricht von diesen Verabredungen hat Hardenberg selbst die Unterhandlungen mit dem französischen Gesandten einseitig wieder angefangen, um gegen Gewährleistung der Neutralität Norddeutschlands mit Frankreich zu einem Abkommen über Hannover zu gelangen. Aber da man sich der Feindseligkeit gegen England und Rußland bewußt wurde, welche die von Haugwitz mitgebrachten Bedingungen Napoleon's in sich schlossen, so suchte man dieselbe dadurch zu beseitigen, daß man, nach dem Rathe des Grafen Haugwitz und unter der Mitwirkung Hardenberg's, den zu Schönbrunn vereinbarten Vertrag nur mit Aenderungen annahm, welche die Wirksamkeit desselben nach dem allgemeinen Frieden hinausschoben. Wie sehr fehlte es den Männern, von denen Friedrich Wilhelm umgeben war, an der Fähigkeit, die politischen Gesichtspunkte fremder Mächte zu verstehen! Sie hatten das Werden der neuen Coalition nicht gesehen; sie täuschten sich jetzt völlig über die Entwürfe Napoleon's: die Bundesgenossenschaft, die Preußen ihm für den Frieden anbot, wollte er zur glücklichen Durchführung des Krieges ausnutzen. Er legte Preußen einen anderen Vertrag auf, der ihm zwar Hannover ließ, aber den Staat in eine Feindschaft mit England verwickelte, die seinem Handel verderblich wurde (15. Februar 1806).

Mit dieser Abwandlung der preußischen Politik — der Trennung von der Coalition und der einseitigen Verständigung mit Frankreich — fällt es nun auch zusammen, daß sich Hardenberg zurückzog und die Führung der Geschäfte dem Grafen Haugwitz wieder allein überließ. Nachdem er einmal die Friedensillusionen abgestreift, hatte Hardenberg, wie um seinen Fehler vom 6. October wieder gut zu machen, sich mit Eifer und Leidenschaft den Ideen der Coalition hingegeben. Die Verschiedenheit, die man bisher zwischen seiner ministeriellen Haltung und seinen privaten Aeußerungen bemerkt hatte, war verschwunden. Das persönliche Vertrauen, das ihm vor allen Anderen Kaiser Alexander bei seiner Anwesenheit bewiesen hatte, der Gegensatz, in dem sich seine energische Natur zu den bedächtigen Umgebungen des Königs fühlte, eine gewisse Regung der Eifersucht gegen seinen Nebenbuhler Graf Haugwitz, der die Erhaltung des Friedens als die vornehmste Aufgabe seiner Sendung ansah — diese Empfindungen hatten allmälig die Ueberzeugung in ihm wachgerufen, daß nur eine eingreifende Theilnahme an den großen Kämpfen der Zeit dem preußischen

Digitized by Google

Staate frommen könne[1]). Schon bei der ersten Einwirkung, die dem Grafen Haugwitz auf den Gang der Politik auszuüben gestattet wurde, war Hardenberg entschlossen gewesen, seinen Abschied zu fordern, da ihm, aus persönlichen Ursachen fast noch mehr als aus politischen, die Führung der Geschäfte mit ihm zusammen widerwärtig erschien. Durch den Zuspruch des Königs vermocht, von diesem Entschlusse vorläufig abzustehen, hatte er dann noch an den Berathungen theilgenommen, welche die Annahme der von Haugwitz mit Napoleon geschlossenen Verträge betrafen. Man könnte nicht sagen, daß er dabei eine ausgesprochene Abneigung gegen Frankreich hätte blicken lassen: zufrieden, wenn er den Staat nur überhaupt eine entschiedene Politik ergreifen sah, hatte er es selbst an Vorschlägen nicht fehlen lassen, um die Verbindung mit Frankreich zu ermöglichen und für das Interesse Preußens fruchtbar zu machen. Aber da er sich nicht verbergen konnte, wie sein eigener Einfluß vor dem des Grafen Haugwitz von Tag zu Tage mehr zurücktrat, so wußte er endlich den König zu bestimmen, ihm einen Urlaub auf unbegrenzte Zeit zu ertheilen. Das war das Glücklichste, was ihm in diesem Augenblicke hätte begegnen können. Denn obschon sein Rücktritt kaum so sehr durch die Politik des Grafen Haugwitz als durch die Eifersucht gegen diesen Nebenbuhler veranlaßt wurde, so hat doch die allgemeine Ansicht in Haugwitz immer den Freund Frankreichs, in Hardenberg immer den Gegner und das Opfer Napoleon's gesehen. Damals wie bis heute identificirte sie die zu Frankreich neigenden Phasen der preußischen Politik mit Graf Haugwitz, wie sich andererseits der Gedanke des nationalen Widerstandes und der Erhebung gegen Napoleon in Hardenberg verkörperte. Wenn Graf Haugwitz und seine Politik dem allgemeinsten Abscheu verfielen, so ward dagegen Hardenberg, wie der König selbst bemerkte, „die Puppe des Volkes". Diese Richtung der öffentlichen Meinung in Preußen wie in dem übrigen Europa hatte nun wieder insofern ihre Rückwirkung auf Hardenberg, als sie denselben bei der Ansicht festzuhalten beitrug, die sie bei ihm einmal mit Entschiedenheit voraussetzte. Hatte er bisher nur immer überhaupt auf eine bestimmte Parteinahme gedrungen, so bildete er jetzt in seiner Zurückgezogenheit, unter dem Einflusse der öffentlichen Meinung ebensosehr wie unter dem Drucke der politischen Ereignisse, die Ueberzeugung bei sich aus, daß nur auf der Abwendung von Frankreich und auf dem Anschlusse an Rußland das Heil Preußens

---

[1]) Der französische Gesandte in Berlin, dessen Berichte aus dieser Zeit dem Verfasser zum Theil vorlagen, schildert Hardenberg am 5. December folgendermaßen: Je regarde comme fâcheux que les rênes soient restés à M. de Hardenberg, homme de caractère, qui se passionne aisément, qui suit avec ardeur le parti auquel il se livre, qui ne croit pas à la paix, qui déplore en conséquence le temps perdu par son collègue, qui pousse aux préparatifs nécessaires pour l'action la plus prochaine, et qui, peut-être, songe pour son intérêt personnel à défendre un poste qu'il sait ne pouvoir garder si M. d'Haugwitz réussit. M. de Hardenberg, qui faisait peu sa cour la fait assidûment aujourd'hui, surtout à la reine et aux personnes dont elle est entourée. Il suggère tous les arguments propres à ébranler le roi. La reine, qui a veillé pendant si longtemps à ce que le roi ne s'exposât point à la guerre, n'est plus reconnaissable.

Digitized by Google

beruhe. In diesem Sinne hat er denn im Stillen gewirkt, bis ihn der Umschwung der preußischen Politik wieder in seine alte Stellung zurückführte.

Inzwischen kam, was kommen mußte. Wiederum war es das Verhältniß Preußens zu Hannover, von dem auch die neue Verwickelung ihren Ausgang nahm. Wie Napoleon Hannover an Preußen überlassen hatte, um seinen Krieg gegen England durchzuführen, so nahm er jetzt keinen Anstand ihm dasselbe wieder zu entziehen, um dadurch seinen Frieden mit England schließen zu können. In der Erwerbung Hannovers hatte die Rechtfertigung der Frankreich freundlichen Politik des Grafen Haugwitz gelegen: der drohende Verlust dieser Provinz mußte seiner Politik eine entschiedene Wendung gegen Frankreich geben. Haugwitz hatte, wie wir wissen, in dem Vertrage mit Napoleon eben nur eine Abkunft gesehen, die Preußen aus den Bedrängnissen des Augenblickes befreite, aber zugleich ihm mannigfache Vortheile gewährte und dem Ehrgeize Napoleon's selbst gewisse Schranken aufzulegen schien. Den ersten Zweck hatte er erreicht: Preußen war unzweifelhaft im Herbst 1806 politisch wie militärisch in einer besseren Lage als im Januar, wie wenig es auch daraus Nutzen zu ziehen verstanden hat; aber andrerseits mußte Haugwitz sich überzeugen, daß die erlangten Vortheile sich nicht behaupten ließen, und daß Napoleon wol für Andere, aber nicht für sich selbst, die Schranken eines Vertrages anzuerkennen gesonnen war. Keineswegs ein Vertheidiger der Allianz mit Frankreich unter allen Umständen, zögerte jetzt Haugwitz nicht, dem Könige den Bruch mit Frankreich anzurathen. Man weiß, welches der Erfolg war: an einem Tage wurde das altberühmte Heer vernichtet und der Staat zertrümmert, der auf demselben beruhte. Es ist oft gefragt worden, und nach dem Erscheinen von Hardenberg's Denkwürdigkeiten mehr als jemals, wie nur diese Katastrophe so plötzlich und so im Augenblicke vernichtend hereinbrechen konnte? Die Sache ist, daß dieser Staat zugleich sich selbst untreu geworden war und nicht mehr in die Welt paßte, wie sie jetzt durch die Revolution und das Regiment Napoleon's geworden war. Mit den Waffen in der Hand, kann man sagen, ist der preußische Staat geboren worden. Inmitten der ihn umdrängenden Feindseligkeiten Frankreichs, Oesterreichs, Rußlands, Polens und Schwedens hat er nur durch die ununterbrochene Bereitschaft und stete Tüchtigkeit der Waffenführung seine Existenz behaupten und zugleich zu Macht und Größe gelangen können. Damals nun waltete über dem preußischen Staate eine Hand, die voll milder Schonung die Kräfte desselben anzuspannen und seine Hilfsmittel rücksichtslos in Anspruch zu nehmen Bedenken trug: sie hatte dem Staate einen Charakter von Friedfertigkeit und Ruhe aufgedrückt, der der eigenen Entwickelung desselben widersprach und zugleich dem Wesen der damaligen Zeit völlig entgegen war. Denn während auf der einen Seite Preußens Napoleon, verzehrt von einem krankhaften Triebe nach Thätigkeit, sich von einem Kriege in den anderen stürzte, mit der einen Hand ein Königreich errichtete, das er mit der anderen wieder umstieß, indessen in seinem Hirne ein ausschweifender Plan den anderen jagte, die zu verwirklichen dann die schrankenlose Kraft seines Willens und seines Geistes gleichwol versuchte, und während auf der anderen Seite Preußens Kaiser Alexander gleichfalls voll unruhigen Thatendranges erst sein Reich zu reformiren, dann Europa zu befreien

Digitized by Google

unternahm, und in seinem Geiste schon damals die Gedanken trug, die ein Jahrzehnt später die heilige Allianz hervorriefen und den mächtigen Einfluß Rußlands in Europa begründeten — blieb der preußische Staat allein wie unberührt von dem neuen und schöpferischen Geiste, der sich allenthalben regte, und fuhr fort sich in den alten Geleisen bedächtig weiter zu bewegen. Hier war das 19. Jahrhundert noch nicht angebrochen: man glaubte noch in dem Zeitalter Friedrich des Großen zu leben. Gedankenarm war die Politik Preußens, gedankenarm die Kriegführung.

Wie heutzutage eine Armee erliegt, die mit dem aus allgemeiner Schulpflicht und allgemeiner Wehrpflicht hervorgegangenen Heere sich zu messen wagt, so mußte damals das Heer Preußens auseinanderfallen, als es mit dem neugeschulten Heere Frankreichs zusammenstieß. Da war nun die Zeit Hardenberg's wieder gekommen. Haugwitz, der letzte Minister des alten Preußens, war mit dem alten Staate gleichsam selbst zusammengebrochen. Auch Hardenberg war in den Anschauungen des 18. Jahrhunderts emporgewachsen und hatte, wie wir wissen, seinen reichen Antheil an den Ursachen, welche die große Katastrophe verschuldeten. Aber das ist es, was Hardenberg so unendlich über seinen Nebenbuhler erhebt: sein empfänglicher und geschmeidiger Geist verlieh ihm die Fähigkeit, sich in die neue Zeit zu schicken. Die Schärfe seines Verstandes sah, was dieselbe erforderte; das hereingebrochene Unglück gab ihm die Möglichkeit und die Willenskraft, das für nothwendig Erkannte durchzuführen. Er hat noch einmal vor der Feindschaft Napoleon's zurücktreten müssen; aber auch in der Verbannung hatte er durch seine Rathschläge einen entscheidenden Einfluß bei der beginnenden Regeneration des preußischen Staates. Und bei der ersten Gelegenheit rief ihn sein König zurück und stattete ihn mit einer Machtvollkommenheit aus, wie sie vor ihm noch kein Minister in Preußen besessen hatte.

Die reformatorischen Gedanken und Bestrebungen Hardenberg's sind großentheils maßgebend gewesen für die Umbildung des Staates, die sich vor und nach den Freiheitskriegen unter seiner Leitung vollzog und die demselben sein modernes Gepräge gegeben hat. Noch viel durchgreifender und weit bedeutender ist die Einwirkung gewesen, die er auf die auswärtige Politik des Staates ausübte: die Allianz, die er im Jahre 1813 mit den gegen Frankreich verbündeten Mächten schloß, das Verständniß namentlich, das er gegen alle Ueberlieferungen der preußischen Staatskunst mit Oesterreich einging und festhielt, hat die Politik hervorgerufen, die Preußen ein halbes Jahrhundert hindurch beherrscht hat.

Digitized by Google

Ueber Norwegen.

Von

G. Sauerwein.

Es gibt wenige Länder, in denen man die Beziehungen zwischen der Natur ihres Bodens und der ihrer Bewohner so deutlich verfolgen könnte, wie in Norwegen. Das granitne Urgebirge hat hier, man möchte sagen, granitne Menschen hervorgebracht; Menschen, die sich in den scharf geschnittenen Conturen ihrer Individualität zu den kalk- und sandgeborenen Bewohnern ebener Continente etwa ebenso verhalten, wie diese verschiedenen Erdgebilde selber zu einander. Man sieht hier, wie die Geologie mit ihren Urdaten der Erdgeschichte nicht blos die Botanik, sondern auch die Ethnographie der einzelnen Länder höchst wesentlich mitbedingt. Gewiß gibt es, wie Nichts in der Welt nur Eine Ursache hat, andere Factoren, die bei der Entwickelung eines Nationalcharakters mit jenen äußeren Bedingungen zusammen wirken, um ein bestimmtes Resultat hervorzubringen — gewisse Keime, welche, unerklärt und unanalysirbar, tief in der ursprünglichen Anlage eines Stammes, wie eines Individuums liegen. Gewiß hätte sich ein Stamm von Dolichocephalen unter ganz gleichen äußeren Bedingungen zu etwas von den germanischen Norwegern ganz Verschiedenem entwickelt. Aber daß unter der Anzahl so ähnlich veranlagter germanischer Stämme die Norweger gerade diese bestimmte Entwickelung genommen, daß sie, aus der gemeinsam-germanischen Uranlage heraus, gerade zu dem sich gemacht, was sie heute sind: das liegt vor Allem in der eigenthümlichen Natur des Landes, welches sie seit mehreren Jahrtausenden bewohnen.

Es ist der Standpunkt der Völkerpsychologie, um einen, wie mir scheint, sehr glücklich gebildeten Ausdruck neuer Wissenschaft zu gebrauchen, von dem aus vor Allem ich ein Bild des norwegischen Volkes vorführen möchte. Es ist das ein Standpunkt, der gewiß den Zwecken der Anthropologie eben so nahe liegt, wie der wol öfter darin vertretene naturhistorische oder genealogisch-historische. Wol knüpfen gerade auch von letzteren aus sich viele interessante Fragen an die Betrachtung von Norwegens Bevölkerung. Ist sie die erste dort ansässige, oder haben vor ihr schon andere Stämme dort gewohnt? Und ist das der Fall, waren es Tschuden, Verwandte der Lappen, oder was für Völker sonst können es gewesen sein, von denen wir in den reichen und interessanten Ueberbleibseln aus der Steinzeit eine unzweifelhafte Urkunde vor Augen sehen, während merk-

Digitized by Google

würdiger Weise die Bronzezeit, in Dänemark sehr reichlich, hier nur äußerst sparsam und sporadisch sich vertreten findet? Die Erörterung dieser und ähnlicher Fragen liegt mir hier fern; jedenfalls sind die germanischen Norweger die ersten historisch beglaubigten Bewohner und wirklichen Bebauer des Landes.

Wann die Stammväter derselben, gleich den verwandten, schon dem Tacitus bekannten gothischen Stämmen der Svionen, welche Svithiod oder Svea-Rike, und der Gothanen, welche Göta-Rike, den beiden uralten Bestandtheilen von Schweden, den Namen gaben, von Osten her in Skandinavien einwanderten, läßt sich schwer auch nur annähernd bestimmen. So viel ist ersichtlich, daß sich der Strom der Einwanderung, von der Süd- oder Südost-Küste aus, in mehreren Zügen über das Land verbreitet zu haben scheint, von denen die Einen, sich mehr südlich haltend, Schweden, die Anderen, nordwestwärts ziehend, Norwegen bevölkerten. Letzteres Land erhielt daher seinen Namen Nord-vegr, Nordweg, das was nördlich liegt[1]). Dies ist in der norwegischen Volkssprache zu Noreg abgeglättet, während die dänisch-norwegische Form des Namens, Norge, wie das vollständigere ältere schwedische Norrige bezeugt, wol aus Nord-rike, Nordreich, entstanden zu sein scheint, wie Sverige, Schweden, aus Svea-Rike. Da in alter Zeit auch Herjedalen, Jämtland und andere nordwestliche Theile Schwedens zu Norwegen gehörten, während das jetzige nördliche Schweden noch größtentheils von finnisch-lappischen Stämmen bewohnt war, so leuchtet um so mehr ein, wie Norwegen, im Gegensatze zu dem damals nur den südlichen und mittleren Theil des jetzigen Schwedens einnehmenden Nachbarlande, das nördliche genannt werden konnte.

Dieses in vorhistorischer Zeit in Norwegen eingewanderte germanische Volk hat jene dem gothischen und urgermanischen Typus noch so nahe stehende Sprache entwickelt, welche wir Altnordisch, oder, nach ihrer späteren zweiten Heimath, gewöhnlich Isländisch nennen. Im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nämlich, als König Harald Haarfagar durch seine Eroberungen Norwegen zu einem Einheitsstaate umschuf, als er für immer die Macht des Adels brach und die Häuptlinge einer strengen consolidirten Königsmacht unterwarf, da wanderte bekanntlich ein großer Theil der unzufriedenen Aristokraten aus und begründete, ein jeder Häuptling von Angehörigen und Untergebenen begleitet, die aristokratische Republik jenes nordischen Inselandes, welches freilich später auch unter manchen inneren Kämpfen eine demokratische Verfassung erhielt, und, literarisch stets in lebhaftestem Verkehr mit dem Mutterlande bleibend, schließlich auch politisch unter den Scepter norwegischer Könige zurückkehrte. Dieses ferne Island ließ nun bekanntlich der alten angestammten Sprache und Literatur die geschickteste und sorgfältigste Pflege angedeihen, so daß, während in Skandinavien und Dänemark die alte Sprache sich vollständig umgestaltete, dieselbe in Island auch jetzt noch mit geringer Veränderung gesprochen wird. Diese Sprache also, nach ihrer späteren Heimath Isländisch genannt, und einige der wichtigsten, gewiß lange Zeit vor ihrer schriftlichen Aufzeichnung traditionell fortgepflanzten literari-

[1]) Hr. Professor Benfey in Göttingen erinnert an eine interessante Analogie, die sanskritische Benennung des Dekhan, Dakschinâ-patha, welches eigentlich Südweg bedeutet.

schen Erzeugnisse in derselben, welche in dem großen Buche der Edda erhalten worden sind, müssen wir eigentlich als Alt-Norwegisch in Anspruch nehmen.

In Einem Punkte beginnt auch die Gegenwart wesentlich wieder von demselben Ursprunge, wie die älteste Vergangenheit. Das ist der Einfluß der Natur auf die Entwickelung des äußeren wie des psychischen Lebens. Dieselbe Natur, welche schon in ältester Zeit das Thun und Fühlen des Normannenvolkes, wie die Norweger selbst sich nennen, bestimmt hat, und die sich in den ältesten Gedichten der Edda spiegelt, sie gestaltet auch, wenngleich objectiv durch die Cultur gemildert und subjectiv mehr reflectirt, doch noch immer mit mächtiger Einwirkung das Gemüth sowie das Leben des heutigen Normannen.

Es ist, was zunächst das Psychische anbetrifft, interessant zu vergleichen, welch' verschiedene Sinnesart die verschiedenen großen Volksstämme Nordeuropa's dieser Einwirkung entgegenbringen. Dem Bewohner der nebligen Hochlande von Schottland und Wales, dem Kelten im fernen Westen mit seiner langen innerlichen Entwickelung und seinem tiefen Hange zur Mystik, ist die äußere Natur wesentlich ein Bild, eine Allegorie, ein Schleier, der etwas Höheres ihm birgt. „Wie über Carmen's grasigen Hügel unbeständig die Sonne fliegt, so ziehen die Erinnerungen der Vorzeit der Seele des Sängers vorüber", sagt Ossian [1]). „Wie Mondesstrahlen auf einem fernen See widerspiegeln," heißt es anderwärts, „dämmern ihm die alten Zeiten empor". Die Natur ist hier, in dieser selbst durchaus reflectirten Auffassungsweise, wesentlich blos eine Hülle, ein Gefäß für einen höheren Inhalt. Durchaus verschieden in dieser Beziehung sind die noch in einem viel jugendlicheren Stadium der Entwickelung stehenden östlichen Nachbarn der Skandinavier, die tschudischen Völker. Der Finne vertieft sich mit lebhaftem Antheil in die größten Einzelnheiten seiner Umgebung um ihrer selbst willen. Ein Gleichniß, eine Vergleichung mit Naturgegenständen oder Phänomen, kennt er wenig; aber Hügel und See, Pflanze und Thier, Alles fühlt er noch als ihm selber verwandt und zugehörig und malt es in seinem großen Epos „Kalewala" mit dem eingehenden Interesse und der Treue eines Landschaftsmalers, dennoch immer in den Grenzen der Poesie bleibend, weil Alles in beständiger Handlung und Bewegung erscheint. Ebenso ist es bei dem Esthen in seinem „Kalevipoeg", obwol da schon einerseits mehr im edelsten Sinne sentimentale Lyrik sich einmischt, andererseits, in Folge der langen Knechtschaftsleiden jenes früher hart bedrückten Volkes, eine düstere Phantasie, welche z. B. in dem Rauschen der Waldbäume die Klagetöne der Abgeschiedenen zu vernehmen glaubt. Auch die neuere Poesie dieser Völker zeigt noch großentheils diesen innigen, unreflectirten Zusammenhang. Birken und Blumen, Seen und

[1]) Sollte der Leser bei den folgenden Hinweisungen auf Volkspoesien Nordeuropa's etwa die bestrittene Echtheit der einen oder anderen entgegen halten, so würde hierauf zu entgegnen sein, daß die Unechtheit derselben gerade einen womöglich noch stärkeren Beweis für unsere Behauptung abgeben würde. Denn Kinder ihres Volkes würden doch die Verfasser jener Poesien immer bleiben, und die Verschiedenheit in der Naturauffassung würde sich mithin als so durchgreifend erweisen, daß dieselbe, trotz des nivellirenden Einflusses classischer und moderner Bildung, bei den dann anzunehmenden neuern Verfassern, wie Macpherson, in dem Maße hätte hervortreten können.

Wogen, spielen eine große Rolle und schimmern fast überall, in häufig sehr zarter Weise, in die Poesie herein. Man sieht, der Dichter lebt unmittelbar, noch gewissermaßen passiv, in und mit der Natur, welche ihn umgibt.

Völlig anders bei dem Normannen. Die Natur seines Heimathlandes war zu gewaltig, um zu einem bloßen Bilde sich unterordnen zu lassen; zu streng, um in der kindlichen Phantasie eines Volkes ein so trautes Zusammenleben zu gestatten, wie bei den tschudischen Völkern; zu ernst selbst, um wie bei den Schweden und übrigen Germanen, überall in anmuthiger Weise als schmückendes Beiwerk in die Volkspoesie herein zu spielen. Und, fügen wir hinzu, zu ernst, zu sehr auf thatkräftiges Handeln gerichtet, war unter den Anforderungen einer solchen Umgebung auch der Sinn des Volkes geworden, um sich behaglich und beschaulich den äußeren Eindrücken hinzugeben. Der germanische Mensch sah sich hier einer Natur gegenüber, die er erst bekämpfen, von der er sich erst losringen mußte, um ihr dann mit dem stolzen Bewußtsein der Ebenbürtigkeit gegenüberzutreten. Jene nordische Brunhild, welche der Werber erst im Kampfe niederwerfen mußte, ehe er sie zu der Seinen machen konnte, ist ein treues Abbild dieses Verhältnisses. Es gibt viel größere Gebirge in Europa, als die Norwegens; aber sie liegen meist den Menschen, man möchte sagen: weniger hinderlich im Wege. Der Bewohner der Alpenländer hat seine schönen, weiten Thäler, in denen er um die Berge hinwegkommt. Die Gefahren und die Mühsale der Hochgebirge stehen dort vielleicht dem größeren Theile der Menschen verhältnißmäßig fern; wogegen der Normanne fast überall und stets in Berührung mit ihnen gebracht ist.

Norwegen ist, von dem allmälig dem schwedischen Hügellande sich zusenkenden südöstlichen Abhang seiner Berge und einigen wenigen Küstenstrichen abgesehen, durch und durch ein Gebirgsland höchst eigenthümlicher Art. Während bei anderen Gebirgsländern die Auffassung von einem zu Grunde liegenden Niveau ausgeht, auf welchem eben Berge sich erheben, sollte man das norwegische Gebirgsland vielmehr als eine große Hochebene auffassen, in der außerordentlich tiefe, aber im Verhältniß zu der Weite jener Hochebenen doch nur schmale Einschnitte sich befinden, welche, in ihrer größten Tiefe vom Meere oder von Landseen ausgefüllt, nur spärlichen Raum an den Bergabhängen und noch weniger am Fuße der Berge für menschliche Cultur übrig lassen. Diese tief in's Land eindringenden Meereseinschnitte und diese Binnenwasser — erstere, sowie auch einige der letzteren, Fjorde genannt — waren und sind, während Gewässer sonst meistens als ein Hinderniß für den Verkehr zu gelten pflegen, hier bei der überwiegenden Schwierigkeit des Landverkehrs gerade die leichtesten Verbindungsstraßen, die Vermittler der Posten. Ackerbau kann natürlich in einem solchen Lande wegen Mangels an ebener Fläche, theilweise auch wegen des überaus feuchten Klimas wenig getrieben werden. Ausgenommen im östlichen Lande, sieht man selten mehr als kleine gartenartige Einhegungen von Roggen, Gerste oder Hafer. Dagegen bieten die Abhänge der Berge, von den grünen Gestaden der Fjorde hinauf zu den baum- und buschlosen Höhen und ebenso die weiten und bei dem harten, das Wasser schwer durchlassenden granitnen Untergrunde häufig moorigen Rücken der Berge, das herrlichste Gras und die duftigsten

Kräuter für die Viehzucht. Die Bergweiden mit ihren zahllosen Kühen und anderem Vieh, die Wälder, im Süden mit ihrem unerschöpflichen Holzreichthum, im Norden mit ihrem Reichthum an Wild, die Schachten im Inneren der Berge mit ihren Erzen, die herrlichen Obstgärten in sonnigen Gründen und endlich die grünlichen Fluthen mit ihren wimmelnden Scharen der Tiefe müssen ersetzen, was der Ackerbau versagt. Sie thun es auch reichlich, wenngleich nur gegen ernste und oft mit Gefahr verbundene Gegenleistung von Seiten des menschlichen Fleißes. Mühsam muß dem feuchten Boden das oft viele Wochen hindurch auf hohen Stangengerüsten trocknende Gras entrungen, mühsam auf gefährlichen Pfaden manchmal meilenweit auf menschlichen Schultern in's Thal hernieder geschafft werden. Mühsam und gefahrvoll ist die Holzgewinnung und Fortschaffung auf den schroffen Abhängen, auf den stürzenden Gewässern; mühsam und oft den Untergang drohend die Schifffahrt auf den granitummauerten Sunden, an den steilen Felsenküsten, wo den schiffbrüchigen Schwimmern wenig Aussicht bleiben würde, den Fluthen zu entkommen. Mühsam endlich und nicht weniger gefahrvoll war namentlich vor Anlegung der vortrefflichen neueren Kunststraßen schon der bloße Verkehr über die steilen Felsenjoche, wo ein Fehltritt den Wanderer in unabsehbare Tiefen stürzen würde, — ein Verkehr, der im Winter oft blos durch Schneeschuhe ermöglicht ward.

Grauenhaft, von einer gewissermaßen dämonischen Schönheit, ist manchmal der Blick über die seit ferner Urzeit sich wol im Wesentlichen gleich gebliebene wilde Umgebung von dem Gipfel eines Berges, wo die freundlichen Fjorde verdeckt sind, und das Auge meilenweit über braune Hochflächen, über weiße Schneefelder, über einsame Alpenseen, und über wildzerrissene, hochgethürmte Felsenwände hinweg schweift, bis wo in blauender Ferne noch höhere Felsen- und Gletschermassen, wie etwa auf dem Filefjeld die rosigen Jotunafjelde, die höchsten in Norwegen, den Blicken eine Schranke setzen. An solchen Stellen begreift man die wilde Schönheit der großartigsten altnorwegischen Dichtung, jener „Völu-Spä“ (Wala's Weissagung), welche in gewaltigen mythologischen Gebilden den Ursprung und den Untergang der Schöpfung schildert. Da begreift man, wie für jene jugendliche Phantasie es ein Riese, Ymer, sein mußte, welcher „am Morgen der Zeiten, da noch nicht Sand war, noch See, noch die kühlen Wellen, da überall ein gähnendes Chaos war, aber nirgends noch Gras“ (Str. 2), welcher da anfing zu bauen und jene gewaltigen Felsen- und Gletschercolosse auf der entstehenden Erde aufbaute. Da begreift man auch, wie die zerstörenden, die wohlthätigen Kräfte der Natur sich personificiren, wie jener Kampf des menschlichen Daseins auf die Götterwelt übertragen wird, wie alles Menschliche schließlich den Naturmächten erliegt, ja die Götterwelt selber, die ganze heitere Lichtseite des Daseins, in den düsteren Ragnarök untergeht, nicht ohne den Durchblick auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, welche aus dem Chaos des Weltunterganges entstehen sollen.

Aber nicht nur das Ernste und Düstere, auch das Liebliche, das Schöne ist hier vertreten. Kaum kann man sich an irgend einer Stelle größere Gegensätze in größerer Nähe vereinigt denken, als in Norwegen. Treten wir auf eine jener Höhen, welche von dem Fjord ab wie ein schroff mit senkrechten

Felsenwänden ansteigender, kühngezackter einzelner Berg erscheint, so wird er sich, wenn man oben angekommen, nur als der Vorsprung eines weitgedehnten, öden Tafellandes zeigen. Wandern wir weiter, bis der Blick in die Fjordlandschaft entschwunden, oder bis wir durch wallende Nebelwolken den mächtigen Wöring-Foß seine schäumenden Wasser etwa 1000 Fuß hinab in einen unabsehbaren Abgrund stürzen sehen; — steigen wir hinab in diesen Abgrund, und sehen den mächtigen Wassersturz von schwindelnder Höhe fast auf uns losstürmen, während man kaum ahnt, wie man dem düsteren Kessel wieder entsteigen soll. Nun gehen wir den wilden Fluß entlang, bis wo er an einer Stelle einen grünlichen See bildet, rings von starren, himmelhohen Felsen ummauert und so unheimlich düster, daß selbst der einsame Vogel ängstlich und scheu über dem öden Wasserspiegel zu flattern scheint. Es ist das Bild des Acheron; man glaubt irgend ein großartiges Unterweltsbild aus Dante durch Zauberschlag verwirklicht zu sehen. Und doch nur ein kleiner Marsch und wir stehen wieder an den lieblichen Ufern des Hardangerfjords. Da glänzt, während wir auf grüner Fluth einherziehen, auf mächtiger Höhe die viele Meilen lange Schneefläche des riesigen Folgefond, in einzelnen Schneefeldern und Gletscherausschnitten, Bräe genannt, dem Thale sich zusenkend. Da starren zwischen Schnee und Eis die grauen Häupter der Urgebirge empor, zu steil, zu senkrecht, als daß der Schnee an ihren Seiten haften könnte. Da stürzt unter dem Gletscher hervor ein Wasserfall brausend hernieder in's Thal. Da wallen und rauschen auf den niederen Höhen die hellen Birken, die dunkleren Kiefern, da schimmern die malerischen Gruppen hochgelegener Bauernhöfe hervor aus ihrer lichtgrünen Umgebung von Wald und Feld und smaragdener Wiese, von einem Grün, wie es das staunende Auge des Fremdlings zum ersten Male in solcher wunderbaren Pracht erblickt. Da glänzen die Dörfer mit ihren weißen Häusern und Kirchlein tief unten am See hervor aus Wäldern der herrlichsten Obstbäume. Da wandern und tummeln sich auf den Wiesen der grünen Gestade, den schönen Umgebungen vollkommen ebenbürtig, die herrlichen Gestalten des Hardangerschen Völkleins, des schönsten Menschenschlages, welchen ich noch je zu sehen Gelegenheit hatte.

Eine solche Natur ist es denn, welche — durch physische Nothwendigkeiten und durch psychische Einwirkung, schroff und unmittelbar in der Urzeit, durch die Cultur gemildert und reflectirt in späteren Zeiten — in großen Zügen das innere sowie das äußere Leben des Normannenvolkes bestimmt hat; welche, indem sie das Volk zu unabläßiger strenger Arbeit nöthigte, es zu einem kräftigen Geschlechte erzog, und indem sie das Land zu einer fast unangreifbaren natürlichen Festung gestaltete, es vor der traurigen Nothwendigkeit bewahrte, seine besten Kräfte an die blos negative Arbeit einer Abwehr feindlicher Angriffe zu setzen. Sie war es auch, welche, indem sie Allen für gleiche Arbeit gleichen Lohn verhieß, eine verhältnißmäßige Gleichförmigkeit des Besitzes herstellte, eine gewisse Einfachheit unterhielt, den Bauer auf seinem entlegenen Eigenthum vor willkürlichen Eingriffen schützte, und so die sichersten Grundlagen auch zu jener Freiheit im Inneren legte, deren sich Norwegen mit vollem Rechte rühmen darf.

In der Poesie dieses Landes endlich kommt der Einfluß seiner Natur in mehr indirecter, man könnte fast sagen, negativer Weise zur Erscheinung. Weder

Digitized by Google

in der Form des Bildes, der Vergleichung, wie die keltiſche Poeſie, noch in der Weiſe unmittelbaren Intereſſes, liebevoller, realiſtiſcher Schilderung, wie das finniſche Epos, hat die altnordiſche Dichtung es mit den Einzelnheiten der Natur zu thun. Die weichere Lyrik iſt zurückgedrängt, und ſtatt ihrer, als Spiegelbild des rauhen thatkräftigen Lebens der Normannen, hat die epiſche Poeſie ſich entwickelt. Theils in der proſaiſchen Form der Sagas werden die Thaten der nordiſchen Heldenkönige der Erinnerung anvertraut, theils entſtehen Balladen, kleine Epen, deren Nachklänge noch heutzutage auf Island, wie in den Volksliedern Norwegens und der Färöer Inſeln fortleben. Das jugendkräftige Volk, für deſſen wachſende Menge ſeine nordiſche Heimath zu knapp wird, ſtürzt ſich, entweder dem bloßen Triebe der Selbſterhaltung oder dem edleren des Ruhmes folgend, in ungeſtümem Thatendrange hervor in die erſchrockene Welt des mittelalterlichen Europa's, erobert fremde Länder, die Normandie und England, Neapel und Sicilien, ja trägt den Schrecken der normänniſchen Waffen weithin bis zu den fernen Küſten des Morgenlandes. Die daheim Gebliebenen indeſſen gerathen im Laufe der Zeit außer Verbindung mit den in der Fremde entnationaliſirten Volksgenoſſen. Auch die Verbindung mit Island wird allmälig lockerer, je mehr die urſprünglich gemeinſame Sprache ſich verſchieden in beiden Ländern zu entwickeln beginnt. Ernſte Arbeit im Inneren des eigenen Landes zieht das Gemüth des Normannen immer mehr ab von dem phantaſtiſchen Schweifen in die Ferne. Die Verbindung mit Dänemark, die Reformation und mit ihr die Einführung der däniſchen Schriftſprache gibt dem Verſtande die Herrſchaft über die Phantaſie. Dem unruhigen Jünglingsalter folgt das reife des Mannes. Der Wiking, der abenteuernd auszog, um Throne in der Ferne zu erobern, oder um doch, wie es in der Frithjofs-Saga ſo ſchön geſchildert wird, von unüberwindlicher Sehnſucht nach der ſchönen nordiſchen Heimath zurückgetrieben zu werden; der Berſerker, der im Ragnarlodbrok's-Liede dem Schlangentode im ſchrecklichen Kerker mit den ſtolzen Worten trotzt: „ich will lachend ſterben“ —: ſie ſind verſchwunden, aus ihnen hat ſich der ernſte, ruhige, oft faſt nüchtern und proſaiſch ſcheinende Normanne unſerer Tage entwickelt, in der That eine ſo normale und günſtige Entwickelung, wie wir ſie in dem Grade vielleicht bei wenigen Nationen und bei wenigen Individuen finden mögen.

Der Norweger iſt im Allgemeinen ernſt, im Weſen, auch im Geſichtstypus vielfach dem ſtammverwandten Engländer gleichend, aber leichter und lebhafter aufwallend als dieſer. Durch das iſolirte Wohnen iſt die Individualität ſo ſtark bei ihm entwickelt, wie vielleicht bei wenig andern Völkern; Maler und Dichter finden hier Gelegenheit zu den intereſſanteſten Studien an wirklichen Charakterköpfen. In ſeiner meilenweiten Abgeſchiedenheit von Andern muß der Bauer in allen möglichen Dingen ſich ſelber helfen, und erwirbt dadurch eine vielſeitige Gewandtheit, eine Freiheit des Ueberblicks, die in unſerer Zeit der Arbeitstheilung einen um ſo erfriſchenderen Eindruck macht. Die weicheren Seiten des Gemüths treten bei der beſtändigen rauhen Arbeit mehr zurück gegen eine Sinnesart, wie ſie ſich in Björnſtjerne Björnſon's Verſen ausſpricht:

„Doch Fried' iſt nicht das Beſte,
Vielmehr, daß man 'was will“.

Und dennoch ſind jene weicheren Seiten vorhanden und treten manchmal plötzlich

auf eine überraschende Weise zu Tage, wenn sie sich gleich selten in Worten, und noch seltener in Lyrik, Luft machen [1]).

Das Norwegische Volk ist ein Bauernvolk im vollen und edelsten Sinne des Wortes; der größeren Städte sind wenige, die Hauptkraft des Landes liegt in seinen Bauern. An ihnen, die nie das freie Haupt unter das Joch einer Adelsherrschaft gebeugt haben, sieht man, wie wichtig das Bewußtsein der Unabhängigkeit und freien Selbstbestimmung für die Entwickelung des nationalen wie des individuellen Charakters sich erweist. Es ist ein Vergnügen mit diesen Leuten zu verkehren, die ohne Unterschied der Person jeden, auch den König, mit dem trauten „Du" anreden. Kaum gibt es in ganz Europa eine so demokratisch constituirte Gesellschaft und Verfassung, wie in Norwegen. Ein Adel als Stand fehlt gänzlich, sogar die von früher datirenden Adelstitel sind gegenwärtig ohne staatsrechtliche Bedeutung. Der Präsident des Storthings, Sverdrup, anerkanntermaßen einer der glänzendsten Redner, nennt sich mit Stolz einen Bauern. Und gleich ihm gibt es viele unabhängige, durch Bildung ausgezeichnete Männer, die wenigstens in der Geschichte und alten Sagenpoesie ihres Vaterlandes völlig zu Hause sind, aber dabei doch Bauern sind und bleiben wollen. Das Militär, von welchem man denken könnte, daß es vielleicht am ersten das aristokratische Element etwas exclusiver vertreten möchte, ist in ganz einziger Weise frei davon. Die gänzliche Unmöglichkeit des Duells, welches selbst für die Secundanten mit schweren und schimpflichen Freiheitsstrafen belegt ist, trägt, indem dieselbe auch in Bezug auf gesellschaftliche Ehre Alles auf ein Niveau stellt, viel dazu bei, die Gleichheit vor dem Gesetze und in der Gesellschaft zu einer vollständigen zu machen. Schwerlich würde selbst der vorurtheilsvollste Beobachter behaupten können, daß der Ton der besseren Gesellschaft darunter gelitten hätte. Derselbe ist ein freier und natürlicher, aber er steht eben dadurch dem Ideale wahrer Bildung näher; als da, wo unnöthige, conventionelle Formen ihn einengen. Es ist kaum möglich, sich feinere und liebenswürdigere Menschen zu denken, als man in gebildeten Norwegischen Familien trifft.

Was die Norwegischen Männer der Wissenschaft leisten, unter denen es, wie bekannt, namentlich ausgezeichnete Historiker und Sprachforscher gibt, ist auch bei uns hinlänglich anerkannt, wenn auch wegen mangelnder Kenntniß der Sprache zu wenig im Einzelnen gewürdigt. Viele von ihnen schreiben freilich selbst manche Arbeiten in vortrefflichem Deutsch, dessen gründlichste Kenntniß, wie die des Englischen, unter den Gebildeten ganz allgemein ist. Aber sogar bis in die ärmsten Schichten erstrecken sich die Wirkungen eines ausgezeichneten, wenngleich, den Bedürfnissen der sommerlichen Arbeiten gemäß, blos im Winter betriebenen Schulunterrichts. Wer mit dem Volke Norwegens in seiner eigenen Mundart verkehren kann, wird erstaunt sein, mit welcher Anmuth es auch gesellschaftlich sich zu bewegen und auf jeden Scherz einzugehen versteht.

---

[1]) Einige der hier geschilderten Züge scheinen vielleicht mehr oder wenige auch auf andere niederdeutsche Volksstämme zu passen. Man muß sich aber erinnern, wie bei diesen, z. B. den alten Sachsen und Friesen, die Bedingungen des Isolirtwohnens und des beständigen Kampfes mit den Naturgewalten, mit dem Element des Wassers, in ähnlicher Weise vorhanden waren, wie bei den alten Normannen, und also, abgesehen von der Stammesverwandtschaft, als ähnliche Ursachen auch ähnliche Wirkungen hervorbringen mußten.

Digitized by Google

Wenn ich vorher von dem überwiegenden Ernste der Norweger sprach, so sollte damit dieser Sinn für Scherz und Humor keineswegs ausgeschlossen werden. Derselbe gibt sich vielmehr in Volksliedern, wie im täglichen Leben, auf die mannigfachste Weise kund. Unter den Städtebewohnern schreibt man den Bergern die größte Lebendigkeit zu und erklärt dies zum Theil durch die in dieser bedeutenden, einst zu der Hansa in vielfacher Beziehung stehenden Handelsstadt seit Jahrhunderten vor sich gegangene Vermischung mit fremdem, namentlich deutschem Blute. Unter den Landbewohnern stehen die Leute von Vosse und Hardanger im Rufe der größten Lebhaftigkeit und Munterkeit, was sich auch theilweise durch die Nachbarschaft frequenter Wasserstraßen erklärt. Viel zurückhaltender und schweigsamer sind die Bewohner der entlegenen Gebirgslandschaften z. B. Saetersdalen und Tellemarken. Wie weit hierbei und bei anderen Unterschieden außer dem Einfluß der Lage auch vielleicht Stammesverschiedenheit zu Grunde liegt, ist schwer zu sagen. Man behauptet, und es läßt sich leicht denken, daß im Norden ein Einfluß lappischen Blutes zu bemerken sei. Ob aber so weit südlich wie Vosse, etwa unter dem 60. Breitengrad, in der Gesichtsbildung, wie Einige behaupten, schon ein solcher Einfluß bemerklich, das möge dahin gestellt bleiben.

Die Norwegischen Bauern sind durchweg ein sehr gesunder und tüchtiger, schöner Menschenschlag, frisch erhalten und gekräftigt durch die anstrengende Arbeit und die vereinte Wirkung von Berg- und Seeluft, ohne, wie in manchen Alpengegenden öfter vorkommt, durch ein Uebermaß von Anstrengung oder das Klima zu tief eingeschlossener Schluchten in ihrer gleichmäßigen Entfaltung gehemmt zu sein. Die schlanken und wohlproportionirten Gestalten, der feine Teint, die wallenden blonden Haare, und die klaren blauen Augen der Nordländerinnen sind so bekannt, daß sie nur einer vorübergehenden Erwähnung bedürfen.

Die Psyche dieser kräftigen und hübschen Nordländer entspricht ganz ihrem Aeußern. Wie die Gesundheit aus den rosigen Wangen, so spricht Biederkeit und Offenheit aus dem klaren Auge. Verbrechen sind auf dem Lande fast unbekannt. Der Trunksucht, zu der dem Nordländer bei dem niederdrückenden Einfluß des langen Winters die Versuchung besonders nahe liegt, ist durch ein den Verkauf von berauschenden Getränken stark einschränkendes Gesetz zum großen Theil vorgebeugt. Unter den verschiedenen Getränken, welche die Bauern in einigen Gegenden für sich und besonders gute Freunde aufzuspeichern pflegen, ist gewiß das merkwürdigste ein dermaßen mit Kampher saturirter Branntwein, daß man ob der Wirkungen erschrickt, welche der überreichliche Genuß desselben in einem Lande, welches jetzt kaum an Uebervölkerung leidet, hervorbringen könnte. Anderwärts freilich wird wiederum der schärfste Aufguß von gepulvertem Pfeffer fröhlich getrunken. Zum Glück beschränken sich jedoch diese eigenthümlichen Getränke auf besonders feierliche Gelegenheiten, so daß sie der Gesundheit kaum ernstlichen Eintrag thun können.

Die Speise der Norwegischen Bauern — es ist absichtlich hier blos von Bauern die Rede, denn sie repräsentiren die Nationalität; die Gewohnheiten der Gebildeten sind ja überall ziemlich gleich — besteht hauptsächlich in „Fladt-bröd" (Flachbrod), einem ganz dünnen, mäßig hart gebackenen Brodkuchen aus Roggen-, Gerste- oder auch wol Hafer-Schrot, entschieden unserem schweren sauren

Schwarzbrod, sowie dem für die Zähne so gefährlichen „Knakkebröd" der Schweden, vorzuziehen; — ferner in Fisch, namentlich Lachs und Lachsforellen, — in Fleisch, außer den allgemein gebräuchlichen Sorten auch Rennthierfleisch, — in verschiedenen Arten von Grütze mit Mehl zubereitet, in Milch und Käse. Daß sie unbewußt sehr gute Diätetiker sein müssen, beweist das Aussehen der Leute.

Die Tracht ist im Allgemeinen sehr kleidsam, bis auf ein in Saetersdalen gebräuchliches, geradezu häßliches Kleidungsstück, welches Hose, Rock, wenn nicht gar noch Kapuze, in Einem vorstellt, und von dem es ein Räthsel ist, wie die Leute es anfangen, in dasselbe hineinzukommen. Uebrigens machen die Hosen und Jacken von schwerem, blauem Tuch zuerst den Eindruck, als sähe man lauter Matrosen. Auch die Uniform der Administrations- und Justizbeamten gleicht jener der Marine-Officiere dermaßen, daß dieses oft Irrthümer von Seiten der Ausländer veranlaßt.

Die Tracht der jungen Mädchen erscheint geradezu reizend. Die rothen Mieder, „Upplut" genannt, oft mit grünem Besatz und mit dem schmucken weißen Vorhemd, sind das Hübscheste, was ein junges Mädchen überhaupt tragen kann. Die Hardanger'sche Brauttracht ist sehr eigenthümlich und mit allen den zugehörenden Glöcklein und Zierrathen so kostbar, daß nur wenige sie selbst anschaffen, vielmehr dasselbe Stück von einer zur andern verliehen wird. Ueber das „Upplut" kommt bei rauhem Wetter noch die „Tröya", eine dicke, wollene Jacke, von Männern und Weibern auf gleiche Weise getragen. Hierzu tritt bei Regenwetter gewöhnlich noch Regenmantel, Regenschirm und Regenhut, welche man, bei dem beständigen Vorherrschen von Regenwetter an der Westküste, scherzhaft als die Nationaltracht, namentlich der Berger, bezeichnet hat.

Die Häuser sind in ganz Norwegen, mit Ausnahme des größten Theils der Hauptstadt, aus Holz, einem Baumaterial, welches bei dem feuchten Klima, als trockner, wärmer und gesünder gerühmt wird. Das einzige Störende bei diesen reizenden und wahrhaft malerisch ausschauenden Wohnungen ist der Gedanke an ihre Feuergefährlichkeit. Doch denkt der Normanne daran nicht, wenigstens hat er nicht, wie der Finnländer, schon von vorn herein wegen möglicher Gefahr die Feuerleiter als beständiges „Memento mori" an dem Hause befestigt. Aermlichere Häuser sind aus unbekleideten Holzstämmen gebaut, bessere stets mit Schindeln bedeckt und roth, die feineren dagegen weiß angestrichen, was die schönsten Farbencontraste mit dem frischen Grün hervorbringt, und z. B. der Stadt Bergen zu ihrer herrlichen Lage, das malerischeste Ansehen gibt. Nur wenige öffentliche Gebäude, zum Theil aus der alten norwegischen Königszeit stammend, sind von Stein. Dieser Umstand macht, daß Norwegen, sonst das echte Land der Romantik, wenig oder nichts von alten Ruinen aufzuweisen hat, zugleich freilich ein erfreuliches Zeichen, daß auch die Zwingburgen des Mittelalters, sammt jenem tyrannischen Druck, von dem sie ein Symbol zu sein pflegen, dem glücklichen Volke unbekannt geblieben. Von sehr alten Gebäuden sind besonders merkwürdig die alten Holzkirchen, welche, aus der ersten Zeit des Christenthums stammend, die ehrwürdigsten Denkmäler des Landes darstellen. Der Stil derselben ist freilich so wunderbar von allen anderen Stilgattungen abweichend und man möchte sagen, barock, daß es schwer hält, denselben ohne begleitende bildliche Darstellung mit ein paar Worten richtig zu beschreiben. Eine derselben, welcher

ed by Google

Verfall drohte, ist durch Friedrich Wilhelm IV. angekauft und nach Buchwald in Schlesien transportirt worden; eine andere sollte dem Vernehmen nach in das Berger Museum geschafft werden. Gleichfalls sehr alt, wenigstens für Holzgebäude, sind die merkwürdigen Vorrathshäuser in der Nähe der Wohnungen, „Stabbur" genannt, wörtlich „Stäbe-Bauer", weil sie auf hölzernen Stäben oder Pfeilern ruhen, um Mäuse und Feuchtigkeit fern zu halten. In Saetersdalen sah ich dergleichen Bauten, die über zweihundert Jahre alt sind und sich durch die interessantesten Schnitzereien auszeichnen. Kunstgeschichtlich interessante Holzarbeiten, z. B. Schränke, findet man vielfach, und der neuere Geschmack folgt gern jenen alten Vorbildern; man sieht deswegen fast überall auch interessante neuere Holzarbeiten. Die Holz-Architektur und das Bedürfniß der Beschäftigung an den langen Winterabenden haben den Sinn hiefür gefördert.

Es ward schon erwähnt, daß seit dem Jahrhundert der Reformation das Dänische zunächst als Schriftsprache und dann immer mehr auch als Umgangssprache der Gebildeten eingedrungen ist. Dasselbe hat sich freilich in der Aussprache dort etwas modificirt; es hat sich im Klang weniger verweichlicht, als in seiner eigentlichen Heimath, es hat etwas von dem Tonfall und manches von der Ausdrucksweise der Volkssprache aufgenommen, aber es ist im Ganzen doch dieselbe dänische Sprache geblieben, welche dort freilich Norwegisch genannt und, indem man zuweilen die Eigenthümlichkeiten in Aussprache und Tonfall, in Ausdrucksweise und Wortvorrath, mit dem Vergrößerungsglase betrachtet, wol auch als eigene Sprache dem Dänischen entgegengesetzt wird. Neben dieser dänisch-norwegischen Schriftsprache, welche in Kirche und Schule, in Geschäft und vor Gericht, wie als Umgangssprache der Gebildeten ausschließlich herrscht, hat sich nun aber das Altnorwegische, also die Sprache der Edda und der isländischen Sagas in eigenthümlicher Weise unter dem Landvolk weiter entwickelt. Bis etwa zum sechzehnten Jahrhundert, so lange das Altnorwegische noch Sprache des ganzen Volkes war, lassen sich die ersten Stufen dieser Entwickelung noch literarisch an manchen Schriftdenkmälern verfolgen. Da tritt mit einem Male das Dänische an die Stelle, und alle Lebensäußerungen des Altnorwegischen verschwinden, bis erst etwa im vorigen Jahrhundert von Neuem ein gewisser Sinn für die alte Volkssprache sich regt, humoristische Gedichte und Schwänke in derselben an den Tag kommen u. dgl. Doch war die Sprache dem Gebildeten mittlerweile ganz fremd und fast unverständlich geworden, Norwegen hatte sich vollständig der dänischen Literatur angeschlossen und selber zu dieser ein zahlreiches Contingent von Autoren gestellt, unter ihnen namentlich den bedeutenden Lustspieldichter Holberg aus Bergen. Erst dieses Jahrhundert brachte, wie fast überall, so auch in Norwegen, ein neues Erwachen des Nationalbewußtseins. Noch bevor dieses in Bezug auf die Sprache selbst in durchgreifendem Maße sich geltend machte, schlugen bedeutende Dichter, wie Welhaven und Wergeland — im Gegensatz zu den meisten früheren Dichtern, welche ganz und gar in dänischem Wesen aufgegangen waren, leider auch in sehr starkem polemischen Gegensatz zu einander — einen neuen Ton an, in welchem das national-norwegische Element viel stärker durchklang, als jemals vorher. Aber neben dieser stärkeren Betonung nationalen Wesens auch im Gewande der dänischen Sprache machte sich alsbald — gefördert vielleicht durch die Vereinigung mit Schweden,

statt wie früher mit Dänemark, und durch das freisinnige Verfassungsleben seit dieser Vereinigung, jedenfalls aber in Uebereinstimmung mit ähnlichen Erscheinungen in anderen Ländern — eine Richtung geltend, welche jene Sprache selbst abzuwerfen und die altnorwegische Volkssprache, zunächst in Literatur und Poesie, demnächst auch in Handel und Wandel, als Geschäfts- und Verkehrssprache wieder zur Geltung zu bringen unternahm. Diese Richtung, welche noch bis auf den heutigen Tag besteht und welche man mit dem Namen „Maalsträverne", Sprachstreber, bezeichnet, hat Außerordentliches geleistet in der Wiederherstellung, wenn man so sagen darf, des Sprachbewußtseins. Die Gebildeten, welche früher die Volkssprache verachteten und kaum eine Ahnung von dem Werthe dessen hatten, was sich in ihr durch uralte Ueberlieferung dem Volke erhalten, wurden, auch wo sie der neuen Richtung opponirend in den Weg traten, doch aufmerksam und lernten die Volkssprache wieder kennen und achten. Es erhob sich theils eine jugendlich-frische neue Literatur in der neu an's Licht gezogenen Sprache, theils wurden ihre alten Schätze an Volksliedern hervorgesucht und neu gewürdigt. Aber auch die dänische Schriftsprache ward durch Aufnahme volksthümlicher, dialektischer Elemente bereichert und verjüngt, und die Literatur in dieser Sprache schlug noch in viel höherem Grade als bei jenen oben genannten Schriftstellern eine nationale Richtung ein, sowol durch vielfache Annäherung an volksthümliche Redeweise, als durch Bearbeitung nationaler Stoffe, wie dies bei dem Märchenerzähler Asbjörnsen und den auch bei uns berühmten Dichtern Björnstjerne Björnson und Henrik Ibsen hervortritt, während Winge das Haupt derer wurde, welche geradezu gleich unseren Klaus Groth und Fritz Reuter in der Volkssprache zu erzählen anfingen.

Der Mann, der allen diesen Bestrebungen den wissenschaftlichen Halt gegeben, der die schwere, fast abschreckende Aufgabe glänzend gelöst hat, die durch Jahrhunderte lange Trennung des gegenseitigen Zusammenhanges, bei dem seltenen und schwierigen Verkehr zwischen den einzelnen Gegenden, in eine Menge von Dialekten zersplitterte Volkssprache in ein grammatisches System zu bringen, vielmehr das bei aller Zersplitterung doch in allen Dialekten zu Grunde liegende grammatische System zu erkennen und in sprachwissenschaftlicher Weise klar darzustellen; — der Mann, der dieser musterhaften Darstellung der zersplitterten Dialekte seiner Muttersprache eine gleiche vorzügliche Darstellung des Wortschatzes derselben, und zugleich als volksthümlicher Dichter eine Verwerthung dieses Sprachschatzes zu den schönsten patriotischen Liedern wie z. B. jenes allverbreiteten schönen Nationalliedes:

„Lat ossaldrig forfadrene glöyma [1])

folgen ließ: er verdient es, daß sein Name auch unter uns mit Auszeichnung und Hochachtung genannt werde. — Er heißt Ivar Aasen; und mit keinem würdigeren Namen könnten wir diese unsere flüchtigen Bemerkungen über Norwegen und norwegisches Volksthum schließen.

Wir Norddeutschen dürften es als ein Glück schätzen, wenn für unser Plattdeutsch in wissenschaftlicher Darstellung halb so viel gethan wäre, wie dieser Mann in ein paar Büchern für das Norwegische gethan hat.

[1]) „Laßt uns nimmer der Vorväter vere

Digitized by Google

Kleine Geſchichten aus den Bergen.

Von

Ludwig Steub.

Der Autor, der dieſe Geſchichten dem freundlichen Leſer darbietet, wünſcht auch ihre Geneſis kurz beſprechen zu dürfen, da deren Kenntniß leicht einigen Einfluß auf ein mildes Urtheil äußern könnte. Es hat nämlich derſelbe ſeit mehr als einem Menſchenalter ſchon ſo zahlreiche Schriften, Bücher und Werke über die Alpen und ihre Bewohner zu Tage gefördert, daß er jetzt glaubt, es ſei des Guten genug geſchehen und daher an eine Auflöſung des Geſchäftes und Einziehung der Firma, oder (nach Dr. Windthorſt) an Schließung der Boutique zu denken. Bei der Muſterung des Lagers fallen ihm aber hier und da noch einige übergebliebene „Stoffe“ in die Hand, die er, um aufzuräumen, auch noch gerne abſetzen möchte. Warum ſie übergeblieben, iſt ſchwer zu ſagen — vielleicht hat ſich der Autor am rechten Orte, wo ſie hingehörten, gerade nicht an ſie erinnert, vielleicht hat ſich ein ſolcher Ort bisher noch gar nicht gefunden; vielleicht hat ſie jener nur überſehen, weil ſie ſo anſpruchslos ſind. Bemerkt kann noch werden, daß gar Nichts daraus zu lernen iſt; indeſſen darf ja der Schriftſteller zuweilen auch unterhalten. Ob dieſe Wirkung erreicht wird, hängt allerdings zum großen Theile von der Stimmung des Leſers ab, und inſofern iſt es unvorſichtig, ſie vorauszuſagen. Anderſeits kann man aber, wo keine Belehrung zu bieten iſt, nicht wol weniger als Unterhaltung verſprechen, wenn man nicht geradezu Langweile in Ausſicht ſtellen will, was doch ſelbſt jene Autoren, die am meiſten dazu berechtigt wären, nur ſchwer über's Herz bringen könnten.

I.

Wie Trunkſucht, Ueppigkeit, Ultramontanismus, Socialdemokratie und andere Gebrechen der Zeit nimmt jetzt auch das Schnarchen immer mehr überhand. Man behauptet, die beſten Schnarcher wüßten ſelber nicht, daß ſie jenem Laſter ergeben ſeien, und während ihnen andere vorwerfen, ſie hätten auf gemeinſchaftlichen Reiſen ſchon oft den theuerſten Jugendfreund an ſich gelockt und in dieſelbe Stube gelödert, um dort ſeinen Schlaf zu morden, betheuern ſie, die Uebelthäter ſelber, ſie hätten während der Zeit die harmloſeſten Träume geträumt

und nicht daran gedacht, einen verletzenden Laut von sich zu geben. Ich habe aber leider auch schon manche Nacht dieses kurzen Lebens an irgend einen theuren Schnarcher verloren, so z. B. eine zu Heidelberg in der Stadt, eine andere auf dem Inselsberg in Thüringen, eine dritte in der nächsten Nähe, zu Kufstein in dem wundersamen Land Tirol; doch soll hier nur von der letzten die Rede sein.

Damals kamen wir also, nämlich ich und ein lieber Freund, der auch lyrischer Dichter, von dem lustigen Wirthshaus zum feuerigen Tatzelwurm am Audorfer Berg herunter und ruhten als wegemüde Wanderer zuerst in der berühmten Klause aus, einem schattigen Weingarten, dicht an der bayerischen Landmark, wo alle Pilger, die von Mitternacht kommen, gerne einfallen, um den rothen Tiroler zu begrüßen und ihm die erste Ehre zu bezeigen. Vielleicht sind wir in diesem Stücke etwas zu energisch vorgegangen, jedenfalls kamen wir später in glücklichster Stimmung bei Frau Auracher in Kufstein an, in deren vielbelobtem Gasthaus wir das Nachtlager zu nehmen gedachten. Die freundliche Wirthin ließ auch, als wir uns in unsere Gemächer zurückzuziehen wünschten, sofort „das Kaiserzimmer" erschließen, in dessen trefflichen Betten wir die schläfrigen Glieder zur Ruhe legten. Mein theurer Freund schloß auch unverzüglich die blauen Augen und begann bald die weite Stube mit jenen dröhnenden Salven zu erfüllen, welche, wie traurige Erfahrungen mich belehrt haben, oft ununterbrochen bis zum anderen Morgen andauern. Anfangs glaubte ich sie ignoriren oder überwinden zu können, allein ich sah bald ein, daß man mit ihnen rechnen müsse, zumal, da sie immer kräftiger wurden und mich wie die Posaunenstöße des jüngsten Gerichts immer wieder aus dem Schlaf des Gerechten schreckten. Ich stand nach einiger Zeit wieder auf, legte mich an's Fenster, welches wenigstens eine schöne Ansicht des Vollmonds bot, dann abermals auf's Lager, zündete ein Licht, eine Cigarre an, schlug ein Buch auf, versuchte von Neuem die Welt zu vergessen und dem glücklicheren Lyriker in's Reich der Träume zu folgen, aber dies Alles führte ebensowenig zum Ziele, wie die Ansprachen, welche ich von Zeit zu Zeit an meinen Poeten richtete. Letztere störten ihn zwar vorübergehend auf, er gab schlaftrunken die heiligsten Versicherungen, daß er sich fortan bezähmen werde, allein diese waren kaum gegeben, als er sich wieder auf die andere Seite legte und von Neuem jene wilden Weisen anstimmte, die so schwer in Worte zu fassen sind. So lag ich denn endlich abermals am Fenster und sah verzweifelnd in den stillen Mond, als ich aus naher Ferne die flüsternden Töne einer Cither vernahm. Ach, dachte ich mir, da wird gewiß noch getanzt — ob es nicht am Ende angenehmer ist, tanzen zu sehen, als schnarchen zu hören? — Ich ging den Tönen durch den Corridor leise nach und kam zuletzt in die Bauernstube, wo Cilli und Kathi, die jungen Schenkinnen, mit ein paar jungen Jägersburschen sich noch fröhlich im Reigen drehten, während ein Anderer die Cither dazu schlug.

Meine Erscheinung erregte einiges Aufsehen, denn um diese Zeit hatte mich da Niemand mehr erwartet. Die Mädchen kamen auch sogleich heran und fragten sorglich, ob mir etwas Unliebes begegnet sei.

„Ach, mein Freund," sagte ich, „singt im Schlafe so schreckliche Lieder, daß ich selbst nicht schlafen kann!"

„Traurig!“ sprach Cilli, „es ist aber kein anderes Zimmer frei.“

„So nehmt doch nur die Matratze heraus und legt sie auf den langen Tisch im Lesezimmer; so wird's schon gehen.“

Die Mädchen verschwanden und kamen nach einiger Zeit mit fröhlichem Lachen zurück. Sie hätten die ganze Bettstatt herüber verpflanzt, und der andere Herr habe gar Nichts gemerkt. So wünschte ich denn gute Nacht und schloß im Lesezimmer die müden Augen, umgeben und behütet von den edelsten Erzeugnissen des deutschen Geistes, der Allgemeinen Zeitung, der Neuen freien Presse, der Gartenlaube und anderen. Schnell überfiel mich auch der langersehnte Schlaf, aber wenn ich je erwachte, so hörte ich immerdar durch die dünne Bretterwand wie ferne rollende Donner die Melodien meines lieben Freundes.

Als dieser am nächsten Morgen erwacht war, rieb er sich lange die blauen Augen, um so länger, als ihm die Gegend ganz verändert schien. Dort in der Ecke, neben dem Divan, war gestern noch eine lange und breite Bettstatt gestanden, aus welcher ihm jetzt ein lieber Freund entgegenlachen sollte. Aber nicht nur diese war fort, sondern auch der Freund schien sich in Nichts aufgelöst zu haben. War die Bettstatt selbst davon gegangen? Unmöglich! — Hatte sie Jemand fortgetragen? — Wahrscheinlich! Aber wer denn? Und der Freund — war er auch mit fortgetragen worden? Gewaltsam oder freiwillig?

Auf alle diese Fragen, so oft er sie auch stellen mochte, fand der erwachte Dichter keine Antwort, und doch zögerte er lange, sich des Räthsels Lösung von Anderen zu erholen. Endlich griff er entschlossen nach der Schelle, und alsbald trat Cilli kichernd in den Saal.

„Kannst Dich nicht erinnern — ist da drüben gestern nicht eine Bettstatt gestanden?“

„Ich mein' fast auch!“ antwortete das Mädchen mit seiner bekannten Schalkheit.

„Wo ist sie aber hingekommen?“

„Sie steht jetzt drüben im Lesezimmer.“

„Ist sie da selbst hinübergegangen?“

„Ah, das doch wol nicht.“

„Ja, wer hat sie denn dahin geschafft?“

„Ich und die Kathi.“

„Und der andere Herr? Habt Ihr den auch mit hinübergetragen?“

„Nein, der ist schon selber gegangen. Er hat sich mitten in der Nacht geflüchtet!“

Mein lieber Freund war durch diese Erklärungen wenig aufgeklärt, und doch schien es ihm nicht recht geheuer, der Sache weiter nachzuforschen. Die schalkhafte Cilli, die nicht aufhörte, in ihr Schnupftuch zu kichern, dünkte ihm heute verfänglicher als je. Endlich hob er wieder an:

„Ja, aber hat denn die Bettstatt hinüber verlangt, oder der andere Herr?“

„Schon doch der andere Herr.“

„Aber warum denn?“

„Er wird's schon gewußt haben!“

„Dann weißt Du's doch wol auch?“

zed by Google

„Ja, ich wüßte es schon auch, aber — —“

„Nun, so sag's doch endlich!“

„Nu, in Gottes Namen — weil Sie im Schlaf so schrecklich gesungen haben!“

Bei diesen Worten schlug aber unsere Cilli die Schürze über ihr liebliches Angesicht, sprang muthwillig zur Thüre hinaus und laut lachend über den Corridor, so daß ich, der lesend im Lesezimmer saß, gleich zu mir selber sagte: Jetzt ist die Bombe geplatzt!

Ohne Verzug trat ich also in das Kaiserzimmer, wünschte meinem lieben Freunde einen gar schönen guten Morgen und erklärte auch sogleich, um ihm eine Frage zu ersparen, wie die ganze Geschichte zusammenhänge, worauf wir denn ein herzliches Gelächter aufschlugen. — „Ich glaube,“ sagte der Dichter zuletzt, „in meinem Leben noch nie geschnarcht zu haben. Aber der rothe Tiroler in der Klause! Wir haben ihm vielleicht doch zu viele Ehre erwiesen.“

II.

Jene Nacht war am Ende doch nicht so übel dahingegangen; etwas schlimmer gestaltete sich eine andere, die ich vor wenigen Jahren zu Reut im Winkel erlebte, in einem schönen Alpendorfe südlich vom Chiemsee, dicht an der Grenze von Tirol.

Damals stand zu Reut im Winkel ein Veteranenfest und die Enthüllung des Denkmals bevor, welches auf dem stillen Friedhofe den gefallenen Helden des letzten Krieges errichtet war. Dazu strömten aus weiter Nachbarschaft, aus bayerischen Landen wie aus tirolischen, die Schützen mit ihren Fähnlein und ihren Spielleuten, viele Kriegsmänner, die selber mitgefochten, der Herr Rentbeamte Peetz von Traunstein, auch ein bajuvarischer Schriftsteller von hohem Geist und tiefem Gemüth, sowie andere mehr oder weniger bekannte Celebritäten herbei.

Am Sonnabend ließ sich auch schon in den beiden angesehenen Wirthshäusern des Dörfleins das regste Leben vernehmen: die Alpensänger sangen, die Citherspieler spielten, die Redner toastirten. Mit seltener Vorsicht hatten auch die beiden Wirthinnen des Ortes für diese besondere Gelegenheit eine hübsche Anzahl hübscher Jungfrauen in Amt und Pflicht genommen, so daß die Humpen, die Würstchen, die Schweinshaxeln, kurz, alle Leckerbissen, die das ländliche Herz nur verlangte, fast schon auf dem Tische standen, ehe der Wunsch noch ausgesprochen war — eine Erscheinung, die den zugezogenen Tirolern gewiß noch stärker auffiel, als den anwesenden Bajuvaren, da die sogenannte „Bedienung“ in ihrem Lande fast noch mehr zu wünschen übrig läßt, als in dem alten und berühmten Herzogthum Ober- und Nieder-Bayern. So saßen wir einst zu sieben oder acht an einem guten Tage in der oben belobten Kufsteiner Klause und harrten nach der Suppe sehnsuchtsvoll dem Rindfleisch entgegen, jedoch so lange vergeblich, daß unser Freund, Dr. Völk, der Reichsbote, endlich eine Cigarette hervorzog, sie anzündete und glücklich zu Ende brachte, worauf dann plötzlich die zweite Tracht erschien und mit allgemeinem Halloh begrüßt wurde. „Das gefällt mir so gut bei Euch,“ sagte da Dr. Völk zur flinken Marie, die die Schüssel auf den Tisch gestellt, „daß man zwischen jeder Speise gerade eine Cigarre rauchen kann!“

Digitized by Google

Doch kehren wir wieder nach Reut im Winkel zurück und in den fröhlichen Lärm, der sich damals unter den zahlreichen Gästen erhob. Damals also schlich allmälig die Mitternacht heran, aber ehe sie noch in's Land gekommen, fragte ich die Wirthin mit dem saracenischen Kopftuch, welches einst unser Scheffel besungen, wie es denn mit der Liegerstatt beschaffen sein werde. „Ja, eigenes Zimmer," sagte sie, „habe ich nicht mehr — Sie müssen schon noch einen anderen Gast zu sich nehmen. Dort sitzen drei recht ordentliche Herren — suchen Sie sich den besten aus!"

Also sprach ich die drei ordentlichen Herren an und sagte: „Heute können wir nur paarweise untergebracht werden, verehrte Festgäste! Aber ich wünschte einen ruhigen Schlaf zu thun und es gibt jetzt so viele Schnarcher — — —"

„Ich schnarche nicht!" rief da einer von den Dreien und fuhr gleich energisch in die Höhe. „Ich schnarche gewiß nicht; auch habe ich eben ausgetrunken und stehe zu Diensten."

Der Sprecher war ein trefflicher Maler und fleißiger Jäger, mit dem ich schon öfter zusammen gewesen, ohne ihn gerade näher kennen zu lernen. Er mochte um fünfzehn Jahre jünger sein, als ich, hatte lange Zeit in Paris gelebt und dort einen angenehmen Schliff erworben. Ein langer Aufenthalt im Gebirge hatte aber auch jene biedere Gemüthlichkeit in ihm entwickelt, welche unverdorbene Herzen so schnell für sich einnimmt. Unter den drei ordentlichen Herren schien er mir unbedingt den Vorzug zu verdienen.

Wir gingen also in das angewiesene Zimmer hinauf und legten uns zu Bette.

Der Maler führte aber auch einen großen Hund mit sich, Namens Flora, einen edlen Jagdhund, den er lange streichelte und fortwährend belobte, zumal wegen seiner Wachsamkeit, was mir sehr beruhigend schien.

Wir selbst wechselten nur wenige Worte und wünschten uns dann gute Nacht.

Alles schien sich bestens anzulassen, und ich lag vielleicht schon in den ersten Träumen, als in der anstoßenden Bettstatt eine eigenthümliche Unruhe bemerklich wurde. Bald darauf konnte man ein leises, mühsam unterdrücktes Seufzen, Stöhnen, Kreischen vernehmen. Aengstlich fuhr ich empor und rief:

„Was fehlt Ihnen, Herr ††, sind Sie krank?"

„Pf, pf, pf," antwortete der Maler.

„Soll ich Hilfe holen, den Bader, den Arzt?"

„Pf, pf, pf."

„Aber reden Sie doch; was fehlt Ihnen denn?"

Endlich war der Anfall überstanden; der Maler ergriff das Wort und sagte:

„Das ist ja ein altes Uebel von mir."

„Ein altes Uebel?" fragte ich überrascht.

„Ei, das wissen Sie nicht?"

„Ja, wie soll ich's denn wissen?"

„Das weiß ja die halbe Stadt, daß ich vor dem Einschlafen immer Alpdrücken bekomme, niederträchtiges Alpdrücken."

„Und wie lange dauert es denn?"

„Wenn mehrere Anfälle kommen, oft anderthalb Stunden; nachher aber kann ich herrlich schlafen."

Digitized by Google

Dieses gelang mir nun leider nicht. Die Vorgänge in dem Befinden meines Nachbarn interessirten mich in dieser Stunde fast eben so viel, wie die gesammte orientalische Frage, wie Bessarabien, Rumänien, Bulgarien und das ganze illyrische Dreieck mit einander; wie ein wachsamer Diplomat lag ich schlaflos auf der Lauer, um auch von dem leisesten Kreischen Act zu nehmen. Wie gerne hätte ich auf meinen freudelosen Posten, auf dem doch keine Anerkennung zu erwarten war, verzichtet und mich auf eine Villa am Genfer See zurückgezogen, aber da löste mich Niemand ab und die fortdauernden Bewegungen im Inneren des Nachbarlandes ließen mich kein Auge zudrücken. So gingen fünf gleichgestimmte Anfälle und anderthalb nächtliche Stunden vorüber. Endlich, als Alles überstanden schien, fragte ich leise: „Nun geht's doch wieder besser?“ worauf Jener erstaunt: „Ja, sind Sie noch wach? Aber nicht wahr, ich schnarche nicht; da können Sie ruhig sein.“

Nunmehr hatte die Thurmuhr aber schon halb Zwei geschlagen, und die Zecher in der großen Bauernstube, die bisher wie festgekittet aneinander gesessen, begannen nachgerade flüssig zu werden, sich in einzelnen Tropfen abzulösen und ebenfalls das Lager aufzusuchen. Zu uns herüber, in den Neubau, waren vielleicht noch etliche zwanzig Gäste, Alpensänger, Citherspieler, Redner, Kriegsmänner, Schützen, Wirthe, Jäger und Bauern bestimmt, da wol ein Dutzend Betten und außerdem noch ein großes Heulager in Bereitschaft stand. So kam denn der Erste die lange Stiege herauf, und zu gleicher Zeit schoß die edle Flora unter des Malers Bette hervor und auf die Thüre zu, an welcher sie ein Bellen erhob, als wenn es auf Leben und Tod ginge. „Bravo, bravo!“ sagte der Gebieter ganz fröhlich; „hab' schon gedacht, die Bestie verschläft die ganze Kirchweih'. Aber leg' dich nur wieder, Flora; bist schon brav: das ist der alte Wirth von Wessen; den kenn' ich an seinem Gang — der thut uns Nichts, gute Flora!“

Bald nachdem der Wirth von Wessen seine Ruhe gefunden, trippelte wieder ein Zecher vorbei, der sich mit einem anderen Wesen scherzhaft unterhielt, welches ein weibliches zu sein schien. Neuer Triumph für die gute Flora, denn sie bellte, als wenn sie den Mond vom Himmel herunterbellen sollte.

„Prächtiger Hund!“ sagte da der Maler, voll Hochachtung für seinen Jagdgesellen. „Ich nähme nicht fünfzig Ducaten dafür. Diese Wachsamkeit! Jetzt könnt' ich schlafen, wenn ich wollte, aber der Hund macht mir viel mehr Spaß. Geben Sie Acht, er läßt nicht Einen in's Bett, ohne daß er Appell gibt. Doch sei ruhig, Flora! das ist der Jägerfranzl von Markwartstein — den kenn' ich an der Stimme; scherzt mit der Resel; die leuchtet ihm hinauf. Leg' dich nur, Flora! — Ein prächtiger Hund!“

Nunmehr hatte aber die Thurmuhr halb Drei geschlagen, und die Zecher, die sich bisher nur einzeln aus der frohen Tafelrunde weggeschlichen, kamen allmälig in größeren Häuflein, zu Drei und Vier herüber, um noch ein paar Stunden der Ruhe zu pflegen. Die wackere Flora begrüßte jede Schar mit ihrer klangvollen Stimme, die immer kräftiger anschwoll, je mehr Leute sie zu erschnuppern schien. Der Maler spendete nach jeder Leistung seine besten Worte und fragte mich öfter, ob ich sie nicht auch für ein ungewöhnliches Wesen hielte. Aber unserer Flora dünkte ihre Aufgabe auch dann noch nicht gelöst, als unser

Digitized by Google

Neubau die ihm bestimmten Gäste schon alle aufgenommen hatte. Sie blieb vielmehr wachsam auf ihrem Posten, und wenn im alten Wirthshause drüben noch eine späte Thüre auf- und zuging und der Laut verhallend herüberdrang, so gab sie noch immer, wenn auch mit gedämpfter Stimme, ihre Aufmerksamkeit kund.

Endlich hatte es auf dem Thurme halb vier Uhr geschlagen, und nunmehr lagen außer uns Dreien im ganzen weiten Wirthshause die Gäste alle sicherlich in tiefem Schlafe. Der Maler benutzte diesen Augenblick, um noch einmal die glänzenden Leistungen seiner Flora zusammenzufassen, rief sie kosend zu sich auf's Lager und schloß dann mit folgenden Worten: „So, jetzt können wir ruhig schlafen. Ich schnarche gewiß nicht!"

„Aber es ist ja schon der helle Tag," entgegnete ich, „und die Sonne muß gleich heroben sein. Im Dorfe wird's wol bald lebendig und so gehe ich lieber hinunter und lasse mir ein Frühstück geben. Sie aber haben Ihr Wort als Ehrenmann gehalten! Sie haben wirklich nicht geschnarcht!"

III.

Manche Touristen haben gern einen Führer um sich; andere gehen lieber allein. Letzterer Methode gebe auch ich den Vorzug, wenn die Steige nicht gar zu bedenklich sind. Man verirrt sich wol zuweilen, muß auch hin und wieder ein Gaisweglein gehen, das man lieber verwünschen möchte, aber, wenn man unversehrt durchkommt, so hat man danach auch seine Freude an den glücklich überstandenen Fährlichkeiten.

Anders liegt jedoch die Sache, wenn der landsfremde Reisende am späten Abend, vielmehr bei eingebrochener Nacht auf der Station ankommt und noch einen weiten, unbekannten Weg vor sich hat. Dies war vor etlichen Jahren mein Fall, als ich im Spätherbst um halb acht Uhr auf der Station — der letzten deutschen — in Salurn ankam, um einer freundlichen Einladung zu folgen, die mich nach Margreit zu Herrn v. W. beschied. Dahin ist jedoch von jenem Dorfe eine gute Stunde zu gehen, zwar auf einem hübschen Sträßchen, aber da mehrere solche durcheinander laufen und die Gegend unbewohnt ist, so schien ein ortskundiger Begleiter doch immer eine tröstliche Beigabe.

Es war also schon finstere Nacht. Bei schwachem Lampenschimmer sah man einige dunkle Gestalten aus der dritten Classe steigen, worauf der Zug wieder davonrollte. Da ich mit diesem von Trient gekommen, so dachte ich, die Ausgestiegenen würden wol zumeist Italiener sein und rief das Häuflein also herzhaft an: „Non c'è nissuno che vada a Margrè?" (Ist da Keiner, der nach Margreit geht?) Einer der Angerufenen gab auch gleich Antwort, aber in der theueren Muttersprache, und sagte: „Reden S' nur deutsch, lieber Herr! Ich bin von Margreit und geh' jetzt heim. Da können S' gleich mitgehen!"

In demselben Augenblicke langte er auch, aber artig und bescheiden, nach dem Ränzchen, das mir über die Achsel hing und sagte:

„Das könnte ich leicht tragen, damit Sie leichter gehen!"

Dies hatte er aber kaum gesprochen, als er die ausgestreckte Hand wieder zurückzog.

„Ist vielleicht doch besser," meinte er nun, „wenn Sie 's selber tragen. Sie könnten leicht glauben, ich gehe Ihnen durch damit. In unseren Zeiten darf man Niemand trauen."

„Aber doch Ihnen, hoff' ich."

„Ei, warum denn?" entgegnete er; „mein Vater hat zwar ein Anwesen in Margreit; ich hab' ein Handwerk gelernt und diene jetzt bei den Kaiserjägern. Ich bin, glaub' ich, ein ganz ordentlicher Bursch', aber Sie können ja das Alles für verlogen halten. Ich könnte auch der größte Lump sein!"

Seltsamer Anfang einer neuen Bekanntschaft! Aber obgleich ich aus der Physiognomie des jungen Mannes keinen Rath erholen konnte, da wir schon aus dem Bereiche der Bahnhofslampen waren, so wurde ich doch nicht bedenklich, denn in seiner Sprache und in seinem Vortrag lag eine Treuherzigkeit, die mich vollständig beruhigte.

Nach einer mäßigen Weile waren wir an eine Stelle gekommen, wo ein Fußweg von dem Sträßchen abging. Es war da Alles ringsum wild verwachsen; dichtbelaubte Kastanienbäume, undurchdringliches Buschwerk, unwegsame Weingärten, mehr als mannshohe Maisfelder theilten sich in dem schmalen Thalgrund. Die schwarzen Berge schauten fast schauerlich herein.

Da hob der Landsmann wieder an:

„Und jetzt müssen Sie mir halt doch Ihr Vertrauen schenken, denn jetzt gehen wir den Fußweg da. Das Sträßel ist zu weit um; der Fußweg aber ist hübsch schmal, geht etzemal über einen Graben und dann wieder langmächtig durch die Türkenfelder. Da könnt' Sie Einer leicht in den Graben werfen, oder auch im Türken durchthun und 's Geld davontragen, und bis man Sie morgen fände, wär' er mit dem Nachtzug schon zu tiefest im Wälschland unten und könnt' ihn kein Mensch mehr erfragen."

Ich schwieg, weil ich wirklich Nichts zu antworten wußte — nach einiger Weile aber fuhr mein Führer wieder fort:

„Sonderbar ist's aber schon, daß Sie so mutterseelenallein einen solchen Fußweg gehen."

„Ei, da sind ja Sie bei mir!"

„Ja, mich kennen Sie aber nicht. Sie wissen ja gar nicht, wer ich bin. Wär' wirklich nicht zu wundern, wenn Ihnen was geschäh'."

„Ja, wer soll mir denn was thun?"

„Nu, wer? Ich zum Beispiel — ich könnte Sie jetzt gleich hinterrucks niederwerfen und Ihnen 's Messer drei Mal im Leib umkehren — dann wär's aus!"

„Nu, nu! Ich habe da doch auch einen Stock mit einer eisernen Spitze."

„O, der Stock!" sagte er lächelnd, „der hielte mich nicht lang auf. Den wollte ich Ihnen aus der Hand reißen und Ihnen durch's Gedärm fahren damit, daß es eine Freude wäre."

Ich schwieg wieder, was uns bald etwas auseinander brachte. So lange wir nämlich ein Gespräch unterhielten, gingen wir auf dem schmalen Pfade durch die Türkenfelder dicht aneinander, er voran, ich hinterdrein — aber wenn die Unterhaltung abbrach, war er bald um ein gutes Stück voran, da die Sehn-

Digitized by

sucht nach der Heimath seine Schritte beflügelte und ihm Unvertrautheit mit dem Wege nicht hinderlich war wie mir.

Aber siehe da! plötzlich kreuzte den Pfad ein Wildbach, der im Dunkeln mächtig rauschte. Der Kaiserjäger schien weit voraus zu sein; wenigstens hatte ich die Fühlung ganz verloren. Der Uebergang über das tosende Wasser war ihm offenbar so leicht vorgekommen, daß er für überflüssig hielt, auf mich zu warten, oder seine Hilfe anzubieten.

Zögernd dagegen und einen Fuß vor den andern setzend, näherte ich mich dem hohen Rande des Baches. Ein weißlich schimmernder Balken schien als Steg zu dienen und die beiden Ufer zu verbinden. Ich mochte mich eine Elle weit darauf vorgeschoben haben, als ich auch den Balken nicht mehr sah. Ich weiß nicht, wie sich die ganze Gelegenheit bei Tage ausnimmt (sie erscheint dann vielleicht sehr unschuldig) und will daher die Schauer jener nächtlichen Stunde nicht übertreiben, muß aber doch gestehen, daß mich ein plötzliches Grausen befiel. Ich rief so stark ich konnte: „Heda, heda! daher, daher! Hilfe, Hilfe!“ Doch mußte ich es etliche Male wiederholen, bis ich des Führers Stimme wieder vernahm.

„So, da sind Sie also stecken geblieben! Ist wol bös 'rübergehen, wenn man's nit gewohnt ist. Aber geben Sie mir nur die Hand — es macht sich schon.“

Unsere Hände mußten sich erst suchen, ehe die eine die andere fand — so finster war es auf dem Steg. Endlich lagen sie fest ineinander; der jugendkräftige Kriegsmann zog mich mit sanfter Gewalt hinüber und ich erreichte glücklich das andere Ufer, nicht ohne meinem Retter zu bemerken, daß ich bei Nacht und Nebel diesen Fußsteig gewiß nicht wieder gehen, sondern ungleich lieber auf dem Sträßchen bleiben würde.

„Nu, jetzt sind Sie ja herüben!“ sprach er dagegen in tröstlicher Weise. „Aber da dürfen Sie dem lieben Gott schon danken, daß es so gut gegangen ist. Da hätte ich Ihnen nur einen kleinen Ruck geben dürfen, so wären Sie im Wasser gelegen mit sammt Ihrem Stock. Da hätt' Ihnen kein Mensch helfen können. Das wäre mir eine Kleinigkeit gewesen!“

„Aber dafür sind Sie doch nicht da?“

„O b'hüt mich der liebe Gott — um Christi Willen — ich bin ein ganz ordentlicher Bursch. Aber das können ja Sie nicht wissen. Mich wundert nur, daß Sie sich nicht fürchten.“

Nunmehr gingen wir durch weiche Wiesen, wo der Weg so breit war, daß wir Beide neben einander Platz hatten. Mittlerweile war auch der Mond über die Berge des Fleimser Thales heraufgestiegen und ergoß sein trauliches Licht über das ganze Etschland und wol noch viele andere Länder. Da begann ich wieder:

„Das war ein schieches Gehen durch die hohen Türkenfelder bei der Finsterniß. Wenn der Mond scheint auf die grünen Wiesen — 's ist doch viel heimlicher!“

„O mein,“ sagte er, „das macht nicht viel aus und die Heimlichkeit ist auch nicht weit her — da kann Einer beim schönsten Mondschein derschlagen werden,

am ersten, wenn er mit einem ganz unbekannten Menschen geht. Was hilft's ihm nachher, wenn ihn der Mond anscheint?"

Sollte es denn nicht möglich sein, seine Gedanken von dieser unheimlichen Richtung abzuziehen? Da wir noch immer über den sumpfigen Thalboden gingen, der hier an der Etsch sich stundenweit erstreckt, so kam mir in Erinnerung, daß einst unser großer Liebig in der Allgemeinen Zeitung ausgesprochen hatte, es gebe keine Irrlichter und habe deren nie gegeben. Damit war wieder ein schöner Glaube an ein schönes Stück der Märchenwelt vernichtet und es wollte mir dies fast weh thun. Ich selbst habe allerdings in diesem Leben nur ein Mal eine Erscheinung gehabt, die ich für ein Irrlicht halten konnte, als ich vor vielen Jahren bei Nals im Etschland nach eingebrochener Dunkelheit aus dem Sumpfe ein blaues Flämmchen aufsteigen sah, welches aber sogleich wieder erlosch. Wie nahe oder fern es gewesen, das hätte ich nicht einmal annähernd bestimmen mögen. Im Donaumoos dagegen sollen diese Phänomene ganz alltäglich sein. Dort lebt, wie man sagt, ein Oberförster, dessen Umgebung so reichlich damit gesegnet ist, daß er oft ganze Gesellschaften auf Münchener Bier und Irrlichter einladet. Man setzt sich dann in der Veranda zusammen — die Damen stricken, die Herren tarocken, und während dessen fahren die Irrlichter auf der nächsten Wiese ganz büschelweise in die Höhe, führen die schönsten Tänze auf und verschwinden wieder, ganz wie auf dem Theater in Robert dem Teufel.

Dem sei wie ihm wolle — ich habe nicht Zeit, den Irrlichtern nachzulaufen — ich konnte die Wissenschaft in dieser Richtung nicht verfolgen und es ist mir daher auch unbekannt, ob Liebig's Behauptung durchgedrungen, oder ob sich noch ein tapferes Häuflein zusammenhält, das den alten Glauben retten möchte.

Jedenfalls schien es mir sehr angezeigt, den wackeren Margreiter über seine Meinung zu befragen. Wenn es überhaupt Irrlichter gibt, so müssen sie wol sicher in diesem weiten Sumpfland vorkommen und deswegen auch bei den Anwohnern die verlässigsten Nachrichten über sie zu holen sein.

So fragte ich denn:

„Gibt's hier keine Irrlichter?"

„Irrlichter?" wiederholte er, „wozu braucht man die? Vielleicht hat s' der Kramer in Margreit."

„Wissen Sie denn nicht, was Irrlichter sind?"

„Hab' nie davon gehört."

„Auch nie davon gelesen?"

„Nu, mein Lesen ist bald beisamm' — deswegen könnt' es schon einige geben. Aber was sind denn die Irrlichter?"

„Das sind so kleine Lichter, die bei Nacht aus dem Boden steigen, dann in den Lüften tanzen und nachher wieder auslöschen. In sumpfigen Gegenden soll man sie öfter sehen. Da hat man nun viele Tausend Jahre lang daran geglaubt und jetzt sagen sie auf einmal, es gibt keine. Ein Professor in München, Liebig heißt er, der hat ihnen 's Leben abgesprochen."

„Ei, da stimme ich auch dem Liebig bei!" sagte der Margreiter und gab mir damit einen Stich in's Herz.

Digitized by Google

„Ja, warum denn?“ fragte ich etwas unwirſch.

„Ich ſag's Ihnen und ich weiß es gewiß: es gibt Nichts. Es gibt keine Geiſter und keine Irrlichter — aber trätzen (necken, reizen) darf man ſ' nicht.“

„Das verſteh' ich nicht.“

„Nu — wenn ich's ſag', es gibt keine Geiſter und keine Irrlichter, aber ſie wollen halt auch ihre Ruh' und ihren Frieden haben, und wenn man ſ' trätzt, wenn man ſ' auslacht oder ſchimpft — na, trätzen darf man ſ' nit — ſonſt geſchieht's einem Recht.“

„Ich verſteh' noch immer nicht.“

„Nu, das iſt grad' ſo, wie wenn ich jetzt da herüben ganz ſtill und ruhig dahinginge und Sie dort drüben auf der andern Seiten, wo die Bäume ſtehen, und ich wär' ein Geiſt oder ein Irrlicht und Sie wollten mich trätzen und ſchimpfeten 'rüber: Du Lump, du miſerabler, du Irrlicht, du ſchlechtes, du Geiſt, du elendiger! Nu, da wollt' ich weiter nicht 'nüber ſauſen und Ihnen in die Haar', in die Augen, in die Ohren fahren, daß Sie den Verſtand verlieren müßten in fünf Minuten und dann würf' ich Sie in den Graben.“

Da war er wieder auf der alten Fährte!

Wir gingen nun ſchweigend fort, bis in geringer Entfernung etliche weiße Häuſer und ein Kirchthurm aus dem Nebelſchleier traten. Das war Margreit! Es kam uns unverſehens entgegen, als wir eben hinter einem hohen Zaune hervorſchritten.

Dieſer Anblick verſetzte aber den braven Margreiter in die heiterſte Stimmung. „Juchhe,“ rief er, „juchhe! jetzt haben wir's. Bin ich ſo froh! Hab' mir immer denkt, was muß der arme Herr für eine Angſt ausſtehen, mit einem unbekannten Menſchen auf dieſem finſtern Weg! Aber jetzt iſt's überſtanden — jetzt dürfen Sie ſich nicht mehr fürchten vor mir.“

„Iſt mir gar nie eingefallen!“

„Ja, weil Sie nicht wiſſen, wie leicht man Einen durchthun kann in der dunkeln Nacht. Aber jetzt bleiben Sie nur einen Augenblick da ſtehen, nur drei Vaterunſer lang —“

„I, warum denn? Ich ginge doch lieber zu Herrn v. W.“

„Nein, nein — nur drei Vaterunſer lang — das iſt meinem Vater ſein Weingut — ich bin gleich wieder da —“

Zu unſerer Seite zeigte ſich auch eine weiße Mauer, welche jedoch den jungen Burſchen nicht lange aufhielt. Er war in einem Augenblicke darüber und verſchwunden, kam aber nach kurzer Zeit wieder oben zum Vorſchein, ſprang herunter und brachte mir einen Bündel großer Trauben entgegen.

„So, lieber Herr! das iſt für Sie. Ganz umſonſt ſollen Sie ſo viel Angſt nicht ausgeſtanden haben; laſſen Sie ſich's nur ſchmecken. Ich geh' jetzt gleich da rechts hinein — dort ſteht unſer Haus. Gute Nacht, gute Nacht!“

So war er entſchwunden, ehe ich noch zu Worte kommen und meinen wohlverdienten Dank für ſeine Geſellſchaft und ſeine Führung ausdrücken konnte. Ich ging im träumeriſchen Mondlicht träumeriſch dahin und geſtand mir gerne, daß ich durch Nacht und Nebel noch nie mit einem ſo drolligen Geſellen gewandert war.

Einem Todten.

Im Flügel oben hinter'm Corridor,
Wo es so jählings einsam worden ist,
— Nicht in dem ersten Zimmer, wo man sonst
Ihn finden mochte, in die blasse Hand
Das junge Haupt gestützt, die Augen träumend
Entlang den Wänden streifend, wo im Laub
Von Tropenpflanzen ausgebälgt' Gethier
Die Flügel spreizte und die Tatzen reckte,
Halb Wunder noch, halb Wissensräthsel ihm,
— Nicht dort; der Stuhl ist leer, die Pflanzen lassen
Verdürstend ihre schönen Blätter hängen;
Staub sinkt herab; — nein, nebenan die Thür,
In jenem hohen dämm'rigen Gemach
— Beklomm'ne Schwüle ist drin eingeschlossen —
Dort hinter'm Wandschirm auf dem Bette liegt
Etwas — geh' nicht hinein! Es schaut Dich fremd
Und furchtbar an.
Vor wenig Stunden noch
Auf jenen Kissen lag sein blondes Haupt;
Zwar bleich von Qualen; denn des Lebens Fäden
Zerrissen jäh; doch seine Augen sprachen
Noch zärtlich, und mitunter lächelt' er,
Als säh' er noch in goldne Erdenferne.
Da plötzlich losch es aus; er wußt' es plötzlich,
— Und ein Entsetzen schrie aus seiner Brust,
Daß rathlos Mitleid, die am Lager saßen,
In Stein verwandelte — er lag am Abgrund;
Bodenlos, ganz ohne Boden. — „Hilf!
Ach Vater, lieber Vater!" Taumelnd schlug
Er um sich mit den Armen; ziellos griffen
In leere Luft die Hände; noch ein Schrei —
Und dann verschwand er.
Dort, wo er gelegen,
Dort hinter'm Wandschirm, stumm und einsam liegt
Jetzt Etwas; — bleib', geh' nicht hinein! Es schaut
Dich fremd und furchtbar an; für viele Tage
Kannst Du nicht leben, wenn Du es erblickt.

‚Und weiter — Du, der Du ihn liebtest — hast
Nichts weiter Du zu sagen?'
Weiter nichts.

Th. Storm.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Ferdinand Lassalle's Liebeshändel.

Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle. Von Helene von Racowitza, geb. von Dönniges. Breslau und Leipzig. Druck und Verlag von S. Schottländer. 1879.

Die Verfasserin dieser angenehmen Erinnerungen beginnt ihr Werk mit einer Warnung für diejenigen „Wesen mit ‚milchfrommer Denkungsart' und jenem christlichen, desto leichter ‚germanisch entrüsteten' Sinn, die keinen gefunden, kräftigen Haß und keine gesunde rückhaltlose Liebe begreifen können." Leute von dieser Verfassung, meint sie, thäten besser, ihre Hand von dem Buche zu lassen. Da wir uns von den beiden erstgenannten Eigenschaften der Wesen, welchen Frau von Racowitza die Lectüre widerräth, ganz frei wußten, so machten wir das Wagniß, müssen aber trotzdem gestehen, daß das Buch uns einfach angewidert hat; und da wir uns leidlich gesund fühlen, so muß, in diesem Falle, das Ungesunde wol in dem Buche stecken. Auch macht die Verfasserin, welche sich auf ihre beiden „gesunden" Leidenschaften so viel zu gute thut, ein halbwege gleiches Geständniß, wenn sie wenige Zeilen weiter sagt, daß sie sich nicht rechtfertigen, die Schuld „der Willensschwäche und Frivolität" nicht von sich weisen will. Willensschwäche und Frivolität sind milde Ausdrücke für Das, was Frau von Racowitza zu beichten hat; aber im Munde einer Dame sagen sie dennoch mehr als genug.

Frau von Racowitza beginnt ihre Erzählung mit Kindheiterinnerungen, in welchen ihre Eltern nicht zum Besten fahren. Vorwürfe gegen Eltern, selbst wenn sie begründet wären, klingen immer übel; hier aber erhalten wir Uebertreibungen, Entstellungen, Schmähungen, die, wie sie gegen den Anstand, noch mehr gegen die Wahrheit verstoßen. Wenn wir Frau von Racowitza Glauben schenken wollten, so wäre das elterliche Haus – diese berühmte Stätte der edelsten Gastfreundschaft, der feinsten Geselligkeit — ein Pfuhl des Verderbens für sie gewesen; der Vater, zuerst ein Geck und dann ein Maniac, die Mutter eine Kokette, die, selbst noch eine schöne Frau, es „amüsant und spaßig" fand, ihre halberwachsene Tochter in die Salons und die Gesellschaft der Herren einzuführen. Wie ganz anders hat jüngst erst in diesen Blättern Franz Dingelstedt uns Herrn von Dönniges geschildert als einen Mann von der vornehmsten Gesinnung („Deutsche Rundschau", Maiheft, S. 235); und welch' ein anmuthiges Bild ist es, das er von der geist- und gemüthvollen Frau von Dönniges entwirft (das., Februarheft, S. 238)! Diese Züge zu entstellen, ist der eigenen Tochter vorbehalten geblieben. Indessen geht aus ihrer Darstellung nur so viel hervor, daß sie in ihrem zwölften Lebensjahre schon so stark und entwickelt gewesen, wie andere junge Mädchen erst mit neunzehn Jahren sind; und daß sie nachmals der Mutter Motive unterschoben hat, welche man, im Lichte dieses Buches betrachtet, nur ihr selber zuschreiben kann.

Die Entwickelungsgeschichte dieses hoffnungsvollen Kindes hat mehr ein pathologisches, als sonst ein Interesse. Mit zwölf Jahren war sie nicht nur „salonfähig", sondern — wie sie uns erzählt — auch schon Braut, und zwar eines Mannes, welcher, nach ihrem Zeugniß, die Herzen der Eltern dadurch gewann, daß er gut — zu kochen verstand. Warum aus der geplanten Verbindung dieses wohlassortirten Paares Nichts geworden, ist schwer zu sagen; es müßte denn sein, weil Fräulein von Dönniges in Berlin mittlerweile Denjenigen fand, welchen sie sich damals „mein Mohrenpage" zu nennen gefiel, und der ihr nachmals den Namen Racowitza gab, einen jungen Bojaren, welchen sie ganz zu ihrem „Werke" zu machen beschloß, während sie ziemlich gleichzeitig „ein etwas wärmeres Interesse für einen jungen russischen Seeofficier gewann." An Gleichzeitigkeiten solcher Art muß man sich über-

ed by Google

haupt in dieser neuen ars amandi gewöhnen; sie häufen, kreuzen und verknüpfen sich von nun an in einer Weise, die für „Wesen" von weniger „Kraft und Gesundheit" unfaßbar ist. Auf diesen ersten Stationen kann man eine Verwunderung über die Offenheit — wir bedienen uns eines parlamentarischen Ausdruckes — schwer unterdrücken, mit welcher Frau von Racowitza ihre Geheimnisse preis gibt. Aber auch daran gewöhnt man sich, und sagt sich zuletzt, daß es einen vorgeschrittenen Zustand gibt, in welchem man Nichts mehr zu verschweigen braucht, weil man zu erröthen längst verlernt hat.

Nach einigen in Nizza verbrachten Jahren, während welcher die junge Dame „in den Begriffen, die in nordischeren Kreisen als Moral gelten, immer unklarer und leichtdenkender ward", kehrte sie mit der Großmutter im Jahre 1861 nach Berlin zurück, und besuchte hier „die dem weiblichen Geschlecht zugänglichen Collegien der königlichen Universität" (?), die Theater, Bälle, Gesellschaften — und jetzt endlich sollte sie ihrem Schicksale, in der Gestalt Lassalle's, begegnen. Er war der rechte Mann für die rechte Frau. Die beiden schönen Seelen hatten sich gefunden. Sie hatten bereits von einander gehört, bevor sie sich gesehen; und als sie sich zum ersten Male sahen, geschah es mit dem bestimmten Gefühl, daß sie für einander prädestinirt seien. Man wollte die Beiden einander vorstellen. „Wozu?" sagte Lassalle, indem er leise seine Hand auf ihren Arm legte; „wir kennen uns doch. Sie wissen, wer ich bin und Sie sind Brunhilde — Adrienne Cardoville — der Fuchs, von dem *** mir erzählt hat, mit einem Worte: Helena!"

Der Herr, welchen wir mit *** bezeichnet haben, ist mit vollem Namen genannt; allein wir ziehen vor, in diesem Punkte der Frau von Racowitza *nicht* nachzuahmen, da wir alle Ursache haben, in den Begriffen, die in „nordischeren Kreisen" als Anstand gelten, weniger „unklar und leichtdenkend" zu sein.

Indessen zeigte Fräulein von Dönniges bei diesem ersten Zusammentreffen nicht den Scharfsinn, welchen man von ihr erwartet hätte. Sie hatte, bevor Lassalle gesprochen, einen „kleinen, häßlichen Juden," der neben ihm stand, für Lassalle gehalten. „Wie ein Strom goldenen Sonnenlichts" brach's in ihr Herz, als sie nun ihres Irrthums gewahr ward: daß es nicht der kleine, schwarze, sondern der große, blonde Jude war! Eines jener Soupers folgte, „wo bedeutende, geistvolle Menschen das Beste essen und trinken, was Kunst, Natur und Reichthum beschaffen können", und zum Beschluß, Morgens um vier Uhr, sind die Beiden schon so weit gediehen, daß Lassalle seinen „Fuchs" mit dem traulichen „Du" anredet, und sie auf seinen Armen die Treppe hinunterträgt.

Es verschlägt wenig, daß die „Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's" [1]), zu welcher im vergangenen Jahre eine Russin sich bekannt hat, noch nicht einmal ganz ausgeklungen ist und sein „filiales" Verhältniß zur „Gräfin" (welche Frau von Racowitza übrigens zu alt schildert, wenn sie ihr *damals* schon 60 Jahre gibt) fortdauert. Denn Fräulein von Dönniges ihrerseits gibt auch den „Mohrenpagen", den jungen Bojaren, Yanko Fürst Gehen Racowitza, keineswegs ganz auf, obgleich er sich einstweilen darauf beschränkt sieht, ihre mehr geistigen Genüsse zu theilen und ihre Begeisterung „über sich ausströmen zu lassen".

Uns scheint, daß die Art des Empfindens, welche Fräulein von Dönniges für Lassalle hegte, von Liebe weit entfernt war: „eine sehnsuchtsvolle Angst, ein Zusammenschnüren des Herzens, Lahmheit des eigenen Willens und die unklare Furcht, thun zu müssen, wie er bestimmte, ohne selbst zu wollen." Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, Lassalle in der Gesellschaft von Damen zu sehen, der wird diese Schilderung begreifen. Er war wie ein Faun, und seine lüsternen Blicke konnten anständige, junge Mädchen wol in Verwirrung bringen. Der Eindruck, den er auf sie machte, war der des Widerwillens, ja sogar des Ekels. Wenn Frau von Racowitza ihn mit einem Magnetiseur vergleicht, so hatte er doch nur Macht über diejenigen „Objecte", welche

[1]) Leipzig, F. A. Brockhaus. 1878.

einem solchen Zauber zugänglich waren. „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst." In allen seinen Verhältnissen „waren die handelnden (?) Damen entweder verheirathete Frauen gewesen, und dann fiel der feine Ton .... ohnehin fort, oder es waren Wesen, die geistig wie gesellschaftlich tief unter ihm standen", sagt Frau von Racowitza, und sie muß es wissen. Sittlich geartete, sittlich erzogene Frauen hätten nicht anders gekonnt, als sich voll Indignation von ihm abwenden. Auch schienen solche niemals irgend welche Anziehungskraft für ihn besessen zu haben.

Allein so rasch es zwischen Lassalle und seinem „Goldfuchs" gegangen, geht es doch nicht bei der Großmama, die vielmehr einen ehrlichen Abscheu gegen den Erwählten ihrer Enkelin hatte. Er sei ein schauderhafter Demagoge, sagte sie; einst in einen Diebstahl verwickelt gewesen, und jedenfalls kein Mann, „den man kennen könne." Das war damals wol die Meinung der meisten ordentlichen Menschen, zumal in Dingen, wo es sich um Frauenehre handelte. Das Verhältniß zu Lassalle stockte eine Weile, während welcher das zu Yanko Racowitza auf sehr warme, hochgradige Temperatur hinaufgegangen war. Aber „nicht gewöhnt, um Anderer willen meinen Leidenschaften und Gefühlen Zügel anzulegen," genügte ein zufälliges Wiedersehen mit Lassalle, um den armen Bojaren abermals auf den Genuß der „reinen, geistigen Freuden" zu setzen, während ihr „ein schlummerndes, rastloses, phantastisches Gefühl" zu Lassalle zurückkehrte. „Siehst Du, Du dummer Fuchs, es geht doch nicht ohne einander," ruft er ihr auf einem Balle zu, welchen freundliche Vermittler hinter dem Rücken der Großmama dazu benutzt haben, die Beiden wieder zusammenzuführen. Hier auch sehen Lassalle und Herr von Racowitza einander zum ersten Male. Als sie sich wieder sahen, standen sie sich anders gegenüber! Doch scheint schon damals Herrn von Racowitza tiefe, unüberwindliche Antipathie gegen den Mann „mit dem Römerkopf" erfüllt zu haben; und Lassalle sagt: „Also diesen jungen Mohrenprinzen muß ich aus dem Wege räumen?" — Lassalle ist unermüdlich im Scherzen. Er fragt sie, was sie thun würde, wenn man ihn guillotinire? ... Sie würde seinen Tod nicht überleben können; sie würde Gift nehmen, antwortet Fräulein von Dönniges. Drei Jahre später war Lassalle todt, nicht gerade guillotinirt, aber doch erschossen. Fräulein von Dönniges nahm nicht Gift, sondern — Herrn von Racowitza.

Vorläufig jedoch tritt er in den Hintergrund, so sehr, daß Fräulein von Dönniges sich rite mit Herrn Lassalle verlobt, und zwar im Berner Oberland, nachdem sie sich zuvor auf dem Rigi durch die Fügung des „Schicksals" getroffen hatten. Zuerst schlägt er ihr vor, eine Tour mit ihm zu machen, über die Gemmi bis nach Chamouny. Da Frau von Racowitza diese Proposition mit zwei Ausrufungszeichen begleitet, so muß ihr dieselbe wol selbst ein wenig stark vorgekommen sein. Hierauf fährt er fort, ihr in glänzenden Farben das Leben zu schildern, welches sie an seiner Seite führen werde: „Was würde mein Goldkind sagen, wenn ich es einmal im Triumphe in Berlin einführen könnte, von 6 Schimmeln gezogen, die erste Frau Deutschlands, hoch erhaben über alle?" Wie Herr Lassalle, bei seinen bekannten socialdemokratischen Grundsätzen, sich einen solchen cortége gedacht hat, ist schwer zu sagen. Aber freilich — sein „Riesen-Willen", seine „Titanen-Energie", von denen er auch in diesem Buche beständig spricht, würden schon Rath geschafft haben; einstweilen und anticipando nennt Fräulein von Dönniges ihn „mein königlicher Aar". Später kommt er noch einmal deutlicher auf diesen Gegenstand zurück. Er stellt sich mit ihr vor den Spiegel: „Ist's nicht ein stolzes, königliches Paar da drinnen? ... und glaubst Du nicht, daß die Macht — die höchste Gewalt, uns gut kleiden wird? Ja, Kind! Du sollst noch aufleuchten in stolzem Frohgefühl, daß Du mich — von Allen mich gewählt hast! Es lebe die Republik und ihre goldlockige Präsidentin!" — Aber ob Republik oder nicht: ohne die „6 Schimmel" thut er es auf keinen Fall. „Sie sollen das Knie beugen, wenn wir unseren Einzug halten." Das ist sein letztes Wort.

Indessen steht das Schwerste noch bevor: den Widerwillen der Eltern zu überwinden, nachdem sie sich einmal bereits entschieden gegen eine Verbindung des „königlichen Paares" erklärt haben. Mit dem „Bojaren" werden nicht viel Umstände

gemacht, obwol die Großmutter in Berlin, die kurz zuvor gestorben, auf ihrem Todtenbette die Beiden so gut wie miteinander verlobt hatte. Fräulein von Dönniges übernimmt es, ihn mit einer Strophe aus Geibel's „Brunhild" und sich mit einer Betrachtung über ihren „wunderbaren Egoismus" abzufinden. Der schwierigere Theil des Geschäftes fällt Herrn Lassalle zu. „Wie ködert man die Mama?" fragt er. Fräulein von Dönniges meint, der beste Weg sei, ihr die Cour zu machen. Doch kommt ein Hinderniß von einer Seite, von der man es nicht erwartet: „Ferdinand, der Volkserwählte", wird von einer Bande Cretins, auf deren Heufelder er sich bei nächtlicher Weile verirrt hat, so zerschlagen, daß sein Gesicht roth, blau und geschwollen aussah. „Lassalle war entrüstet, daß diese „Thiere" seine Schönheit so beeinträchtigt hätten." Compressen werden auf die Stirn, Kalbfleisch auf die Nase gelegt. Am andern Morgen hatten sich die Farben in gelb und grün verwandelt, und Fräulein von Dönniges findet, daß er schon wieder ganz „cäsarenhaft" aussehe, daß der „Römerkopf wieder in voller Schöne strahle". Jedoch Lassalle traut dem Handel noch nicht; man verzieht, „der Nase wegen", noch einige Tage, und dann reist Fräulein von Dönniges um einige Stunden voraus, nach Genf, wo die Familie derweilen residirt. Sie findet das Haus in strahlendem Glück: am Morgen hat eine Schwester sich verlobt. Fräulein von Dönniges glaubt die Stunde günstig; sie vertraut sich ihrer Mutter an. Aber der Name „Lassalle" wirkt wie der Biß einer Natter: Frau von Dönniges, obwol von der Tochter beschworen, zu schweigen, stürzt zu ihrem Gemahl; und dieser, mit drohender Miene herbeieilend, fragt mit wuthzitternder Stimme: „Was hat Mama mir da gesagt? Was ist das für eine heillose Geschichte mit diesem Schurken, diesem Lassalle?"

Die Katastrophe ist da. So oft ist in diesem Buche in frivoler Weise das Schicksal citirt worden, daß man in der That eine Art moralischer Befriedigung empfindet, nun, wo es in seine furchtbaren Rechte eintritt. Diese Hochmüthigen, die sich für „Erwählte" halten, und darum an Nichts mehr glauben, nicht einmal an das Sittengesetz, fröhnen zuweilen dem blinden Wahnglauben an ihren „Stern", der sie zuletzt in's Verderben führt. Das war auch das Loos Lassalle's — er, der Neununddreißigjährige, zu fallen in einem Liebeshandel, von der Kugel eines kaum Zwanzigjährigen! Welch' ein bitterer Hohn liegt in dieser einfachen Thatsache und welch' eine verdiente Züchtigung für Den, der wenige Tage vorher ausruft, als von Yanko von Racowitza die Rede, „ich kümmere mich nicht so viel (ein Schnippchen schlagend) um diese Verlobung! Ich zerbreche sie! — Nur eine Ehe ist heilig! — und selbst das ist noch fraglich!" — Es muß doch wol Etwas in der ewigen Ordnung der Dinge geben, was keinen Spott mit sich treiben läßt.

Von ihrem Vater verflucht, verläßt Frl. von Dönniges das elterliche Haus und nimmt — da sie früher schon die Stellung einer Theaterdame in ihres „Herzens Herzen als des Lebens höchstes Ziel verehrte" — unter anderen Requisiten einen kleinen Dolch mit, welcher übrigens keine weitere Verwendung findet. Sie wirft sich dem unterdessen nachgekommenen Lassalle zu Füßen: „Mach' mit mir, was Du willst, ich bin jetzt Dein Weib, Deine Sache!" Doch anstatt sie aufzuheben, fährt er sie mit den Worten an: „Also Ungehorsam gegen meinen Willen ist das Erste, was Du mir bietest — und dadurch hast Du Alles verdorben." Umsonst fleht sie ihn an, beschwört und erinnert ihn an seinen Vorschlag auf dem Rigi, mit ihr nach Frankreich zu fliehen. — „Nein, jetzt will ich keine Entführung mehr! Wer bin ich denn, daß ich mich abweisen lassen soll, wie ein dummer Junge? Sie sollen mir ihr Kind freiwillig geben. Ich will sie schon dazu zwingen." — Eine Scene folgt nun zwischen Lassalle und Frau von Dönniges — anders, als Frl. von Dönniges sie sich vorgestellt, da sie ihrem Geliebten rieth, der Mutter die Cour zu machen. Der Stolz der Aristokratin, mehr noch der an gute Gesellschaft gewöhnten Dame bäumt sich auf gegen den Gedanken, ihr Kind einem Manne wie Lassalle zu geben, bestenfalls einem Abenteurer. Aber dieser besteht darauf, „sie nur aus den Händen ihrer Eltern in sein Haus zu führen," und er zwingt sie, mit der Mutter zurückzukehren. „Ein Kuß — ein Hände-

Digitized by Google

druck — er ging und — ich habe ihn nie wieder gesehen." Sie wünschte nur noch Eines: ihren Tod, ohne sich jedoch des „kleinen Dolches" zu erinnern, den sie wahrscheinlich noch bei sich trug. Sie konnte es damals nicht fassen, sagt sie, und fragt sich noch heute vergeblich, warum Alles um sie her in einen solchen Sturm von Empörung gerieth? Wir wollen es ihr sagen: weil für jeden bürgerlich anständigen und in geordneten Verhältnissen lebenden Menschen der Gedanke, mit Lassalle in eine dauernde, intime Beziehung zu treten, etwas Empörendes haben mußte — mit einem Manne von dunkler Vergangenheit und vager Zukunft; mit einem Manne, der den Arbeiter aufwiegelte, selbst aber nicht leben konnte ohne echte Smyrnateppiche in seinem Zimmer (Liebes-Episode, S. 74); mit einem Manne, der es verächtlich fand, mit der Feder sein Brod zu verdienen (Racowitza, S. 103), aber nicht verächtlich, eine lebenslängliche Rente aus dem Vermögen der Gräfin von Hatzfeldt zu beziehen (das., S. 105). Wir haben Nichts dagegen, daß man uns immer und immer wieder mit den Aussprüchen Heine's und Boeckh's über Lassalle's Geist kommt. Man kann sehr geistreich, und doch sehr sittenlos sein. Aber wie die Welt nun einmal geht, wollen wir vor Allem am sittlichen Princip festhalten. Denn ohne dieses fällt die Gesellschaft auseinander.

Frau von Racowitza sagt, daß es ihre Absicht gewesen sei, eine Schutz- und Vertheidigungsschrift zu schreiben, die den Leser in den Stand setzen sollte, manches in ihrem Verhältniß zu Lassalle bisher Unaufgeklärte, wenn nicht zu entschuldigen, so doch zu begreifen, und sie fügt hinzu: tout comprendre, c'est tout pardonner. In wie weit es ihr gelungen, sich in der guten Meinung des Publicums wiederherzustellen, ist für uns nicht die Hauptsache, ja scheint es nicht einmal für sie gewesen zu sein. Wenn sie so lange geschwiegen, wäre Schweigen überhaupt das Bessere, das einzig Ziemliche gewesen; vergessen zu sein ist unter Umständen das Wünschenswerthe. Der Vorwand, daß Rücksicht auf lebende Personen sie bisher am Schreiben abgehalten, trifft nicht zu; denn ihr Vater ist schon im Jahre 1872 gestorben und andere Personen, deren sie mit Nennung des vollen Namens Erwähnung thut und die ihr sehr wenig dankbar dafür sein werden, leben noch. Wir vermuthen, daß Frau von Racowitza das Bedürfniß empfand, nicht sowol von Dingen der Vergangenheit zu reden, als von sich reden zu machen; daß die Lorbeeren der unbekannten Verfasserin der mehrfach erwähnten „Liebesepisode aus dem Leben Ferd. Lassalle's" sie nicht schlafen ließen, und daß sie sich in dem Erfolge nicht getäuscht hat. Aber wenn irgend Etwas, so ist dies — wir bitten um Verzeihung für den Ausdruck einer Verfasserin gegenüber — eine Prostitution der Feder — viel eher als jene, von der Lassalle mit ihr sprach, indem er den schriftstellerischen, vor Allem aber den journalistischen Erwerb für Etwas erklärte, was den Menschen erniedrige, was ihn entwürdige, mehr „als die Prostitution des Körpers". Wenn wir überhaupt an dieser Stelle von dem Buche der Frau von Racowitza Notiz genommen haben, so geschah es nicht, weil wir uns irgend welches Vergnügen von dem Scandal versprachen, der darin berührt wird. Obendrein wird der Liebhaber solcher Dinge kaum seine Rechnung finden; denn das Buch ist ziemlich monoton, und enthält wenig Neues. Was es uns merkwürdig gemacht hat, ist der Umstand, daß es uns die Figur Lassalle's noch einmal in ihrer ganzen Höhe zeigt: in ihrer ganzen Selbstüberschätzung, in jenem alles Maß übersteigenden Egoismus, welchem selbst der Staat und die Gesellschaft nur Mittel sind, um einen verderblichen Ehrgeiz zu befriedigen. Lassalle glaubte sicher nicht an seinen Tod, als er den Vater des Fräulein von Dönniges auf Pistolen forderte; denn er hatte ja seinen „Stern". Für Herrn von Dönniges nahm Janko von Racowitza die Herausforderung an; und er, der niemals zuvor eine Schußwaffe in der Hand gehabt, streckte den verhaßten Gegner zu Boden.

Für seinen „Ruhm" ist Lassalle gerade früh genug gestorben; für uns, wir bedauern es zu sagen, um etwa fünfzehn Jahre zu früh. Wir haben uns oft gefragt, ob er, wenn er noch lebte, an der Spitze jener kleinen Schar säße, welche die social-

demokratische Partei im Reichstage vertritt? Wir haben es, offen gesagt, niemals geglaubt, und glauben es weniger als je, nachdem wir das Gespräch über den relativen Werth des Eisens und des Goldes gelesen haben, welches, wie Frau von Racowitza uns mittheilt, zwischen ihm und Bismarck geführt worden ist. Wer weiß, ob Lassalle sich dazu hätte entschließen können, die Aussicht auf einen Präsidentenstuhl — und wenn es auch nur der im Reichstage gewesen wäre, — ganz aufzugeben (um von den „6 Schimmeln" gar nicht zu reden). Wer weiß, ob überhaupt noch eine socialdemokratische Partei existirte; oder, wenn sie existirte, ob sie nicht ein anderes Instrument für politische Zwecke geworden wäre, als sie heute ist? Das sind freilich müßige Fragen; aber wenn man an gewisse Vorgänge der jüngsten Vergangenheit zurückdenkt, so scheint es nicht unerlaubt, sie aufzuwerfen.

Julius Rodenberg.

Studienblätter von Duboc.

Reben und Ranken. Studienblätter von Julius Duboc, Dr. phil. Halle, Hermann Gesenius. 1879.

Die Duboc'schen Essays sind mustergültige Arbeiten in ihrer Art. Mit Geist und Liebe gearbeitet, mit gerechter Vertheilung von Licht und Schatten, in festen Umrissen und warmen Farben ausgeführt, beleuchten sie in allgemein verständlicher, aber classisch abgerundeter Form den Gegenstand ihrer Untersuchung und schaffen, die einzelnen Seiten desselben in ihrer höheren Einheit zusammenfassend, ein Totalbild, welches den Leser zugleich belehrt, erquickt und hebt.

Wäre Duboc ein Schriftsteller, welcher sich mit einem größeren bahnbrechenden Werke die gebildete deutsche Lesewelt erobert hätte, so würde jeder neue Band seiner Essays als eine literarische Erscheinung ersten Ranges begrüßt werden; so würden seine „Reben und Ranken" sowol wie sein „Gegen den Strom" in die Privatbibliotheken jedes wohlhabenden Lesers ihren willkommenen Einzug halten, so würden politische und literarische Zeitungen sich auf's eingehendste mit ihnen beschäftigen. Aber leider scheint ihm ein ungünstiges Geschick den Trost und den Triumph versagt zu haben, seine Kraft zu einer großen Leistung zusammenzufassen. „Möge ein Anderer," — sagt er resignirt in der Widmung des vorliegenden Bandes an Paul Heyse, — „dem mehr Kraft der Gesundheit und sorgenfreie Muße zu Gebote stehen, ihn (den Baustein zu einer Psychologie der Aesthetik) an der richtigen Stelle einmauern!" Es ist das alte Lied und das alte Leid von dem schweren Drucke, der selbst heute noch auf Vielen der edelsten Geister unseres Volkes lastet.

So sind denn selbst das „Leben ohne Gott", welches nebenbei gesagt, die Bedeutung des Seelischen durchaus nicht leugnet, also durchaus nicht seinem Rufe entspricht, und die „Psychologie der Liebe", welche mir in Inhalt und Form das bedeutendste Werk Duboc's zu sein scheint, in vielen ihrer bedeutendsten Partien nur Entwürfe oder einzelne gelungene Ausführungen eines größeren und weiter angelegten Planes geblieben. Wenn ich die literarischen Leistungen Duboc's durchmustere, so fühle ich mich oft versucht, wie bei einem Palimpsest, die Schrift, welche äußere gedrückte Verhältnisse darüber geschrieben haben, erst zu tilgen, um zum Originaltext zu gelangen. Andererseits haben sich wol aus demselben Grunde seine philosophischen Untersuchungen nicht aus einem Gusse gestaltet, so daß man sie in den verschiedensten Stellen seiner Werke suchen muß. So läßt sich z. B. seine Entwickelung über die Ehrfurcht, welche im Mittelpunkt der ganzen sittlich religiösen Anschauung Duboc's steht, in ihrer vortrefflichen Einzeltheilung aus fast allen seinen Schriften zusammenstellen. Die mächtigsten Torsi dazu liegen in dem „Leben ohne Gott", bedeutendere Ausführungen bringt die Sammlung „Gegen den Strom", werthvolle Ergänzungen derselben enthält die Schrift gegen Pfleiderer, und wichtige Nachträge dazu finden

Digitized by Google

sich jetzt in der Abhandlung „Ueber das Gefühl des Erhabenen" in der vorliegenden Sammlung. Im Hintergrunde weisen diese sämmtlichen Schriften auf ein größeres Ganze, auf eine Aesthetik oder Ethik hin, welche jedoch nicht erscheint. Es ist deshalb doppelt zu bedauern, daß der reiche und reife Geist, der uns in diesen bedeutenden, nirgends das edelste Maß verletzenden Aufsätzen entgegentritt, der geschlossen genug auf die Einheit vordrängt, um sich selbst nur in einem einheitlichen Ausbaue Genüge zu thun, daß eine so ungewöhnliche Kraft uns nicht den Ausdruck ihres gesammelten Könnens, sondern nur einzelne Bausteine, wenn auch noch so werthvolle gibt.

Es ist hier selbstredend nicht der Ort, die einzelnen Essays ausführlich zu besprechen; desto aufrichtiger und dringender kann und will ich sie aber der Aufmerksamkeit der Leser der „Rundschau" empfehlen. Mir scheinen „Jean Paul's Charakter in seinem Liebesleben" und „Ueber das Gefühl des Erhabenen" die Perlen der Sammlung zu sein.

Der erste dieser Aufsätze ist ein bedeutender Fortschritt über den gleichlautenden über Bürger hinaus, der u. A. in „Gegen den Strom" enthalten war, vielleicht nur deshalb, weil der Charakter Jean Paul's und seiner weiblichen Verehrerinnen feiner, geistiger und edler, also auch viel inniger zu vertiefen und dankbarer zu zeichnen war. Beide Essays enthalten aber die näheren Ausführungen der in der Psychologie oft nur angedeuteten Thesen und psychologisch-ethische Analysen, wie sie so kurz und doch so erschöpfend, mit gleicher Einsicht und Liebe nur wenigen bevorzugten deutschen Dichtern gegenüber durchgeführt sind. Die 78 Seiten über Jean Paul erschließen uns durch ihren Reichthum an feinen Beobachtungen und die Meisterschaft ihrer Charakteristik das Wesen des Dichters besser, als eine ausführliche literargeschichtliche Darstellung. Wie jeder biographische Künstler, versenkt sich Duboc in das innerste Gefühls- und Geistesleben Jean Paul's und seiner Freundinnen und schafft aus einzelnen hervorragenden Zügen das Bild des Mannes in seiner Wahrheit und seinem Schein, in seiner Kraft und Schwäche, in seiner persönlichen und dichterischen Bedeutung und doch wieder in seiner edlen Menschenliebe, welche „wie ein makelloser Demant von ihm ausstrahlt". Durch diese gerechte Vertheilung der Farben gewinnt aber auch Jean Paul in sittlicher Hinsicht und statt aus der sorgsamen Abwägung sämmtlicher, für seine Würdigung in Betracht kommenden Momente verkleinert hervorzugehen, wird uns nicht nur der Dichter, sondern auch der Mensch werther und lieber.

In dem Aufsatz „Ueber das Gefühl des Erhabenen" scheint mir der Hinweis auf die Nothwendigkeit einer Culturform auch für den vorgeschrittensten Standpunkt und der Gegensatz des Verfassers zu Strauß (S. 200—205) von allgemeinem Interesse zu sein. Es hängt diese Auffassung Duboc's mit seiner ganzen religiösen Anschauung zusammen, welche das Uebernatürliche in dem S. 284 ff. präcisirten Sinne (Berechtigung des Theismus) nicht fahren lassen will, wenn sie auch die metaphysische Formel desselben ablehnt, es vielmehr als Ueberragendes, und damit als Object einer Culturform im inneren und äußeren Leben des Menschen festhält. Da selbst die kürzeste Uebersicht des Gedankenganges, der in diesem werthvollen Beitrage zur Psychologie der Aesthetik streng logisch fortschreitet, seitenlange Auszüge erfordern würde, so thut der Leser am besten, wenn er das Essay von Anfang bis zu Ende selbst durchgeht und sich dessen reichen Inhalt zu eigen macht.

Sind die übrigen Aufsätze des Bandes auch weniger bedeutend, als die hier speciell besprochenen, so nehmen sie doch durch ihre mannigfache Anregung das lebhafteste Interesse des Lesers in Anspruch. Jedenfalls ist aber der Verfasser viel zu bescheiden, wenn er sie bloße Splitter nennt. Im Gegentheil, sie enthalten solide Studien und sind, wie hier am Schluß noch einmal wiederholt werden mag, in ihrer Art mustergültige Arbeiten, welche sich gewiß des Beifalls der Besten der Nation erfreuen werden. F. K.

---

ev. **Napoleon Bonaparte,** seine Jugend und sein Emporkommen bis zum 13. Vendémiaire. Von Arthur Böhtlingk. Jena, Ed. Frommann. 1877.

Begraben in geheimnißvollem Dunkel, umwoben von wunderbaren Märchen und Sagen, wie einst die Jugend des Romulus und Cyrus, so liegt die Jugendgeschichte des ersten Napoleon vor unseren Augen. Der Held selbst hat es verstanden, seine Anfänge mit einem mysteriösen Nebel zu umhüllen; was er über sich mittheilt, verdunkelt mehr, als es aufklärt. Der Neffe, der um die Kenntniß der Geschichte seines großen Onkels sich das meiste Verdienst erworben, hat dessen Briefe doch erst von der Belagerung Toulon's an gesammelt und herausgegeben. Einige wenige Memoiren, in denen wie immer Wahres und Falsches bunt durcheinandergeht, die Arbeiten von Coston und Nasica, ein kleiner Aufsatz Libri's, der reiches und unbekanntes Material zur Hand hatte, — das ist so ziemlich Alles, worüber der Gelehrte verfügt, der eines der schwierigsten und anziehendsten Probleme der neueren Geschichte, das Werden und die Entwickelung des ersten Napoleon zu erforschen und darzustellen unternimmt. Einen neuen und, wie wir uns beeilen hinzuzufügen, recht gelungenen Versuch, dieser Aufgabe gerecht zu werden, enthält das Buch Arthur Böhtlingk's, Privat-Docenten in Jena, über die Jugend Napoleon's I. Ohne selbst neues Material beibringen zu können, hat er mit Sorgfalt und Fleiß das vorhandene gesammelt, mit glücklicher Combinationsgabe das oft weit auseinander Liegende verknüpft, und so eine Darstellung der Anfänge Napoleon's gegeben, die, wenn auch nicht ganz frei von allen Lücken und Widersprüchen, doch unzweifelhaft die beste und scharfsinnigste ist, die wir bis jetzt besitzen. Böhtlingk bekennt sich mit Entschiedenheit zu der schon von Libri etwas zaghaft geäußerten Ansicht, daß Napoleon in seiner Jugend ein leidenschaftlicher corsischer Patriot gewesen, der die Franzosen als die Unterdrücker seines Vaterlandes verabscheute und der Nichts sehnlicher wünschte, als ein zweiter Paoli und der Befreier seiner Heimath von der Fremdherrschaft zu werden. Ob freilich der junge Napoleon in seinem corsischen Patriotismus so weit gegangen, daß er während der französischen Revolution in der That seine heimathliche Insel von Frankreich habe losreißen und sich zum Beherrscher derselben machen wollen, das haben auch die mehr scharfsinnigen als überzeugenden Erörterungen Böhtlingk's nicht erweisen können. Denn so richtig es ist, wie besonders Laufrey und Sybel gethan haben, in dem jungen Napoleon schon den Mann des Calculs zu erblicken, so braucht man deshalb doch noch nicht mit Böhtlingk vorauszusetzen, daß auch „seinen anscheinend geringfügigsten Handlungen die verwegensten Entwürfe zu Grunde gelegen hätten". Sehr hübsch und zutreffend sind dagegen die Bemerkungen Böhtlingk's über die Folgen, die sich für Napoleon daraus ergaben, daß er allmälig aufhörte Corse zu sein, ohne doch jemals völlig Franzose zu werden: mit dem Vaterlande verlor er das sittliche Princip, das seinem schrankenlosen Ehrgeiz und Egoismus noch hätte das Gleichgewicht halten können; aus dem Nationalhelden, als den er sich einst geträumt hatte, wurde ein mittelalterlicher Condottiere. — Die Arbeit Böhtlingk's verdient alle Aufmerksamkeit, und wir hören mit Interesse, daß der Herr Verfasser, unterstützt von unbenutztem archivalischen Materiale, die Geschichte Napoleon's I. fortzusetzen denkt.

x. **Jean Jacques Rousseau.** Sein Leben und seine Werke. Biographische, kritische und historische Studie nebst bisher noch ungedruckten Actenstücken und einem Porträt J. J. Rousseau's. Von A. Meylan. Bern, B. F. Haller. 1878.

J. J. Rousseau jugé par les Genevois d'aujourd'hui. Conférences faites à Genève per J. Braillard, H. F. Amiel, A. Oltramare, J. Hornung, A. Bouvier et Marc-Monnier. Genève. Jules Sandoz. 1879.

Beide Schriften sind durch die hundertjährige Erinnerungsfeier an Rousseau's Tod veranlaßt. In Genf kam die Universität auf den guten Gedanken, durch ihre Professoren Rousseau's Leben, Charakter und Werke nach verschiedenen Hauptgesichtspunkten in öffentlichen Vorträgen beleuchten zu lassen, um das größere gebildete Publicum der Stadt für eine würdige und fruchtbringende Feier des nationalen Festes anzuregen und vorzubereiten. So entstanden die hier gesammelten Abhandlungen: die von Braillard über „Rousseau den Schriftsteller", d. h. über seinen Stil, seine künstlerische Eigenthümlichkeit; die von Amiel über Rousseau's Charakter im Allgemeinen, nämlich, nach einer kurzen, gedrängten Erinnerung an die Hauptmomente seiner Laufbahn, eine Entwickelung der Gründe seiner Erfolge und Mißerfolge mit summarischem Urtheil über die Bedeutung und den Werth seines Lebenswerkes; dann eine recht ausführliche Abhandlung von Oltramare über Rousseau's Erziehungslehre, eine von Hornung über seine Politik, eine von Bouvier über seine religiös-philosophische Richtung und zum Schlusse eine von Marc-Monnier über Rousseau's Beziehungen zum Auslande, d. h. zum nicht französischen Auslande, seinen Einfluß auf Filangieri, Hugo Foscolo, auf die Pädagogen Basedow, Jean Paul (Verfasser der Levana) und Pestalozzi, auf die Naturenthusiasten des achten Jahrzehnts, auf Herder, Goethe, Schiller und Kant und auf Byron, während die robuste Gesundheit der Natur Walter Scott's sehr begreiflicher Weise von Rousseau's nervöser Empfindsamkeit sich ebenso abgestoßen fühlte wie von seinem oratorischen, häufig genug sophistischen Pathos. Sämmtliche Aufsätze tragen, der Veranlassung entsprechend, einen apologetischen Charakter und lassen durchfühlen, daß die Verfasser nicht nur die Sache ihres berühmten Mitbürgers, sondern auch die der wissenschaftlichen und politischen Fortschrittsbewegung gegen die confessionell gefärbte Reaction führen; sie vergeben aber in Ton und Färbung Nichts der Würde wissenschaftlicher Behandlung und enthalten, wenn nicht neue, originale Auffassungen, so doch zweckmäßige und anständige Verarbeitungen des Bekannten in guter Form. Von der deutschen Festschrift des Berners Meylan läßt sich das

Digitized by Google

Gleiche leider nicht sagen. Sie enthält eine äußerst flüchtige und unvollständige biographische Skizze mit feuilletonistischem Räsonnement durchmengt, ungefähr für Zeitungsleser dritten Ranges berechnet und genügend. Wie er französisch versteht, ermesse man aus der Uebersetzung des Rousseau'schen Epigramms auf Friedrich den Großen: „La gloire, l'intérêt, voilà son Dieu, sa loi." Das bedeutet nach Meylau: „Ruhm und Betheiligung (!!!) sind sein Gott, sein Gesetz." Wir bitten um Entschuldigung selbst für diese kurze Erwähnung einer solchen Schrift an dieser Stelle. Es geschah nur des Gegensatzes wegen.

τρ. **Mehr Licht!** Die Hauptsätze Kant's und Schopenhauer's in allgemein verständlicher Darlegung. Von E. Last. Zweite Auflage. Berlin, Theobald Grieben. 1879.

Des sterbenden Goethe's Worte: „Mehr Licht!" hat der Verfasser als Titel für sein Buch gewählt und hiermit ein vorherrschendes Bedürfniß unserer Zeit, das Ringen nach Erkenntniß — nicht allein nach der Erkenntniß, wie sie die Beobachtung der Erscheinungen mit sich bringt, sondern nach jenen höheren Aufschlüssen über das Wesen der Dinge, über ihre Ursächlichkeit und ihr Verhältniß zu einander — bezeichnen wollen. Die große Centrallehre, welche alle besonderen Erkenntnisse um einen den Urgrund der Welt versinnlichenden Gedanken sammelt, ist die Philosophie. Sie ist, wie E. Last schön definirt: „eine Lehre von der Welt, vom Menschen und seinem Leben, welche einzelne Erkenntnisse, einzelne Gedanken darüber um einen Brennpunkt zu vereinigen strebt, damit ein intensiveres Licht des Geistes ausgegossen werde über diese Dinge." Was also natürlicher, als daß die philosophischen Schriften der Neuzeit ihren Weg aus den Studirzimmern der Gelehrten hinausgefunden haben bis in die stillen Stunden wahrhaft Gebildeter? Unsere allgemeinen Grundanschauungen vom Wesen der Welt und des Menschen sind brüchig und hinfällig geworden; in diesem Zeichen haben die materialistischen Lehren am Leichtesten Boden gewonnen. Aber nicht allein, weil sie dem Bedürfen nach Erkenntniß eine Abhülfe schaffen, fanden sie ihre weite Verbreitung, sondern auch wegen ihrer faßlichen, einem allgemeinen Bildungsgrade entsprechenden Form. Nur was wir verstehen, können wir begreifen! Es ist ein ernster, schwerwiegender Gedanke, daß eine dem vorherrschenden Materialismus entgegenstrebende Strömung idealistischer Grundanschauung der Unterstützung gerade ihres Bahnbrechers, Immanuel Kant's, so viel beraubt ist, weil dessen Lehren in der Form, in die sie gekleidet, nicht populär werden können. Da halten wir bei der Aufgabe, die sich E. Last gestellt. In der Art, wie Kant seine Grundlehren mittheilt, verhüllt durch lateinische und griechische Ausdrücke, durch schwer verständliche Redeweise, in der Sprache der Schulphilosophen des 18. Jahrhunderts, sieht Last einen Hauptgrund, daß selbst die Bildungsbedürftigen unter den Laien noch viel zu wenig thun, sich mit ihnen direct bekannt zu machen. Zum Besten dieser großen Classe von Lesern gibt E. Last daher die Gedanken Kant's, soweit dies überhaupt möglich, ohne jeden gelehrten Apparat und in allgemein verständlicher Darstellung. Sein lobenswerthes Bemühen bezweckt, einem weiteren Verständniß Kant's und zugleich einer besseren Erkenntniß Schopenhauer's zu dienen. Den Nachweis des Zusammenhanges dieser beiden epochemachenden Philosophen glauben wir als den Höhepunkt seiner Arbeit bezeichnen zu können. Kant ist der Urheber der Lehre von der „Erscheinung" und dem „Ding an sich", Schopenhauer führt diese Lehre in der „Welt als Wille und Vorstellung" weiter aus; aus beider Philosophen Lehren zusammengehalten, erörtert der Verfasser ihren eigentlichen Grundgedanken, und ihre Gegenüberstellung scheint ihm ein gerechteres Urtheil über Schopenhauer zu verbürgen. Wir erwähnen hierbei nur, daß E. Last als ein Mißverständniß das rasch fertig gewordene Wort bezeichnet, mit dem man Schopenhauer einen Pessimisten nennt. — Wir haben dem Verfasser für seine zeitgemäße, gewissenhafte, und populäre Arbeit aufrichtig dankbar zu sein, selbst wenn nicht alle seine Folgerungen die unsrigen sind.

x. **Robert Blum.** Ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk von Hans Blum. Mit Porträt in Stahlstich und Facsimile. Leipzig, Ernst Keil. 1879.

Mit anerkennenswerthem Tact löst Hans Blum hier die zarte Aufgabe, von seines Vaters persönlicher und politischer Erscheinung ein pietätvolles Bild zu entwerfen, ohne weder der geschichtlichen Wahrheit noch seinen eigenen, mit denen des berühmten Führers der Frankfurter Linken bekanntlich nicht identischen Ueberzeugungen Etwas zu vergeben. Schön, warm und ganz sachgemäß wird der Grund der an Blum's Namen hängenden Liebe und Verehrung in's Licht gestellt: „Robert Blum hat in seiner Kindheit „und Jugend die Leiden der Armuth gekostet, „wie selten ein Anderer. Ihm ist der herbste „Schmerz nicht erspart worden, der eine reich„begabte, wissensdurstige Natur erfüllen kann: „der Schmerz, aus Armuth dem Lernen, jeder „höheren Bildung entsagen, mit einfacher Hand„arbeit sein Brod verdienen zu müssen. Robert „Blum ist mit eigner Kraft aus diesem ihm von „einem harten Schicksale vorgezeichneten, schein„bar unübersteiglichen Lebenskreise immer freier „hervorgewachsen. Von den Interessen seiner „Person, seiner freien Seele, seiner Familie, „seines Standes, seiner Stadt, seiner Religions„genossen ist er vorgeschritten zu dem Streben, „die heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten „seines ganzen Volkes zu vertreten. Die Leiden „und Kümmernisse, wie die berechtigten Forde„rungen des Arbeiters haben niemals einen be„redteren und uneigennützigeren Anwalt gefunden, „als Robert Blum." Daß die nach Kräften ruhig und unparteiisch gehaltene Vorstellung der Ereignisse von 1848 auch hier gemischte Empfindungen weckt, liegt in der Natur der Sache. Namentlich tritt die unglaubliche Naivetät der gutgesinnten, ehrlichen Radicalen (zu ihnen rechnen wir Blum), ihre harmlose Unbekanntschaft mit den die Völker und Staaten regierenden Gewalten, die völlige Geschichtslosigkeit ihrer Politik in einer Deutlichkeit her-

Digitized by Google

vor, die wol jedem Zeitgenossen jener merkwürdigen Jahre den tiefen Seufzer des quae ipse miserrima vidi aus der Brust holen läßt. Die, freilich keineswegs abschließende Darstellung Hans Blum's wird, Alles in Allem, Vielen erwünscht kommen und unter den Materialien für eine dereinstige Geschichte der vormärzlichen Bewegungen und des Jahres 1848 einstweilen ihre Stelle ausfüllen.

ξ. **Italienische und französische Satiriker.** Von Siegfried Samosch. Boccaccio. Parini. Giuseppe Giusti. Paolo Ferrari. — Rute Boeuf. Jean de Meung. Villon. Rabelais. André Chénier. Henri Murger. — Berlin, Behr'sche Buchhdlg. (E. Bock.) 1879.

Das in der „Rundschau" (Band XIX, S. 312) von Karl Frenzel, dem es gewidmet ist, bereits lobend erwähnte, nicht umfangreiche Büchlein hat ein Verdienst: man sieht, daß der Autor es hätte größer machen können. Die kurzen Charakteristiken beruhen auf einem anerkennungswerthen Wissen, scheiden aber alles Unnöthige aus. Die erste Abtheilung, welche italienische Satiriker enthält, ist nicht so gut, wie die zweite, welche sich mit den französischen befaßt. Besonders fest gezeichnet sind die Gestalten Rabelais', A. Chénier's und H. Murger's, des Verfassers der „Scènes de la vie de Bohème". Was die Form der Darstellung betrifft, so gilt von ihr das Gleiche wie von der Auffassung: sie ist kurz, gedrängt, vermeidet kritische Phrasen und entbehrt dennoch nicht einer frischen Beweglichkeit. Vielleicht könnte der Verfasser bei einer späteren Auflage, welche wir seinem Buche herzlich wünschen, den Einfluß Boccaccio's, Parini's und Rabelais' auf die deutsche Literatur mit in den Kreis der Darstellung ziehen — der Werth der Arbeit möchte vielleicht dadurch noch erhöht werden.

ξ. **Die Hovard Jöfjordings-Sage.** Aus dem altisländischen Urtexte übersetzt von Willibald Leo. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Eine nicht uninteressante nordische Sage, welche in der Art ihrer Auffassung ein gewisses novellistisches Interesse einflößt, und auch culturgeschichtlich nicht ohne Werth ist. Die poetische Bedeutung ist nicht hervorragend — es ist zu viel altisländische Reckenhaftigkeit in dem Ganzen. Die Anmerkungen sind theilweise recht dankenswerth, manche aber wol unnöthig; wozu soll die Erklärung von „Wikinger" dienen, wozu der Excurs über die Schafzucht, und die Bemerkung, daß die Isländer zweimal täglich Mahlzeit hielten?

φ. **Deutsche Sprachbriefe** von Prof. Dr. Daniel Sanders. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung. 1879.

Der Verfasser des „deutschen Wörterbuchs", Dr. Daniel Sanders, hat sich durch die im Auftrage der Verlagshandlung ausgeführte, nun complet vorliegende Arbeit ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst erworben. Von der leider nur allzu berechtigten Ansicht ausgehend, daß der Deutsche am wenigsten Schätzung seiner Sprache entgegenbringe, will er hier den des Sprachgebrauchs Unkundigen, wie den das Richtige in der Sprache nur nach dem Gefühl Treffenden einführen in das kunstvolle Gefüge der deutschen Sprache; so zwar, daß keine Lücke und keine Unsicherheit bleibt, daß mit dem bessern Gebrauch der Sprache, die Schnelligkeit und Richtigkeit des Denkens gefördert wird. Aehnlich der bewährten Methode von Toussaint-Langenscheidt für französische Sprache, schreitet Sanders vom Leichten zu Schwererem und Complicirtem vor und trägt Sorge dafür, daß keine Pedanterie abstößt, sondern das Interesse des Lernenden immer neu geweckt wird. Besonders wichtig ist das ungemein reichhaltige Register und die in einzelnen Abschnitten den Sprachbriefen einverleibte, aber auch separat erschienene

Geschichte der deutschen Sprache und Literatur bis zu Goethe's Tod. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung. 1879.

In kurzer und übersichtlicher Fassung, Kenntniß und Geschmack in sich vereinend, gibt diese fleißige Arbeit auf 142 Lex.-Oct.-Seiten in 164 Paragraphen ein vollständiges Bild der Entwickelung der deutschen Literatur und nicht nur in ihren Spitzen, sondern auch in den Détails. Trotz des knappen, aber vortrefflich ausgenützten Raumes hat Sanders hier und da Proben gebracht und ist dem biographischen Element selbst bei Größen zweiten und dritten Ranges hinreichend gerecht geworden, ja hat auch Raum zur Anführung der wichtigeren Quellen gefunden. Alle diese Vorzüge — zu denen noch ein sorgfältiges Register kommt — zusammengenommen, geben dem Werke sowol für den Belehrung suchenden Laien, als auch für den Fachmann, dem es um rasche Orientirung zu thun ist, einen hohen Werth.

αλ. **Differenzen.** Ein volkswirthschaftlicher Versuch. Bei Anlaß der Eröffnung der Neuen Börse in Frankfurt am Main. Von Ernst Mercator. Frankfurt a/M., Joseph Baer & Comp. 1879.

Ein hübscher Einfall, die Eröffnung eines neuen Börsengebäudes damit zu feiern, daß man die Börse selbst zu allen Teufeln wünscht! Und besonders pikant in Frankfurt, das von seiner Börse so beherrscht und ausgefüllt wird, wie wenige andre deutsche Städte. Der Verfasser hat daher auch lieber ein Visir vorgenommen. Er versichert nur beiläufig im Texte, ihm persönlich habe die Börse Nichts gethan, er sei ein Handelsmann und sehr anständiger Mensch, habe auch Börsenleute unter seinen Verwandten und Freunden, deren freilich Manche eben dadurch geistig und sittlich heruntergekommen seien. Man wird alle diese Beruhigungen willig und glaubend hinnehmen, denn er erweist sich als ein höchst denkfähiger Kopf und geistreicher Schriftsteller. Die Börse, welche Actien und Schuldverschreibungen umschlägt, ist kaum je so treffend angegriffen worden. Ihr französischer Feind Emil de Mirécourt z. B. ist gegen diesen schwerbewaffneten Mann ein Knabe, der mit Schneebällen wirft. Herr Ernst Mercator sagt Alles, was sich vorbringen läßt gegen einen Massenbetrieb, in welchem der Eine nicht gewinnen kann, ohne daß der Andere verliert. Den Nutzen der Anstalt erkennt er nicht oder er unterschätzt ihn, weil er überhaupt weder für

ed by Google

Actiengesellschaft noch — erstaunlich zu sagen! — für Credit ist. Der Credit ist ihm eigentlich nur ein anderer Begriff für „das sociale Uebel"; nur daß Grundeigenthum in seinen Augen ziemlich ebenso schlimm ist. Kurz, dieser Handelsmann der guten Stadt Frankfurt, der im Uebrigen höchst loyal und patriotisch denkt, ist theoretisch ein arger Socialist. Er bricht sogar eine Lanze für den „berechtigten" Socialismus, den man bei Leibe nicht mit der schändlichen Socialdemokratie verwechseln dürfe. Der Socialismus ist ihm gleich Ormuzd in der Geschichte des Menschengeschlechts, — Abriman der Individualismus. Diese sonderbare Schwärmerei jedoch, und dazu die Anklage-Acte gegen die modernen Effectenbörsen wird so gescheidt, so gedankenvoll, so beredt und theilweise glänzend vorgetragen, daß man es trotzdem zu großer Anregung und selbst nicht ohne Vergnügen liest. Ein- oder zweimal glaubt man fast Edmund Burke zu hören, der gegen die französische Revolution donnert. Das ist denn also eine zwar sehr einseitige, aber auch sehr lesbare Schrift, — ein in der Hauptsache zwar mißlungener, aber doch ein solcher „volkswirthschaftlicher Versuch," der den Fähigkeiten seines Urhebers mehr Ehre macht, als die meisten gelungenen.

φ. **Bosnisches** von Frhr. von Helfert. Wien, Manz'sche k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1879.

Diese Schrift verdient, ganz abgesehen von dem Interesse, welches sie dem Politiker und Ethnographen willkommen machen wird, um ihrer menschen- und völkerfreundlichen Tendenzen willen, die allerwärmste Empfehlung. Obgleich sie nicht aus eigener Anschauung des geschilderten Gegenstandes, sondern aus Zusammenstellung verschiedenster Kundgebungen entstanden ist, gibt sie ein treues und anschauliches, wenn schon hie und da im österreichischen Sinne gefärbtes Bild von Bosnien und der Herzegowina, zu deren durchgreifendsten Cultivirung sie auffordert, deren Bevölkerung sie nach der elenden Mißwirthschaft türkischen Regiments einer neuen menschenwürdigen Epoche entgegengeführt sehen möchte. Von Helfert gibt selbst die Wege an, wie das zu erreichen; und wahrlich, sie verdienten vom rein menschlichen wie vom Standpunkte des Staatsmannes aus eingeschlagen zu werden.

φ. **Bilder aus Kairo.** Von Adolf Ebeling. Stuttgart, Levy & Müller. 2. Bde. 1878.

Ein neues Buch über das alte Wunderland der Pyramiden, ein Stück buntschillernden orientalischen Lebens in unser kälteres und weniger sonniges Abendland versetzt. Keine systematische wissenschaftliche Arbeit und keine Sammlung seichter Feuilletons, wol aber eine Reihe frisch und anziehend gemalter Bilder mit allem Zauber der Farbe des Urbildes und doch fast ohne die Schatten desselben. Ebeling ist ein gefälliger, liebenswürdiger Plauderer, zugleich eine Natur mit sicherem Blick und Wärme der Empfindung, der das Charakteristische seines Gegenstandes herauszugreifen verstanden hat und mit demselben Geschick den großartigen Anblick der Pyramiden wie das glänzende Beiramfest beim Khedive, das Leben in Kairo wie das gesundheitverheißende stille Wüstenbad Helnahn und Alles, was sonst in Betracht kommt, schildert.

φ. **Der Rigi.** Berg, Thal und See. Naturgeschichtliche Darstellung der Landschaft von L. Rütimeyer. Basel, Genf, Lyon, H. Georg's Verlag. 1877.

Die alpine Literatur, speciell die des Rigi erfährt durch Rütimeyer's Werk eine sehr interessante Bereicherung, die auch für weitere Kreise, von Interesse sein wird, da sie neben der Betrachtung der geologischen Verhältnisse des Gebirgsstocks auch dem Charakter der Landschaft selbst eingehend Rechnung trägt. Das Buch beabsichtigt eine Chronik seines Gegenstandes zu sein und verfolgt dessen Wandlungen von der Vorzeit bis zur Geschichte der Gegenwart, dabei die Umgebung berücksichtigend, soweit sie Thal und See anlangt. Daß diese Chronik mit 14 Zeichnungen in Holzschnitt, welche die Formation der Landschaft wohl erkennen lassen, und einer Karte des erratischen Gebietes von Rigi und Umgegend versehen ist, macht ihre Schilderungen nur um so anschaulicher.

φ. **Neuere Reiseliteratur.** — Wie alljährlich um diese Zeit haben uns die beiden großen Firmen Baedeker und Meyer mit neuen Werken oder neuen Auflagen ihres Verlages beschenkt. Obenan unter diesen Bereicherungen steht:

Baedeker's Schweden und Norwegen, nebst den wichtigsten Reiserouten durch Dänemark. Leipzig, Verlag von Karl Baedeker. 1879.

Eingeleitet wird das vortreffliche Werk durch einen allgemeinen Theil, aus welchem wir namentlich die beiden Aufsätze „zur physikalischen Geographie der skandinavischen Halbinsel" von Dr. Krosta in Königsberg und die „Uebersicht über die Geschichte Schwedens und Norwegens" von Prof. Dr. Konrad Maurer in München rühmend hervorheben müssen. Es sind selbständige Arbeiten, welche wissenschaftlichen Werth beanspruchen dürfen und den Gesichtskreis des Reisenden wirklich erweitern. Ein norwegisch-(dänisch)-schwedischer Sprachführer schließt das Buch und dieses selbst reiht sich durch die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit seiner Information, die Sorgfalt des Textes, die Genauigkeit der Karten und Städtepläne den besten Leistungen Baedeker's würdig an, indem es zugleich unseren Touristen ein bisher wenig besuchtes, aber reich lohnendes Reisegebiet andeutet und bequemer zugänglich macht.

Den gleichen Zweck verfolgt:

Norwegen, Schweden und Dänemark von Yngvar Nielsen. Vierte, umgearbeitete Auflage. Mit 114 Karten und 5 Plänen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1879.

Auch dieses Werk, obwol bereits in vierter Auflage vorliegend, ist eine neue Hinzufügung zu „Meyer's Reisebüchern"; die früheren Auflagen sind im Verlage von W. Mauke Söhne in Hamburg erschienen und in diesen Blättern bereits mit verdientem Lob erwähnt worden. Um jedoch der Meyer'schen Collection einverleibt werden zu können, mußte das Buch einer, dem Bedürfniß des Reisenden Rechnung tragenden,

ed by Google

völligen Neugestaltung unterzogen werden und das Resultat ist im hohen Grade befriedigend. Auch hier erhalten wir einen kurzen Abriß der Sprachen und ein kleines Vocabularium, eine gedrängte Uebersicht der nordischen Geschichte und vor jeder der drei Unterabtheilungen Dänemark, Schweden, Norwegen einen recht lesbaren und instructiven Abschnitt über Land und Leute. Für die Gediegenheit und unbedingte Brauchbarkeit des Werkes birgt der Name des Verfassers Dr. Yngvar Nielsen, Director des Ethnographischen Museums in Christiania, und die beigegebenen Karten und Pläne entsprechen dem altbewährten Rufe des bibliographischen Instituts.

Von neuen Auflagen verzeichnen wir:

Rheinlande. Von Ferdinand Hey'l. Vierte Auflage. Mit 16 Karten, 22 Plänen, dem Panorama vom Niederwald und dem Rheinpanorama von Mainz bis Koblenz. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1879.

Was diesem Reisebuch vor Allem zur Empfehlung dient, ist der Name seines Verfassers. Herr Ferdinand Hey'l, der als Kurdirector von Wiesbaden um das Emporblühen dieses Weltbades sich die größten Verdienste erworben, diesen lieblichen Erdenfleck nicht nur zu einem Hauptsammelplatz des leidenden, sondern auch desjenigen Theiles der europäischen Gesellschaft gemacht hat, der genießen will: er ist zugleich einer der gründlichsten, feinsten Kenner des Rheines, seiner modernen Gestaltung, wie seiner Alterthümer, seiner Poesie, seiner Geschichte und — last not least! — seiner Weine. Dabei ist Herr Ferd. Hey'l ein geschmackvoller Schriftsteller, von einer warmen Vorliebe für seinen Gegenstand beseelt, so daß in der Gesellschaft eines so erlesenen Führers und Begleiters die Rheinlande zu durchpilgern in der That einen erhöhten Genuß gewährt. Durch Ausscheidung einer Anzahl in früheren Auflagen enthaltener Routen, welche (wie die von Köln abwärts nach Holland führende des Niederrheins) außerhalb des Planes der meisten Rheinreisenden liegen, hat das Buch an Handlichkeit gewonnen und an praktischer Brauchbarkeit nicht eingebüßt, da den drei hauptsächlich befahrenen Straßen, der Wasserstraße in der Mitte, den Schienenstraßen auf beiden Ufern, durch diese Art der Behandlung ein um so genaueres Eingehen gesichert ward. Uneingeschränktes Lob darf der Ausstattung gezollt werden; unter den kartographischen Beilagen sind die beiden Panoramen und die Karten der Schlachtfelder von Elsaß und Lothringen von besonderem Werth.

Baedeker's Mittel- und Norddeutschland (mit 31 Karten, 38 Plänen und mehreren Grundrissen). Achtzehnte Auflage. Leipzig, Verlag von Karl Baedeker. 1878.

Der hervorstechende Zug dieser neuen Auflage, außer den Zusätzen und Veränderungen, welche der Bau neuer Eisenbahnen ꝛc. bedingt hat, ist der größere Raum und die besondere Aufmerksamkeit, welche diesmal, ihrer Stellung als Reichshauptstadt entsprechend, Berlin gewidmet worden ist. Hier erhält der Fremde, gedrängt, aber doch das Wesentliche berücksichtigend, einen Bericht über Alles, was ihn in Berlin interessiren kann und immer aus den besten Händen. Das Material zu den Angaben über die Kgl. Museen z. B. verdankt der Herausgeber der gütigen Vermittelung unseres verehrten Herrn Mitarbeiters, des Directors der Kgl. Gemäldegalerie, Herrn Dr. Julius Meyer. Daß ebenso wie der Abschnitt Berlin, auch alles Uebrige auf der Höhe des Momentes steht, bedarf bei einem Baedeker'schen Reisehandbuch kaum noch der Erwähnung. Der Beachtung der Herren Wirthe möchten wir die Notiz auf S. XIV dringend empfehlen. Wann endlich werden wir dahin gelangen, daß man ganz allgemein in einem deutschen Hôtel nicht nur leidlich essen und trinken, sondern auch leidlich schlafen, und sich leidlich waschen kann? Wenn Herr Baedeker es vermöchte, diesen Uebelständen abzuhelfen, so würde er sich in der That das höchste Verdienst um die reisende Menschheit erworben haben!

Mit Einem Worte erwähnen wir noch der neuen Auflage von:

Der Tourist in der Schweiz. Von Iwan von Tschudi. Zwanzigste, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mit Touristenkarten der Schweiz und von Savoyen, einer Eisenbahnkarte und vielen Gebirgsprofilen und Stadtplänen. St. Gallen, Verlag von Scheitlin und Zollikofer. 1878.

Dieser Schweizerführer ist in seiner Art ein classisches Buch, und für den eigentlichen Bergsteiger vielleicht das beste, womit den Vorzügen, welche unsere deutschen Reisehandbücher über die Schweiz für den gewöhnlichen Reisenden unzweifelhaft besitzen, nicht zu nahe getreten werden soll. Alles, was wir in einem früheren Hefte der „Rundschau" dem Tschudi'schen „Tourist" nachgerühmt haben, können wir bei dieser Gelegenheit nur bestätigen.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Juli zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Amyntor. — Eine räthselhafte Katastrophe. Novelle von Gerhard von Amyntor. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1879.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. 26. Jahrg. 1879. No. 6. Nürnberg, Verlag der literarisch-artistischen Anstalt des germanischen Museums.

Ämus. — Camp Paradise. Novelle von Georg Ämus. Deutsche Original-Ausgabe. 2. unveränd. Abdruck. Köln, Ed. Heinr. Mayer. 1879.

L'Athenaeum Belge. Journal universel de la Littérature, des Sciences et des Arts. 1879. No. 12. 13. 14. Bruxelles.

Auerbach. — Unterwegs. Kleine Geschichten und Lustspiele von Berthold Auerbach. 1. u. 2. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

Baedeker. — Schweden und Norwegen nebst den wichtigsten Reiserouten durch Dänemark. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 4 Plänen und 17 Karten. Leipzig, K. Baedeker. 1879.

Barthol's Eisenbahn-Coursbuch für das Deutsche Reich mit den Anschlussbahnen nach den Oesterreichischen Staaten. Officielle Fahrpläne. Herausgegeben unter amtlicher Mitwirkung der deutschen Eisenbahn-Directionen. Gegründet 1849. Sommer-Ausgabe. 1879. Juni-Juli. Gültig bis 15. October 1879. Berlin, Barthol & Co.

Barthol's Eisenbahn-Coursbuch für Nord- und Mitteldeutschland. Nebst Anschlüssen nach den Hauptstädten Europas. Sommer 1879. Herausgegeben unter amtlicher Mitwirkung der Eisenbahn-Directionen. Gültigkeit der Fahrpläne bis 15. October 1879. Berlin, Barthol & Co.

Barthol's Eisenbahnkarte von Mittel-Europa nebst Cartons, enthaltend die übrigen Länder Europas. Nach officiellen Materialien der Eisenbahn-Directionen bearbeitet mit einem Ortschafts-Verzeichniss enthaltend die Hauptstationen, Kreuz- und Endpunkte der Eisenbahnen Europas, sowie die bedeutenderen Städte und Badeorte, welche nicht Eisenbahnstationen sind, mit Angabe ihrer Lage auf der Karte. Berlin, Barthol & Co. 1879.

Baumgarten. — Geschichte der Jungfrau von Orléans. Nach den besten Quellen erzählt von Oberlehrer Dr. Baumgarten. Mit einem Portrait der Jungfrau, einer Karte des Kriegsschauplatzes und einem Plane der Stadt Orléans. Koburg, J. C. Riemann'sche Hofbuchhandlung.

Beck. — Buch der Weisheit aus Griechenlands Dichtung. Von Carl Beck. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879.

Bernhardi. — Vermischte Schriften von Theodor von Bernhardi. 2 Bde. Berlin, G. Reimer. 1879.

Bepels. — Die amerikanische Nordpol-Expedition von Emil Bepels. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt, Diagrammen und einer Karte in Farbendruck. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1879.

Buonaventura-Schmidt. — Italienische Unterrichtsbriefe für das Selbststudium. Bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 8. 9. Lection 15—18. Leipzig, Verlag d. Hausfreundes. 1879.

Brentano. — Allerlei Pech. Humoresken von Fritz Brentano. 3. verm. Aufl. (Brentano's Humoresken Band I.) Berlin, Luckhardt'sche Verlagshdlg. 1879.

Brentano. — Etwas Ulk. Humoresken von Fritz Brentano. 3. verm. Aufl. (Brentano's Humoresken Band II.) Berlin, Luckhardt'sche Verlagshdlg. 1879.

Clemens. — Das fünfte Evangelium oder das Urevangelium der Essäer. Bearbeitet und herausgegeben von Fr. Clemens. Berlin, H. Th. Mrose. 1879.

Correspondenz, Allgemeine Literarische, für das gebildete Deutschland. IV. Bd. No. 43. 44. Leipzig, H. Foltz. 1879.

Dichterhalle, Neue Deutsche. Band III. No. 12. 13. 14. Herisau. 1879.

Dorer. — Cancionero. Spanische Gedichte. Uebersetzt von Edmund Dorer. Leipzig, T. O. Weigel. 1879.

Eckstein. — Schach der Königin! Humoristisches Epos von Ernst Eckstein. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Gebrüder Kröner. 1879.

Eisenbahn-Coursbuch, Berliner. (Auszug aus Barthol's Coursbuch.) mit Anschlüssen nach den Hauptstädten Europas. Herausgegeben unter amtlicher Mitwirkung der Eisenbahn-Directionen. Sommer 1879. Gültigkeit der Fahrpläne bis 15. October 1879. Berlin, Barthol & Co.

Falke. — Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jacob von Falke. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 6—10. Stuttgart, W. Spemann. 1879.

Faulmann. — Illustrirte Geschichte der Schrift. Populär wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck und vielen in den Text gedruckten Schriftzeichen, Schriftproben und Inschriften. Lfg. 3—6. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Fischer. — Aus Italien. Erinnerungen, Studien und Streifzüge von P. D. Fischer. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhdlg. 1879.

Gagarin. — Religion et moeurs des Russes. Anecdotes recueillies par le comte Joseph de Maistre et le P. Grivel. Mises en ordre et annotées par le P. Gagarin. Paris, E. Leroux. 1879.

Gewerbehalle. — Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 17. Jahrgang. Lfg. 7. Stuttgart, J. Engelhorn. 1879.

Grove. — A Dictionary of Music and Musicians. By eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts, edited by George Grove, D. C. L. Vol. II. part. VII. London, Macmillan and Co. 1879.

Hamburger. — Sealsfield-Postl. Bisher unveröffentlichte Briefe und Mittheilungen zu seiner Biographie. Herausgegeben von Victor Hamburger. Wien, L. Rosner. 1879.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, herausgegeben von P. K. Rosegger. III. Jahrg. 10. Heft. Juli 1879. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hesse-Wartegg. — Nord-Amerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit Beiträgen von Udo Brachvogel, Bret Harte, Theodor Kirchhoff, Henry de Lamothe, Charles Nordhoff, Friedrich Ratzel, Bayard Taylor und Anderen. 300 Illustrationen. II. Band. Leipzig, Gust. Weigel. 1879.

Humanitas. Zeitschrift für Versöhnung der Wissenschaft und Religion und zur Verbreitung von Menschenthum und Sittlichkeit. Herausgegeben unter Mitwirkung geschätzter Pädagogen und Humanisten von Th. Schilp. Band I. Heft 2. Selbstverlag des Herausgebers. (Commissions-Debit von J. H. Heuser in Neuwied).

Jäger. — Die Steharbeit. Nationalerziehungsfrage in 70 Sätzen aus dem Leben. Dem deutschen Turnlehrertag von seinem Geschäftsführer und Versammlungsvorstand Prof. Dr. Heinrich Otto Jäger. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879.

Last. — Die Schäden in der literarischen Production Deutschlands. Vortrag von Albert Last. 2. Auflage. Wien. 1879.

Lefèvre. — Religions et mythologies comparées par André Lefèvre. Paris, E. Leroux. 1878.

Lehmann. — Die Wildbäche der Alpen. Eine Darstellung ihrer Ursachen, Verheerungen und Bekämpfung als Beitrag zur physischen Geographie von Dr. F. W. Paul Lehmann. Breslau, Maruschke & Berendt. 1879.

Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten jetzo zuerst an's Licht gestellt. Mit Titelblatt, Plan von Leipzig und Karte der Umgegend. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

Leistner. — Bismarck's und Moltke's eigene Worte an das deutsche Volk. Ausgewählt von Ernst Leistner. Mit den Porträts in Holzschnitt. Berlin, E. Bichteler & Co. 1879.

Leo. — Die Sage von Fridthjofr dem Verwegnen. Aus dem altisländischen Urtexte übersetzt von Willibald Leo. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879.

Lersch. — Ueber die Ursachen der Erdbeben. Von Dr. B. M. Lersch. Köln, Ed. Heinr. Mayer. 1879.

Liebrecht. — Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze von Felix Liebrecht. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879.

Literatur-Blatt. Wochenschrift für das geistige Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Anton Edlinger. III. Band. No. 24. 25. Leipzig, Jul. Klinkhardt.

Litteratur-Geschichte, Illustrirte. Herausgegeben von Otto von Leixner. Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtgruppentafeln. Lfg. 4—8. Leipzig, O. Spamer. 1879.

Longfellow's ältere und neuere Gedichte in Auswahl. Deutsch von Adolf Laun. Oldenburg, Bültmann & Gerriets. 1879.

Luthardt. — Kritik der modernen Kirchenverfassungs-Grundsätze, veranlaßt durch Zorn's „Reform der evangelischen Kirchenverfassung in Bayern" von August Luthardt. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchh. 1879.

Magazine, Illustrated, founded by Ferdinand Freiligrath in the year 1875. Conducted by Blanche Howard. No. 14. 15. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1879.

Mahnverfahren, Das, vor den Deutschen Amtsgerichten oder: Anleitung für Jedermann zur Einziehung von Forderungen im Zwangswege, ohne vorhergehende Klage, nach den Vorschriften der neuen „Deutschen Civilprozeßordnung". Mit Beispielen,

ed by

dem Wortlaut der einschlägigen Gesetzesstellen und Tarif der Gerichtskosten. Als Anhang: Die neue „Deutsche Wechselstempel-Tabelle". 2. Aufl. Elberfeld, J. H. Born.

Meyer's Reisebücher. — Norwegen, Schweden und Dänemark. Von Yngvar Nielsen. Vierte umgearbeitete Auflage. Mit 14 Karten und 5 Plänen. — Rheinlande. Von Ferdinand Hey'l. Vierte Auflage. Mit 16 Karten, 22 Plänen, dem Panorama vom Niederwald und dem Rheinpanorama von Mainz bis Koblenz. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1879.

Milow. — König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Stephan Milow. Bremen, J. Kühtmann's Buchhandlung. 1879.

Milton. — Das verlorene Paradies. Von John Milton. Illustrirt von Gustav Doré. 1. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag. 1879.

Moltke. — Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuche von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall. 3. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

Monatsschrift, Baltische. Herausgegeben von August Deubner. XXVI. Band. 8.—10. Heft. Riga, J. Deubner. 1879.

Müller. — Der Harz. Führer durch das Harzgebirge mit besonderer Berücksichtigung des Nordharzes und der Hauptorte Thale, Wernigerode, Harzburg bearbeitet von Edwin Müller. Mit Illustrationen und einer Karte. 12. neu bearb. Aufl. (Reiseführer durch Deutschland Nr. 1). Berlin, Barthol & Co. 1879.

Péan. — Parcs et jardins résumé des notes d'un praticien par Armand Péan. Paris, E. Leroux. 1878.

Pelly. — The miracle play of Hasan and Husain, collected from oral tradition. By Colonel Sir Lewis Pelly. Revised with explanatory notes by Arthur N. Wollaston. 2 Vols. London, Wm. H. Allen & Co. 1879.

Penn Monthly, The, devoted to Literature, Science, Art and Politics. June 1879. Philadelphia.

Petermann's Geographische Mittheilungen. Heft VI. Gotha, Justus Perthes. 1879.

Pierling. — Rome et Démétrius d'après des documents nouveaux avec pièces justificatives et fac-simile par le P. Pierling. Paris, E. Leroux. 1879.

Popper. — Der Ursprung des Monotheismus. Eine historische Kritik des hebraischen Alterthums insbesondere der Offenbarungsgeschichte. Von Julius Popper. Berlin, C. Heymann's Verlag. 1879.

Rethwisch. — Jugendlieder von Ernst Rethwisch. Bremen, J. Kühtmann's Buchhandlung. 1879.

Revue Générale. Journal Historique et Littéraire. Tome XXX. Juillet 1879. Bruxelles.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. I. Jahrg. Heft 10. Wien, A. Hartleben. 1879.

Sabell. — Literatur der sogenannten Lehnin'schen Weissagung, schematisch und chronologisch dargestellt von Dr. Eduard Wilhelm Sabell. In drei Abthlgn. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. No. 51. Das Börsenspiel im 17. und 18. Jahrhundert. Prag, Verlag des „Deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse". 1879.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. XIV. Serie. Heft 323/25. Berlin, C. Habel. 1879.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. No. 5. Form und Inhalt des musikal. Kunstgewerkes von August Reißmann. — No. 6. Wolfgang Mozart von Emil Naumann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

Schack. — Nach berühmten Schablonen. Feuilletonistische Karrikaturen gezeichnet von Eberhardt Gustav Schack. 2. Aufl. München, Adolf Ackermann. 1879.

Schaible. — Deutsche Stich- und Hieb-Worte. Von Dr. Karl Heinrich Schaible. Strassburg, K. J. Trübner. 1879.

Schalk. — Blätter für deutschen Humor. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. No. 38. 39. 40. Stuttgart, W. Spemann. 1879.

Schellwien. — Der Wille, die Lebensgrundmacht. Von Robert Schellwien. 1. Theil. Der Wille, die Quelle des Bewußtseins. Berlin, G. W. F. Müller. 1879.

Sickel. — Geschichte der Deutschen Staatsverfassung bis zur Gründung des constitutionellen Staats. Von Dr. Wilhelm Sickel. 1. Abthlg. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1879.

Siegen. — Heinrich von Kleist und der zerbrochene Krug. Neue Beiträge von Dr. Karl Siegen. Sondershausen, M. Faßheber. 1879.

Siegmund. — Durch die Sternenwelt oder die Wunder des Himmelsraumes. Eine gemeinfassliche Darstellung der Astronomie für Leser aller Stände. Bearbeitet von Ferdinand Siegmund. Lfg. 11—20. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1879.

Slowacki. — Maria Stuart. Drama in fünf Aufzügen von Julius Slowacki. Uebersetzt von Ludomil German. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1879.

Soury. — Essais de critique religieuse par Jules Soury. Paris, Leroux. 1878.

Stacke. — Erzählungen aus der alten Geschichte. Von Prof. Dr. Ludw. Stacke. I. Theil. 16. Aufl. Griechische Geschichten. II. Theil. 9. Aufl. Erzählungen aus der mittleren, neuen und neuesten Geschichte. Oldenburg, G. Stalling. 1879.

Streckfuß. — 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Streckfuß. 2. Aufl. Lfg. 15. 16. Berlin, B. Brigl.

Thausing. — Die Votivkirche in Wien. Denkschrift des Baucomités veröffentlicht zur Feier der Einweihung am 24. April 1879. Verfaßt von Professor, Director, Dr. Moriz Thausing. Wien, R. v. Waldheim. 1879.

Tschofen. — Die Philosophie Arthur Schopenhauers in ihrer Relation zur Ethik. Von Johann Michael Tschofen. München, Theod. Ackermann. 1879.

Ujfalvy. — Le Syr-Daria le Zérafchâne. Le pays des septrivières et la sibérie-occidentale avec quatre appendices par E. de Ujfalvy de Mezö-Kövesd. Paris, E. Leroux. 1879.

Wanderbilder, Europäische. No. 9. Baden-Baden. Mit 21 Illustrationen von J. Weber und 1 Karte. — No. 10. Zürich und seine Umgebung. Mit 22 Illustrationen von J. Weber nebst 2 Plänen. Zürich, Orell Füssli & Co. 1879.

Wellmer. — Als Kaiser Wilhelm jung war. Preußische Hof- und Herzensgeschichten von Arnold Wellmer. I. Band. (1797—1810). Mit 2 Jugendportraits des Kaisers und der Kaiserin gezeichnet von L. Burger. Berlin, L. Gerschel. 1879.

Wertheimer. — Eudocia. Historisches Drama in fünf Acten von Joseph von Wertheimer. Wien, L. Rosner. 1879.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur H. Lammers ꝛc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. VIII. Heft 118. Zur Frage des naturwissenschaftlichen Unterrichts. Von Prof. Dr. Friedrich Kleinwächter. Berlin, C. Habel. 1879.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XIV. Band. Heft 3. Mit Gratisbeilage: Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. 1879. No. 4. 5. Berlin, Dietrich Reimer. 1879.

Ziemssen. — Leidvoll und Freudvoll. Novellen von Ludwig Ziemssen. Bremen, J. Kühtmann's Buchhandlung. 1879.

Zunarates-Schmidt. — Spanische Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium bearbeitet von Prof. Gil. Zunarates und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 9/10. I. Kursus. Leipzig, Verlag des Hausfreundes. 1879.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die talentvolle Mutter.

Novelle von **Paul Heyse.**

Daß begabte Kinder, die sich mit Glück in irgend einer Kunst hervorthun, ihren Eltern Freude machen, ist eine Thatsache, die Niemand bestreitet. Nicht minder pflegen gute Kinder sich des Ruhmes wohlgerathener Eltern zu erfreuen, falls nicht ein mißgünstiger Ehrgeiz sie treibt, auf gleichen Pfaden es weiter und höher bringen zu wollen. Daß es aber auch für die neidloseste Seele hin und wieder sein Unbequemes hat, in dem Schatten zu wandeln, den ein nahestehendes Licht kraft seines Naturrechtes zu werfen pflegt, konnten alle Diejenigen erleben, die vor etlichen Wintern in Rom die Bekanntschaft einer liebenswürdigen Frau und ihrer schönen jungen Tochter machten.

In den letzten Octoberwochen, die der römischen Landschaft ihren unvergleichlichsten Zauber verleihen und jenen feierlich milden Goldton über die Campagna breiten, der auf keiner Palette sich nachmischen läßt, konnte man täglich an den berühmtesten Aussichtspunkten, in den Gärten der Villen, auf den Campagnastraßen vor den Thoren und wo irgend eine Beute für das Skizzenbuch zu erjagen war, einem anmuthigen Paare begegnen: einer kleinen blonden Dame von beweglicher, obwohl bereits etwas zur Fülle neigender Gestalt und sehr hübschem Gesicht, dessen rosige Farben und naive Wangengrübchen noch kein Alter von sechsunddreißig Jahren verriethen, und einem kaum achtzehnjährigen, braunlockigen und dunkeläugigen Mädchen, das die Mutter um einen ganzen Kopf überragte. Auch sonst war zwischen dem Kinde mit den ernsten Zügen, das sich ein wenig träge und träumerisch bewegte, und der beständig erregten, hin und her huschenden und heiter um sich blickenden Frau Mama nicht die leiseste Aehnlichkeit zu entdecken, wie sie denn auch an Temperament und Sinnesart nicht verschiedener hätten sein können. Dennoch schienen sie nicht nur aus Noth, als zwei Fremdlinginnen, die auf einander angewiesen sind, unzertrennlich zu sein, sondern sich von Herzen zu lieben und einander nicht entbehren zu können; nur daß freilich die lebhaftere Mutter die Kosten der Unterhaltung oft allein zu tragen hatte, während ihr Kind seine nachdenklichen jungen Augen stumm in die Ferne schweifen ließ, oder in sich gekehrt zur Erde blickte. Seltsam war es auch, daß man das Mädchen nie lachen oder doch nur mit dem Rande der Lippen lächeln sah, während die Mutter bei dem geringsten Anlaß sich beeilte, ihre hübschen weißen

Zähne blitzen und die Grübchen daneben spielen zu lassen, ohne jegliche Koketterie, nur dem natürlichen Hange ihres munteren Gemüthes folgend.

Sie hatte freilich allen Grund, das Leben für ein lustiges Spiel zu halten, zu dem man von Herzen eine gute Miene machen könne. Zwar war sie schon seit sechs Jahren Wittwe, eines Mannes, den sie aufrichtig geliebt. Zum Trost für seinen Verlust aber hatte ihr die Freiheit ihres neuen Standes erlaubt, allerlei schöne Künste, die sie als Mädchen betrieben und als Hausfrau eines Forstmannes hatte vernachlässigen müssen, nun mit um so größerem Eifer wieder aufzunehmen. Aus ihrem stillen Hause im Schwarzwald war sie in die badische Residenz übergesiedelt und hatte sich dort in den künstlerischen Kreisen bald eine Menge Freunde und Verehrer gewonnen, die ihr gern behilflich waren, ihre Talente zum Zeichnen, Malen und Singen gründlicher auszubilden. Das einzige Töchterchen, des Vaters Ebenbild, kam dabei nicht zu kurz, war aber für die Bemühungen der zärtlichen Mutter, auch ihm den Sinn für die Welt der Kunst aufzuschließen, seltsam unempfänglich, obwol es nicht nur auf seine Schularbeiten großen Fleiß verwendete, sondern daneben gern von den Talenten der Mutter profitirt hätte. Es blieb jedoch bei einem sehr mäßigen Clavierspiel und schüchternen Anläufen zum Blumenmalen, welche die Lehrerin zur Verzweiflung brachten. Denn gerade so rasch und sicher sie selbst in allen Stücken sich zeigte, so bedächtig und peinlich ging die Tochter bei ihren Versuchen zu Werke. Sie entschuldigte sich dann, sie sehe die Vorbilder so viel schöner und lebendiger, als sie es je selbst zu machen sich getraute, und wer ihr Wesen beobachtete, während sie Musik hörte, eine Galerie durchwandelte oder im Theater saß, hatte sie auch wahrlich nicht im Verdacht, daß ihre Seele von allen Musen verlassen sei, obschon ihr die muntere Betriebsamkeit und Genügsamkeit fehlte, die den meisten Dilettanten über so viel Schwierigkeiten hinweghilft, da Gott ihnen verzeiht, weil sie nicht wissen, was sie thun.

Frau Meta aber, die in ihren verschiedenen Kunstübungen das wahre Glück ihres Lebens fand, gab es nicht so leicht auf, auch ihre Tochter in diese Freuden einzuweihen. Sobald die Schulzeit ihrer Martina vorüber war, beschloß sie, nach Italien zu gehen, um einige Jahre in diesem gelobten Lande ihrer Sehnsucht die letzte Hand an die Erziehung der Tochter zu legen. Sie war wohlhabend und auch sonst völlig unabhängig, und nachdem sie die heißen Monate theils an den lombardischen Seeen, theils in Sorrent und anderen Sommerfrischen nahe bei Neapel zugebracht, hatte sie ihr Winterquartier endlich in Rom aufgeschlagen und begonnen, Kunst und Natur auch hier zu genießen und auszubeuten, und ihre Mappen und Skizzenbücher mit Studien nach Menschen und Dingen der verschiedensten Art zu füllen.

So sah man denn täglich, oft schon in der ersten Morgenfrühe, Mutter und Tochter die Gassen Rom's durchwandern, in einem Aufzuge, der zum Lachen herausgefordert hätte, wenn die Anmuth der beiden Gestalten sie nicht davor bewahrt hätte, in Eine Classe mit den Caricaturen englischer Aquarellistinnen geworfen zu werden, die in den unerhörtesten Costümen die Pfade zu den berühmten Veduten in der Umgegend Roms unsicher machen. Die Mutter trug an einem Riemen ein zusammenlegbares Feldstühlchen nebst Malschirm aus

Digitized by

weißer Leinwand und eine große Mappe unterm Arm; die Tochter den Malkasten, ein Plaid und ihren eigenen Feldstuhl, ungerechnet ein Buch und ein frugales Frühstück in einer Blechkapsel. In dieser Ausrüstung legten sie, ohne die staunenden Blicke der Vorübergehenden zu beachten, tapfer die weitesten Wege zurück, bis sie sich an dem erwählten Punkte befanden und dort so bequem als möglich niederließen. Frau Meta begann sofort unter ihrem Leinwanddach die Wasserleitung, das Thor, die Pinie oder die alten Tempeltrümmer, um die sich's gerade handelte, nachzubilden, worin sie mit der Zeit eine auffallende Geschicklichkeit erworben hatte, sei es, daß sie nur einen Umriß mit dem Stift auf ein großes Blatt warf, oder irgend einen Farbeneffect mit reinlicher Sorgfalt festzuhalten suchte. Es war, wenn man genauer zusah, ein ziemlich mechanisches Verfahren nach leichtem und wohlfeilem Recept; was aber zu Stande kam, nahm sich immerhin sauber und gefällig aus, zumal es durchaus keinen Anspruch machte, irgend eine tiefere künstlerische Aufgabe zu lösen.

Während dieser eifrigen Thätigkeit hatte das Martinchen alle Zeit, seinen Farben- und Formensinn, wenn solche überhaupt vorhanden waren, im Schatten der kunstreichen Frau Mama auszubilden, da diese es nicht an belehrenden Winken fehlen zu lassen pflegte. Freilich verstummte mit der Zeit die Unterweisung, je mehr der Arbeitseifer zunahm. Die Tochter saß dann schweigsam, wie es ihre Art war, auf ihrem Stühlchen und versuchte anfangs, das mitgebrachte Buch — meist eine italienische Grammatik — zu studiren. Da sie aber hieran bald ermüdete, auch die große Stille und die reine Sonnengluth um sie her sie zu allerlei Träumereien einlud, ergab sie sich dem reinsten Müßiggang, der freilich durch geheime Schwermuth eine eigene Würze erhielt. Ueber diese verbrannten, kahlen Campagnastrecken hinweg sah ihr Auge in weiter Ferne gegen Norden das grüne Waldthal, wo ihres Vaters Haus gestanden und alle Spielplätze ihrer Jugend lagen. Dann trat auch wol eine menschliche Staffage aus den Schatten des Tannenwaldes, die ihr weit interessanter dünkte, als der braune Hirt auf seinem kleinen, struppigen Pferdchen, oder die Ciociare, die, ihren Korb am Arm, ein melancholisches Ritornell mit scharfer Stimme vor sich hin schreiend, auf der uralten Straße vorüberzog. Hiervon sagte sie aber Niemand ein Wort, am Wenigsten ihrer Mutter, die sie in dem Glauben ließ, als ob sie auf dem besten Wege wäre, über dieser „stilvollen" Natur all' ihre romantischen Schwarzwald-Erinnerungen zu vergessen.

Wenn aber die helle Tageszeit auf diese Weise verstrichen war, machten die mannigfachen Talente der kleinen Frau durchaus noch nicht Feierabend. Ein paar Stunden nach Tische wurden einem eifrigen Briefwechsel gewidmet, da sie eine besondere Gabe hatte, ihre kleinen und großen Erlebnisse, Reiseeindrücke und Beobachtungen an Land und Leuten in einem ungezwungenen und ergötzlichen Stil aufzuzeichnen und dieses ihren Freunden in der Heimath gewidmete Tagebuch mit hübschen charakteristischen oder witzigen Randzeichnungen zu illustriren, manchmal sogar artige Knittelverse einflechtend, die im Bänkelsängerstil drollige Reiseabenteuer verewigten. War diese tägliche Pflicht erfüllt, so fand sich in ihrem großen Salon, den sie durch wilde Blumensträuße, Lorbeer- und Schilf-Decorationen und ein munteres Feuer im Kamin höchst wohnlich zu machen

Digitized by Google

verstand, eine bunte Gesellschaft zusammen, fast lauter neue Bekanntschaften, die durch die liebenswürdige Frau gefesselt worden waren und nach der zwanglosen römischen Sitte Nichts weiter bei ihr suchten, als Gelegenheit zum Plaudern, ohne auf andere Erfrischung als ein Glas Wein oder eine Orange Anspruch zu machen. Da schwirrten zuerst drei bis vier Sprachen durcheinander, in denen allen Frau Meta sich mühelos bewegte, während das Martinchen trotz des trefflichsten Schulunterrichtes nicht dahin zu bringen war, in irgend einer anderen Zunge sich zu äußern, als in ihrer Muttersprache. Doch war sie dabei unverlegen, und auch die Gäste, die kein Deutsch verstanden, sahen ihr gern in die klugen, geheimnißvollen Augen. Dann aber mußte sie sich an's Clavier setzen und den Gesang ihrer Mutter begleiten, was diese freilich nicht lange ertrug, da sie im Tempo nie recht zusammengingen. Nach den ersten Liedern schob Frau Meta ihr Kind vom Sitze weg und begleitete sich nun selbst; das stand ihr allerliebst, da ihre kleinen Hände mit den Ringen dabei im Kerzenlicht schimmerten und ihre lebhaften Bewegungen sie noch weit jugendlicher erscheinen ließen, als sonst. Sie hatte ein reiches Programm von Volksliedern aller Nationen, und da sie ohne falsche Manier, wenn auch ohne tiefere Kunst, ihre helle Sopranstimme erklingen ließ, erregte sie jedesmal einen aufrichtigen Enthusiasmus, so daß es oft Mitternacht wurde, ehe die Gesellschaft sich zum Aufbruch entschließen konnte.

Die Tochter war ein paarmal fast dabei betroffen worden, wie sie in der dunkeln Ecke neben dem Kamin sich einem Traumzustand überließ, der dem Schlaf sehr ähnlich sah. Sie kannte freilich all' diese Lieder seit Jahren, ihre eigenen Gedanken gingen ganz andere Wege, und der Tag war lang und durch vielen Kunstgenuß beschwerlich gewesen. Zum Glück aber wurde sie durch das begeisterte Händeklatschen immer noch bei Zeiten geweckt und konnte mit ihrer gewohnten stillen Freundlichkeit den scheidenden Besuchern das Geleit geben. Dann entspann sich wol unten auf der Straße ein lebhaftes Gespräch darüber, wie wunderlich es sei, daß von den vielen Talenten der Mutter keines sich auf die Tochter vererbt habe, am wenigsten das, worin Frau Meta es zur Virtuosität gebracht, das Talent der Geselligkeit. Kluge Frauen schüttelten den Kopf und bedauerten das Mädchen, das auf diese Art völlig verdunkelt und um alle Bewerber gebracht werde, auf die sie um ihrer schönen Augen willen sonst wol rechnen dürfte.

Und wirklich war Frau Meta, während Martinchen nur im Vorbeigehen den jungen Herren als eine reizende Erscheinung einleuchtete, zweimal im Laufe dieses Winters in der Lage, einen Korb auszutheilen. Beide Male bewarben sich sehr ansehnliche Männer in den günstigsten Verhältnissen und den besten Jahren um die unwiderstehliche kleine Frau, die aber nicht einen Augenblick in ihren Entschlüssen wankend gemacht wurde. Sie habe nur noch zwei Aufgaben in ihrem Leben, erklärte sie mit heiterer Festigkeit: die Erziehung ihrer Tochter zu vollenden und ihre eigene künstlerische Ausbildung so weit zu fördern, daß sie wenigstens einen kleinen Schritt aus dem Dilettantismus herauszuthun vermöchte. In beiden Pflichten würde eine neue Ehe sie nur hindern, und so ließ sie sich von ihren Anbetern schwören, sich in Zukunft mit ihrer Freundschaft

Digitized by

zu begnügen und solche anachronistische Thorheiten, wie sie mit leichtem Erröthen hinzufügte, ein für allemal sich aus dem Sinn zu schlagen.

Auch dies wurde natürlich in der römischen Fremdencolonie, die in der ewigen Stadt auf einem ziemlich kleinstädtischen Klatschfuß untereinander steht, alsbald bekannt und viel besprochen, trug aber im Allgemeinen nur dazu bei, den Anhang der kleinen Frau zu mehren. Es fehlte freilich auch nicht an Neidern und Widersachern, und eine der bösesten Zungen hatte der Unermüdlichen, von der sie behauptete, daß sie im Schweiße ihres Angesichts die sieben freien Künste betreibe, den nur für Romfahrer verständlichen Spitznamen Meta sudans aufgebracht. Kaum hörte die Betroffene davon, so hatte sie Humor genug, in einer Zeichnung, die rasch in Umlauf kam, ihr eigenes Bild mit der vollständigen Malerausrüstung als Standbild auf jenen alten Steinkegel am Ende des Forums zu stellen, der diesen Namen trägt, so daß die Lacher auf ihre Seite kamen. Sie fuhr übrigens in all ihren Liebhabereien unbekümmert fort, nur daß sie, da die rauhen Monate kamen, auf die Studien unter freiem Himmel verzichtete und dafür in Kirchen und Galerien ihr fliegendes Atelier aufschlug, hier eines ihrer Lieblingsbilder copirend, dort ein Chorgestühl oder ein Stück eines Kreuzganges in ihr Buch eintragend; während die Tochter in alter Weise Adjutantendienst versah und sich dabei ein gut Stück in die „Promessi sposi“ hineinlas.

Auf diese Weise verging der Winter so nützlich wie angenehm, obwol es mit den beiden Lebensaufgaben der kleinen Frau, wenn man ehrlich sein wollte, nicht recht vorwärts ging. Martinchen blieb so ziemlich wie sie war, bis auf einige Notizen über römische Kaiser, Bilder und Statuen, die nur einen zweifelhaften Zuwachs an Bildung ausmachten, und die Aquarellen ihrer Mutter sahen zu Anfang des neuen Frühlings nicht viel anders aus, als im Beginn des Herbstes. Sie hatte sich aber, um ihrem Spitznamen die Spitze abzubrechen, zu einer anderen Methode bei ihren Excursionen bequemt. Jeden Nachmittag hielt ein Wägelchen vor ihrem Hause, von einem Knaben gelenkt, der ihr einmal wegen des krausen Lockenwaldes über seiner schönen, niedrigen Stirne aufgefallen war, so daß sie der Versuchung, ihn zu zeichnen, nicht widerstehen konnte. Seitdem, da sein Vater ein Droschkenbesitzer war, hatte Benedetto täglich die beiden Damen abzuholen und zu den meist ziemlich entlegenen Punkten vor den Thoren der Stadt zu fahren, die jetzt an die Reihe kamen, nachdem alles Interessanteste im näheren Umkreise bereits verewigt worden war. Malgeräth, Decken und Mäntel wurden sorgfältig auf dem Boden des Wagens verpackt, und fort sauste das leichte Gefährt mit dem Schecken, wobei es beständig zwischen dem kleinen Kutscher und der lebhaften Frau Meta ein Fragen und Antworten herüber und hinüber gab, während das Martinchen nachdenklich in ihren Mantel gewickelt in's Weite starrte.

Blieb es aber bei näheren Zielen, so erschien Benedetto zur gewohnten Stunde ohne sein Gefährt, um sich mit Feldstühlen, Schirm und Malkasten zu beladen, da die Sciroccoluft oder die Sonne des frühen April wol dazu angethan waren, den Namen Meta sudans zu rechtfertigen. Mißwollende behaupteten, es sei eine neue Koketterie der Frau Meta, sich den schmucken Knaben zuzugesellen,

da sein dunkles Broncegesicht mit dem blauschwarzen Lockenhaar eine treffliche Folie für ihren blonden Madonnenteint abgebe. Auch dies wurde ihr natürlich hinterbracht, konnte sie aber nicht irre machen in ihrem Wohlgefallen an der neuen Einrichtung.

Nun geschah es an einem Sonntag-Nachmittag, daß sie sich aufmachte, ein Stück des uralten Gemäuers an der Rückseite des Palatin zu skizziren, wo man durch gewaltige Bogenöffnungen aus rothem Ziegelstein die zartumrissene Silhouette des aventinischen Hügels mit seinen Glockenthürmen und Klosterdächern erblickt, in duftigem Helldunkel abgeschattet gegen den silbernen Frühlingshimmel. Sie war später als sonst aufgebrochen, um die minder günstige Mittagsbeleuchtung erst vorüber zu lassen, und saß nun an der erwählten Stelle, den Rücken gegen die mächtige Substructionsmauer des alten Kaiserpalastes gelehnt, vor sich die phantastische Arcadenreihe, die man noch ziemlich wohlerhalten unter jahrtausendaltem Schutt ausgegraben hat. Der Knabe hatte sich neben ihrem Feldstühlchen in's Gras gestreckt und war, nachdem das Geplauder in's Stocken gerathen, friedlich eingeschlafen, ungestört durch die ab- und zuströmenden Menschen, die den freien Sonntagseintritt sich zu Nutze machten. Auch die Künstlerin war längst abgehärtet gegen neugierige Gaffer und vorbeischwirrende Glossen, die überdies meist schmeichelhaft klangen. Denn in der That war sie in ihrem grauen Anzuge und dem Strohhütchen, das mit einem buntfarbigen römischen Bande aufgesteckt war, dazu die runden Wangen, die vom Kunstfeuer glühten, und die kleine weiße Hand, die den Pinsel führte, eine anziehende Staffage dieser erhabenen Vorweltscenerie.

Martinchen's Sitz neben dem ihren war leer. Das Mädchen hatte sich durch die Blicke der Vorübergehenden, die auch sie anstarrten, endlich doch belästigt gefühlt und auf eigene Hand begonnen, die labyrinthischen Pfade, die Treppen und dunklen Gänge auf und ab zu durchwandeln. Dabei war sie ziemlich weit abgekommen von dem Aussichtspunkt der Mutter, bis in die Gegend des alten Stadiums, dessen ovaler Grund, reinlich freigelegt, noch deutliche Spuren seiner einstigen Bestimmung aufweist, Stufen im Umkreise, Pfeiler und Säulentrünke, in malerischer Verwüstung über die weite Fläche hingesät. Zufällig war dieser Raum ganz öde. Nur die Vögel bevölkerten ihn mit lautem Geschrei, und zwischen den Quadern und Mauerritzen sproßten starkduftende Frühlingskräuter hervor, die das einsame Mädchen alsbald zu pflücken und in einen großen Strauß zu sammeln begann.

Wie sie so langsam hinschritt, das Näschen in einen Thymianbüschel getaucht, der allen Waldgeruch ihrer Heimath ihr nahe brachte, wurde es immer schwermüthiger und doch stiller und wärmer in ihrem jungen Herzen, so wohl und wehe zugleich, wie Heimweh oder eine heimliche Liebe zu sein pflegt. Und da ihr dabei ein wenig graute in ihrer Weltverlassenheit unter den wunderlichen Trümmern, stimmte sie endlich, um sich Muth zu machen, leise ein altes Volksliedchen an, das sie auf ihren badischen Tannenhügeln oft gesungen hatte:

Digitized by Google

Heut' hab' ich die Wach' allhier,
Liebchen, vor deiner verſchloſſenen Thür.
Alle Flüſſe haben ihren Lauf,
Und Niemand iſt, der mit mir bleibt auf.

Hohe, hohe Berge und tiefes Thal
Bin ich zu dir gegangen viel tauſend Mal.
Froh wollt' ich ſein, wenn es dir wohl ergeht,
Obwol mein jung friſch Leben in Trauern ſteht.

Ihre Stimme war nicht ſtark, aber tief und rein, und ein muſikaliſches Ohr, das ſie belauſcht hätte, wäre vielleicht mehr von ihrem ſchlichten, wie ein Quell aus der verborgenſten Seele vorbrechenden Geſang erbaut worden, als von all' den ſilbernen Cascaden, welche ihre Mutter Abends am Clavier ſprühen und rauſchen ließ. Hier aber blieb Alles ſtumm, nur die Vögel hielten einen Augenblick den Athem an. Darüber wurde es ihr noch beklommener, und ſie ſang nun mit gedämpfterem Ton die dritte Strophe:

Harfenklang und Saitenſpiel
Hab' ich laſſen klingen ſo oft und ſo viel.
Geht es dir wohl, ſo denk' an mich,
Geht es dir übel, ſo kränkt es mich.

Kaum aber war das letzte Wort verklungen, ſo wurde in dieſer ſchauerlichen Einöde ein Echo wach, das anfangs in ſehr leiſen Tönen, zuletzt aber mit voller Kraft die folgenden Verſe entgegen ſang:

Sonn' und Mond und das ganze Firmament
Die ſollen mit mir trauern bis an das End'.
Ach, warum läſſeſt du mich allein!
Wie haſt du nur können ſo grauſam ſein!

Ein Schrecken, wie wenn mitten im Sonnenlicht ein Geſpenſt vor ſie hinträte, hatte das einſame Kind überfallen. Sie war todtenbleich geworden, der Strauß entfiel ihrer Hand, ohne daß ſie es merkte, mit weitaufgeriſſenen Augen ſtarrte ſie nach der Gegend der Rennbahn, von wo die Stimme kam. Hinter ihr war es; das Echo war ihr nachgegangen. Dort — hinter jenem Mauervorſprung — von daher kam's — und es war keine Sinnentäuſchung — voll und ſanft klang die liebliche alte Melodie, und die Stimme, die ſie ſang — nein, nicht wie ſo oft nur in ihrem Innern hörte ſie ſie jetzt — ſie kam aus einer leibhaftigen Bruſt — und jetzt, jetzt trat der Sänger aus dem Schatten des alten Getrümmers hervor in Lebensgröße — ein Schrei erklang, im nächſten Augenblick in der Umarmung eines ſchlanken jungen Mannes erſtickt, der wahrlich keinem Spukbilde glich.

„Sei ruhig, Kind! Sei ſtill!" flüſterte er der Halbohnmächtigen zu. „Komm! Dort auf den alten Steinbock! Wie du zitterſt, armer Singvogel! Hab' ich dich ſo arg erſchreckt? Verzeih! Wie ſollt' ich's anders anſtellen? Schon drei Tage bin ich dir nachgeſchlichen, umſonſt hab' ich mir den Kopf zerbrochen, wie ich dich heimlich und unter vier Augen treffen könnte — Ihr ſeid ſo unzertrennlich — aber nun ſprich ein Wort! Sag, daß du mir nicht böſe biſt — nein, ſage Nichts — laß mir nur ganz ſtill deine Lippen — o Kind! was hab' ich ausgeſtanden — wie hab' ich dieſen Augenblick herbeigeſehnt — nun wird's bald ein volles Jahr!! — — —"

Digitized by Google

„Olaf!“ flüsterte sie — „du? Ist es denn möglich!“

Sie machte sich hastig aus seiner stürmischen Umarmung los und sah mit ängstlichen Augen umher. Nur ein paar Engländer kletterten dort auf dem oberen Rand der Schuttmassen hin und her, schienen sich aber nicht in die Tiefe zu wagen.

„Komm!“ sagte er lächelnd, „die Frau Mutter ist zwar durch ihre schöpferische Stimmung unschädlich gemacht, und diese fremden Gesichter gehen uns Nichts an; dennoch aber scheint es gerathener, in die kühle Grotte zu treten. Wer weiß, ob Seine Majestät Kaiser Augustus vor achtzehnhundert Jahren nicht auch dorthin sich zurückzog, um, wenn er sich müde geschaut, einige Erfrischungen zu nehmen. Und ich gestehe, mein armes Herz schmachtet sehr nach allerlei Süßem. Wie lang hat es fasten müssen!“

Er hatte das noch immer von seinem frohen Schrecken zitternde Mädchen in eins der tiefen Seitengemächer gezogen, die wie schwarze Höhlen aus dem Trümmerberg herausstarren, und wollte nun vor allen Dingen, ehe es zu weiteren Eröffnungen kam, ihren Kopf zwischen beide Hände fassen und das geliebte Gesicht mit Küssen bedecken. Aber sie wehrte ihm mit aller Entschiedenheit.

„O nicht doch!“ bat sie. „Nicht jetzt — nicht hier — wenn du wüßtest, wie mein Herz klopft — es ist Unrecht, Olaf! Du hast es feierlich gelobt — und doch“ —

„Was hab' ich gelobt?“ rief er zwischen Zorn und Lachen. „Zwei Jahre lang nicht an dich zu schreiben. Nun, und ist ein Kuß ein Brief? Roth auf Roth und Schwarz auf Weiß — ist das nicht ein Unterschied wie Tag und Nacht? Und du willst mich wie einen Eidbrüchigen mit der schwersten Strafe belegen, die du überhaupt nur verhängen kannst? Es müßte denn sein, daß dieses Jahr für dich lang genug war, um mich zu vergessen“ —

„Oh!“ kam es von ihren Lippen, und mit einem Ungestüm, als wäre plötzlich ein unsichtbares Band gesprengt, das sie anfangs zurückgehalten, warf sie sich in seine Arme.

Als sie dann wieder Worte fanden: „Ich hab' es nicht ausgehalten,“ sagte er. „Und auch die himmlischen Mächte, die zuweilen eine menschenfreundliche Anwandlung haben, schienen die Geduld zu verlieren. Deine kluge Frau Mutter dachte es mit ihrem Verbot, Briefe zu wechseln, fein anzustellen. Sie meinte, ein junger Ingenieur, der erst seine Carrière machen muß, habe weder Zeit noch Geld übrig, seinem Schatz, den man ihm nicht gönnen will und auf Reisen schleppt, im Zickzack nachzulaufen. Und zwei Jahre sind lang, da kann eine Jugendliebschaft schon verrauchen, wenn nicht neues Oel in das Flämmchen geträufelt wird. Und wie schön klang der Vorwand: ihr einziges Kind, ihr Herzblatt, solle sich nicht zu frühe binden! Sie selbst — nein, sieh mich nicht so mißbilligend an! Ich will ihr gar nichts Uebles nachsagen; du weißt, daß ich sie aufrichtig verehre; sie ist eine so grundliebenswürdige, reizende Frau, und daß sie leider so viele Talente hat — was kann sie dafür? Auch ist es allerdings ein Unglück für sie gewesen, daß sie zu früh die Frau eines Mannes wurde, der für ihre Kunstbegabung so wenig Sinn hatte, wie dein theurer Papa. Hätte sie noch eine Weile als junges Mädchen gemalt, gesungen und Verse ge-

Digitized by Google

macht, so wäre sie in einigen Jahren dahinter gekommen, daß dieses zierliche und vergnügliche Pfuschwerk durchaus nicht im Stande sei, ihr Herz wahrhaft zu beglücken, und dieses Herz hätte sich ohne alles Bedauern und sehnsüchtige Vorspiegelungen einfach ihrem einfachen Lebensglück hingegeben. Nun ist die zurückgetretene kindliche Kunstbegeisterung wieder durchgebrochen und sie glaubt, eine zweite Jugend zu erleben, wenn sie jetzt ihre unterdrückten Talente ausübt — die leider die Kinderschuhe nie vertreten werden."

Sie drückte ihm rasch ihre Hand auf den Mund. „Du bist schlimm," sagte sie, „und weißt doch, daß ich dergleichen böse Worte nicht leiden kann, nicht blos, weil es sich nicht geziemt für eine Tochter, es mitanzuhören, wenn man über ihre Mutter lose Reden führt, sondern weil es mich wirklich kränkt und obenein unwahr ist. Gerade hier in Italien hat Mama noch große Fortschritte gemacht, Alle stimmen darin überein, und wäre das auch nicht der Fall, ich will das nicht verspotten lassen, was diese liebevolle Mutter so wahrhaft glücklich macht."

„Mißgönne ich es ihr denn?" rief er mit lebhafterem Ton, und seine Stirn verfinsterte sich ein wenig. „Aber wenn sie glücklich wird, muß sie unser Glück darum stören und kann sie ihre Tochter, die Gott sei Dank keine Talente hat, nicht auf ihre eigene Façon selig werden lassen? Zudem, wenn sie sagt, deine Natur sei noch nicht zur Besinnung gekommen, deine Gaben hätten noch nicht Zeit gehabt, sich zu entfalten, und wenn auch in dir ein höherer Sinn sich entwickelte, werde dir's nachträglich auch vielleicht zu enge werden in einer bescheidenen Häuslichkeit, neben einem so prosaischen Manne, wie meine Wenigkeit — so ist das, mit allem Respect vor dieser trefflichen Frau, nur ein windiger Vorwand gewesen. Der eigentliche Grund — jetzt magst du es nur wissen — war ihr gekränkter Künstlerstolz. Eine nicht hinlänglich ehrerbietige Aeußerung, die ich über ihre Landschaftsstudien auf der letzten Ausstellung gethan, hat es bei ihr verschüttet. Du weißt, wie eifrig dergleichen harmlose Worte entstellt und weiter getragen werden. Da erst sah sie in mir das von allem Kunstsinn und jeglicher Idealität verlassene prosaische Ungeheuer, das ihr Kind nothwendig zu seiner eigenen platten Alltäglichkeit herabziehen würde, und da entführte sie dich noch bei Zeiten der drohenden Lebensgefahr und hoffte, das Antlitz des verhaßten Menschen, der über ihr Heiligstes die Achseln zuckte, nie wiederzusehen. Aber ein Gott erbarmt sich des unschuldig Verfolgten; er hat mir eine Professur am Polytechnicum zu D. erwirkt und damit die Muße, in diesen Ferien meinem Lebensglück nachzulaufen. Kind, Schatz, Tinele, Frau Professorin in spe — Diese frohe Botschaft verdiente einen Kuß, und da das Küssen das einzige Talent ist, auf dessen Ausbildung ich bei dir hohen Werth lege" —

Sie ließ ihn den Satz nicht zu Ende bringen, machte sich aber gleich wieder von ihm los. „Das ist herrlich!" rief sie, „und doch — ich fürchte, es hilft uns noch Alles Nichts. So lieb und gut die Mama ist und so gern sie mir das Blaue vom Himmel herunterholte, — in diesem Punkt ist ihr nicht beizukommen, und was ihr einmal recht und gut erscheint, darin bleibt sie unerschütterlich. Es muß sehr boshaft gewesen sein, was man ihr auf deine Rechnung hinterbracht hat, denn sie ist sonst durchaus nicht empfindlich; gegen

dich aber ist sie so tief verstimmt, daß sie deinen Namen nicht einmal nennen hören mag. Und daß du nun, ehe die zwei Jahre herum sind, in Person uns nachgereis't kommst und es erzwingen willst, was sie dir so ernstlich verweigert hat — ach, Olaf, ich fürchte, wenn sie eine Ahnung von deinem Hiersein bekommt, ist es vollends aus und viel schwerer wieder in Ordnung zu bringen, als wenn du dich geduldig ihrem Willen gefügt hättest!"

Er lachte mit dem Tone übermüthiger Siegesgewißheit.

„Sei unbesorgt, Liebste," sagte er, indem er seine Hände in ihre weichen braunen Locken vergrub. „Ich habe es mir feierlich zugeschworen, ich setze es durch. Ohne dich reise ich nicht wieder nach Hause. Ohne meine kleine Professorin trete ich meine Professur nicht an. Und wenn die Mama hartnäckig ist — ich habe einen förmlichen Stiernacken; wenn sie unerschütterlich bleibt — ich veranstalte ein kleines Erdbeben, um sie zum Wanken zu bringen. Bleib nur du mir treu und laß mich nicht daran irre werden, daß auch du es mir dankst, wenn ich unsere Strafzeit um die Hälfte abkürze."

„Olaf," erwiderte sie sehr ernst, „du weißt, daß ich Nichts billigen werde, was meine liebe Mutter betrübt. Ich habe dich sehr lieb; wie sehr, — erst in dieser Trennung ist es mir ganz klar geworden! Aber wenn du etwas unternehmen wolltest, was die Mama kränken müßte" —

„Behüte!" rief er lachend. „Traust du mir so wenig Zartgefühl oder Erfindungsgabe zu, daß ich dir etwa eine plumpe Entführung oder sonst einen Staatsstreich zumuthen würde? Nein, es soll Alles mit rechten Dingen zugehen. So behutsam bin ich geworden, seit jener eine unbewachte Augenblick mir so schweren Schaden gebracht hat, daß ich, wie gesagt, schon drei Tage um euch herumgeschlichen bin, ohne die Tarnkappe zu lüften, bis ich dieses reizende abboccamento vom Zaun brechen konnte. Denn ich wollte durchaus mein Wort halten und nicht an dich schreiben. Aber laß mich nur machen, es schwirren mir die wundersamsten Anschläge durch den Kopf; und da ich noch ganze vierzehn Tage Zeit habe — und einen trefflichen Verbündeten" —

„Wen?"

„Ja, du kleine Neugier, das wäre nun eigentlich mein Geheimniß. Aber wenn du artig sein und versprechen willst, dir gegen die Mutter nicht das Geringste, weder mit Worten noch Mienen, merken zu lassen und wenigstens völlig neutral zu bleiben: mein Bundesgenosse ist der Zukünftige deiner Frau Mutter!"

„Meiner Mutter? Du scherzest, Olaf. Meine Mutter will nicht wieder heirathen."

„Will! Aber wenn sie nun soll? wenn wir es dahin bringen, daß sie mit Vergnügen will? Und daß sie am Ehesten darein willigen würde, sich von dir zu trennen, wenn sie selbst wieder einen Herzensbund schlösse, liegt doch auf der Hand. Ich läugne es nicht, Martinuccia, die Aufgabe ist schwer. Noch schweben mir nur dunkel die Mittel und Wege vor, die sie uns lösen helfen werden. Aber meine Leidenschaft für dich und seine für deine Mutter" —

„Wirst du mir nun endlich den Namen nennen?"

„Erst noch die Vorgeschichte, wie ich an ihn gerathen bin. In Perugia

Digitized by Google

war es. Ich war Tag und Nacht durchgereis't, da es mir tausend Jahre schien, bis ich gewisse braune Augen wiedersähe. Dennoch mußt' ich, einem Freunde zu Liebe, der für eine kunstwissenschaftliche Arbeit ein paar Notizen brauchte, in Perugia Halt machen, worüber ich natürlich sehr wüthend war. Wie ich nun, nachdem ich meinen Auftrag erledigt, müßig bis zum Abgang des nächsten Zuges durch das merkwürdige alte Nest schlendere — ich kannte es schon von meiner ersten italienischen Wanderung als junger Student, und es war mir diesmal sehr gleichgültig, die schmachtenden Augen auf Pietro Perugino's Heiligenbildern wiederzusehen, — fällt mein Blick zufällig auf einen Antiquitätenladen, in dessen Thür ein großer eleganter Herr in mittleren Jahren steht, einen alten Henkelkrug in Händen, den ihm der Händler eben als echt etruskisch aufschwatzen will, während ein leidlich geübtes Auge schon auf zehn Schritt die Fälschung erkennen konnte. Der Herr war ein Landsmann, wie sein Italienisch verrieth, und obwol ich sonst jedem Narren seine Kappe gönne, trieb mich diesmal eine innere Stimme, hinzuzutreten und mit einem Wink den arglosen Liebhaber zu warnen. Zum Glück konnte ich ihm desto zuversichtlicher zu einem anderen Kaufe rathen, so daß weder er noch der Antiquarius verstimmt wurden, und da mein neuer Bekannter ebenfalls mit dem nächsten Zuge nach Rom weiter reis'te, machte sich's von selbst, daß wir, einander gegenüber sitzend, uns auf's Beste befreundeten. Ich erfuhr, daß ich es mit einem reichen Hamburger zu thun hatte, der seine Senatorstelle aufgegeben, um in Italien seiner Passion für Alterthümer zu leben" —

„Herr Mathias!" rief Martinchen.

„Richtig! derselbige Herr Mathias, der in diesem Winter deiner Mama Herz und Hand angetragen und einen freundschaftlichen Korb erhalten hat. Wie sehr ich diesem trefflichen Manne das Herz abgewann, kannst du daraus erkennen, daß er schon nach der ersten Stunde mich auch in diese Passionsgeschichte einweihte, worauf ich keinen Anstand nahm, ihm zu beichten, in welchen Geschäften ich die Reise nach Rom angetreten hatte. Und da er sich nichts Lieberes wünschen konnte, als einen in der Antiquitätenkunde so erprobten Schwiegersohn wie mich, ich aber mir den verrücktesten Schatzgräber als Schwiegerpapa gefallen lassen würde, wenn er mir nur dazu verhülfe, meinen eigenen Schatz zu heben, so that ich das Meinige, das Feuer zu schüren, die hohe Verehrung, die er nicht nur für die Person, sondern auch für die Talente deiner Frau Mutter an den Tag legte, durch schwärmerisches Lob zu bekräftigen und endlich ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm zu schließen. Unter uns gesagt, Liebste: der Mann hat einen kleinen Sparren. Er verdiente fast ein Engländer zu sein, so eigensinnig und einseitig sind seine Liebhabereien. Nichts ist ihm von aller Kunst interessant, als was bis vor Christi Geburt hinaufreicht, während er mit völlig blinder Begeisterung all die Sächelchen deiner lieben Mama für vollendete Meisterwerke hält. Und da er außerdem ein Gentleman, von ganz respectablem Vermögen und ein frischer und rüstiger Vierziger ist — sage selbst, ob man nicht annehmen soll, dieser Bund sei im Himmel geschlossen, und man müsse das Seinige thun, ihn auch auf Erden zu Stande zu bringen?"

Das schöne Mädchen sah still vor sich hin. „Du wirst es mir nicht ver-

ed by Google

denken, Olaf," sagte sie nach einer Weile, „daß ich über so ernste Dinge nicht in deinem leichtsinnigen Tone sprechen mag. Herr Mathias ist gewiß ein sehr respectabler Mann, und daß er meiner Mutter mit rührender Treue ergeben ist, habe ich wol sehen können, nachdem sie ihn abgewiesen. Und doch — aber nein — laß uns hierüber Nichts mehr sprechen. Nur warnen möchte ich dich, wenn du auf diese Hilfe im Ernst etwas baust" —

„Auf diese Hilfe und den Beistand aller vierzehn Nothhelfer und der elftausend heiligen Jungfrauen, bei denen meine Liebste hoffentlich um all ihrer Tugenden willen sehr gut angeschrieben ist! Nein, Herz, lege deine tragische Miene ab und sei fröhlich, wie ich es bin, und hilf mir hoffen! Ich verlange Nichts von dir, als daß du mich gewähren lässest, nicht meine heimlichen Anschläge kreuzest, was werden soll und will ruhig abwartest. Noch habe ich keinen ganz bestimmten Plan; bin ich doch erst seit zwei Tagen in deiner Nähe und habe das Terrain kaum noch recognosciren können. Sage, was würdest du zum Exempel für Augen machen, wenn ich eines schönen Tages" —

„Still!" machte das Mädchen und trat einen Schritt vor gegen den Ausgang der Mauerhöhle. Man hörte jetzt draußen die Stimme der Frau Meta, die in melodischer Cadenz den Namen ihrer Tochter in die Tiefe des Stadiums hinabrief.

„Ich muß fort!" flüsterte Martina. „Die Mutter sucht mich; wenn ich nicht antworte, wird sie hinuntersteigen — sie weiß, daß ich nach dieser Richtung mich entfernt habe — halte mich nicht, Olaf" —

„Martina! Kind! Wo bist du?" hörte man wieder rufen.

„Hier, Mutter! Ich komme, ich komme!" antwortete das Mädchen, noch ohne sich zu zeigen. Dann rasch zu ihrem Liebsten zurückgewendet: „Nur noch, wo du zu finden bist, falls ich dir irgend eine Botschaft zu schicken hätte" —

„Mich findest du schwerlich," lachte er. „Ich hause in einem alten Hüttchen draußen vor dem Thor, an der Via Appia, wo mein Bundesgenosse eine verwahrloste Vigne gekauft hat, bloß um Nachgrabungen auf eigenem Grund und Boden anzustellen. Dort hat er auch all' seine Schätze aufgespeichert. Aber du siehst mich schon wieder, und jetzt" —

Er zog sie noch einmal rasch in seine Arme und küßte sie lebhaft auf die widerstrebenden Lippen. Dann mußte er sie freigeben; sie schoß wie ein Pfeil in die Rennbahn hinaus, über deren untere Umfassungsmauern jetzt schon die abendlichen Schatten sich gelagert hatten.

Olaf, in seiner Höhle verborgen, sah, wie sie im Vorbeifliegen doch noch Geistesgegenwart genug hatte, den Strauß vom Boden aufzuheben, dann trat sie in's Helle hinaus, rief und winkte der Mutter zu, die oben auf den Trümmern stand, den Knaben neben sich, über und über bepackt mit allen Malgeräthen, Feldstühlchen und Plaids, während die kleine Frau in heftiger Unruhe hin und her trippelte und in einen hellen Freudenruf ausbrach, als sie ihr verlorenes Kind aus der unheimlichen Trümmerwelt unversehrt wieder auftauchen sah.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages, in einer musikalischen Gesellschaft beim **schen Gesandten, wo Frau Meta große Triumphe feierte, fand man ihre

Digitized by Google

junge Tochter so auffallend blaß, schweigsam und zerstreut, und sie gab auf freundliche Anreden so unzusammenhängende Antworten, daß ein paar theilnehmende Seelen die Mutter angingen, dem Kinde, das offenbar am römischen Klima leide, eine Luftveränderung zu verschaffen. Die Fieberzeit rücke heran, und es sei rathsam, so rasch als möglich vorzubeugen.

Hiervon aber wollte Martinchen, als die Mutter auf dem Heimweg sie in's Verhör nahm, durchaus Nichts wissen, behauptete vielmehr, es sei ihr nie wohler gewesen, und wenn sie sich stiller als sonst verhalten, sei es nur geschehen, weil die Musik noch mehr als sonst sie in sich gekehrt gemacht habe. Die Mutter beruhigte sich mit diesem Bescheide um so mehr, als ihr zur Erklärung der auffallenden Beklommenheit und Verstörung des Mädchens eine eigene, sehr einleuchtende Vermuthung diente, von der sie den wohlmeinenden Berathern freilich Nichts sagen durfte. Ein französischer Maler hatte sich seit Kurzem lebhaft um ihre Tochter bemüht, ein schöner, geistreicher, junger Mann, der Frau Meta schon durch den Schnitt seines Profils in jüngeren Jahren gefährlich geworden wäre. Sie wußte nun wol, daß ihr Kind viel zu wenig Kunstsinn besaß, um durch eine stilvolle Nase ihrer alten Liebe sofort abtrünnig gemacht zu werden. Aber völlig eindruckslos konnte diese neue Erscheinung doch nicht wol geblieben sein, und die Unruhe, die durch den Widerstreit der Pflichten und Stimmungen in der jungen Seele entstanden, war freilich auch eine Art römisches Fieber, schwerlich aber durch einen Ausflug in's Gebirge zu heilen. Frau Meta sah es überdies nicht ungern, wenn ihre Tochter sich mit verschwiegenen Herzensnöthen herumschlug. Da sie dem heimischen Bewerber nicht gewogen war, so wäre es, wenn hier ein Fremder demselben den Rang abgelaufen hätte, ganz nach ihrem Sinne gegangen.

Wie wenig aber kannte sie das Gemüth ihres einen Kindes! Während Martina dem eleganten jungen Franzosen ihre einsilbigen Antworten gab, klang ihr beständig Olaf's helle und fröhliche Stimme im Ohr, und sie stellte Vergleiche an zwischen dem luftgerötheten, treuherzig-verwegenen Gesicht ihres Geliebten, der wahrlich nicht zu den „schönen Männern" gehörte, und dem bleichen, aus feurigen schwarzen Augen sie anschmachtenden Adoniskopf ihres neuen Verehrers. Nicht ein Hauch von Ungewißheit drückte auf ihre reine Empfindung. Sie war nur noch erfüllt von dem Nachklang des Gesprächs in der Rennbahn, und eine tiefe Angst, der stürmische Liebste möchte durch einen Gewaltstreich Alles verderben, beherrschte ihre Gedanken. Dazwischen brach dann wieder die helle Wonne über seine waghalsige Liebe, sein fröhliches Vertrauen auf den Sieg ihres Glückssternes durch, und während sie Nachts kein Auge zuthun konnte, sondern Stund' um Stunde vorbeischleichen hörte, war ihr doch zu Muth, als gäb' es kein glücklicheres Geschöpf auf der weiten Welt, und wenn Olaf jetzt auf feurigem Renner vor ihr Haus getrabt wäre und sich in den Bügeln erhebend an das Fenster ihres Balkons geklopft hätte, wer weiß, ob sie trotz aller kindlichen Pietät der Versuchung widerstanden hätte, sich von der Seite der schlafenden Mutter wegzuschleichen und hinter ihrem reisigen Geliebten auf der Croupe sitzend in die weite Welt hinaus zu traben.

Als dann der helle Tag sie weckte, kam ihr das freilich wie ein gottloser

ed by Google

Traum vor, und einen Augenblick fühlte sie, gleichsam zur Buße für diese Gedankensünde, die Versuchung, der Mutter Alles zu gestehen. Es schien ihr, als ob kein Herz ungerührt bleiben könne bei einem so deutlichen Beweise der zärtlichsten Liebe und Treue, wie Olaf ihn durch sein verstohlenes Nachreisen gegeben hatte. Sie besann sich aber noch zur rechten Zeit, daß sie zu schweigen gelobt hatte, und ergab sich seufzend in die Nothwendigkeit, unthätig abzuwarten, was der tolle Mensch nun ersinnen würde, um sein Ziel zu erreichen. Doch konnte sie nicht umhin, als die Mutter sie zu Rathe zog, wohin sie ihre Nachmittagsfahrt lenken sollten, unter den noch auf der Liste stehenden malbaren Punkten denjenigen vorzuschlagen, der sie ihrem Freunde vielleicht wieder nahe brachte. Nicht die Porta furba noch Ponte Nomentano mit dem heiligen Berg, zu welchem die Schneehäupter der fernen Latiner Gebirge so herrlich herüberleuchteten, auch nicht die Cypressenhöhe gegen Ponte Salaro zu oder die Piniengruppen in der Villa Mellini — nur ein kleiner Theil des Studienprogramms, das die unermüdliche Künstlerin sich noch vorgezeichnet hatte, — sondern das Wäldchen beim Thal der Egeria fand sie für den heutigen Ausflug am geeignetsten. Der Himmel sei völlig klar, die Beleuchtung des Gebirges und der Aquäducte werde gegen Abend wundervoll sein, und da es der Mutter gerade auf die Abendröthe ankomme, müsse man den heiteren Tag benutzen, ehe etwa eine Regenzeit das Lieblingsproject vereitele.

Nun muß dem Rom-unkundigen Leser gesagt werden, daß man zu jenem Hain der Egeria auf der berühmten Via Appia, der alten Gräberstraße, gelangt, in deren Nähe, wie Olaf seiner Liebsten mitgetheilt, der verfallene Weinberg lag, wo jener Herr Mathias, sein Bundesgenosse, Nachgrabungen angestellt hatte. So weit also ihm entgegenzukommen hielt das pflichtgetreue Kind durchaus nicht für unerlaubt. Freilich war es nicht gerade wahrscheinlich, daß die beiden Freunde den herrlichen Tag in jener Abgeschiedenheit zubringen würden, zumal Olaf nicht ahnen konnte, daß die benachbarte Nymphe bei der Frau Schwiegermama in so hoher Gunst stehe. Da sie aber im Uebrigen völlig außer Stande war, den Rapport mit ihrem Geliebten zu unterhalten, wollte sie das schwache Fädchen wenigstens ergreifen, das sie im günstigen Fall in seine Nähe führen konnte.

Als daher am Nachmittage der Knabe Benedetto mit seinem Wägelchen vorfuhr, wurde ihm als Ziel der heutigen Fahrt das Thal der Egeria bezeichnet, und fort ging es in jenem rasenden Tempo, das der kleine Wagenlenker ebenso wie sein frisches junges Thier bevorzugte. Sie hatten die ganze Länge der Stadt zu durchmessen, bis sie an die Porta S. Sebastiano kamen, wo die Gräberstraße beginnt. Kaum aber waren sie aus dem Thor, so begann Frau Meta sofort nach rechts und links sich der schönen, malerischen Motive zu erfreuen, während Martinchen weniger als je für künstlerische Gesichtspunkte empfänglich war, obwol sie ihre scharfen Augen noch ruheloser herumwandern ließ, als die Mutter. Hinter jedem dieser Mäuerchen, Zäune und Hecken konnte sich die Vigne des Herrn Mathias befinden, jedes dieser Häuschen, die vereinzelt zwischen den verfallenen Denkmälern standen, die Wohnung ihres Freundes sein. Es zeigte sich aber in dieser menschenöden Gegend nicht die ge-

ringſte Spur einer bewohnten Anſiedelung, und mehr und mehr beſtärkte ſich die Späherin in dem Glauben, daß Olaf irgend ein anderes Revier habe bezeichnen wollen. Als dann der Feldweg hinter dem kleinen runden Kirchlein, das den Namen Domine quo vadis führt, die Via Appia verlaſſend, links ablenkte, verſank ihr vollends der letzte Hoffnungsſchimmer in eine ſchwermüthige Dämmerung, und ſie war froh, daß die Stöße des Wägleins auf dem holprigen Wege jedes Geſpräch unmöglich machten, da ſie nicht ſicher war, wenn ſie den Mund hätte öffnen müſſen, nicht in lautes Weinen auszubrechen.

Der Weg aber beſſerte ſich bald, und ſie rollten nun noch etwa zehn Minuten luſtig dahin, an allerlei öden Gärten und Gehöften vorbei, wo hie und da kleine Häuſer ſchläfrig mit geſchloſſenen Läden oder leeren Fenſteröffnungen in die Campagna hinausblickten. Hier vollends ſchien jeder Menſchenverkehr erſtorben, und ſchier unheimlich ragte drüben, mitten in der unfruchtbaren ſtummen Weite das dunkle Wäldchen immergrüner Eichen auf dem Hügel in die wolkenloſe Luft, die durch keines Vogels Flügelſchlag belebt wurde.

Noch fünfzig Schritte von dem alten Bacchustempel entfernt, der ſeit undenklicher Zeit dem heil. Urbanus geweiht iſt, verläuft die Fahrſtraße in den Wieſengrund der Campagna, ſo daß man zu den Heiligthümern der Nymphe, ihrer Grotte und ihrem Eichenhain, nur zu Fuß gelangen kann. Das Wägelchen hielt im Schatten eines hohen Lorbeergebüſches, das hinter einem verfallenen Gartenzaun weit auf die Straße herüberragte. Die Damen ſtiegen aus und beluden ſich, da der Knabe ſein Pferd nicht allein laſſen wollte, mit ihrem mannigfachen Rüſtzeug. Dann wanderten ſie ſchweigend, da die feierliche Schönheit des Ortes ſelbſt die geſprächige Mutter andächtig ſtimmte, die letzte Strecke des Weges bis zu dem röthlichen Tempelgebäude hinan und ſtanden droben ein Weilchen ſtill, in die wundervolle Fernſicht verſunken. Man ſah die ganze ſchöngegliederte Kette der Sabiner und Albaner Berge in zartem Veilchenblau unter dem kryſtallenen Himmel hingeſtreckt, manchen der Gipfel noch mit leuchtendem Schnee bedeckt, die weite Ebene davor im lachendſten Grün, durch welches die langen Arcadenreihen der Waſſerleitungen, deren Glühen in der Abendſonne das maleriſche Gelüſt der Frau Meta gereizt hatte, jetzt noch grau wie „wandelnde Gerippe“ dahinſchlichen. Eine ziemlich tiefe Thalſenkung ſchmiegt ſich vorn an die Höhe, die das Tempelchen trägt, mit hohem Gras durchwuchert, Dank dem feuchten Hauch, den die verborgenen Quellen ausſtrömen. Zur Linken gelangt man in das Grottenheiligthum, das heut' verwildert und verwahrloſt ſteht. Die Quelle ſprudelt träge über das zertrümmerte, mit Venushaar reichlich überſponnene Becken und verſickert in grünlichen Lachen an dem modrigen Grunde. Hierhin ſtrebten die beiden Wandlerinnen heute nicht. Es war fünf Uhr geworden. Was bis Sonnenuntergang noch an Kunſtbeute gewonnen werden ſollte, mußte ohne Zögern in Angriff genommen werden. So ſtellte das Martinchen die beiden Feldſtühle auf dem Grunde des Thals an einen ſchattigen Platz, den die Mutter ihr anwies, und legte Malkaſten, Palette und Skizzenbuch auf den einen Sitz, den ſie ſelbſt nicht einzunehmen dachte. Sie war viel zu raſtlos vor heimlichen Gedanken, um ihren Manzoni, den ſie freilich mitgebracht hatte, zu öffnen. Auch ſchien ihr heute die Geduld, mit welcher die ſanfte Lucia die Er-

füllung ihrer Herzenswünsche erwartet, fast empörend, da sie selbst, obwol kein heißes italienisches Blut in ihren Adern floß, seit dem Wiedersehen mit ihrem Liebsten es gleich ihm für unmöglich hielt, noch ein langes Jahr sich in die Trennung zu fügen. So schritt sie blumenpflückend hin und her an dem grünen Abhang und wandte der Landschaft, deren Farben und Linien sie früher hinlänglich bewundert hatte, eigensinnig den Rücken.

Desto glücklicher befand sich ihre kunstreiche Mutter. Sie saß so bequem wie in ihrem häuslichen Atelier und hatte das erwünschteste Modell vor Augen, das, wie ihr schien, ohne sonderliche Schwierigkeiten sich nachbilden ließ. In der Mitte des Blattes sollte das Eichenwäldchen sich erheben, links die Campagna mit einem reizenden Stück des Gebirges, dazwischen der Aquäduct und dann die schönen Wellenlinien des Vorgrundes. Es waren die einfachsten Farbentöne im reingestimmtesten Contrast, und da das Glück des Dilettanten darin besteht, nicht zu ahnen, daß das Einfachste, was die Natur bietet, das Schwierigste bleibt, weil die Mittel, durch die sie gerade damit den Eindruck der Macht und Erhabenheit erzielt, der nachstümpernden Hand versagt sind, so gedachte Frau Meta heute im Umsehen ein kleines Meisterstück zu liefern, zumal sie sich sehr wohl der großen Wirkung entsann, die ähnliche Motive in den Skizzen wahrhaft bedeutender Künstler auf sie gemacht hatten.

Sie begann also hurtig die Umrisse ihres Bildes zu entwerfen, womit sie geschickt genug zu Stande kam. Auch störte sie Nichts, weder die Schwüle der Frühlingsluft, die in dieser Windstille sich fühlbar machte, noch das scharfe Schrillen der zahllosen Grillchen rings um sie her, noch das großäugige Herüberstarren einiger Campagnabauern, die aus einer der Schenken vor dem Thore in ihre Hütten zurück wollten und vom geraden Wege abgekommen waren. Furcht hatte sie bisher nie gefühlt; war sie doch nicht allein und im Nothfall der Knabe zu errufen. Und hatte man auch seit einigen Wochen allerlei Bedenkliches über die Unsicherheit in den einsameren Bezirken vor der Stadt in den Zeitungen gelesen, niemals waren Damen angehalten und beraubt worden, und in den meisten Fällen schien Eifersucht die Triebfeder der Vergewaltigung gewesen zu sein.

Dennoch, da sie nun zum Coloriren übergehen wollte und bemerkte, daß aus ihrem Malkasten einige der wichtigsten Farben fehlten, rief sie dem Martinchen und trug ihm auf, ihr die Blechkapseln mit Neutraltinte und Cadmium zu holen, die beim Schütteln des Wagens auf dem Feldwege aus dem Kasten gefallen sein mußten.

Die Tochter sputete sich sofort, den Wiesenabhang wieder hinaufzuklimmen, und eilte dann nach dem Wägelchen zurück, das ruhig auf dem alten Flecke stand. Als sie zu ihm gelangte, mußte sie den Knaben aufstören, der das Schirmleder aufgeschlagen und sich gemächlich auf dem Boden der Kutsche zum Schlafen hingestreckt hatte, ohne zu merken, daß er sich auf die kleinen Farbenkapseln bettete. Er begriff aber sofort, um was es sich handelte, und da er das Vermißte gefunden hatte, erbot er sich, statt des Fräuleins zu der Frau Mutter zu laufen, da er immer begierig war, zu sehen, was sie malte.

Martinchen hatte Nichts einzuwenden. Je einsamer sie sich befand, desto wohler war ihr. Sie entließ daher den Knaben, indem sie versprach, auf das

Digitized by

Pferd zu achten, und da der dunkle Fond ihr einen kühlen und weichen Sitz bot, stieg sie ein und drückte sich behaglich in die Ecke zurück, die Rückkehr des kleinen Kutschers zu erwarten.

Nun weidete sie sich eine Zeitlang an dem tiefgefärbten Bilde, das die schwarze Leiste des Schirmleders einrahmte: links das Tempelchen mit seinem Buschwerk, die schwarzen Wipfel des Hains in der Mitte, zur Rechten die unabsehliche grüne Fläche, die scheinbar regellos und doch in schön bewegtem Wechsel von Hebungen und Senkungen wie ein antiker Gesang in freien Rhythmen sich vor ihr ausbreitete. Bald aber kehrten ihre Gedanken in ihr Inneres zurück, und über dem sehnsüchtigen Grübeln, wo ihr Freund jetzt wol verweile und wie sie ihm am Sichersten wieder begegnen möchte, versank sie zuerst in eine halbdunkle Träumerei, dann in einen dumpfen Halbschlummer, bis die große Stille ringsum und der Duft der blühenden Hecken die jungen Augen, die in der letzten Nacht sich nur wenig geschlossen hatten, in einen tiefen, traumlosen Schlaf einhüllten.

Der Scheck hatte inzwischen die Halme und Kräuter, die am Zaune im Schatten wuchsen, gründlich abgerupft, erhob jetzt den Kopf und sah drüben auf der Wiese noch weit frischere, vom Staub verschonte Weide. Langsam machte er sich auf und zog den leichten Wagen über die Breite des Weges nach, um drüben weiter zu grasen. Es gab einen Ruck, als er über die Böschung der Straße hinüberstieg; die Schläferin fuhr wirklich einen Augenblick in die Höhe. Als aber auf dem weichen Rasen das Gefährt wieder langsam und gelinde sich fortbewegte, sank sie beruhigt von Neuem zurück, um nun definitiv einzuschlafen.

Diese ganze, an sich gewiß unscheinbare Begebenheit sollte die wichtigsten Folgen haben.

Wo nämlich der verfallene Zaun, an welchem Benedetto angehalten, zu Ende ging, etwa dreißig Schritt auf dem Feldwege zurück gegen die appische Straße zu, begann eine nicht minder vernachlässigte steinerne Mauer, die einige Ellen weit an einem öden Weinbergsacker hinlief, bis zu einem kleinen einstöckigen Hause mit niedrigem Ziegeldach und verstaubten Läden an den vier Fensterchen, die auf die Straße sahen. Eine verschlossene Thür jedoch in der Mitte der Mauer war aus ganz neuen festen Brettern gezimmert, sonst ließ kein Zeichen erkennen, daß dies einsame Häuschen bewohnt sei. Auch war vorhin, als der kleine Wagen mit den Damen herangerasselt kam, keiner der Läden geöffnet worden, da doch sonst in solcher Einöde Alles an die Fenster stürzt, was Augen hat, um Vorüberfahrende zu betrachten.

Und doch hätte, wer schärfer zugesehen, bemerken können, daß die Spalte zwischen Holz und Mauer an einem der oberen Fenster sich um eines Fingers Breite vergrößerte und aus dem dunklen Raum ein Auge hinausspähte. Dasselbe Spiel hatte sich wiederholt, als Martinchen zum Wagen zurückgelaufen kam und dann die Stelle des Knaben im Innern einnahm. Der Spalt war sogar noch ein wenig breiter geworden und endlich der Laden behutsam aber vollständig aufgegangen. Ein bärtiger Männerkopf hatte sich hinausgebeugt, wie um zu spüren, ob die Luft rein sei. Auch ein leises Husten war erschollen, dann aber,

da es keinen Widerhall fand, wieder verstummt. Ein anderer, etwas älterer Kopf, bartlos mit schwarzem Haupthaar, hatte sich neben den ersten gedrängt und eine flüsternde Berathung sich zwischen den Beiden entsponnen. Wie nun aber der grasende Schecke für gut fand, sich auf die Höhe des gegenüberliegenden Feldes zu schwingen, verschwanden plötzlich droben in dem Fensterrahmen die spähenden Gesichter. Gleich darauf öffnete sich die Thür in der Mauer, und die schlanke Gestalt des uns wohlbekannten Ingenieurs und Professors trat rasch auf die einsame Straße hinaus.

Einen Augenblick stand er und sah scharf nach dem Bacchustempel hinauf, von wo allein eine Gefahr drohen konnte. Dann, mit einem höchst vergnügten Ausdruck triumphirenden Humors in's Innere zurückblickend und dem Freunde zuwinkend, daß er ihn allein lassen möge, glitt er rasch über die Straße den kleinen Abhang hinauf, hinter das langsam dahinziehende Wägelchen, aus dessen Innerm kein Laut sich vernehmen ließ. Nun wagte er sich, vorsichtig geduckt, zu dem Kutscherfitz vor und schmiegte sich sacht unter den Bock. Sobald er aber rittlings auf der Deichsel Platz genommen hatte, ergriff er die schlaff nachschleppenden Zügel, that einen sanften Ruck und schnalzte so leise als möglich mit der Zunge.

Der gute Schecke, unliebsam in seinem Weidegang gestört, schüttelte ein paar Mal die Ohren, als ob er Einspruch erhebe gegen die Zumuthung, sich in Bewegung zu setzen. Aber der Zügelruck wurde nachdrücklicher wiederholt, ein sanfter Streich mit der Geißel, deren der unsichtbare Lenker sich gleichfalls bemächtigt hatte, zeigte dem widerwilligen Thiere, daß es bei aller Freundlichkeit denn doch ernst gemeint sei, und so blieb Nichts übrig, als die Beine zu einem gelinden Trabe zu lüften, der auf dem weichen Boden auch ganz unbeschwerlich von Statten ging.

Die Schläferin im Wagen regte sich nicht. Das weiche Schaukeln half nur dazu, sie noch tiefer einzuwiegen. So entfernte sich das Gefährt in immer rascherem Dahinrollen mehr und mehr von seinem ursprünglichen Rastort, und bald war die Zinne des Bacchustempels und der Wipfel des Wäldchens völlig dem von Zeit zu Zeit sich umschauenden Wagenlenker entschwunden.

Indessen hatte der Knabe Benedetto längst die beiden vermißten Farben an die eifrige Künstlerin abgeliefert und ihr berichtet, daß das Fräulein sich mit ihrem Buch in den Wagen gesetzt habe. Er selbst kauerte sich neben Frau Meta's Feldstühlchen auf den Boden, reckte den Hals und schob seinen Lockenkopf dicht neben den linken Arm der Malerin, wobei seine großen schwarzen Trasteveriner Augen von Zeit zu Zeit funkelten, wenn der Pinsel gerade irgend eine kecke Farbe von sich gab. Er war ein dankbares und geduldiges Publicum, und der Ausdruck andächtigen Staunens in seinem braunen Gesicht hätte auch einem größeren Meister schmeicheln können.

Plötzlich aber fragte er: „Scusi, Signora, warum malt Ihr das Alles?"

Die Künstlerin sah ihn betroffen an.

„Warum ich das male? Weil es schön ist; weil es mir gefällt."

Digitized by Google

„Aber es ist ja schon da; und Ihr könnt es doch nimmermehr so groß und schön machen, wie es schon da ist."

Er ahnte nicht, der harmlose Kritiker, welch einen tödtlichen Schlag er mit diesen Worten gegen den modernen Realismus führte. Frau Meta aber fühlte sich durchaus nicht getroffen.

„Du hast Recht, mein Junge," sagte sie lächelnd. „Aber was ich da mache, soll auch nur helfen, mich an die Natur zurückzuerinnern. Und dann macht es mir Freude, mich zu üben. Möchtest du es wol auch lernen?"

Der Knabe antwortete mit einer stummen Geberde, die es in Zweifel ließ, ob er aus Respect oder Geringschätzung sich lieber die Mühe sparen wolle.

„Wenn ich malen könnte," sagte er nach einer langen Pause, „ich würde Nichts machen, was schon da ist, sondern nur was ich mir denke, Ritter und Engel, Drachen und Löwen, und Alles sehr groß und mit den schönsten Farben. Und dann säßen schöne Frauen unter hohen Bäumen und äßen Orangen, und auf weißen Pferden kämen nackte kleine Kinder geritten und Springbrunnen wären da, wie auf dem Platz vor Sanct Peter, und oben in den Wolken flöge ein Adler — oder ein Schwan — oder ein paar Tauben. —"

„Sind denn Tauben, Adler und Springbrunnen, Frauen und Kinder und was du sonst noch malen willst, nicht auch schon da?"

„Ja, aber nicht auf Einem Fleck und so wie im Paradiese, Alles blank und schön. Aber ich werde das Alles immer nur inwendig sehen und niemals ein Bild davon machen, weil ich arm bin und nicht die Kunst lernen kann."

Er schwieg und betrachtete wieder aufmerksam, wie flink das Pinselchen auf dem grünen Wiesengrund hin und her fuhr, ein paar Drucker hineinbrachte, und dann die rothen Bogenzeilen mit kleinen Schattenpünktchen versah, und dann wieder in den Eichenwipfeln herumtupfte. Er schien die Kunstfertigkeit mehr und mehr zu bewundern und doch das Ergebniß derselben mehr und mehr geringzuschätzen.

Auf einmal sprang er auf, die Geduld mochte ihm plötzlich gerissen sein oder eine Sehnsucht ihn anwandeln, seinen Schecken zu streicheln. So lief er den Abhang hinauf, umstrich erst noch den Bacchustempel, um sich dort aus dem Gebüsch eine schwanke Gerte zu schneiden, und kehrte dann auf den Feldweg zurück.

Aber da war kein Pferd und Wagen, noch auch eine Spur von dem Fräulein zu sehen, das beides zu hüten versprochen hatte.

Im ersten Schrecken verzog sich sein Gesicht zum Weinen. Aber gleich darauf blitzten ihm die Augen von einem hellen Strahl der Hoffnung. Er hatte die Wagenspur entdeckt, die über die Böschung auf das grüne Feld hinaufführte. Sofort lief er dem Geleise nach, bald die Streifen im Grase prüfend, bald in's Weite spähend, ob er die Entflohenen nicht entdecken könnte.

Nirgend, so weit sein Auge reichte, ein Schatten am hellen Horizont, der an seinen geliebten Schecken erinnerte. Er lief und lief, weiter und weiter, in wachsender Bangigkeit — der Schweiß strömte ihm von der Stirn — er schrie, heulte, rief den Namen seines Pferdchens mit immer rauherer Stimme, bis er, an eine Stelle gelangt, wo eine breite Fahrstraße quer durch die Campagna

Digitized by Google

laufend die Wagenspur durchschnitt und auslöschte, von dem Gedanken übermannt, daß nun die Richtung verloren und alles Nachjagen hoffnungslos sei, mitten auf der einsamen Flur sich platt auf den Rasen warf und in helle Thränen ausbrach.

Seine Gönnerin hatte indessen ruhig fortgemalt und darüber Alles um sich her vergessen. Es ging ihr heut so besonders gut von der Hand, allerlei kleine Vortheile, die ihr gestern ein aquarellirender Engländer gezeigt, bewährten sich so trefflich, und da sie nicht wieder hieher zurückzukommen gedachte, mußte, was geschehen sollte, heut zu Stande kommen, oder niemals. So vollendete sie ihr Bildchen in größter Andacht, und erst als die Sonne hinunter war und der letzte Schimmer von den Aquäducten hinweggeblichen, besann sie sich, daß es Zeit wäre, an den Heimweg zu denken.

Doch immer noch gab es hier ein Fleckchen zu vermalen, dort einen Schatten zu verstärken, da in dem Zwielicht, wo die Mitteltöne aufgehoben wurden, die Gesammtwirkung der Scenerie noch schlagender hervortrat. Erst als sie selbst ihr Saftgrün von ihrem Berliner Blau nicht mehr zu unterscheiden vermochte, stand sie seufzend auf, klappte das Malbüchlein zu, packte Farben und Pinsel zusammen und stieg, mit all' ihren Siebensachen beladen, den Abhang rüstig hinauf.

Sie hatte bei so vielen Talenten von der Gabe, sich an fremden Orten zurechtzufinden, nur ein sehr geringes Pflichttheil erhalten. Im ersten Augenblick also fiel es ihr noch nicht auf, daß sie den Wagen nicht gleich entdecken konnte. Sie rief den Namen ihrer Tochter, dann den des Knaben. Da Niemand antwortete, schlug sie erst den falschen Weg hinter dem Tempelgebäude ein, kam aber bald davon zurück, da er in eine sumpfige Niederung verlief. Nun schritt sie hastiger den richtigen Weg hinunter, immer „Martinchen!" und „Benedetto!" rufend. Alles todtenstill. So beherzt sie war, kam es ihr denn doch nicht geheuer vor. Wohin auf einmal war ihr ganzes Gefolge entrückt? Nirgend ließ sich ein Gehöft erblicken, zu welchem etwa der Knabe sein Thier zum Tränken oder Füttern hätte führen können. Die Gegend ringsum lag so still im Abendlicht, die überall hervorsprossenden jungen Zweige rührte kein Lufthauch, nur in weitester Ferne bellte ein Hund, während die Grillen hier oben verstummt waren. Frau Meta war wol hundert Schritte über ihren ursprünglichen Halteplatz hinausgegangen, das Herz schlug ihr immer schwerer und bänger, sie rief nicht mehr, sie kletterte auf jede Erhöhung, jedes Mäuerchen, um einen weiteren Umblick zu haben — Alles umsonst.

Endlich entschloß sie sich, nach dem Tempel zurückzugehen. Sie hatte gehört, daß man in's Innere gelangen könne, wenn gerade der Wächter anwesend sei. Nun hatte sie am Nachmittag Nichts von ihm wahrgenommen; vielleicht aber lag er drinnen und schlief und würde auf ihr Klopfen herauskommen und ihr beistehen in ihrer Noth und Verlassenheit.

Wie sie aber eben sich wieder gewendet hatte, that sich in der alten Weinbergsmauer die Pforte auf und heraus trat ein guter Bekannter, der in diesem Augenblicke ihr wie ein himmlischer Engel erschien. Auch war die äußere Gestalt dieses Freundes sehr zu seinem Vortheil verändert. Denn während der

Digitized by Google

Herr Senator ihr bisher in Gesellschaften oder auf Ausflügen immer nur ein wenig philiströs, in tadelloser schwarzer Toilette mit blendend weißer Wäsche und spiegelblankem Hut begegnet war, trug er hier draußen ein leichtes, helles Sommercostüm und ein Strohhütchen mit blauem Bande, das sein wohlgebildetes Gesicht und seine stattliche Figur weit jugendlicher erscheinen ließ.

War nun Frau Meta auf's Froheste überrascht, in dieser Bedrängniß ihren ritterlichen Anbeter, Herrn Mathias, zu treffen, so konnte dieser vollends vor Erstaunen sich nicht beruhigen, daß er der verehrten Künstlerin zu dieser Stunde an diesem Ort und ohne jede Begleitung begegnete. Auch als sie ihm in wenig Worten berichtet hatte, wie Alles zusammenhing, schüttelte er noch immer höchst befremdet den Kopf. Er habe droben in seinem Museum gesessen, aber weder einen Wagen heranrollen, noch wieder sich entfernen hören. Mit der Miene der größten Theilnahme ließ er sich die Stelle zeigen, wo sie unter dem Lorbeerbusche gehalten hatten, beruhigte dann aber die aufgeregte Freundin, indem er ihr die Wagenspur zeigte, die gerade von diesem Fleck aus in die Campagna hinauslief. Es sei ganz außer Zweifel, daß dem Fräulein Tochter das Stillsitzen im Wagen langweilig geworden sei, daß sie daher dem Knaben befohlen habe, während die Mutter anderweitig beschäftigt war, eine kleine Spazierfahrt zu machen, wo denn Nichts begreiflicher sei, als daß sie sich von einem schönen Blick zum anderen weiter als billig hätten hinauslocken lassen. Daß sie aber sicher zurückkehren würden, verstehe sich bei Fräulein Martinchen's besonnenem Charakter und der Ortskunde, die der „Knabe Lenker" besitze, von selbst.

Auf diesen trostreichen Zuspruch fühlte die kleine Frau in der That all' ihre Besorgnisse schwinden, und da Herr Mathias sogleich ein sehr interessantes Gespräch vom Zaune brach, einen Vergleich zwischen der Formirung und Färbung der Campagna und den nordischen Marschgegenden, genoß sie von Herzen die herrliche Rundschau in der sanftabklingenden Beleuchtung des Abendhimmels. Sie hatte natürlich ihr Blatt von dem Nymphenhain zeigen müssen, und das Lob, das Herr Mathias eben so begeistert wie sachkundig äußerte, that ihr nicht wenig wohl. Wie hätte sie es dem Freunde abschlagen können, einen Augenblick bei ihm einzutreten, sein Besitzthum und seine Sammlung zu mustern und das Local der neuen Ausgrabungen sich anzusehen. Sie konnten ja das zurückkehrende Wägelchen nicht überhören, und wenn die Tochter einen Augenblick sich ängstigte, was aus der Mutter geworden sein mochte, hatte sie es wol verdient durch ihr eigenmächtiges Herumstreifen.

Also betraten sie das verödete Grundstück, auf welchem nur noch wenige Spuren früherer Pflanzungen sichtbar waren. Hier aber hatte der frühere Besitzer einen schönen, wohlerhaltenen Topf mit reichem Figurenschmuck gefunden, den er dem Senator zum Kauf angeboten. Wo solch ein Schatz gefunden war, mußte sich mehr finden, und so hatte Herr Mathias rasch zugegriffen, als der Eigenthümer, der das Grundstück zu bebauen zu arm oder zu träge war, den Wunsch, es zu verkaufen, hinwarf. Seit drei Monaten jedoch waren alle Nachgrabungen des neuen Besitzers fruchtlos gewesen. Aber selbst wenn dies dürre Stück Land keinen weiteren Ertrag lieferte, würde sich die Kaufsumme, wie Mathias sagte, reichlich rentiren durch die hohen Genüsse, die das Wohnen hier

ed by Google

am Saum der Campagna in der Nachbarschaft des Nymphäums dem Freunde des Alterthums und der Natur gewähre. Zumal, fügte er mit einem stillen Seufzer hinzu, seit er der schönsten und letzten Glückshoffnung, die er gehegt, habe entsagen müssen, sei diese Einsiedelei ihm wie ein Hafen, in das er sein havarirtes Lebensschiffchen sicher hätte bergen können.

Die liebenswürdige Frau, die bis dahin den lebhaftesten Antheil an jeder Scholle dieser alten Vigne und jedem Scherben, den sie enthalten mochte, an den Tag gelegt hatte, wandte sich bei diesen anzüglichen Worten sichtbar unwillig von ihrem Verehrer ab und verlangte wieder an das Thor zurück, um hoffentlich dort den Wagen zu finden. Aber immer noch ließ sich der Knall von Benedetto's Peitsche oder das Wiehern des Schecken nicht vernehmen. Nur der Bediente des Herrn Mathias, der, um Einkäufe zu machen, am Nachmittag in die Stadt gegangen war, kam ihnen entgegen und öffnete beflissen die Thür, die in die unteren Räume führte. In ihrer Bestürzung und Rathlosigkeit, was sie denken und beginnen solle, folgte Frau Meta der Einladung ihres Freundes, sein Häuschen zu betreten, zumal von den oberen Fenstern ein bequemerer Ausblick über die ganze Ebene zu gewinnen und die Zurückkehrenden schon in weitester Ferne zu erblicken seien.

Es war schon so dunkel geworden, daß der Diener eine Messinglampe anzündete, mit der er vorausleuchten wollte. Herr Mathias aber nahm sie ihm aus der Hand und führte seinen Besuch selbst durch die zwei untern Gemächer, von denen das eine früher zur Küche gedient hatte, während jetzt der Diener, der hier sein Lager hatte, nur das Frühstück auf dem kleinen Herde bereitete. Den größeren Raum nebenan hatte Herr Mathias für sich selbst zum Schlafzimmer eingerichtet und die beiden oberen Gemächer ausschließlich seinen Sammlungen gewidmet.

Er führte dann Frau Meta die schmale steinerne Treppe hinauf und leuchtete ihr in das kleine Antiquarium voran, wo sie, sowenig ihr Herz bei der Sache war, die mannigfaltigsten Terracotten, Broncegeräthe, Fragmente von Marmorfiguren, Aschenkästen und Münzen bewundern mußte. Sie hörte freilich kaum, was ihr Führer sagte; ihr Ohr horchte darüber hinweg in die weite Landschaft hinaus, deren leiseste Töne durch die offenen Fenster zu ihr hereindrangen. Nur als Herr Mathias jetzt in die zweite Kammer voranging, wurden ihre Gedanken denn doch in die nächste Nähe zurückgelenkt. Denn dieses kleinere Gemach bewahrte in einigen Schränken allerlei besonders zierliche und kostbare Sächelchen, Ringe und Spangen, Halskettchen und Armreife, das Meiste von Gold und Vieles mit edlen Steinen verziert und so wohl erhalten, daß eine schöne Frau in Fleisch und Bein sich nur geradezu damit schmücken konnte. Und doch war dies Alles noch nicht der eigentliche Magnet, der Frau Meta's Aufmerksamkeit anzog. Ein kleines Kanapee mit rothem Leder überzogen stand an der Hauptwand, darüber hingen in schöngeschnitzten dunklen Holzrahmen drei Aquarellen, römische Ruinen-Prospecte und Landschäftchen darstellend, die Herr Mathias in diesem seinem Allerheiligsten aufgehängt hatte, obwol sie vom allerneuesten Datum waren. Sie waren freilich von keiner geringeren Hand gefertigt, als von der unserer fleißigen Künstlerin, die sie in einen Wohlthätigkeitsbazar gestiftet hatte

und jetzt über und über erröthete, in dem unbekannten Käufer, der das Doppelte des verlangten Preises dafür gezahlt, ihren alten Verehrer und abgewiesenen Freier zu entdecken.

Sie hütete sich aber wol, nur im Geringsten ihre Gemüthsbewegung beim Wiedersehen ihrer eigenen Kinder zu verrathen, ging vielmehr rasch an ihnen vorbei und heuchelte die größte Bewunderung gegenüber den goldnen Findlingen hinter den Glasscheiben. Der glückliche Besitzer, der einstweilen an ihrem Erröthen über seine verstohlene Huldigung sich genügen ließ, stellte das Lämpchen auf den Fensterssims, schloß die Schränke auf und holte eins nach dem andern von seinen kostbarsten Stücken heraus, nicht wenig stolz und glücklich, daß die geliebte Frau seine Passion zu theilen und an jedem Spänglein, Nadelknopf, ja den winzigsten Bruchstücken, wenn die Arbeit fein war, das lebhafteste Interesse zu nehmen schien. Besonders fand ein Paar winziger Ohrringe, kleine Henkelkrüge von Gold vorstellend, ihren Beifall. Sie wog die Dingelchen in der Hand und bemerkte, wie leicht sie zu tragen sein müßten.

„Wenn Sie sich nicht stets gegen jedes noch so unbedeutende Geschenk von mir gewehrt hätten, theure Freundin," warf er nachlässig hin, „würde ich wie die Spanier sagen: A la disposicion de Usted. Nun müssen Sie mir wenigstens den Gefallen thun, sie nur einen Augenblick anzulegen; ich möchte gar zu gern sehen, wie dieser zweitausendjährige Putz einem lebendigen kleinen Frauenohr steht."

„Das kann ich Ihnen nicht wohl abschlagen," versetzte Frau Meta und vertauschte sofort ihre weit schwereren Mosaik-Ohrringe mit den kleinen etruskischen. Herr Mathias betheuerte, man könne nichts Reizenderes sehen; sie selbst müsse sich in diesem Schmuck bewundern; er wolle nun einen Spiegel heraufholen, da seine antiken Silberspiegel dazu nicht ausreichten.

So eilte er hinaus. Kaum aber sah die Künstlerin sich allein, als sie dem Zuge ihres Herzens nicht widerstehen konnte und hastig vor das kleine Sopha trat, ihre drei Aquarelle zu betrachten. Sie empfand eine große Genugthuung, daß sie ihr auch in dieser Umgebung noch gefielen und von der reichen Einrahmung durchaus nicht gedrückt wurden. Wie sinnig und geschmackvoll hatte der Käufer sie hier angebracht, wie viel weißes Papier um die kleinen Blätter gelassen! Er war wirklich, ein seltner Freund, und daß er aus dieser geheimen Liebesthat auch jetzt ihr gegenüber sich kein Verdienst machte — wie zartfühlend war es! Sie warf einen raschen Blick in ihr Malbuch und überlegte, daß sie es ihm wol schuldig sei, das Blatt, das sie heute gemalt, für ihn zu copiren und es ihm zum Andenken zu hinterlassen. Aber schon hörte sie, wie er die Treppe wieder heraufkam, und trat rasch zu den Goldsachen zurück.

Nun brachte er ihr den Spiegel, und sie konnte nicht umhin, sich sehr hübsch darin zu finden. Da sie einmal im Zuge war, mußte sie auch eines der Halskettchen probiren und einen kunstreich ciselirten Kamm in ihr weiches, blondes Haar stecken.

„Nun könnt' ich mich nur gleich als eine alte Etruskerin begraben lassen!" scherzte sie.

ed by Google

„Dann gehört auch noch ein Ring an den Finger!“ fiel er lachend ein, nahm den zierlichsten aus dem Kästchen und steckte ihn, obwol sie sich in einiger Verwirrung dagegen sträubte, an den Goldfinger ihrer rechten Hand, die noch unberingt war, während die linke den Wittwenring neben einem kleinen Brillantreif trug.

„Wie angegossen!“ rief er und hielt ihre Hand fest. „O meine Freundin, Sie sind grausam. Wissen Sie, daß Sie mir all' meine Schätze verleiden und entwerthen? Seit ich gesehen habe, daß erst das Leben ihnen den wahren Reiz verleiht, werden sie mir todt und unheimlich vorkommen, wenn ich sie nun wieder in ihrem Schrank, wie in einer Grabestruhe, liegen sehe. Hier in diesen vier Wänden hab' ich meine besten Stunden, soviel mir noch vergönnt waren, zugebracht. Und jetzt, wenn Sie wieder gegangen sein werden und ich in meiner Einsamkeit Ihre Gestalt nur wie ein Traumbild mir vorzaubern kann —“

„Herr Mathias,“ unterbrach sie ihn lebhaft, indem sie mit der einen Hand, die frei war, die Kette von ihrem Halse zu lösen suchte — „das ist Unrecht von Ihnen. Sie haben mir versprochen —“

„Was über meine Kräfte ging — was ich nie hätte versprechen sollen! Ja, ich bildete mir selbst ein, es sei möglich, nur Freundschaft für Sie zu fühlen. Ich wollte mich dazu stärken, indem ich Sie seltner aufsuchte; sogar eine Reise nach Umbrien unternahm ich, um mich im Entbehren zu üben und vergessen zu lernen —“

„Vor Allem, um neue Schätze zu sammeln!“ warf sie erröthend, aber nicht unfreundlich ein.

„Gewiß!“ versetzte er trübsinnig lächelnd. „Ich dachte mich für das versagte Kleinod zu entschädigen, indem ich andere kostbare Besitzthümer um mich herum anhäufte, eine unglückliche Leidenschaft durch eine andere, minder lebensgefährliche Passion bekämpfte. Ich mußte einsehen, daß Alles vergebens sei. Alle meine schönsten und seltensten Fünde, die mich früher beglückt haben und mir noch werth und theuer sein würden, wenn ich sie meiner geliebten Freundin zu Füßen legen könnte, — jetzt betrachte ich sie mit ganz stumpfem Sinn und treibe die alte Liebhaberei nur noch aus Gewohnheit weiter. Sie haben Viel auf dem Gewissen durch Ihre unerbittliche Herzenskühle, meine theure Freundin — nein, durch ihr bloßes Dasein; denn was können Sie dafür, daß Sie Nichts für mich fühlen? Wenn ich so liebenswürdig wäre, wie Sie, könnte man Ihnen einen Vorwurf machen und es unnatürlich finden, daß Sie eine so treue Neigung nicht erwidern. So aber —“

Er stockte; er schien ihr absichtlich Zeit lassen zu wollen, irgend ein Wörtchen zu sagen, das ihn berechtigte, sie weiter zu bestürmen. Und wirklich war sie unvorsichtig genug dazu.

„Werthester Freund,“ sagte sie ernst und mit gedämpfter Stimme, „wenn Sie doch Vernunft annehmen wollten und meine Gründe ehren, die ich Ihnen ja gesagt habe. Ich bin —“

„Vernunft?“ rief er dringender, ihre Hand immer fest in der seinen haltend. „Nun wahrhaftig, Ihre Gründe waren bei Ihrer Weigerung [illegible] Unvernünftigste. Ihrer Kunst fürchteten Sie durch eine [illegible] Verbindung a[illegible]g gemacht zu

Digitized by Go[illegible]

werden. Als ob es nicht meine theuerste Herzensangelegenheit sein würde, Ihr Talent zu hegen und zu pflegen! Wenn es Sie gelüstete, Studien im Inneren von Afrika oder an den Küsten des Polarmeers zu machen, mit tausend Freuden würde ich Ihnen Schirm und Feldstuhl, Mappe und Malkasten nachschleppen und zufrieden sein, wenn Sie von der Arbeit weg nur dann und wann mir einen freundlichen Blick zuschickten. Und was die Pflicht betrifft, die Erziehung Ihrer lieben Tochter zu vollenden —"

Er hatte mit heimlichem Entzücken bemerkt, daß seine Worte Eindruck machten, ihre niedergeschlagenen Augen zitterten leise, die Hand, die er drückte, war feucht und kalt geworden, und offenbar klopfte ihr das Herz aufgeregt unter der lebhaft athmenden Brust. Das unbedachte Wort aber von ihrer Tochter verdarb Alles.

„Mein Kind! meine Martina!" rief sie, plötzlich sich von ihm losmachend. „Ich schlechte, pflichtvergessene Mutter! Ich höre Ihr unsinniges Gespräch mit an, wie wenn nicht die schwerste Sorge mir auf dem Herzen läge. O Gott — es ist rabenschwarze Nacht geworden und mein Kind — da — nehmen Sie Ihre Kostbarkeiten zurück, und wenn Sie nur ein bischen Freundschaft für mich haben —"

Sie riß die Kette vom Halse, legte hastig Kamm und Ohrringe ab und war kaum damit fertig geworden, als von dem Felde draußen ein Ton wie von heftigem Schluchzen herüberkam, gleich darauf der Angstruf des Knaben: „Signora! o Signora! Hilfe! per l'amor di Dio! Hilfe! Signora!"

Sie war an's Fenster gestürzt. „Benedetto!" schrie sie in die Nacht hinaus.

„O Signora!" kam die Antwort zurück. „Sie sind fort, das Pferd und der Wagen und die Signorina — fort! verschwunden! Alles verloren! Mein Vater bringt mich um! Gesummaría und alle Heiligen! ich muß sterben!"

Er warf sich auf den Erdboden und drückte das schluchzende Gesicht gegen den Rasen, taub für Alles, was die entsetzte Frau ihm vom Fenster aus zurief.

Da wandte sie sich rasch zu ihrem Freunde um.

„Kommen Sie," hauchte sie mit erstickter Stimme. „Helfen Sie mir Himmel und Erde in Bewegung setzen, um mein Kind wiederzufinden. Ihr Bedienter muß die Nachbarn aufbieten, wir durchstreifen die Campagna es ist unmöglich — o es ist furchtbar —! Und ich — während sie geraubt wurde, während sie nach mir schrie und jammerte — ich konnte —"

„Meine theuerste Freundin," beruhigte er sie, „ängstigen Sie sich doch nicht ohne Noth. Bedenken Sie — eine Brigantenbande, wie sie in Sicilien auf Entführungen ausgehen, des Lösegeldes wegen, gibt es ja nicht in dieser friedlichen Gegend. Das Schlimmste wäre, daß Fräulein Martina — da der Knabe ja nicht dabei war — auf eigene Hand eine Spazierfahrt gewagt und das übermüthige Thier nicht hat zügeln können. So mag es weiter, als ihr lieb war, mit ihr in die Campagna hinausgaloppirt sein. Aber endlich wird es seine Luft gebüßt und sich wieder zum Schritt bequemt haben. Und wenn wir noch zehn Minuten diese allerdings peinliche Ungewißheit ertragen haben —"

Er hatte das Alles an sie hingeredet, während sie schon mit wankenden Knieen durch die Zimmer eilte und die Treppe erreichte. Auf der Mitte der-

Digitized by Google

selben that sie einen falschen Schritt und mußte sich an ihm halten, um nicht zu fallen. Dabei sah sie ihm einen Augenblick in das Gesicht, auf welchem, obwol er im Herzen ganz ruhig war, dennoch das redlichste Mitgefühl mit der Qual ihrer armen Mutterseele und die Sorge, ob ihr nicht zu Viel zugemuthet worden sei, zu lesen war.

„Bringen Sie mir mein Kind wohlbehalten wieder zurück," flüsterte sie, „und ich will Alles thun, um was Sie mich gebeten haben!"

Dann riß sie sich von ihm los, flog die Treppe vollends hinab und eilte wie besinnungslos aus dem Hause nach der Wiese hinaus, wo Benedetto noch immer in seinem verzweifelten Jammer auf der Erde lag und durch kein Rütteln und Fragen zu irgend einem vernünftigen Bericht über das, was er etwa erlebt hatte, zu bewegen war.

Während diese stürmische Scene die antiquarische Idylle im Häuschen des Herrn Senators unterbrach, rollte, nur etwa noch ein halb Tausend Schritte entfernt, das Wägelchen mit dem Schecken in scharfem Trabe über den festen Grund der Campagna hin gerade auf den Bacchustempel zu, dessen oberster Rand so eben fern über der dunklen Linie des erhöhten Erdbodens auftauchte. Es wurde kein Wort gesprochen, weder vom Bock herab noch aus dem dunklen Innern des Wagens. Nur von Zeit zu Zeit klang von da her ein Ton wie das nachzuckende Schluchzen, wenn Jemand lange und heftig geweint hat. Dann ließ regelmäßig der Wagenlenker jenen seltsamen Naturlaut erschallen, mit dem die italienischen Kutscher ihre Pferde antreiben, und die lange Schnur der Geißel streifte den Hals des flinken Thieres. Ringsum herrschte die erhabene Stille einer römischen Campagna-Nacht, und das tiefe weite Firmament glänzte von Sternen, die manchmal wie wehende Flämmchen aufloderten und dann wieder stille fortbrannten.

Auf einmal drehte sich der Wagenlenker halb nach der stummen Gestalt um und sagte:

„Nur noch fünf Minuten! Es wäre doch gut, Liebste, wenn du dich jetzt ein wenig zusammennähmest und deine Augen trocknetest. Liefre ich dich in diesem Zustande der Mama wieder ab, so erschrickt sie tödtlich und glaubt Wunder, was dir zugestoßen sei. Und ich zweifle, daß es der gestrengen Mutter ganz so haarsträubend wie ihrer gewissenhaften Tochter erscheinen wird, wenn sie später einmal erfährt, wer der Räuber ihres Kindes gewesen ist. Nicht daß ich es dir übelnähme! Lieber ein wenig zu viel Gewissen, als zu wenig. Aber du solltest doch die ganze Sündenlast getrost mir zuschieben und nicht zu schlecht von mir denken, wenn sie mich nicht zu Boden drückt. Es ist ja möglich, daß die gute Mama eine kleine Angst ausgestanden hat, obwol für einen Tröster gesorgt ist. Aber sie kommt ja immer noch gnädig dabei weg, und dann bedenke: bei keiner Operation geht es ganz ohne gewaltsamen Eingriff in den zarten Organismus ab. Eine Tochter von einer Mutter loszureißen kostet immer einiges Herzblut und eine Menge Thränen. Wenn aber Beiden endlich damit geholfen ist —"

„Sprich Nichts mehr!" kam es schwach aus der Wagenecke zurück. „Ich

Digitized by

weiß Alles, was du mir sagen kannst, Olaf. Auch hab' ich es dir schon verziehen; das kann mich aber nicht darüber beruhigen, daß die Mama inzwischen vor Angst fast gestorben sein wird und daß ich nicht gleich, sobald ich zur Besinnung kam, entschieden darauf bestand, daß wir umkehrten. Ach, Olaf, war das deine ganze Erfindungskunst? Hätte es kein gelinderes Mittel gegeben?"

„Eh! Eh!" machte der junge Mann und schnalzte mit der Zunge. Dann wieder in den Wagen hinein:

„Sprich mir nicht von Erfindungsgabe. Dies Alles war der reine Himmelswink; der Weg der Vorsehung ging diesmal nach dem Thal der Egeria hinaus und dann rechts ab in die Campagna. Hab' ich dir nicht gesagt, daß ich in meiner Rathlosigkeit halb und halb entschlossen war, bei eurem nächsten abenteuerlichen giro durch die Einöde euch durch ein paar von mir besoldete ehrliche Banditen überfallen zu lassen, um dann mit Hilfe meines Alterthümlers eine feierliche Rettungskomödie aufzuführen und so die Mama zu unsern Gunsten zu stimmen? Natürlich war das nur für den äußersten Fall, daß gar kein sanfterer Weg zum Ziele führte, denn es hätte euch noch ganz anders geängstigt, als die heutige Kriegslist. Wie ich euch aber heut Nachmittag daherrollen sah — wenn das nicht der Finger Gottes ist! — sagt' ich zu meinem Mitverschworenen. Und hast du nicht selbst gestanden, Schatz, daß dein eigener kleiner Finger das gute Beste dabei gethan, da er auf dem Studienprogramme gerade die Egeria unterstrich? Wenn du also ein wenig gerecht und nur eine halb so zärtliche Braut sein willst, wie du eine zärtliche Tochter bist —"

Er konnte den Satz nicht vollenden. Denn plötzlich hörten sie noch aus ziemlicher Entfernung einen lauten Zuruf: „Eccoli! Da kommen sie. Gott sei Dank!" — und dann von einer helleren Stimme: „Martina! Kind! bist du's denn wirklich?"

Olaf hatte sich rasch wieder umgedreht und erkannte nun drei mit Fackelbränden bewehrte dunkle Gestalten, die Mutter, Herrn Mathias und den Bedienten, die in hastigem Lauf ihnen entgegen eilten.

Noch fünf Secunden, und die Tochter lag in den Armen der Mutter, beide von der freudigen Erschütterung so ergriffen, daß sie vor Schluchzen und Weinen lange nicht zu reden vermochten.

Olaf war vom Bock gesprungen, hatte die Zügel dem sprachlos ihn anstarrenden Knaben hingeworfen und dann mit seinem Verbündeten einen vielsagenden Blick gewechselt. Der treffliche Senator war aber durch das Glück dieser Stunde so weich gestimmt, daß er es nicht bei einem Händedruck bewenden lassen konnte, sondern seinen jungen Freund lebhaft umarmte und ihm dabei ein Wort in's Ohr flüsterte.

„Gratulire!" gab Olaf eben so leise zurück. „Nun kommt die Reihe an mich. Lassen Sie mich nicht im Stich, wenn es gefährlich werden sollte."

Dann näherte er sich mit ganz unbefangener Miene den beiden Damen, die sich noch immer in den Armen hielten und wieder und wieder an's Herz drückten, recht als ob sie beide sich scheuten, einander offen in die Augen zu sehen, und sagte im heitersten Ton:

„Gnädigste Frau, Sie werden sich wundern, mich hier in dieser nächtlichen

ed by Google

Einöde so ganz unerwartet anzutreffen. Zumal für einen seit Kurzem wohlbestallten polytechnischen Professor, als welchen ich mich Ihnen vorzustellen die Ehre habe, scheint es seltsam, in der römischen Campagna herumzustreifen und herrenlos gewordene Droschkenpferde wieder zu ihrer Pflicht zurückzulenken. Die Sache aber ist dennoch sehr einfach. Dieser mein Freund hier, Herr Senator Mathias, hat mich engagirt, als technischer Beirath die Ausgrabungen auf seinem Grund und Boden zu leiten —"

„Die Herren kennen sich?" rief Frau Meta mit einem Blick auf ihren Freund, in welchem eine Welt aufdämmernden Verständnisses lag. Olaf aber kam dem verlegen nach Worten suchenden Mitverschworenen zuvor.

„Eine Reisebekanntschaft," sagte er unbefangen; „ich traf ihn auf einer Studienreise durch Umbrien und konnte seinem freundlichen Drängen nicht widerstehen, ihn nach Rom zu begleiten, um mein Gutachten über seine Unternehmungen abzugeben. Heute — da Festtag ist — haben wir gefeiert, ich wollte meine freie Zeit zu einem Spaziergang in die Campagna benutzen, und wer schildert meine Ueberraschung, als ich plötzlich ein Pferd mit einem Wägelchen dahintraben sehe, in welchem eine junge Dame in tiefem Schlafe liegt. Es hatte sich ein verdächtig aussehender Mensch unter den Bock gesprungen und peitschte das arme Thier aus Leibeskräften. Offenbar war es auf eine Entführung abgesehen. O, verehrte Frau, es ist nicht ohne Gefahr, schöne junge Damen in dieser bezaubernden Wüste sich selbst zu überlassen. Wenn Sie gesehen hätten, wie der Räuber sich seines gelungenen Anschlages freute, wie er Miene machte, nicht eher stillzuhalten, als bis er seinen schlafenden Raub in Sicherheit gebracht hätte! Aber auf einmal wurde es laut im Wagen. Und wie ich nun das angstvolle Klagen und Hilferufen hörte — die Stimme war mir ja nicht ganz unbekannt — wahrhaftig, gnädige Frau, ich hätte den Spitzbuben dem strengsten Gericht, ja Ihrem eignen ausliefern mögen für seine frevelhafte That. Aber Ihre Tochter bat selbst für ihn, und so ließ ich Gnade für Recht ergehen, hielt das rasende Gefährt mit einem kräftigen Zügelruck an und lenkte es auf den Weg nach Hause zurück. Und da sind wir nun, beste Frau Mama, bis auf den Schrecken ganz wohlbehalten, und ich hoffe, diese Räubergeschichte wird später einmal nur als ein drolliges Abenteuer in Ihrer Erinnerung fortleben. Erlauben Sie mir als Belohnung für meine rettende That Ihre Hand zu küssen."

Er ergriff, ohne die Antwort abzuwarten, Frau Meta's Hand und zog sie respectvoll an die Lippen. Martinchen hatte sich abgewendet, ihre Thränen zu trocknen, Herr Mathias machte sich mit dem Schecken zu schaffen, Keines sprach ein Wort. Als aber Benedetto sich wieder auf den Bock gesetzt und Peitsche und Zügel ergriffen hatte, sagte die Mutter, die nicht die geringste Neugier zeigte, Näheres über die abenteuerliche Entführungsgeschichte zu hören, in ziemlich scharfem Ton: „Wir wollen so rasch als möglich heimfahren, Kind. Ich bedauere, den Herren keinen Platz im Wagen anbieten zu können. Auch haben Sie wol noch mit einander zu thun. Auf Wiedersehen also!"

Olaf hob die Damen in den Wagen, wobei er Martinchen's Hand suchte, um sie verstohlen zu drücken.

Digitized by Google

„Meine Ferien gehen in acht Tagen zu Ende, dann muß ich meine Professur antreten," sagte er ruhig. „Ich werde, da ich hier draußen nöthig bin, den Damen nicht läſtig fallen, nur morgen Vormittag möchte ich mir erlauben, nach Ihrem Befinden zu fragen. Hoffentlich ſchlafen Sie auf die kleine Gemüthsbewegung vortrefflich."

Er lüftete den Hut, trat dann noch an den Bock heran und gab dem Knaben die Hand.

„Fahr zu, Burſch," rief er luſtig, „und liefere die Damen ſo ſicher ab, wie ich gethan habe! Felice notte!"

Das Pferdchen ſetzte ſich in Trab, und bald hatte es den Feldweg zurückgelegt und in die appiſche Straße eingelenkt. Da bog ſich der Knabe einen Augenblick zurück, zwinkerte mit den Augen den Damen zu und ſagte: „Ein braver Herr, der Herr Fremde! Seht! Das hat er mir geſchenkt!" — und er öffnete ſeine kleine, braune Fauſt, in der er ein blankes Goldſtück hielt.

In großer Einſilbigkeit hatten die Beiden, die ſich mit ſo vielen Thränen ihrer Wiedervereinigung gefreut hatten, die lange Fahrt durch die Stadt zurückgelegt. Zu Hauſe fanden ſie ihr ſonſt ſo trauliches Wohnzimmer dunkel und unwirthlich. Mehrere von den abendlichen Beſuchern waren da geweſen und wieder gegangen, da die Damen ausblieben. Eine kleine cena ſtand auf dem Tiſch, die Keines anrührte. Nur von dem Wein und Brod genoß Martinchen ein Weniges, während die Mutter auch das verſchmähte und, über heftiges Kopfweh klagend, ſofort zu Bette ging.

Als die Tochter ihr dann nachfolgte, fand ſie die Mutter ſchon in feſtem Schlaf, ſputete ſich daher, ihre Kleider abzulegen und ſo geräuſchlos, als ſie konnte, nachdem ſie das Licht gelöſcht, in das Bett zu ſchlüpfen, das, nur durch einen ſchmalen Zwiſchenraum getrennt, neben dem ihrer Mutter ſtand. Sie lag aber noch keine zehn Minuten, ſo hörte ſie, wie die Mutter ſich aufrichtete und mit einem Seufzer ſagte: „Wenn er morgen kommt, magſt du ihn allein empfangen, Kind, und ihm ſagen, was dir gut dünkt. Ich geſtehe, daß ich es ihm noch nicht ſo bald verzeihen kann, wie er trotz ſeines feierlichen Verſprechens nun doch ein Jahr früher, als ich gewünſcht hatte, eine neue Annäherung erzwungen hat. Indeſſen, ich ſehe wol, daß da Nichts zu machen iſt; meine wohlgemeinteſten Anordnungen werden über den Haufen geworfen, Jugend hat keine Tugend, und ſo thut denn in Gottes Namen, was ihr nicht laſſen könnt. Wenn es nicht zu deinem Glück ausſchlägt — ich waſche meine Hände."

Auf dieſe in der Form ſtrengen, in der Sache deſto ſanfteren mütterlichen Worte blieb es eine Weile ganz ſtill. Plötzlich aber fühlte Frau Meta ihre Lagerſtätte erbeben. Martinchen war hinaus geſprungen, hatte ſich auf das Bett ihrer Mutter geſetzt und, mit beiden Armen ſie umfangend und ihr Geſicht an das ihre drückend, Mund und Wangen mit den zärtlichſten Küſſen bedeckt.

„O Mutterle!" rief ſie — nur in den feierlichſten Stunden kam ihr die heimathliche Form über die Lippen — „du biſt die beſte, goldigſte Mutter in der ganzen Welt. Nein, ich kann es nicht annehmen; ich weiß, daß es dir weh thut, dir ſchwer wird, daß du darauf gerechnet haſt, noch ein Jahrlang

würden wir so beisammen bleiben und du könntest deiner Kunst leben und auch mir noch allerlei gute Dinge in meinen harten Kopf bringen. Und nun willst du auf das Alles verzichten. O Mutterle, deine himmlische Güte — wenn du wüßtest, wie schwer sie mir auf's Herz fällt, weil ich sie weniger als je verdient habe! Nun aber sollst du erst Alles wissen, und wenn du ihm dann nicht böse bist und dann noch einwilligst —"

„Kind," unterbrach die Mutter dieses stürmische Bekenntniß, „sage mir Nichts weiter. Ich will Nichts wissen, nicht mehr, als ich mir schon selbst zusammenreimen kann. Meinst du, ich hätte ein Wort von der ganzen Räubergeschichte geglaubt, oder von dem Engagement wegen der Ausgrabungen? Zwar von Herrn Mathias hätte ich es nimmermehr gedacht, daß er zu solchen hinterlistigen Schelmenstücken die Hand bieten könnte; der ist viel zu offen und redlich dazu und über die Jugendthorheiten hinaus; und doch —"

Sie verstummte. Auch Martinchen schwieg. Sie wußte nicht, ob es nöthig sei, die Mutter wider ihren Willen von Allem, was sich zugetragen, zu unterrichten. Hatte sie doch ihr Gewissen schon ziemlich entlastet. Also ergriff sie den Mittelweg, die Hand der Gütigen zu fassen und mit Küssen zu bedecken. Obwol aber kein Licht brannte und nur ein schwacher Schein von der Straßenlaterne hereindrang, fiel ihr doch auf einmal der seltsame breite Goldreif auf, den sie sonst nie an dieser Hand wahrgenommen hatte.

„Mutter!" sagte sie, plötzlich in einen ruhigern Ton verfallend, „was ist das für ein Ring, den du da trägst? Den hab' ich doch nie an dir bemerkt."

Die Muter entzog ihr die Hand und kehrte das Gesicht nach der anderen Seite. „Laß uns jetzt schlafen!" sagte sie. „Ich erzähle dir morgen, wie ich dazu gekommen bin. Heut bin ich zu müde. Gute Nacht, Kind."

Martinchen küßte sie noch einmal und schlüpfte dann gehorsam in ihr Bett zurück, im Stillen verwundert über dies seltsame Geheimniß. Sie hatte aber noch kaum sich wieder zurecht gelegt, da hörte sie die Mutter abermals sich aufrichten.

„Es ist am Ende doch besser," sagte sie leise und zögernd, „du erfährst es gleich heute. Ja ja, Jugend hat keine Tugend, aber Alter schützt vor Thorheit nicht: — ich habe mich heute Abend mit Herrn Mathias verlobt!"

Mit einem hellen Freudenschrei sprang die Tochter zum zweiten Male aus dem Bett, stürzte zur Mutter hin und kniete, ihre Hand haschend und stürmisch an die Lippen drückend, neben ihr hin. „Mutterle!" rief sie, „nun ist Alles gut, nun darf ich mir mein eignes Glück gönnen, und du mußt meinem Olaf vergeben, daß er dich so viel Thränen gekostet hat. Kann man einem Räuber böse sein, der einem das geraubte Gut wieder bringt und einem noch einen Schatz dazubeschert?"

Digitized by Google

Der däniſche Nationalcharakter und Dänemarks Verhältniß zu Deutſchland.

Von

H. J. A. Raaslöff,

Königl. däniſchem Conferenzrath und Staatsminiſter a. D.

I.

Als vor etlichen dreißig Jahren der Phyſiker Hans Chriſtian Oerſted ſeine Abhandlung über den däniſchen Nationalcharakter veröffentlichte, ſchickte er derſelben die Bemerkung voraus: „Es ſei gewiß nicht leicht, den Charakter eines Volkes mit vollkommener Unparteilichkeit zu betrachten, jedenfalls aber müſſe man beklagen, daß der Verſuch ſo ſelten gemacht werde, weil, wenn es öfter geſchähe, man ſich auch mehr der Wahrheit nähern würde.“ In dieſen Worten die Aufforderung und Ermuthigung zu unſerem gegenwärtigen Unternehmen findend, ließen wir uns zugleich von der Erwägung leiten, daß es von praktiſcher Bedeutung für den internationalen Verkehr ſein muß, wenn benachbarte Völker in den Stand geſetzt werden, ſich einander möglichſt genau kennen zu lernen, namentlich aber Dänemark's Verhältniß zu Deutſchland nur mit Hilfe ſolcher genaueren Kenntniß nach Gebühr gewürdigt werden kann.

Gern würden wir nun bei den Ausführungen jenes berühmten Gelehrten über den fraglichen Gegenſtand länger verweilen, um ſo mehr, als die ſchlichte Offenheit, edle Einfalt, echt humane Empfindung und, bei aller nationalen Wärme, glücklich gewahrte Unbefangenheit des trefflichen Mannes in jenen Betrachtungen hell hervortreten und auch die däniſche Eigenthümlichkeit, ihm ſelbſt unbewußt, ſich darin von ihrer beſten Seite zeigt. In Erwägung jedoch, daß wir darauf angewieſen ſind, unſere Darſtellung auf das Nothwendige zu beſchränken und daß Oerſted's Anſichten für die Jetztzeit zum Theil nicht länger das frühere Intereſſe haben dürften, begnügen wir uns, aus jenem Aufſatze nur Dasjenige hervorzuheben, was als die Quinteſſenz deſſelben anzuſehen iſt.

„Das Dänenthum (ſo ſagt er) beſteht in der Summe derjenigen Züge, welche bei unſerem Volke häufiger vorkommen, als bei anderen. Ich denke, man

wird dem Dänen nicht absprechen wollen, daß er gutmüthig, munter, bescheiden, besonnen, ungeneigt zu Gewalt und Ränken und nur selten heftig in seinen Leidenschaften ist. — Dieser Charakter steht denn auch im vollsten Einklange mit der Naturbeschaffenheit des Landes, welches den Ausdruck des freundlichen, ruhigen und doch wirksamen Gleichgewichts zeigt. Denn auch die Bescheidenheit, Friedlichkeit und Gutmüthigkeit, welche man an dem dänischen Nationalcharakter lobt, beruhen zweifelsohne auf Gleichgewicht und Ruhe. Diese kann in Unbeweglichkeit, Unthätigkeit und Stumpfheit ausarten, mithin sich ebensowol verächtlich und unliebenswürdig, als ehrenhaft und liebewerth äußern. Diese ungünstige Seite der Naturanlage unseres Volkes ist oft stark hervorgehoben worden, von Feinden sowol als von Freunden, von Jenen, um uns herabzusetzen, von Diesen, um uns zu größerer Wirksamkeit anzuspornen. Wenn Letzteres mit richtigem Tacte geschieht, ist es gewiß nicht ohne Nutzen; der wirkende Eifer darf aber nicht so weit gehen, zu wünschen, daß unser Volk seine Natur vertauschen möge, denn wäre dies auch nicht ein ohnmächtiger Wunsch, würde doch seine Erfüllung schwerlich ein so reines Glück sein, wie Viele zu glauben scheinen. Kraft und Begeisterung werden durch die Liebe zur Ruhe nicht ausgeschlossen und obgleich der nationale Hang des dänischen Volkes zur Mäßigung und sein Abscheu vor Grausamkeit bekannt sind — was auch in der Geschichte durch die bei ihm stattgehabten großen und dennoch unblutigen Umgestaltungen erwiesen ist — hat es demselben nie an patriotischer Begeisterung gefehlt; aber zu wirken nur um zu wirken haben wir keinen Trieb. Will man den Dänen in eine neue Thätigkeit setzen, muß man ihm die Ueberzeugung beibringen von dem, was zu thun und wie es auszuführen ist und er wird klare, genügende Gründe verlangen, bevor er an etwas Neues geht. Bei dieser Denkweise kann er vielleicht allzu langsam in Erfassung einer Ueberzeugung sein und wenn er alsdann nicht so geschwind mitfolgt, wie die unbefangene Vernunft es erfordern würde, ist das unleugbar ein Fehler, aber dafür ist er auch desto seltener dem ausgesetzt, nach einer übereilten Meinung zu handeln. Der dänische Charakter scheut auch das Einseitige; Viele haben daher gemeint, daß er nicht bestimmt genug sei, aber sie verwechselten Einseitigkeit mit Charakter; die Scheu des Dänen vor der Einseitigkeit ist zugleich die Scheu vor dem Extremen und Gekünstelten, welches sich stets vom Gleichgewichte der Natur entfernt."

Seit Oersted Obiges schrieb hat nun das Dänenthum in einem Maße, wie fast keine andere Nationalität, Gelegenheit gehabt, sich mit vollster Freiheit, mit so zu sagen unbegrenzter Spontaneität zu entwickeln. Es hat während eines Menschenalters mehr erlebt und erfahren, mehr gestritten und gelitten, aber auch mehr genossen, als sonst in Jahrhunderten und bei diesem Wechsel sind alle seine nationalen Eigenheiten der Reihe nach zur Stärkeprobe gelangt. Betrachten wir also dies dänische Volk in seiner Individualität, wie solche während eines bewegten Lebens in die Erscheinung getreten ist.

Seit der Juli-Revolution von 1830 waren, wie überall, so auch in Dänemark Nationalismus und Liberalismus in stetem Wachsen gewesen; die Begebenheiten des Jahres 1848 fachten den glimmenden Funken zur hellen Flamme an. Die Februar-Revolution verlieh den auf Erlangung freier Staatsformen gerich-

teten Bestrebungen unwiderstehliche Kraft, während die schleswig-holsteinische Erhebung den bis dahin theilweise noch schlummernden dänischen Nationalgeist zu nie geahnter Fülle und Energie steigerte. Es war ein Aufschwung, wie ihn das Land kaum jemals früher erlebte und während dessen die starken und guten Seiten des Nationalcharakters sich zu voller Blüthe entfalteten. Es war daher auch für Dänemark, trotz Bekümmerniß und Gefahr, eine schöne Zeit. Beide obenerwähnten Strömungen boten dazumal einen erfreulichen und erhebenden Anblick. Der König (Friedrich der Siebente), soeben erst zur Regierung gelangt und von allen den Erwartungen getragen, welche sich bei der Menge stets an den Thronfolger knüpfen, stand zu seinem Volke, wie sein Volk zu ihm und einträchtig schritten sie zur Vertheidigung nach Außen, wie zum Verfassungsneubau nach Innen. Die Opferfreudigkeit aller Stände für den Krieg wetteiferte mit dem Bestreben, die junge Freiheit, wenn auch auf demokratischer, doch zugleich fester, durch Gesetz und Ordnung bedingter Grundlage aufzurichten. Die Erfolge der dänischen Waffen riefen heroische Traditionen wach, erhöhten des kleinen Volkes Selbstbewußtsein und Kraftgefühl und verschafften demselben in ganz Europa, neben der alten Achtung, neues Ansehen. Die ungemischte Empfindung, welche die ganze Nation durchströmte, machte alle Zwietracht schweigen und dabei war das Ziel so einheitlich klar, das Vertrauen so ungeschwächt, der Glaube an die Idee so stark und die Empfänglichkeit für den Enthusiasmus so groß, daß die Volkskraft physisch wie geistig verjüngt erschien und Nichts den harmonischen Eindruck des Ganzen störte.

Der Periode des Aufschwunges (1848—1851) folgte die Periode des Niederganges. Hierin liegt nun noch nichts Besonderes, es ist eben Menschenloos. Dahingegen knüpft sich für uns ein reges Interesse an die Art und Weise, wie sich der Rückschlag vollzogen hat.

Das erste hier in die Augen fallende Symptom ist die schnelle Entartung des Nationalgefühls. Vorläufig mag bemerkt werden, daß schon Oersted sich veranlaßt fand, seine Landsleute vor den Auswüchsen des Nationalismus zu warnen, obgleich letzterer sich damals, im Vergleiche mit der späteren Zeit, noch im Stande der Unschuld befand. „Die Erweckung des Volkes zum Bewußtsein des eigenen Werthes," sagte er, „war verdienstlich; nun aber haben wir vielmehr Ursache, gegen die mißverstandene Vaterlandsliebe auf der Hut zu sein, welche uns und was unser ist über alles Andere in der Welt erhebt. Das Wohl eines Volkes wird aber nicht dadurch gefördert, daß es sich selbst die größtmögliche Menge eingebildeter Vorzüge beilegt — um so sicherer nur eingebildete, je größer sie sind — und der Glanz, mit dem wir (wie andere Völker auch) unser Alterthum umgeben, verhilft wol der Phantasie zu prahlerischen Prachtworten, wirkt aber lähmend oder betäubend auf den wahren lebendigen Volksgeist."

Diese Aeußerung fällt in das Jahr 1836. Die Ausschreitungen, welche wir demnächst zu besprechen haben werden, sind also an sich nicht neu, dieselben traten nur — nachdem sie durch den Enthusiasmus der Kriegsjahre zeitweilig theils verschönert, theils hintangehalten worden — in eine neue und, wie sich erwarten ließ, beschleunigte Phase der Entwickelung.

Nur bei wenigen Dänen bewahrte sich, während der hier in Rede stehenden Periode, das Nationalgefühl als warme und jederzeit zur Abwehr bereite, dabei aber zugleich ungekünstelte und anspruchslose Liebe zum Vaterlande; bei der großen Mehrzahl ward es alsbald mit Eitelkeit, Hochmuth, Erinnerung an geschwundene und Verlangen nach künftiger Herrlichkeit versetzt. Es verlor seinen ursprünglichen, rein defensiven Charakter und ward mehr oder weniger offensiv; es begnügte sich nicht länger mit Zufriedenheit, Wohlsein, Freiheit und Unabhängigkeit innerhalb der ihm vom Schöpfer angewiesenen Grenzen; sein Dichten und Trachten war auf nationale Größe gerichtet. Und indem derselbe Geist, welcher jene Regungen hervorbrachte, dieselben nicht nur in steter Uebung erhielt, sondern sie auch zu scharfer gegenseitiger Ueberwachung trieb, ward jede Schattirung zugleich zur Rivalität. An diesem Thermometer mußte denn auch bald der Siedepunkt für den normalen gelten, während die gemäßigte, in Wahrheit allein wohlthuende Temperatur als Kälte erschien. Das öffentliche Leben in Dänemark bot ein höchst unerquickliches Bild unaufhörlichen Ringens und Verfolgens, in welchem alle jenen heterogenen Elemente sich gegenseitig aufrieben, oder doch der Kraft, deren das Vaterland ungetheilt bedurft hätte, großen Abbruch thaten. Weit entfernt, die moralische Stärke des Landes zu erhöhen, führte daher auch die nationale Ueberschwänglichkeit nur zur Zersplitterung und Abschwächung, selbst auf demjenigen Gebiete, wo sie äußerlich als Kraft erschien. Die Anklage wegen mangelnden Nationalgefühls erscholl dabei unaufhörlich, am heftigsten gegen die „Träger des unverfälschten Christenthums", die Pietisten, welche die Heiligkeit des Lebens über den Patriotismus stellten und die Hauptankläger waren hier die Mitglieder einer anderen, specifisch dänischen, religiösen Genossenschaft, nämlich der Grundtvigianer, welche nicht nur in allen weltlichen Dingen dem Nationalgefühl eine übertriebene Bedeutung beilegen, sondern dasselbe auch in ihre kirchliche Betrachtung, man könnte fast sagen in ihren Gottesdienst aufgenommen haben — ein Standpunkt, von welchem aus allerdings die patriotische Lauheit oder gar Gleichgültigkeit des Pietismus doppelt strafwürdig erscheinen mußte. Aber auch da, wo man so ziemlich Christenthum Christenthum sein ließ und nur für die nationalen Ideale schwärmte, waren Scheelsucht und Verketzerung in vollem Gange. —

Während die Nationalliberalen die Aufgabe des Nationalismus anders auffaßten, als die Skandinavisten und bei Letzteren wiederum eine scharfe Trennung zwischen Ultras und Moderaten bestand, waren andererseits diese Fractionen doch darin einverstanden, nicht nur die Conservativen im Allgemeinen, sondern auch einen zahlreichen, angesehenen und einflußreichen Theil des Landsmannsstandes für schlechte Patrioten zu erklären, denen es hinsichtlich der Nationalität an dem rechten Verständniß fehle; ja die gesammte Landaristokratie ward von den Nationalliberalen und noch mehr von den Grundtvigianern als „deutsch" verschrieen. Ebenso that sich ein wahrer Abgrund der Unversöhnlichkeit auf zwischen den Verfechtern der dänischen Selbständigkeit und den Anhängern der „Nordischen Union", obgleich Beide auf nationalem Boden standen und als späterhin die Herzogthümer verloren gingen, mußte wiederum die „Nordschleswig'sche Frage" dem Parteigeiste als Waffe dienen, um diejenigen Mitbürger

zu verketzern, welche hinſichtlich des — ſelbſtverſtändlich doch auch von ihnen aufrichtig getheilten — Verlangens nach Wiedervereinigung mit dem däniſchen Schleswig in Eifer und Wärme hinter den Anforderungen der nationalen Wohlfahrtsausſchüſſe zurückblieben.

Einen ſpecifiſchen Ausdruck fand die Abirrung des Nationalgefühls in den däniſchen Sprachzuſtänden, welche ſich unter den Händen der nationalen Eiferer ſo geſtalteten, daß ſie wol einzig in ihrer Art ſind.

Die däniſche Sprache iſt ein treuer Spiegel der Volksnatur. Sie hat bekanntlich eine reiche Literatur und erſcheint inſofern als natürliches Product der dem Volke innewohnenden Begabung, aber ſie iſt, wenn geſprochen, nicht nur ohne Klang, ſondern auch faſt ganz ohne Accent, was unverkennbar dem herrſchenden Mangel an Energie in der Empfindungsweiſe entſpricht. Der angeborene Hang zur Leichtlebigkeit zeigt ſich dabei in der Art und Weiſe, wie alle Laute, die irgendwie Anſtrengung erfordern, entweder umgangen oder ganz beſeitigt oder nach Behagen modificirt werden, wobei allerdings in Betracht zu ziehen iſt, daß ein ſtarkes, ſonores Sprachorgan in Dänemark ebenſo ſelten wie in Schweden häufig iſt. Nur ausnahmsweiſe, im Munde einzelner vorzüglich begabter Declamatoren, erhebt ſich die Sprache zum Wohllaut, nur in den Momenten des ſtärkſten Affects zum Charakteriſtiſchen. Dahingegen eignet ſie ſich, ihrer Weichheit, Bieg- und Schmiegſamkeit wegen, beſonders gut für zwangloſe Unterhaltung, ſowie für leichten Witz und Humor, wo es mehr auf den Fluß, als auf Schönheit und Kraft ankommt. Der ſchwediſche Dichter Tegnér ſchrieb in einer Zuſammenſtellung der verſchiedenen Sprachen (ſ. „Album Nordgermaniſcher Dichtung“ von E. Lobedanz) von der däniſchen:

„Mir gefieleſt Du nicht, zu weichlich für nordiſche Stärke,
Biſt Du für milderen Süd wieder zu nordiſch und rauh.“

Und ein däniſcher Aeſthetiker, der ſelbſt vortreffliches Däniſch ſchreibt, Wilhelm Bergſöe, läßt (ſ. „Von der Piazza del Popolo“ S. 578—579) einen Franzoſen, der, ohne Däniſch zu verſtehen, es von zwei däniſchen Damen ſprechen hört, ſich folgendermaßen darüber äußern: „Es war eine merkwürdige Sprache; ſie hatte einen beſonders milden, weichen Klang; ſie ſchien mehr zum Herzen als zum Ohre zu reden und dennoch floſſen die einzelnen Worte in eigenthümlich verſchmelzender Weiſe in einander. Es hörte ſich an beinahe wie ein murmelnder Quell, welcher an einem ſommerwarmen Frühlingstage ſeinen Weg zum Meere durch Kieſel und Schilf ſucht.“ — Dieſe Betrachtung des galanten (beiläufig in eine der Damen verliebten) Franzmannes ſtimmt, die Poeſie abgerechnet, ſo ziemlich mit unſeren obigen Bemerkungen überein.

Dennoch ward dieſe, im mündlichen Verkehr wenig ausdrucksvolle Sprache durch die auserleſenen Geiſter, welche, auf der von Holberg eröffneten Bahn fortſchreitend, namentlich in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts an ihrer Ausbildung und Veredelung arbeiteten und deren glänzende Reihe mit dem noch lebenden, ebenſo genialen wie nationalen Volksſchauſpieldichter Hoſtrup abſchließt, als Schriftſprache zu einer ungeahnten Schönheit und Harmonie erhoben, wie es denn auch — da zu derſelben Zeit die claſſiſchen däniſchen Wörterbücher

erschienen — nicht an einer anerkannten, mit Autorität ausgerüsteten Schreibweise fehlte.

In diesen so günstigen Verhältnissen ging nun während der in Rede stehenden Periode eine traurige Veränderung vor. Die fanatischen nationalen Kleingeister, vor deren Kommen es schon Oersted gegraut zu haben scheint, warfen sich, von der mit dem ersten schleswig'schen Kriege eingetretenen nationalen Bewegung getragen, auf die Sprache wie auf ein wehrloses Opfer. Abgesehen davon, daß mit emsigem Eifer und, wo es das Deutsche galt, mit Ingrimm, daran gearbeitet ward, alle fremden Wörter, oder deren Herkunft verdächtig schien, durch echt einheimische zu ersetzen, waren Hunderte von Federn unablässig bestrebt, theils die nordische Ursprache zu rehabilitiren, theils eine Verschmelzung nicht nur mit der norwegischen, sondern auch mit der grundverschiedenen schwedischen Schreibart zu bewirken und es entstanden auf diesem Wege tagtäglich literarische Producte, die dem Uneingeweihten fast ebenso unverständlich waren, wie Hieroglyphen und Keilschrift. Ueberall, von der Elementarschule bis zur Universität, drängte sich nach und nach eine Sprache ein, welche allerdings immer noch annähernd gleich klingt, auf dem Papiere aber wie ein wahres Probebuch verschiedener Idiome erscheint. Die Orthographie ward dabei zum Testimonium nationaler Gesinnung, so daß ein Mann in dem Grade für echt dänisch galt, in welchem er sich einer unverständlichen, an die Runenschrift erinnernden Schreibart befliß. Ob und inwiefern nun dieser Probierstein als solcher dem Zwecke entsprochen, mag dahingestellt bleiben; sicher ist, daß die Entwickelung der dänischen puristischen Literatur zu den obenerwähnten Anstrengungen im umgekehrten Verhältnisse steht, indem ihre Leistungen in stetem Niedergange waren und selbst ihre besten Producte, im Vergleiche mit den früheren, „kein Gold und nur sehr wenig Silber" enthielten. So erreichte, um nur ein Beispiel zu nennen, das Dänische den Gipfel der Formschönheit in den Versdichtungen Paludan-Müllers, namentlich in seinem „Adam Homo", obgleich gerade letzterer noch aus der Zeit stammt, wo den Behauptungen der nationalen Eiferer zufolge die dänische Sprache nur eine Magd in fremdem Dienste war. Wie ein majestätischer Dom über Lehm- und Strohhütten ragt jenes eminente Werk über dem späteren Puristen-Geschreibsel empor.

Zum Beweise, daß wir in Betreff der Sprachverwirrung nicht übertreiben, mögen folgende, einer (zu Anfang August 1869 erschienenen) Nummer der officiösen und stets sehr gemessenen „Berling'schen Zeitung" entnommene Aeußerungen dienen: „Es ist gewiß," hieß es, „daß unsere (dänische) Muttersprache im höchsten Grade mißhandelt worden ist von einer Menge sogenannter Puristen und Sprachverbesserer, welche, ohne im Besitze der dazu erforderlichen Einsicht und Tüchtigkeit zu sein, die Rechtschreibung wie ein neutrales Gebiet betrachteten, auf dem Jeder sich nach Herzenslust tummeln möge. Diese Puristen — welche sich bald von einem übertriebenen, daher unnatürlichen (wenn auch übrigens verzeihlichen) Hasse gegen jede Eigenthümlichkeit deutschen Ursprunges, bald von übertriebenem Eifer für die Rückkehr zum classischen isländischen Alterthume leiten ließen — sind sporadisch überall, in den Schulen wie in der Literatur, öffentlich und privat aufgetreten, haben aber nur erreicht, das Chaos noch

Digitized by Google

chaotiſcher zu machen und ſo zu ſagen eine wahrhaft babyloniſche Rechtſchreibungsverwirrung anzuſtiften. — Dieſe Confuſion bedarf keines Beweiſes, denn ſie liegt uns tagtäglich vor Augen und man darf mit vollem Fuge behaupten, daß es heute kaum zwei Perſonen in ganz Dänemark gibt, welche genau derſelben Schreibart folgen. Es iſt daher die höchſte Zeit, daß ernſte Schritte geſchehen, um größere Sicherheit und Gleichförmigkeit in der Rechtſchreibung herzuſtellen. Die mit dem jetzigen Zuſtande verbundenen Unzuträglichkeiten ſind zu augenfällig, als daß man ſie näher zu bezeichnen brauchte; ſie werden empfunden von faſt allen Lehrern und Zöglingen in den höheren Unterrichtsanſtalten; ja es iſt ſogar bekannt, daß in mehreren Dorfſchulen, wo die Lehrer den Neuerungen Eingang zu verſchaffen ſuchten, von den Eltern der dieſelben frequentirenden Kinder Klage erhoben ward. Es hat etwas Trauriges, daß es kaum zwei von verſchiedenen Schulen ausgegangene Studenten gibt, die ihre Mutterſprache nach denſelben Regeln ſchreiben; noch trauriger aber iſt, daß es Schulen gibt, wo der eine Lehrer den Zöglingen Regeln für die Rechtſchreibung gibt, welche weſentlich verſchieden ſind von denjenigen, die der andere Lehrer in der anſtoßenden Claſſe befolgt."

Das Blatt erwähnte demnächſt einiger von der Regierung in dieſer Angelegenheit getroffenen Maßregeln, die jedoch theils unzulänglich, theils ganz erfolglos geweſen, verſprach ſich aber viel Gutes von dem damals in Ausſicht ſtehenden Nordiſchen Sprachcongreſſe und forderte die Regierung auf, baldmöglichſt für Abfaſſung eines neuen däniſchen Wörterbuches Sorge zu tragen. Ein ſolcher, von allen drei nordiſchen Reichen beſchickter Congreß für „Nordiſche Rechtſchreibung" ward in der That etwa um dieſelbe Zeit (Auguſt 1869) in Stockholm abgehalten. Derſelbe einigte ſich über verſchiedene Modificationen in der Buchſtabirung, Vereinfachungen und Verkürzungen, ſo wie ſpeciell darüber, die lateiniſche Schrift und die Anwendung kleiner Anfangsbuchſtaben in den Subſtantiven zum allgemeinen Gebrauche anzuempfehlen. Dieſe beiden Formen waren nun aber in Schweden ſchon üblich und die fraglichen Neuerungen alſo hauptſächlich dazu beſtimmt, die däniſche (und norwegiſche) Schreibart, wenigſtens äußerlich, der ſchwediſchen anzupaſſen, was auch ganz der ſkandinaviſtiſchen Tendenz des Congreſſes entſprach. Derſelbe ſcheint indeß im Weſentlichen erfolglos geblieben zu ſein. Das däniſche Blatt „Dagens Nyheder" behauptete fünf Jahre ſpäter (ſ. die Nummer vom 1. Februar 1874), die Wirkungen des Congreſſes hätten ſich zunächſt in einer Unmaſſe von mehr oder weniger mittelmäßigen Wörter-, Hand-, Hilfs-, Lehr- und Leſebüchern, ſowie darin gezeigt, daß alle modernen däniſchen Sprachſtürmer und Sprachreiniger täglich ihre Köpfe zerbrächen, um neuere und beſſere Wortformen zu erfinden.

Aus dem Angeführten geht, wie uns ſcheint, zur Genüge hervor, daß der vorherrſchende Charakterzug des däniſchen nationalen Lebens während dieſer Periode in dem krankhaften Beſtreben beſtand, eine Exiſtenz *für ſich* (à part) zu haben, alſo in derſelben Tendenz, welche in der auswärtigen Politik der Nationalliberalen ihren Ausdruck in der Forderung eines (wie das Stichwort lautete) „eigenen Lebens" fand und die Verwirklichung dieſer Chimäre im Eiderſtaate ſuchen zu ſollen vermeinte. Man hegte allen Ernſtes die Vorſtellung,

es sei die dänische Nationalität als solche schon allein im Stande, dem Volke eine reinere, höhere Kraft zu verleihen, als welche auch anderen Völkern zu Gebote steht und gab sich dem Wahne hin, als knüpften sich an das Dänenthum besondere Freuden, Genüsse, Gerechtsame, Ansprüche, Herrlichkeiten und Verheißungen, wesentlich verschieden von denjenigen, welche fremden Völkern erreichbar sind. Das unvermeidliche Resultat dieser Richtung war Isolirung nach allen Seiten, so daß Dänemark sich in der Stunde der Gefahr von aller Welt verlassen fand. Auf die schweren Ereignisse des Jahres 1864 folgte allerdings eine Periode der Enttäuschung, doch ging dieser Proceß nur langsam von Statten, hauptsächlich weil von Seiten der Nationalen noch fortwährend große Anstrengungen gemacht wurden, um, der Sachlage zum Trotze, die liebgewordenen Illusionen festzuhalten, und erst nach den großen Begebenheiten von 1870—1871 begann eine wahre Ernüchterung sich Bahn zu brechen.

II.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung des dänischen Volkscharakters als solchem zurück, so springt sofort in die Augen, daß Oersted's Urtheil, wenn auch in wesentlichen Punkten immer noch stichhaltig, doch in anderen, ebenso wesentlichen auf Voraussetzungen beruhte, welche sich später als irrig erwiesen haben. Hieher gehören namentlich seine Aeußerungen über die dem dänischen Volke vorzugsweise innewohnende Besonnenheit und Scheu vor dem Einseitigen, so wie die mit so großer Zuversicht ausgesprochene Behauptung, daß der Däne, wenn er sich nur schwer zu einer neuen, ungewohnten Thätigkeit entschließe, dafür auch um so weniger der Uebereilung ausgesetzt sei. Die ganze Periode von 1854 bis auf die neueste Zeit hat hinreichend dargethan, daß die so oft gerühmte dänische „Besonnenheit" — denn in dieser Beziehung befindet sich Oersted im vollen Einklange mit anderen Beurtheilern — insofern sie überhaupt existirt, jedenfalls nicht in den öffentlichen Verhältnissen, am wenigsten aber im nationalen Leben Geltung hat, allwo sie vielmehr jeder Wallung des Gefühls fast widerstandslos unterliegt, sondern höchstens als Mangel an Lebhaftigkeit im gewöhnlichen Leben, als Schwerfälligkeit, oder als Furcht vor Schädigung der materiellen Interessen zum Vorschein kommt. Doch verdient es rühmend hervorgehoben zu werden, daß selbst die stärksten Gefühlserregungen des Dänen selten oder nie in Wildheit ausarten. Ebenso ist evident geworden, daß die Scheu vor dem Einseitigen nur bei geringeren Anlässen wirksam ist, während bei größeren und wichtigeren Gelegenheiten die Einseitigkeit gerade in Dänemark oft bis an die äußerste Grenze getrieben wird. Endlich hat sich auch die mit Vorliebe belobte dänische „Bescheidenheit", nachdem sie durch die neuere Entwickelung auf die Probe gestellt worden, eher als natürliche Unbeholfenheit, Verlegenheit oder Schüchternheit erwiesen, die sogar, wenn die erste Zurückhaltung überwunden ist, leicht in ihr Gegentheil umschlägt. Andererseits aber sind die von Oersted gehegten Besorgnisse vor den Ausschreitungen des Nationalismus in einem Maße in Erfüllung gegangen, daß er sich im Grabe umkehren würde, sähe er, was die Zeloten aus dem, ihm selbst noch in

Digitized by Google

einfacher und herzlicher Natürlichkeit vorſchwebenden Nationalgefühle gemacht haben.

Hören wir nun, wie Dänen der Jetztzeit und zwar anerkannte, obſchon in politiſcher Beziehung auf ſehr verſchiedenen Standpunkten befindliche Patrioten über den Charakter ihrer Landsleute urtheilen; — wobei wir es jedoch nicht mit eigentlichen Unterſuchungen, oder auch nur mit zuſammenhängenden Ausführungen, ſondern lediglich mit ſporadiſchen, gelegentlich vorgekommenen Auslaſſungen zu thun haben, unter denen wir einige der bedeutendſten auswählen.

Die beiden angeſehenſten däniſchen nationalliberalen Preßorgane: „Fädrelandet“ und „Dagbladet“ haben, trotz ihres nationalen Götzendienſtes, doch nicht unterlaſſen können, bei Gelegenheiten, wo das Volk es ihnen nicht recht machte, der Nation ihre vermeintlichen Hauptfehler in der ſchärfſten und rückſichtsloſeſten Weiſe vorzuhalten. So hat Erſteres vorlängſt „Stumpfheit (oder Unempfindlichkeit) und Trägheit“, Letzteres „Mißgunſt“ und (falſches oder übel angebrachtes) „Mitleiden“ als die hervorſtechendſten Züge, „Fädrelandet“ aber neuerdings noch beſonders (ſ. die Nummer vom 29. April 1876) den Neid als eine „Erbſünde“ des Dänenthums bezeichnet. Und wenn auch Herr Ploug nach dem letzten Kriege das däniſche Volk gegen den (namentlich von Monrad erhobenen) Vorwurf, den Kampf um Schleswig nicht mit äußerſter Anſtrengung geführt zu haben, in Schutz nahm, ſtützte er doch ſeine Vertheidigung nicht ſowol auf den Nachweis, daß jene Beſchuldigung factiſch unbegründet ſei, als vielmehr auf die Betrachtung, daß es, bei den bekannten „Schwächen und Mängeln der Nation, welche ſelbſt in ihren glücklichſten und beſten Augenblicken weit hinter dem Ideal zurückbleibe“, Niemanden Wunder nehmen könne, dieſelbe „unter Umſtänden verſagen zu ſehen, unter denen ſelbſt ein größeres, moraliſch ſtärkeres und geiſtig ſelbſtändigeres Volk Kopf und Muth hätte verlieren können“. — Wie man ſieht, iſt dieſe Vertheidigung ſelbſt eine Anklage. Dabei aber hat derſelbe Ploug — bekanntlich nicht nur Redacteur des obenerwähnten Organs der Ultranationalen, ſondern zugleich lyriſcher Dichter — ſeinem bitteren Unmuthe über den Seitens der Nation während des letzten Krieges vermeintlich bewieſenen Mangel an Kraft und Ausdauer in einem Sonette ſeiner „Neuen Lieder und Geſänge“ Luft gemacht, indem er ausruft: „Die däniſche Erde nährt keine Kämpen mehr; des Knaben Wangen glühen von des Blutes Hitze, aber der Mann iſt zahm und weichmüthig; er dehnt am liebſten ſeinen Leib auf ſchwellenden Kiſſen, wandelt ungern auf rauhen Wegen und läßt ſich wol eher von ſeinem Sitze ſtoßen, als daß er für Recht und Eigenthum drein ſchlägt.“ Sich demnächſt an die Frauen wendend ſagt der Verfaſſer: „Ich ſehe Eure bitteren Thränen und die Schamröthe auf Euren Wangen, denn des Herzens Scharfſinn machte es Euch ſofort klar, daß die eigene Jämmerlichkeit unſer Land zu Grunde gerichtet hat.“

Im Vergleiche hiermit klingt es mild genug, wenn derſelbe Patriot (diesmal in ſeiner Eigenſchaft als Mitglied des Landsthings; ſ. die Zeitung der Seſſion 1874/75, S. 1257) ſagt: „Wir ſind ein gutmüthiges Volk, daneben aber haben wir verſchiedene andere, weniger empfehlenswerthe Eigenſchaften; wir ſind ein wenig bequem, ein wenig leichtſinnig und — ein wenig pfiffig (!)“. Das letzte

Prädikat war zunächst gegen einen bäuerlichen Abgeordneten gerichtet und ward von dem Redner durch Beispiele erläutert, aus denen hervorging, daß er unter „Pfiffigkeit" denjenigen Mangel an Gradheit und Offenheit verstanden wissen wollte, welcher aus kleinlichen, versteckten Nebenabsichten oder ebenso kleinlichen eigennützigen Berechnungen entspringt; mithin so ein Mittelding zwischen Klugheit und Dummschlauheit. Doch kommt das Dänenthum bei Herrn Plong, auch wo er als Politiker auftritt, bisweilen übel weg, namentlich in Anlaß der Reibungen zwischen seiner (der nationalliberalen) Partei und der Demokratie. So heißt es (in „Fädrelandet" vom 27. Juli 1875), in Erwiderung eines Angriffes seitens der „Linken" auf die an der Universität gebildeten Beamten: „Ein Volk, welches in jeder Hinsicht so überaus mittelmäßig ist, wie das dänische, muß erwarten, daß unter Denjenigen, welche allerdings eine höhere Bildung erworben haben, aber doch darum nicht minder Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute sind, auch viele Mittelmäßige sich finden." Und weiterhin wird in derselben Nummer, bei Besprechung eines Controverses über das Vertheidigungswesen, die Natur des dänischen Volkes als „unkriegerisch, bequem und weichlich" bezeichnet. Ueberhaupt scheint dieser vielgenannte Herr, von dem Augenblicke an, wo sich der größere Theil seines Volkes von der durch ihn vertretenen Richtung in Dänemarks innerer (wie auch äußerer) Politik lossagte, in Auffindung national-dänischer Gebrechen unermüdlich zu sein. So enthielt „Fädrelandet" vom 29. April 1876 — in Veranlassung der so eben stattgehabten Wahlen zum „Folkething", durch welche die „Linke" bekanntlich einen unerwartet starken Zuwachs bekam — ein Klagelied, nicht nur über den Mangel des dänischen Volkes an „politischer Reife", sondern auch über seinen „wunderlich gemischten Charakter, worin Hochmuth und Unselbständigkeit, launenhafter Leichtsinn mit sentimentaler Hingebung, ein gewisses felsenfestes Vertrauen und eine gewisse unredliche Unzuverlässigkeit sich begegnen." Schon am darauffolgenden 31. Mai führte dasselbe Blatt (abermals in einem gegen die „Linke" gerichteten Artikel) Beschwerde über den „unschönen Zug im dänischen Volkscharakter, daß man sich nicht sonderlich daran kehre, Unwahrheiten aufzuklären, wenn dieselben dem eigenen Vortheile oder der Eitelkeit dienten, namentlich wenn mit der Aufklärung persönliche Unzuträglichkeiten verbunden sein würden". Und in der Nummer vom 15. September d. J. wurden — in einem allerdings nicht ausschließlich an die Bauern der „Linken", sondern an die ganze Nation adressirten, jedoch durch das Auftreten der Ersteren zunächst veranlaßten Aufsatze — als die dänischen nationalen Hauptgebrechen hervorgehoben: „Vor Allem eine gewisse leichtsinnige Bequemlichkeit, welche es wol Manchem weniger schwer mache, die Sorgen und Lasten des Lebens zu tragen, aber auch die Hauptursache sei, weshalb das dänische Volk Jahrhunderte hindurch so wenig in der Welt ausgerichtet und seinen äußeren politischen Einfluß wie seine Macht fortwährend habe zurückgehen sehen müssen;" demnächst „Mangel an echtem Selbstgefühl, welchen Manche unter der Maske des Hochmuths und der Eitelkeit zu verbergen suchten, der sich aber dennoch verrathe durch Aengstlichkeit vor dem Urtheile der Welt, durch die Lust, mitzumachen, was Andere thun, sowie durch Un-

Digitized by

geneigtheit, ſelbſt bei eigener beſſerer Erkenntniß, mit den Vorurtheilen, Gewohnheiten und Auffaſſungen der nächſten Umgebung zu brechen." — Doch — wir dürfen den Leſer nicht länger bei den hieher gehörigen Auslaſſungen des Herrn Ploug aufhalten, wenn auch das Verzeichniß noch keineswegs vollſtändig iſt.

Auch der bekannte Paſtor Birkedal — dem doch ſonſt, wie allen Grundtvigianern, die däniſche Nationalität das Salz der Erde iſt — hat ſeine Augen den während der neueſten Entwickelung zu Tage getretenen Schwächen des Nationalcharakters nicht verſchließen können. In ſeiner (1872 erſchienenen) Schrift „Der Norden und Deutſchland" klagt er über die im Lande herrſchende Genußſucht, welche nicht in ihrer Ruhe geſtört ſein wolle; über den Hang zur Verweichlichung, welcher die großen ernſten Anforderungen mit einem äſthetiſchen Scheinleben abzufinden trachte; über den Materialismus, der die Höhe des Erdenlebens im gefüllten Beutel und zeitlichen Wohlſein ſuche und endlich über den falſchen Freiheitstrieb, der nur möglichſt ſchnell alle Bande abſtreifen möchte, um in grenzenloſer Selbſtändigkeit zu ſchwelgen, aber nur ungern ſich daran erinnern laſſe, daß Freiheit mit Opfern erkauft werden muß und daß ein freies Volk auch ein männliches und ehrliebendes, durch rückhaltloſe Selbſtverleugnung der Freiheit würdiges Volk ſein ſoll. „Allerdings enthält nun dieſe ſcharfe Rüge des Herrn Paſtors Manches, was wol mehr oder weniger heute zu Tage überall Anwendung findet, doch bleibt immer noch Einiges übrig, womit es jedenfalls vorzugsweiſe auf das Dänenthum abgeſehen iſt, ſo namentlich — außer der in letzter Reihe erwähnten Degeneration des wahren Freiheitsgefühls — die Verweichlichung, welche auch von anderer Seite häufig hervorgehoben worden iſt. Etwa gleichzeitig mit Birkedal, verklagte ein (muthmaßlich militäriſcher) Einſender in „Fädrelandet", zur Abwehr der mehrfach laut gewordenen Beſchwerden über angeblich harte Behandlung der däniſchen Militärpflichtigen, „die weibiſche Verzärtelung und den Mangel an Sinn für körperliche Ausbildung, welche die Landbevölkerung im Ganzen charakteriſire". Beſonders aber hat das freiwillige Schützenweſen in dieſer Beziehung bemerkenswerthe Aufſchlüſſe geliefert. Im Sommer 1874 brachte ein Inſerat in „Dagens Nyheder" die augenfällige Abnahme des Intereſſes an der genannten Inſtitution zur Sprache, die Urſache davon hauptſächlich in dem Umſtande ſuchend, daß die Officiere der Armee kein Herz für die Sache hätten. Dies rief in demſelben Blatte eine von ſachkundiger Hand verfaßte Erwiderung hervor, worin es hieß: „Die zur Ausbildung der wehrpflichtigen Mannſchaft gewährte Zeit iſt ſo kurz, ja unzureichend gemeſſen, daß jeder Officier ſich aufgefordert finden muß, eine Wirkſamkeit zu ſtützen, deren Zweck iſt, den jungen Leuten, vor ihrem Eintritte in die Armee, militäriſche Fertigkeit beizubringen. Wenn es daher dem Schützenweſen dennoch an militäriſchem Beiſtande fehlt, liegt es daran, daß die Mitglieder der Schützenvereine ſich nicht in der Weiſe leiten zu laſſen willig ſind, daß die Uebungen von Nutzen für das Heer werden könnten. — Während es für einen jungen Menſchen ganz angenehm ſein kann, ſich nach den Arbeiten des Tages mit Anderen gleichen Alters durch Exercieren und Schießen zu beluſtigen, ſtellt ſich die Sache ganz anders, wenn ſo viel Ernſt in den Uebungen ſein ſoll,

daß dieselben eine brauchbare Grundlage für spätere militärische Ausbildung abgeben können. Erst wenn der Betreffende sich dem damit verbundenen Zwange unterwirft, bringt er ein wirkliches Opfer und solches ist auch nothwendig, um von der Sache die erwarteten Früchte zu ernten. Ein derartiges Opfer aber wollen nur die Wenigsten bringen und deshalb ziehen sich die Officiere von den Vereinen zurück. Gerade die Officiere wissen am Besten, daß die fragliche Angelegenheit, um wirklichen Nutzen für das Heer zu stiften, von militärischen Kräften geleitet werden muß; hat man sich aber erst einmal diesen anvertraut, muß man auch den Weg gehen, welchen sie anweisen und der scheint den Betheiligten meistens zu beschwerlich. Die dänische Nation ist keine Soldatennation und es ist da ein Wörtchen, welches „Disciplin" heißt, womit sie sich nur höchst ungern befaßt . . . . . ."

Im Anschlusse an Obiges sei hier noch einer Schwäche gedacht, welche freilich auch zu denjenigen gehört, die der menschlichen Natur stets und überall ankleben, von der man jedoch behaupten will, daß sie im Dänenthum besonders üppig wuchere — wir meinen die Eitelkeit. Daß dieselbe in Dänemark eine große Rolle gespielt hat, davon geben u. a. Holberg's Schriften — er widmete derselben eine seiner satirischsten Komödien, „die honnette Ambition" genannt — so wie das Titel- und Rangwesen Zeugniß, welches Letztere der verstorbene volksthümliche Reformator, Oberst Tscherning für den kitzlichsten Punkt des gesammten dänischen Staatslebens erklärte. Auch erstrecken sich ihre Wirkungen weiter als man glauben sollte. So dürfte z. B. die Bosheit und grobe Anzüglichkeit, welche nur zu oft die Polemik der tonangebenden Kopenhagener nationalliberalen Presse gekennzeichnet hat und welche Fremden, im Vergleich mit der sonst dort herrschenden humanen Gesittung, so auffällig gewesen ist, wol durch die Annahme zu erklären sein, daß die nationale Schwäche der Eitelkeit in den herrschsüchtigen, durch die Langmuth des Publicums verwöhnten Leitern der genannten Presse so zu sagen culminirt und diese Herren daher jede Verletzung, oder auch nur jede unangenehme Berührung jener ihrer corde sensible als todeswürdige Verbrechen betrachten und demgemäß behandeln. Daß dies nicht eingestanden wird, versteht sich von selbst, als Nationalfehler ist jedoch der fragliche Vorwurf vom Herrn Ploug zugegeben worden, wenn auch nur in einer jener Anwandlungen übler Laune, welche ihn, wie wir bereits sahen, so aufrichtig machen. In einem gegen den von der „Linken" (der Bauernpartei) erhobenen Anspruch auf Betheiligung an der Regierung gerichteten Artikel des erwähnten Blattes (vom 14. April 1874) ward nämlich behauptet, daß die Haupttriebfeder jenes Strebens in „Eitelkeit" zu suchen sei. Doch solle, hieß es weiter, damit nicht gesagt sein, daß dieses Gebrechen vorzugsweise beim Bauernstande gefunden werde; es sei eben ein Nationalfehler und der heftige Unwille, welchen dereinst (1848) Olshausen's bekannte Aeußerung über die „fratzenhafte Eitelkeit" der Dänen erregt, sei wol zum Theil daraus zu erklären, daß dieselbe einen wunden Fleck getroffen habe. Die Dänen hätten Alle ihr Theil davon und sei es besonders ihre Bequemlichkeit, welche sie verleite, sich mit der falschen Ehre zu begnügen, weil die wahre so schwer zu erreichen stehe.

Wie man sieht, klingen die obigen Urtheile, im Vergleiche mit denjenigen

Oerſted's, wenig ſchmeichelhaft. Doch iſt dies nicht etwa ſo zu verſtehen, als hegten die citirten Zeugen überhaupt eine ungünſtige Meinung vom däniſchen Volkscharakter. Die angeführten Aeußerungen rühren vielmehr zumeiſt von Männern her, welche ſonſt aus der Verherrlichung des Dänenthums ein Geſchäft machen, wie denn namentlich der Hauptzeuge, Herr Ploug, demſelben während des Aufſchwunges mit vollen Händen Weihrauch ſtreute. Der ſcheinbare Widerſpruch erklärt ſich aus den nach Oerſted's Tode eingetretenen Begebenheiten, deren ſo höchſt unglücklicher Ausgang ſelbſt die voreingenommenſten Nationalen zur Erkenntniß des „something rotten in the state of Denmark" zwang und ihnen um ſo leichter Aeußerungen des Unmuths entlockte, als ſie gehofft hatten, ihr Volk vor allen anderen glänzen zu ſehen und ſich nun getäuſcht fanden, wobei ſie ihr Augenmerk, wie natürlich, nur auf die einzelnen, gerade in Betracht kommenden Punkte richteten. Der eigentliche Unterſchied dürfte mithin darin zu ſuchen ſein, daß Oerſted Vorzüge und Mängel des däniſchen Naturells als ein Ganzes, Gegebenes und Bleibendes betrachtete, während die nachfolgenden, oben angeführten Gewährsmänner nur das Gute, oder, nach ihrer Meinung, Vortreffliche im Dänenthum als das Gegebene, daher Selbſtverſtändliche und ſtillſchweigend Vorauszuſetzende, auffaſſen und in Folge deſſen den zu Tage tretenden nationalen Untugenden keine andere Bedeutung beilegen möchten, als etwa den Fehlern eines Schülers, welche dem Lehrer keine Ehre machen, von denen dieſer aber annimmt, daß Jener ſie beſſern könnte, wenn er nur ernſtlich wollte.

Von Urtheilen milderer, obgleich tadelnder Natur mag erwähnt werden, daß Ploug einſt (ſ. „Fädrelandet" vom 13. Januar 1873) von den Nordbewohnern ſagte, ſie ſeien „ein phantaſiereiches Volk, bei welchem dieſe Fähigkeit, wenn ſie allein oder vorzugsweiſe entwickelt werde, allen anderen den Rang ablaufe" — und daß ein gewiſſer Paſtor Plenge (in einer 1874 publicirten Schrift, betitelt „das Leben in Kopenhagen vor 25 Jahren"), von dem Enthuſiasmus ſprechend, welchen ſeiner Zeit die italieniſchen Sänger in der däniſchen Hauptſtadt erregten, die Kopenhagener „heißblütige Südländer" nennt, mit dem Hinzufügen: „es ſei dies ja, wie ſo viel Anderes in der guten Stadt, eine Art partiellen Wahnſinns geweſen".

In humoriſtiſchem Tone ſind folgende Bemerkungen gehalten, welche wir „Dagbladet" vom 28. Februar 1877 entnehmen: „Die Benennung „„Profeſſorenpartei"" (in Dänemark übliche populäre Bezeichnung der Nationalliberalen) iſt ungerecht, denn das Volk, welches dieſen Stein der Anklage ſchleudert, iſt ſelbſt ein Volk von Profeſſoren und zwar von der juriſtiſchen Facultät. Wir (Dänen) ſind Alle Juriſten; d. h. wir ſind Alle mit Juriſterei angefüllt; Alle raiſonniren wir juriſtiſch, verfechten unſere Meinung juriſtiſch, ſehen juriſtiſch auf andere herab und werden vor lauter Juriſterei ſtörrig, ſteif, unmanierlich, und das wird je länger, je ärger, denn die Zukunftsmänner ſind noch voller davon als die Alten. Welch ein Unterſchied zwiſchen einer regulären däniſchen Betrachtungsweiſe und der des poſitiven Engländers, und wie fehlt uns andererſeits ſo ganz die Lebhaftigkeit, welche bei den Franzoſen das Generaliſiren und das Zurückſcheuen vor dem Détail vergoldet! Wir tragen ein ähnliches ſteifes und trockenes Gepräge wie die Norddeutſchen, allein während dieſe ſich mit

ihrer Juristerei zur Rechtsphilosophie aufschwingen, bleiben wir im Sachen- und Obligationenrecht, oder besser noch im Civilproceß stecken. Einwände geltend zu machen, ist diejenige geistige Beschäftigung, welche uns natürlich fällt; Einwände sind das Erste, was sich bei uns meldet, wenn wir Morgens die Augen aufschlagen, und kritische Bedenken begleiten unsere Vorstellungen durch den Schlaf in das Reich der Träume. Unsere Einwendungen richten sich gegen Alles und Jedes. Nicht daß wir mit Allem unzufrieden wären, durchaus nicht! wir sind nur mit Nichts zufrieden und haben stets ein Aber, einen Protest, oder doch eine Verwahrung einzulegen. Welcher Genuß für den Dänen, wenn er es auch nur dahin bringt, irgend einen formellen Einwand, ein formelles Bedenken zu erspähen? Woher haben wir all' diese Juristerei? Doch — hüten wir uns darüber zu grübeln! genug, daß sie vorhanden ist, vorhanden in unseren Büchern wie in unseren Männern, daß sie vor uns auf dem Theater spielt und uns zu jeder Stunde auf der Straße begegnet; kein Wunder daher, wenn sie auch in unserer Politik und in unserem Politisiren zugegen ist und war, zum Frommen der logischen Entwickelung, aber zur Trübung unseres freien Blickes in die Zukunft durch einen Schleier von an sich plausiblen, aber unwirklichen Raisonnements und Hypothesen."

Es traf sich so, daß gleichzeitig mit den obigen Aeußerungen des dänischen Blattes ein hervorragender deutscher Politiker und Publicist, Dr. L. Bamberger, gegen den deutschen Volkscharakter eine ähnliche, diesmal jedoch in sehr ernstem Tone gehaltene, Anschuldigung erhob. Er sagte in seinem (ursprünglich in der „National-Zeitung" vom 1. Februar 1877 erschienenen, später dem Heft VI der „Deutschen Rundschau" vom März j. J. vorgedruckten) Aufsatze über die deutschen Literatur-Verhältnisse: „An den Franzosen, namentlich insofern sie als Typus demokratischen Gleichheitstriebes aufgefaßt werden, hat man als hervorstechenden Zug den Neid erkennen wollen. Vielleicht ist der Vorwurf nur aus der Beobachtung einzelner Schichten und Perioden gewonnen und könnte nach Zeit und Umständen von Land zu Land getragen werden. Dagegen wird die Beobachtung ergeben, daß dem Deutschen die Gabe *des Anerkennens* fehlt. Neidisch mag er nicht sein, aber Anerkennen geht ihm gegen die Natur. Auch hier hat die Enge des Lebens, wenn sie nicht Grundursache war, jedenfalls erst recht der natürlichen Anlage zur Entwickelung verholfen."

Die Richtigkeit dieser letzten Ansicht vorausgesetzt, glauben wir, daß die in den beiden obigen Auslassungen gerügte nationale Schwäche noch einen anderen, dem Dänen- und dem Deutschthum gemeinsamen Grund habe, nämlich die mehr oder weniger allen germanischen (im Gegensatze zu den romanischen) Stämmen, vorzugsweise aber den Nordgermanen eigene *Unfähigkeit sich dem Augenblicke ganz hinzugeben*. Es ist dem denkenden und grübelnden Germanen ein Bedürfniß, sich mit dem Gedanken zu quälen, wie Alles anders sein könnte und rückhaltlose Zustimmung erscheint ihm leicht als Mangel an Ernst, wo nicht gar an Gewissenhaftigkeit.

Schließlich haben wir noch ein Paar, ebenfalls der neuesten Zeit angehörige Aussprüche zu registriren, welche sich auf das Dänenthum als Ganzes beziehen und in denen die guten und schlimmen Eigenschaften gegen einander abgewogen

Digitized by Google

werden. So bezeichnet der theologiſche Profeſſor an der Kopenhagener Univerſität H. Scharling (in ſeinem Werke über „Menſchheit und Chriſtenthum") „Milde, Langmuth und Achtung vor dem Geſetze" als die edleren, dahingegen „Bequemlichkeit, Unluſt zur Anſtrengung und Redſeligkeit" als die weniger anſprechenden Seiten des däniſchen Volkscharakters. Eingehender aber hat ſich mit dem däniſchen Naturell der anonyme Verfaſſer („Ein Zuſchauer" nannte er ſich) einer 1874 in Kopenhagen, unter dem Titel: „Wie weit ſind wir?" erſchienenen Flugſchrift beſchäftigt. „In körperlicher Beziehung," ſagt er, „gehört unſere (die däniſche) Bevölkerung zu den größten und kräftigſten Menſchenraſſen auf der Erde; ſie iſt zudem wohl begabt, im Ganzen recht gut unterrichtet, muthig und unverdorben. Leider aber haben' wir von der Natur für alle Zeiten ein ſanguiniſch-phlegmatiſches Temperament; wir ſind leicht und ſchnell entflammt; wir begeiſtern uns, wie für neue und gute, ſo auch bisweilen für verkehrte und thörichte Ideen; wir ſind im Stande, ſo lange die Wärme anhält, große und herrliche Thaten zu verrichten, aber wir können ebenſo ſchnell zurückſinken, um uns mit unerhörter Sorgloſigkeit den Schlägen des Schickſals zu überlaſſen, bis abermals eine Erweckung über uns kommt. Mehr als den meiſten anderen Völkern thut es uns daher noth, daß wir angeregt und ermuntert werden, ſo wie daß man uns erhebende, aber doch erreichbare Ziele vor Augen ſtellt."

III.

Nachdem wir im Obigen die Vorderſätze entwickelt, auf denen die Löſung unſerer Aufgabe beruht, werden wir nunmehr aus denſelben die entſprechenden Concluſionen zu ziehen haben und zwar, wie wir die Sache auffaſſen, nicht nur für die endgültige Beurtheilung des däniſchen Nationalcharakters an ſich, ſondern auch hinſichtlich der ſich daraus ergebenden Conſequenzen für das Volks- und Staatsleben.

Zur Vereinfachung der Frage und um einen Standpunkt zu gewinnen, von welchem aus ſich dieſelbe möglichſt leicht und klar überſchauen läßt, ſchicken wir einige Notizen allgemeiner Natur voraus.

Schon Oerſted ſagte (a. a. O.): „Dasjenige, was allen Menſchen gemeinſchaftlich iſt, hat unſäglich viel größere Bedeutung und Wichtigkeit, als die nationalen Unterſchiede und außerdem finden ſich alle Charaktere über die ganze Erde verbreitet, ſo daß jeder Nationalcharakter in jeder Nation repräſentirt iſt, wenn auch ſtets mit Particularitäten, welche das Eigenthümliche im Allgemeinen bewahren . . . . . jede Nation iſt eine menſchliche Geſellſchaft, in der die nationalen Eigenthümlichkeiten nur als nähere Beſtimmung des allgemein Menſchlichen zu betrachten ſind und man muß ſich wohl hüten, ſich jene Eigenthümlichkeiten als zu hervortretend oder übermächtig vorzuſtellen." Und ferner ſagt der unter den neueren däniſchen Schriftſtellern bekannte Aeſthetiker Dr. Brandes (ſ. „Hauptſtrömungen der Literatur des 19. Jahrhunderts"): Es hält ſchwer für ein Individuum, durch ſolche Vorurtheile zu dringen, wie dasjenige, welches in allen Ländern ohne Ausnahme es dem Einzelnen zum Verbrechen macht, ſeiner Nation den Inbegriff von Tugenden abzuerkennen, von denen ſo und ſo viele

canonisirte Polichinells, welche dabei ihre Rechnung finden, ihr täglich einreden, daß sie dieselbe besitze. . . . . Man findet z. B. bei einer Nation eine Gruppe verschiedener Ideale, Pflichten und Tugenden, welche diese Nation für absolut gültig hält. Sieht man jedoch näher zu, läßt sich Alles auf eine einzelne Grundansicht zurückführen und deren Entstehung nachweisen. . . . . Nun begnügt sich aber eine Nation nicht damit, sich ihr Ideal vom Menschenwesen, Wohlsein und Glück als ein rein locales zu construiren, sondern sie leitet aus demselben einen ganzen großen Inbegriff von Pflichten und Tugenden ab, welche sie für allgemein gültig ansieht; sie hält sich selbst für die erste Nation, weil sie diese Pflichten beobachtet und diese Tugenden besitzt, und verlästert alle Nationen, denen dieselben fehlen."

Wir für unser Theil sind der Ansicht — welche jedenfalls mit den so eben angeführten Aeußerungen nicht in Widerspruch steht, — daß alle Culturvölker, was ihren eigentlichen Menschenwerth oder Unwerth betrifft, einander gleich sind. Wir glauben daher auch weder im Guten noch im Schlimmen an eine internationale Ueber- oder Unterordnung, sondern gehen davon aus, daß Vorzüge und Mängel sich bei den Mitgliedern der großen Völkerfamilie mit fast mathematischer Genauigkeit decken, wie ja denn auch der Vortritt im Civilisationswerke nicht das Monopol einer oder mehrerer Nationen ist, sondern unter ihnen allen von Hand zu Hand geht. Wird dabei noch in Betracht gezogen, daß die Grundzüge jedes Volkslebens durch die Naturverhältnisse des betreffenden Landes wesentlich beeinflußt werden, so ergibt sich ein Gesichtspunkt, von welchem aus überhaupt jeder Anspruch auf Bevorzugung eitel erscheint.

Hieraus folgt jedoch unseres Erachtens keineswegs, daß Untersuchungen über die einzelnen Volkscharaktere überflüssig seien. Denn, abgesehen davon, daß jedes Volk, gleich dem Individuum für Verwerthung seiner Vorzüge und Bekämpfung seiner Mängel stets bis zu einem gewissen Grade verantwortlich bleibt, ist auch eine möglichst correcte Auffassung der Eigenart einer Nation die unumgänglich nöthige Handhabe, sei es für den Leiter ihrer inneren und äußeren Angelegenheiten, sei es für Jeden, der seinem Lande Gutes und Nützliches zu beweisen bestrebt ist. Es können auch Umstände eintreten, welche den Tugenden eines Volkes besonders günstige Chancen eröffnen und wiederum solche, unter denen seine Untugenden besonders gefährlich sind und ist es alsdann von unberechenbarer Wichtigkeit, daß die Staatsmänner, in deren Händen die Führung liegt, nicht nur seinen Charakter im Allgemeinen, sondern auch alle Schattirungen desselben genau kennen.

Offenbar kommt es nun aber bei der hier in Rede stehenden Schlußerörterung nicht auf das Detail, sondern auf diejenigen Punkte an, wo der Hebel anzusetzen ist, um aus der Betrachtung des vorliegenden Gegenstandes einen praktischen Nutzen zu erzielen. Wir werden uns daher auch nicht dabei aufhalten, das in den verschiedenen, vorhin citirten Aussprüchen enthaltene Verzeichniß dänischer Eigenthümlichkeiten zu vervollständigen, denn, gesetzt auch, es gelänge, die hieher gehörigen Einzelnheiten in erschöpfender Weise zu ergänzen, würde doch das Resultat im Ganzen dasselbe bleiben. Andererseits steht zu befürchten, daß ein Verfahren, demzufolge solche einzelne Züge, welche die dänische Nation, wenn

auch unter Modificationen, mit den meiſten anderen gemein hat, in das Schlußreſultat einverleibt würden, geeignet ſein dürfte, die Klarheit des Letzteren zu trüben, ohne daß in anderer Beziehung etwas dadurch gewonnen wäre. Namentlich iſt eine Beſſerung fehlerhafter Zuſtände auf dieſem Wege ſicherlich nicht zu erreichen. Wie jedes Individuum, ſo hat auch jedes Volk nicht nur ſeine angeborenen Fehler und Tugenden, ſondern auch die Fehler ſeiner Tugenden und die Tugenden ſeiner Fehler. Man thut daher am Beſten, ein Volk zu nehmen wie es in ſeiner Totalität einmal iſt. Jedenfalls dürfte es ſchwerlich ein undankbareres Geſchäft geben, als einer ganzen Nation moraliſche Vorleſungen über ihre vermeintlichen Mängel zu halten und jener engliſche Staatsmann hatte gewiß Recht in der Behauptung, daß es nur wenig verſchlage, die Menſchen von dieſer oder jener Thorheit zu heilen, ſo lange man ſie nicht von der Thorheit überhaupt heilen könne, weil ſie ſonſt doch nur die eine Thorheit mit einer anderen vertauſchten.

Faßt man nun diejenigen Eigenſchaften in's Auge, welche — wenn auch dem Dänenthum nicht ausſchließlich zuſtehend — doch demſelben im Guten wie im Schlimmen ein unverkennbares individuelles Gepräge verleihen, ſo erſcheinen zunächſt *Schlichtheit, Billigkeit und humane Geſinnung* als ſeine vorherrſchenden *Tugenden*. Die fruchtbare, ſanft wellenförmige Ebene, welche den däniſchen Erdboden bildet, iſt zugleich das wahre Symbol des Volksgeiſtes und die Nation zeigt ſich in ihrer Geſammtheit als eine aus gutgeartetem aber weichem Stoffe gebildete, mit gewiſſen Eigenthümlichkeiten verſetzte Modalität der angrenzenden Stämme, ohne ſcharfen Typus, wie es der augenſcheinlichen Beſtimmung des Landes, das Uebergangs- und Bindeglied zwiſchen Nord- und Südgermanen zu ſein, entſpricht.

Die *Hauptſchwäche* des Dänenthums dahingegen liegt unſtreitig in ſeinem, wie der „Zuſchauer" ſagt, ſanguiniſtiſch-phlegmatiſchen, oder richtiger *ſanguiniſch-indolenten Temperamente*. — Unter Phlegma verſteht man nämlich etwas Feſtes, Dauerndes, Sichgleichbleibendes, daher mit dem Sanguiniſchen Unvereinbares, während die Indolenz nur zeitweilig den Schein des Phlegma borgt, innerlich aber ſteten Schwankungen unterworfen und namentlich den Regungen der Phantaſie leicht zugänglich iſt. Ein ſolcher Zuſtand der Abſpannung, wie ihn der „Zuſchauer" beſchreibt, ſtimmt auch nicht mit den Thatſachen. Gerade zu der Zeit wo, ſeiner Anſicht nach, das Land einem phlegmatiſchen Anfalle unterlag, glich es in Wirklichkeit, in Folge der politiſchen Agitation, einem Ameiſenhaufen und wenn nichtsdeſtoweniger dieſe Geſchäftigkeit, was die Ausbeute betraf, den Charakter der Unthätigkeit trug, lag dies nicht an der Quantität, ſondern an der Qualität.

Aus dem obengenannten Hauptfehler entſpringen wiederum zwei Unterarten, welche während der, leider die Regel bildenden, Perioden der Indolenz dem däniſchen Volksleben überall ankleben und als deren erſte diejenige Sinnesart zu bezeichnen iſt, welche man *Unentſchiedenheit* zu benennen pflegt. Darüber, wie ſich dieſelbe auf dem literären Gebiete äußert, ſagt Dr. Brandes (a. a. O.) gewiß ganz treffend: „Mir ſcheint, daß wir (Dänen) die Harmonie (durch welche ſich die däniſche Literatur vor der deutſchen auszeichnet) großentheils der Vorſicht,

dem Mangel an künstlerischem Muthe verdanken. Wir haben keinen Sturz erlitten, weil wir nicht dort hinauf gestiegen sind, wo Gefahr des Fallens war. Wir haben es Anderen überlassen, den Montblanc zu erklimmen. Wir haben es vermieden, den Hals zu brechen, aber wir haben auch die Alpenblumen stehen lassen, welche nur auf den höchsten Berggipfeln und am Rande des Abgrundes blühen. . . . . Was wir, meines Bedünkens in der Literatur nicht genug geschätzt haben, das ist die Kühnheit, jene Kühnheit, welche in der Fähigkeit eines Verfassers besteht, sein bestimmtes künstlerisches Ideal rücksichtslos zum Ausdruck zu bringen. Diese Kühnheit, mit welcher der Autor das für seine Richtung Typische verfolgt, ist häufig grade Das, was in seinem Werke zur Schönheit wird. . . . . Unsere Romantiker sind nie wahnsinnig wie Hoffmann, aber auch nie dämonisch wie er. Sie verlieren an bestrickender, überwältigender Lebendigkeit und Energie was sie an Lesbarkeit und Klarheit gewinnen. . . . . Wir haben bei uns auch nicht die katholische Tendenz; d. h. wir haben Orthodoxie in der verhärtetsten Form, Ueberirdischheit und Pietismus; wir haben am Grundtvigianismus eine Richtung, welche an dem schrägen Plane herabgleitet, der zum Katholicismus führt; allein hier, wie immer, thun wir den Schritt nicht vollaus, weil wir vor den letzten Consequenzen zurückscheuen."

Wir citirten diese Stelle, weil die in derselben enthaltene Charakteristik auch in anderen Beziehungen Anwendung findet. In der That macht sich die Unentschiedenheit mehr oder weniger in allen Richtungen des dänischen Volkslebens fühlbar.

Als die zweite der erwähnten Unterarten aber erscheint jene, so zu sagen specifisch dänische, in Sorglosigkeit und Bequemlichkeit wurzelnde Nachlässigkeit (nonchalance), welche als der eigentliche Erbfeind des Dänenthums betrachtet werden kann, weil die Summe von guten natürlichen Kräften und von stoßweisen Anstrengungen, welche in Dänemark jahraus jahrein diesem Moloch zum Opfer fallen, geradezu ungeheuer ist.

Um jedoch diese Seite dänischen Lebens recht zu verstehen, muß in Betracht gezogen werden, daß die Dänen (wie Ploug richtig bemerkt hat) ein „phantasiereiches Volk sind. Hieraus ergibt sich, neben einer unverwüstlichen Vertrauensseligkeit, das unermüdliche Bestreben, die Wirklichkeit gewissen Lieblingsvorstellungen anzubequemen. Freilich sind Vorurtheile das Erbe aller Völker, allein Grad und Corrective sind verschieden. In Dänemark waren von jeher die nationalen Vorurtheile verhältnißmäßig ausgedehnt und stark, die moralische Widerstandsfähigkeit aber verhältnißmäßig gering und so ward — beim Zusammenstoß mit der Realpolitik — ein an sich allgemeines und meistens nicht sehr gefährliches menschliches Gebrechen für dieses kleine Land geradezu verhängnißvoll.

Bei dem warmen Patriotismus, welchen die dänische Nation unstreitig besitzt, fühlt sie jedes dem Lande widerfahrene Unheil im ersten Augenblicke mit Heftigkeit, allein ihre Wirksamkeit dabei besteht, wenn das erste Aufbrausen verflogen ist, weniger darin, daß sie sich nunmehr ihre Lage klar macht und sich danach einrichtet, als darin, daß sie, unbekümmert um die Logik der Thatsachen, sich die Verhältnisse in der Welt so zurecht legt, wie dieselben hätten sein müssen,

um das Geſchehene zu verhindern, oder wie ſie nun ſein müßten, um es wieder gut zu machen. Dieſe Beſchäftigung bildet für die Betreffenden einen Lebensgenuß, welcher ihnen zum großen Theil für die verlorene Realität Erſatz leiſtet, während in der wirklichen Welt die Dinge natürlich ihren eigenen Weg gehen. Es zeigt ſich daher auch bei jeder vorkommenden Gelegenheit auf's Neue, daß die Fähigkeiten und Anlagen des Dänenthums ſich nur ſo lange frei und naturgemäß entwickeln, als dieſe Entwickelung entweder die nationale Voreingenommenheit gar nicht berührt, oder doch von derſelben nicht weſentlich afficirt wird. Nicht ſo bald aber iſt die Grenze der nationalen Vorurtheile erreicht, ſo tritt, mit nur ſeltenen Ausnahmen, ein Gefühl, oder gar eine bloße Empfindung an die Stelle der Verſtandesthätigkeit. Die däniſche Preſſe, namentlich die nationalliberale, iſt ein treuer Spiegel dieſer Tendenz. Sie verſteht ſich vortrefflich auf das obengenannte „Zurechtlegen" und verdankt hauptſächlich dieſem Umſtande ihren ebenſo übermächtigen als dauernden Einfluß, iſt aber, ſobald ſie mit ihrer krankhaften nationalen Empfindlichkeit der rauhen Wirklichkeit gegenüber ſteht — trotzdem, daß ſie ſonſt in mancher Beziehung ſehr gut bedient wird — in ihrem Urtheile ſo von aller Einſicht und Auffaſſungsgabe entblößt, daß ſie fortwährend nicht nur die irrigſten, ſondern auch die albernſten Vorſtellungen über Dänemarks wahre Lage in Europa verbreitet, was natürlich bei vorkommender Gelegenheit dem Lande zum Verderben ausſchlagen muß.

Unter den obigen Vorausſetzungen, aber auch erſt unter dieſen, wird es verſtändlich, daß in Dänemark, — wo ſo viel geiſtige und körperliche Regſamkeit, Redegabe und literariſche Productivität, ſo viele Leiſtungen auf allen Gebieten des Talents, der Wiſſenſchaft, Kunſt und Induſtrie, wie auch, nöthigen Falls, ſoviel Tapferkeit und Thatkraft zum Vorſchein kommen — das Unfertige die Norm bildet und die nationale Kraft ſich meiſt in Anläufen erſchöpft. Was fehlt, iſt nicht Rührigkeit, ſondern die energiſche, planmäßige, auf praktiſche feſte Ziele gerichtete, ausdauernde und nachhaltige Thätigkeit, mit einem Worte die Methode.

Begreiflicherweiſe machen ſich die Unzuträglichkeiten der mit Indolenz gepaarten Phantaſterei dort am ſchnellſten und ſtärkſten geltend, wo das Thatſächliche am entſcheidendſten iſt, nämlich in der Politik. Auch iſt es gleichſam, als ob der Däne, welcher zu materiell angelegt iſt und für ſeinen nächſtliegenden Vortheil ein zu gutes Verſtändniß hat, um ſich in Dingen des täglichen Lebens durch Hirngeſpinnſte leiten zu laſſen, für dieſe ſeine gezwungene Enthaltſamkeit bei den Staatsangelegenheiten Entſchädigung ſuchte, wo die Strafe dem Verſehen allerdings ebenſo ſicher, doch in der Regel weniger ſchnell folgt. Man kann die aufreibende Wirkung jener thatloſen Thätigkeit ſowol nach Außen wie nach Innen mit Sicherheit von dem Augenblicke an verfolgen, wo, nach Einführung der freien Verfaſſung, die einſeitigen nationalen Elemente den beſtimmenden Einfluß auf die oberſte Leitung gewannen und wo es galt, die Errungenſchaften der Aufſchwungsjahre (1848—1851) auszubauen und zu befeſtigen. Die von den däniſchen Nationalliberalen während des Zeitraumes 1854—1863 in den auswärtigen Beziehungen befolgte Richtung iſt treffend mit dem Spottnamen „Gefühlspolitik" belegt worden. Es fehlte auch hier nicht an Regſamkeit, allein

dieselbe trat nur in endlosen parlamentarischen Verhandlungen, wortreichen aber thatarmen Versammlungen und überschwänglichen Preßerzeugnissen, so wie in den nutzlosen, weil in den Cirkel vorgefaßter Meinungen und bornirter nationaler Auffassung gebannten, diplomatischen Wortklaubereien zu Tage, welche nur dazu dienten, die europäische Geduld zu ermüden und von Alters her gehegte oder während der guten Jahre gewonnene Sympathien zu verscherzen. Beim Ausbruche des zweiten schleswigschen Krieges stand Dänemark allein da, angewiesen auf seine nationalliberalen Schwindelproducte, für welche sich die Pflichttreue des Heeres vergeblich abmühte. Diese ganze Episode, mit ihrem für Dänemarks so höchst verderblichen Ausgange, ist jedoch allgemein bekannt und bedarf daher hier keiner näheren Erörterung. Aber auch in den inneren Verhältnissen, namentlich im Verfassungsleben, machten sich ähnliche Täuschungen geltend. Dies zeigte sich schon in der Art und Weise wie die Nationalliberalen bei Einführung der Constitution zu Werke gingen, indem sie selbige auf breitester demokratischer Grundlage errichteten und das allgemeine Wahlrecht zum Ausgangspunkte nahmen. Zwar ist Letzteres an sich kein Phantasiebild, sondern eine höchst gewichtige Realität, allein die Herren vom Katheder wußten dieselbe doch ihrer Einbildung dienstbar zu machen, indem sie sich mit egoistischer Naivetät überredeten, es werde die große Masse der Wähler das Wahlrecht stets zum Frommen der nationalliberalen Führer und Ideen ausüben. Um noch sicherer zu sein, dichteten sie dem, ihnen im Grunde fast fremden, dänischen Volke eine ganze Reihe idealer constitutioneller Eigenschaften an und glaubten damit auch auf heimischem Gebiete allen Eventualitäten gewachsen zu sein. Von dem Momente aber, wo es nicht länger thunlich war, die Augen der Thatsache zu verschließen, daß die dänische Nation in ihrer Entwickelung denselben Gesetzen unterliege wie jede andere und in Folge dessen, der Natur des Landes gemäß, die demokratische Richtung in den Vordergrund trat, verloren auch die Nationalliberalen das Interesse an ihrem eigenen Werke und verlegten sich nunmehr auf den Schein-Constitutionalismus, der es ihnen möglich machte, die Verfassung auch ferner zu ihrem Vortheile auszubeuten und dabei doch die Form zu wahren; freilich mit Verleugnung ihrer ganzen Vorzeit. Das Verfahren der nationalliberalen Presse während dieser Wandlung erinnert unwillkürlich an Gellert's „Junker Alexander." „Zu diesem kommt ein Bauer in höchster Bestürzung, um zu melden, daß sein Hund des Junkers Kuh zu Schande gebissen habe. Der Junker verlangt einen übertriebenen Schadenersatz, der Bauer jammert, er könne das nicht erschwingen, der Junker bleibt aber unbeweglich und der Bauer steht im Begriff sich zu entfernen, als er plötzlich zu sich kommt. Er bittet nun den Junker um Entschuldigung; er habe sich in seiner Verwirrung versprochen, die Sache verhalte sich gerade umgekehrt, es sei des Junkers Hund, der seine (des Bauern) Kuh gebissen habe." Wie lautet nun die Antwort Alexander's? „Ja, Bauer, das ist ganz was Anders!" — In dieser Replik spiegelt sich die Polemik der dänischen nationalliberalen Presse gegen die ländliche Demokratie vollständig ab.

Die aus solchem Scheinwesen entstehende constitutionelle Zersetzung ist, moralisch genommen, der eigentliche Quell der langwierigen dänischen Verfassungs-

leiden und ſchlimmer als der materiell denſelben zum Grunde liegende Gegenſatz von Stadt und Land. Doch konnte keine Kunſt den natürlichen Lauf der Dinge hemmen. Der Bauernſtand, welcher bei den allgemeinen Wahlen den Ausſchlag gibt, gewann alsbald für ſeine Vertreter die überwiegende Mehrheit in der zweiten Kammer des Reichstages und bediente ſich derſelben zu dem Zwecke, einen entſcheidenden Einfluß auf die Regierung zu erlangen. Die Details dieſes Kampfes — rückſichtlich deren wir übrigens auf unſere frühere Abhandlung: „Das conſtitutionelle Dänemark“ (in der „Deutſchen Rundſchau“ vom Decbr. 1875 und Jan. 1876) verweiſen können — gehören nicht hieher; dahingegen iſt es für unſeren heutigen Gegenſtand von Intereſſe, zu unterſuchen, wie ſich durch denſelben der Volkscharakter kund gegeben hat und hier begegnen wir abermals dem bereits erwähnten phantaſtiſchen Elemente, wenn gleich unter anderen Formen.

Es iſt eine merkwürdige Thatſache, welche auch ſchon die Aufmerkſamkeit des Auslandes auf ſich zog, daß in Dänemark — und daſſelbe gilt bis zu einem gewiſſen Grade von den beiden anderen nordiſchen Reichen auch — gerade der, ſonſt überall und immer conſervative, beſitzende Bauernſtand radical auftritt, ſyſtematiſche Oppoſition macht und das Recht des Mitregierens beanſprucht. Die Erklärung dieſes Phänomens iſt unſeres Wiſſens bisher nicht verſucht worden und mag auch, wenn ſie erſchöpfend ſein ſoll, ihre Schwierigkeiten haben. Es fehlt jedoch nicht an naheliegenden Umſtänden, welche geeignet ſind, die Sache weniger auffallend erſcheinen zu laſſen. — Man erinnere ſich nur der uralten Herrlichkeit, die ſich im ganzen Norden an die Benennung „Bauer“ knüpfte, welche zur Bezeichnung des freien Landbeſitzers, mithin der älteſten Ariſtokratie des Landes diente und noch in der heutigen Redeweiſe, wo es ſich um Dienſtverhältniſſe handelt, gleichbedeutend mit „Herr“ gebraucht wird. Nichts natürlicher alſo, als daß der Bauernſtand, bei welchem auch während ſeiner Erniedrigung die alten Sagen und Vorſtellungen fortlebten, nachdem nunmehr der Druck ſpäterer Jahrhunderte von ihm genommen worden, an die ſtolze, gebietende Stellung ſeiner Vorfahren zurückdenkt und mit Vorliebe bei der Zeit verweilt, wo der freie „Bonde“ in den öffentlichen Verſammlungen mit den Königen zu Gericht ſaß und in allen wichtigen Angelegenheiten des Reiches die Entſcheidung gab. Die däniſche Regierung, welche ſich heute veranlaßt findet, den bäuerlichen Anſprüchen, als zu einſeitig und zu weitgehend, entgegen zu treten, fand es, als ſie am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts die Emancipation des Bauernſtandes in die Hand nahm, zweckdienlich, das Selbſtgefühl dieſer für Dänemark beſonders wichtigen Claſſe in jeder Weiſe zu wecken, zu nähren und zu ſtärken — ein Beſtreben, an dem ſich dazumal Studirte, Beamte, Redner und Schriftſteller auf's Lebhafteſte betheiligten — und noch bis vor Kurzem wußten die däniſchen Staatsmänner es nicht genug hervorzuheben und zu preiſen, daß Dänemark in ſeinen 60—70,000, nunmehr ganz unabhängig geſtellten Hufnern die feſteſte Grundlage für eine ruhige, beſonnene und gedeihliche Entwickelung beſitze. Daß die, mit der Entwickelung des Grundgeſetzes von 1849 Hand in Hand gehende, politiſch-agitatoriſche Wirkſamkeit der „Geſellſchaft der Bauernfreunde“ — welche als Vorläuferin der „Vereinigten Linken“ zu betrachten iſt — nur dazu beitragen

konnte, dem Bauernstande eine erhöhte Vorstellung von seiner Bedeutung und seinen Ansprüchen beizubringen, versteht sich von selbst. Jetzt sieht sich der Bauer in früher ungeahntem Wohlstande, in jeder Richtung fortschreitend und durch die Verfassung mit politischer Machtfülle ausgerüstet — was Wunder, wenn er sich auch fühlt!

Zu diesen Momenten kommt aber noch ein besonderes von großer Bedeutung, nämlich die unter dem Landvolke sehr verbreitete Doctrin des Grundtvigianismus, welche den „Bauer" zum Typus nationaler Reinheit, Kraft und Tugend stempelt und ihm daher auch das volle Recht vindicirt, wenn nicht durch eigene Standesgenossen, so doch durch besondere Vertrauensmänner in der Regierung vertreten zu werden, überhaupt aber der Repräsentant des Princips der Selbstregierung zu sein. Der gebildete Grundtvigianer, namentlich vom Predigerstande, ist dem Bauer auf das radicale politische Gebiet gefolgt, theils um nicht den Halt an ihm zu verlieren, theils um auf diese Weise Boden für die Veredelung des echten Dänenthums zu gewinnen, zu welcher ihm der Bauer den rechten Stoff liefern soll, während er bei dem Großbesitze und der höheren Intelligenz kein Verständniß für dieselbe voraussetzt.

Ein in „Fädrelandet" vom 8. April 1875 erschienener Aufsatz von dem angesehenen Grundtvigianer, Pastor Clausen, brachte über das obige Verhältniß die folgenden positiven und ohne Zweifel correcten Aufklärungen:

Es war, meinte Herr Clausen, weder zu verlangen noch zu erwarten, daß sich die grundtvig'sche Richtung überhaupt nicht hätte mit Politik befassen sollen. Vielmehr sei es, da dieselbe unverkennbar ein warmes Interesse für das Vaterland hege, nur natürlich gewesen, daß sie sich auch für Politik interessirte, weil, wenn sie auch die Erweckung und Entwickelung des Volkslebens für die Hauptsache hielt, sie doch nicht gleichgültig gegen das Politische sein konnte, welches ja der volksthümlichen Entwickelung den Weg bahnen und derselben Form verleihen solle. Um nun die Möglichkeit zu erklären, wie ein großer Theil der grundtvig'schen Richtung sich der Vereinigten Linken habe anschließen und diese dauernd stützen können, müsse man auf den Entstehungsgrund dieser Opposition zurückgehen. Auch sei es, da jene (grundtvig'sche) Fraction in ihrer Mehrheit aus christlichen, wahrheitliebenden und vaterländisch gesinnten Männern bestände, billig, den Grund der fraglichen Erscheinung näher zu prüfen, um dadurch zu einer richtigeren Beurtheilung zu gelangen. In dieser Beziehung nun könne auf eine Kundgebung hingewiesen werden, welche unlängst von einem Kreise grundtvig'scher Bauern in Fünen ausgegangen sei und worin es u. A. heiße: „Wenn man auf die Zeit zurückblickt, seit das dänische Volk seine durch das Grundgesetz gewährleistete Freiheit erhielt, ist nicht zu verkennen, daß der Bauernstand allerdings durch die Gesetzgebung Einfluß auf die Entwickelung des Landes geübt, aber keinen Antheil an der höchsten Leitung, d. h. an der Regierung selbst gehabt hat. Da Letztere es nun aber meistens in ihrer Gewalt haben wird, das Staatswesen in die eine oder andere Richtung zu lenken und ihm ihren Stempel aufzudrücken, muß der von der Mehrheit des Volkes ausgesprochene Wunsch, wenigstens theilweise in der Regierung vertreten zu sein, gewiß natürlich und berechtigt erscheinen. Dieser Wunsch ist durch Nichterfüllung nur

immer ſtärker geworden, denn die Majorität glaubt nun einmal, durch dieſe oder jene Perſönlichkeiten auch ihrerſeits zu einer für das ganze Volk erſprießlichen Leitung beitragen zu können. Doch ſuchen wir die Berechtigung dazu nicht ſowol in der Ueberzahl, als vielmehr darin, daß ſich während der bereits verfloſſenen Freiheitsperiode, und zwar vorzugsweiſe im Bauernſtande, ein beſonderes geiſtiges Leben, nebſt einer darin begründeten volksthümlichen und chriſtlichen Betrachtung der Volksmacht emporgearbeitet hat, von der angenommen werden darf, daß ihre Betheiligung an der Regierung von Nutzen für das Ganze ſein werde. Erſt wenn dies geſchieht, kann eine beſonnene und friedliche Entwickelung erwartet werden und hegen wir daher die Hoffnung, daß der König dem obigen Wunſche entgegenzukommen ſich veranlaßt finden werde."

Hier ſei nun, bemerkte Herr Clauſen, das ausgeſprochen, woraus die Oppoſition im tiefſten Sinne ſtamme, das, worin dieſelbe ihre Stütze beim Volke finde und was der Grundſtimmung im däniſchen Bauernſtande entſpreche. Dieſer wolle nicht — wie es die anderen Claſſen bisher abwechſelnd geweſen — *alleinregierend*, er wolle nur *mitregierend* ſein und in dieſem Wunſche ſeien die dem Bauernſtande angehörigen Grundtvigianer ihren anderen Standesgenoſſen begegnet, denen ſie ſonſt in der Tiefe ihrer Lebensbetrachtung fern ſtänden. Hier ſei alſo der erſte Vereinigungspunkt; ein zweiter liege in der den Grundtvigianern und der „Linken" gemeinſchaftlichen Oppoſition gegen die *Bildung*, d. h. gegen diejenige Auffaſſung derſelben, welche man von der anderen Seite bisher zur ausſchließlichen gemacht und deren Mangel man zum Vorwande gebraucht habe, um der Volkspartei die Befähigung zum Regieren abzuſprechen. Die der Oppoſition (d. h. hier der „Vereinigten Linken") anhaftenden großen Mängel und die von ihr begangenen groben Fehler erkenne er (Clauſen) bereitwillig an, ſuche aber den Hauptgrund hierzu darin, daß man von Oben verſäumt habe, die verſchiedenen Factoren des Staatslebens im Gleichgewichte zu erhalten, was nur möglich ſei, wenn bei Zeiten nach allen Seiten hin gehörige Rückſicht genommen werde, zumal wo es ſich um die Mehrzahl des Volkes handele. Ferner räume er ein, daß die Oppoſition zur Zeit noch nicht über eine der numeriſchen Ueberzahl entſprechende Geiſtesmacht verfüge und daß es derſelben an Klugheit und Umſicht gefehlt habe, wie denn auch zugegeben werden müſſe, daß, wenn Paſtor Birkedal (als Führer einer grundtvig'ſchen Minderheit) die Verbindung mit der Vereinigten Linken für eine falſche Allianz erklärt habe, dieſe Behauptung allerdings bisher factiſch nicht widerlegt, Poſitives nicht erreicht worden ſei. Der Grund aber, aus welchem er (Clauſen) und ſeine Geſinnungsgenoſſen deſſenungeachtet an jener Verbindung feſthielten, ſei die Hoffnung, daß die fragliche Parteibildung dem Neuen und Wahren den Weg bahnen werde, was ſie um ſo eher erwarten zu dürfen vermeinten, als die Oppoſition zum Theil aus wahren Chriſten beſtehe, welche ſich ihrer Verantwortlichkeit nicht nur gegen das Vaterland, ſondern auch vor Gott wohl bewußt wären und zu Böſem oder wirklich Schädlichem nie die Hand bieten würden. Alles komme nur darauf an, daß der Knoten gelinde gelöſt werde, denn das Zerhauen deſſelben, ſei es von der einen oder der anderen Seite, müſſe unfehlbar ſowol dem Vaterlande, wie auch der Freiheit Verderben bringen.

Der Redacteur des „Fädrelandet", Ploug, wies in seiner an Pastor Clausen gerichteten Entgegnung den von Seiten der Bauern erhobenen Anspruch als ganz unbegründet rund ab und meinte, die eigentliche Triebfeder der Petenten sei nichts als pure, etwa mit einer Dosis Mißgunst verquickte Eitelkeit. Das heißt jedoch die Sache zu leicht nehmen; das Phänomen ist vielmehr ein sehr ernstes. Denn diese Bauern — beiläufig bemerkt wohlhabende, achtbare, in ihrem Kreise angesehene Leute — legen das Gewicht ihrer Forderung nicht etwa auf das bäuerliche Interesse, welches sie selbst für vollkommen gewahrt erklären, sondern auf die bäuerliche Gesinnung, als auf eine neuerwachte Kraft, welche berufen sei, eine geistige Regeneration des Staatswesens herbeizuführen, doch nur im Wege der ruhigen und besonnenen Entwickelung. Kommt hiezu, daß die Declaranten die Berechtigung ihrer Ansprüche aus dem der Verfassung innewohnenden Grundgedanken herleiten, wird Jeder, der die Bauern kennt, darauf gefaßt sein müssen, es hier mit einer zähen, bereits tiefgewurzelten Tendenz zu thun zu haben, welche keinenfalls Willens sein dürfte, sich einem doctrinären „non possumus" zu beugen.

Wie himmelweit verschieden sind nicht die obigen, fast schwärmerisch ideal zu nennenden Ansichten von denen des landläufigen Radicalismus! Und wenn auch, wie bereits von Pastor Clausen bemerkt, die nicht grundtvig'schen Bestandtheile der „Linken" eine vom Grundtvigianismus durchaus verschiedene Lebensauffassung haben, besitzen doch auch sie in der Vorstellung von der „Volksthümlichkeit" als Princip des Staatslebens ein Ideal, welches ihren sonstigen materiellen und realistischen Bestrebungen einen höheren Schwung verleiht. Alle diese Leute sind, wie solches sich ihrer ganzen Stellung nach eigentlich schon von selbst versteht, im Grunde nichts weniger als radical. Wenn ihr Auftreten dennoch radical *scheint*, liegt dies, abgesehen von bisweiligem Mangel an Geduld und Selbstbeherrschung, nur in ihrer Unkenntniß der vielfachen Bedürfnisse und weitverzweigten Beziehungen eines modernen Staatswesens, also an ihrer politischen Unreife — ein Mangel, dem durch fortgesetzte constitutionelle Uebung abgeholfen werden muß und auch voraussichtlich abgeholfen werden wird. Was aber die Grundtvigianer betrifft, kommt noch besonders der Umstand in Betracht, daß sie einen zu guten Glauben an die Vortrefflichkeit der Volksnatur hegen und daher auch dem guten Willen des Volkes viel mehr zutrauen, als er in dieser unvollkommenen Welt zu leisten im Stande ist. Die dänischen Demokraten sind, um mit Herrn Ploug zu reden, „phantasiereich" und hier, nicht im Radicalismus, liegt die Gefahr.

IV.

Es fragt sich nun, wo die Mittel zu finden sind, durch welche die in den oben angeführten Mängeln für das dänische Volk lauernde Gefahr wenigstens zum Theil abgewendet werden mag.

Gegen Unentschiedenheit hilft erfahrungsmäßig nur *Autorität*. Der dänische Charakter bedarf in hohem Grade der Anlehnung an einen stärkeren Willen. Alle seine guten Eigenschaften kommen vorzugsweise in der *Pflichttreue* zur Geltung, in jener freiwilligen Unterordnung, welche Schiller so

treffend und ſchön durch die Worte kennzeichnet: „Muth zeiget auch der Mameluk, Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck.“ Nirgends in der Welt iſt es nöthiger, als in Dänemark, daß die Regierung es nicht ſcheut, Entſcheidung und Verantwortung auf ſich zu nehmen und es gilt noch heute für die Dänen, was Wilhelm der Eroberer auf ſeinem Sterbebette von den Normannen im Allgemeinen ſagte: „Unter einer klugen und ſtrengen Herrſchaft ſind ſie prächtige Leute und im Augenblick der Gefahr haben ſie nicht Ihresgleichen; ſonſt aber reiben ſie ſich auf in gegenſeitigem Hader, der ihre Luſt iſt.“

Das Vorhandenſein jenes Bedürfniſſes der Anlehnung zeigt ſich auch in der hiſtoriſchen Bedeutung des däniſchen Königthums, indem dieſes in einem Grade, wie bei faſt keinem anderen Volke, als die Verkörperung des nationalen Willens und der nationalen Kraft erſcheint. Schon Dahlmann hat dieſe Eigenthümlichkeit hervorgehoben. „Das im zehnten Jahrhundert unter Gorm dem Alten vereinigte Dänemark — heißt es in ſeiner Däniſchen Geſchichte Buch I, Cap. 5 — nimmt von Anfang an ſeinen unterſchiedlichen Charakter an. Kein Oberkönigthum, wie beſonders in Schweden, keine erblichen Jarle, wie beſonders in Norwegen; der Wille des Einkönigs duldete nur etwa Statthalter; alle höhere Ariſtokratie war Amtsmacht.“ — Bei dem däniſchen Hiſtoriographen Allen leſen wir, daß „die kraftvollen Könige Waldemar der Große, Knud der Sechſte und Waldemar der Sieger ſich nicht darin finden konnten, von der Menge abhängig zu ſein und deshalb regierten, ohne das Volk zu fragen.“ Und in H. F. J. Eſtrups Abhandlung über den Biſchof Abſalon heißt es: „Abſalon, Esbern, Suno und Peter Thenia, alle ſtaatskluge und kecke Männer, waren Waldemars des Großen beſtändige Rathgeber. Ihnen allein vertraute er den Plan zum bevorſtehenden Zuge gegen die Wenden, in der Meinung, daß ein Krieg zwar mit den vereinten Kräften Aller zu führen, aber nur mit Wenigen zu berathen ſei.“ — Die folgenden Jahrhunderte, während welcher das Königthum allmälig in gänzliche Abhängigkeit vom Adel gerieth, mithin das Autoritätsprincip nicht zur Geltung kommen konnte, waren — die durch einzelne kraftvolle Regenten vorübergehend bewirkte Beſſerung abgerechnet — für Dänemark eine Zeit der Ohnmacht, wohingegen es ſich unter den Alleinherrſchern des Hauſes Oldenburg, deren Autorität unbeſtritten war, wieder dauernd zu Ehre und Anſehen erhob. — Stets blieb die im Königthume ihren Ausdruck findende Einheit des Willens für das Land die weſentlichſte Bedingung ſeiner Kraftentwickelung. Dieſelbe iſt jedoch auch durch die ſpäter eingeführte conſtitutionelle Verfaſſung nicht ausgeſchloſſen und ſelbſt mit der in Dänemark augenſcheinlich mehr und mehr vordringenden demokratiſchen Richtung keineswegs unvereinbar, wenngleich unter ſolchen Umſtänden das ganze Verhältniß ein complicirteres und die correcte Form dafür ſchwerer zu finden ſein wird.

Dahingegen dürfte das Correctiv der „Nachläſſigkeit“ nicht ſowol in Regierungsmaßregeln oder ſonſtigen Aeußerungen der Willenskraft, als in der zwingenden Macht der Verhältniſſe zu ſuchen ſein. Freilich, wenn man dem „Zuſchauer“ glauben könnte, hätte die Regierung es auch hier zumeiſt in ihrer Hand, dem Uebelſtande abzuhelfen. Wie bereits bemerkt, ſieht jener Anonymus das geeignetſte Mittel, dem „Phlegma“ der Nation entgegenzuwirken, darin, daß

ed by Google

man sie „anregt“ und ihr zu diesem Behufe „erhebende, aber doch erreichbare Ziele vor Augen stellt“; er nennt auch als solche „Landesvertheidigung, Aufklärung, Beförderung des Handels, des Ackerbaues und der Seefahrt, Urbarmachung öder Ländereien“ u. dgl. m. Aber wenn es damit gethan wäre, würde die fragliche Schwierigkeit überhaupt entweder gar nicht eintreten oder doch leicht zu beseitigen sein. Abgesehen davon nämlich, daß die obenerwähnten „Ziele“ nur solche sind, welche dem dänischen Volke stets vor Augen gestellt waren, ließen dieselben sich auch je nach Umständen beliebig vermehren. Geholfen ist indeß hierdurch gewiß nicht, denn das Phlegma, worüber der „Zuschauer“ klagt, zeigt sich ja eben darin, daß die zum Anstreben „erhebender“, wenn auch „erreichbarer“ Ziele nöthige Empfänglichkeit und Energie dem Volke zur gegebenen Zeit abgehen. Hiergegen hilft nur ein Mittel, welches durch äußeren Druck wirkt, mithin im Wesentlichen von der Volksstimmung unabhängig ist und dieses kann, unseres Erachtens, unter bewandten Umständen nur in der durch Reibung mit auswärtigen Nationalitäten bewirkten Anregung bestehen. Die Vorsehung ist nun auch augenscheinlich auf eine solche Friction bedacht gewesen, indem sie das Dänenthum in eine Lage versetzte, welche die Communication mit der Außenwelt nicht nur in ungewöhnlichem Maße erleichtert, sondern dieselbe sogar unvermeidlich macht. Es handelt sich mithin hiebei für die Dänen nur darum, ob sie dieser Einwirkung auch ihrerseits „entgegenkommen oder dieselbe erschweren, sowie, ob sie den rechten oder unrechten Weg dafür einschlagen wollen, und allerdings ist dies von großer Wichtigkeit. Denn Erfahrung hat gelehrt, daß jeder Versuch einer künstlichen Absperrung Dänemark nur zum Schaden gereicht. Wenn je, dürfte also hier eine vorurtheilsfreie Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse am Orte sein.

Kein Unbefangener wird nun in Abrede stellen, daß Geschichte, Tradition und Naturzustände gleichmäßig auf den steten Verkehr mit dem Deutschthum als auf den Schleifstein hinweisen, an welchem das Dänenthum seine Fähigkeiten vorzugsweise zu wetzen hat. Bei allen Unzuträglichkeiten und Gefahren, welche das seit undenklichen Zeiten stattgehabte Eindringen des Deutschen in Dänemark diesem bereiten mußte, läßt sich doch nicht verkennen, daß Selbiges dem Lande ausgezeichnete Kräfte zugeführt und einen ebenso großen wie belebenden Einfluß auf fast allen Gebieten des öffentlichen wie privaten dänischen Lebens ausgeübt hat. Dänemark ist von der Natur auf ein nachbarfreundliches Zusammenleben mit Norddeutschland angewiesen. Viele und starke Bande knüpfen die beiden Länder an einander und selbst die Zerreißung des national-dänischen Staatskörpers durch deutsche Gewalt darf bei Denjenigen, welche Dänemarks wahres Interesse im Auge haben, nicht als Vorwand dienen, um zwischen verwandten, unauflöslich verbundenen Stämmen dauernd Haß und Zwietracht zu stiften.

In alter Zeit betrachteten und behandelten die Dänen und die ihnen, wie Allen sagt, „in Sitte, Sprache, Religion und Herkunft nahe verwandten“ Sachsen sich als Stammesgenossen; wie denn auch (nach Angabe desselben Verfassers) „eine bis auf den heutigen Tag in Südjütland (Schleswig) sowol als in den südlichen und westlichen Theilen Nordjütlands bewahrte Eigenthümlich-

Digitized by Google

keit der Sprache davon zeugt, daß die urſprünglichen Bewohner jener Gegenden (nämlich die ſächſiſchen Stämme der Angeln und Jüten), obgleich einem anderen Volke entſproſſen als dem gothiſch-däniſchen, ſich doch mit letzterem dauernd vermiſchten". Im gleichen Sinne ſprechen ſich zwei andere, ebenfalls hervorragende und ebenſo wenig im Verdachte einer Vorliebe für das Deutſchthum ſtehende Zeugen über jenes Verhältniß aus. So heißt es bei Henri Martin („Histoire de France"): „Der Urſprung des ſächſiſchen Volkes, ſeine nationalen Verwandtſchaften und ſeine politiſche Verfaſſung erklären ſeinen hartnäckigen Widerſtand gegen die Religion und die Waffen der Franken. Die Maſſe desſelben ſtand den Dänen und Skandinaviern viel näher als den anderen Deutſchen. Die Sachſen hatten, der Sage nach, den Odin-Cultus unmittelbar von den „Aſen" empfangen; die Aſa-Lehre war bei ihnen ebenſo volksthümlich wie in Dänemark und Norwegen und die Verbindung mit den Prieſtern und Barden (Skalden) des Nordens belebte ſtets auf's Neue ihren Enthuſiasmus für die Götter Walhalla's." — So ſagt ferner der bereits erwähnte hochangeſehene däniſche Geſchichtsforſcher H. F. J. Eſtrup: „Gewiß wurden die Normannen zu ihren Einfällen in Frankreich ebenſo ſehr durch die Kriege der Franken gegen die Sachſen, die Verbindung dieſer mit den Dänen und die Hilfe, welche däniſche Könige ihren unterdrückten Nachbarn leiſteten, als durch Raubgier, oder eine der ſonſtigen Urſachen, denen man dieſe Auswanderungen zuzuſchreiben pflegt, veranlaßt." Derſelbe Verfaſſer erblickt auch in den desfallſigen Schilderungen der franzöſiſchen Jahrbücher eher Beſchreibungen „heidniſcher Kreuzzüge" als bloßer Raubfahrten, und beruft ſich dabei namentlich auf die ganz beſonders gegen alles Kirchliche gerichtete Zerſtörungswuth der Normannen.

Beiläufig mag hier bemerkt werden, daß die im Gefolge der Reformation in Norddeutſchland ſtattgehabte Verdrängung des Plattdeutſchen durch das Hochdeutſche ohne Zweifel zur Störung des guten Nachbarverhältniſſes mit Dänemark viel beigetragen hat. Wäre das Plattdeutſche als allgemeine Rede- und Schriftſprache im Norden Deutſchlands erhalten worden, würden jedenfalls die ſprachlichen Differenzen, welche eine ſo verderbliche Rolle geſpielt haben, ungleich leichter zu vermeiden oder zu ſchlichten geweſen ſein.

Die Einwirkung des Deutſchthums auf das Dänenthum iſt jedoch nicht blos uralt, ſondern auch in der Lage und phyſiſchen Beſchaffenheit beider Länder für alle Zeiten feſt begründet; ſie iſt, ſo zu ſagen, eine „geographiſche", wovon Jeder, der nur eine Karte von Nordeuropa in die Hand nimmt, ſich ſofort überzeugen muß. Das däniſche Volk hat nur die Wahl, entweder jene Thatſache offen anzuerkennen, oder ſeine beſten Kräfte im Kampfe gegen das Unabänderliche zu vergeuden. Wenn dieſe Alternative ſelbſt für aufgeklärte däniſche Patrioten zu Zeiten eine Quelle des Mißmuthes wird, iſt das gewiß ſehr zu beklagen, ändert jedoch Nichts an der Sache. Es gibt im Leben der Nationen wie in dem der Einzelnen providentielle Prüfungen, denen man nur durch Selbſtmord entgeht.

Oerſted zeigte in dieſem Punkte große Unbefangenheit. „Das Eindringen des Deutſchthums (in Dänemark), ſagte er, war nicht zu hindern; aber durch Aſſimilirung, ſo namentlich auch durch die Einberufung eines deutſchen (des

Oldenburgischen) Fürstenhauses ward es den dänischen Interessen dienstbar. Es gab eine Zeit, wo das dänische Volk unter einem entschiedenen deutschen Einflusse stand, aber wir haben uns durch denselben und doch zugleich von demselben ab entwickelt. Unsere Sitten und Gebräuche sind ebenso dänisch, wie unsere Literatur, und wenn wir in denselben mehr mit Deutschland als mit südlicheren Nationen gemein haben, ist dies nicht etwa darin begründet, daß wir es vorzogen, den Deutschen nachzuahmen, sondern in der Aehnlichkeit, welche zwischen ihrem und unserem Volke besteht."

Von dem gegenseitigen Verhältnisse der beiden Sprachen heißt es in dem (1836 von der „Gesellschaft für Nordische Alterthümer" in Kopenhagen herausgegebenen) „Leitfaden" (S. 25): „Unsere (dänische) Sprache wie auch unsere Literatur hat den großen Vortheil, zwischen der rein nordischen und der germanischen zu liegen und sich demgemäß mit Hilfe beider entwickeln zu können. Sie kann auf uraltem nationalen Grunde bauen und doch zugleich das Vorzüglichste von demjenigen in sich aufnehmen, was Norddeutschlands wissenschaftlicher Fortschritt hervorbringt. Man hat daher auch mit Recht auf den der dänischen Sprache eigenen Reichthum an Synonymen und doppelten Formen hingewiesen, welche von beiden Seiten, vom Norden und von Deutschland, im Laufe der Zeit Eingang gefunden haben und sich nach Umständen gleich zweckmäßig benutzen lassen."

Eine interessante Darstellung, wie deutsche und dänische Geistesproducte sich gegenseitig ergänzen, ohne sich Abbruch zu thun, enthält die mehrerwähnte Schrift des Dr. Brandes unter der Rubrik: „Deutsche und dänische Romantik".

Leider bringen die für Dänemark mit so herben Verlusten und schmerzlichen Demüthigungen verbundenen politischen Vorgänge der letzten Jahrzehnte es mit sich, daß man sich dänischerseits, auch auf nichtpolitischem Gebiete, der deutschen Einwirkung und damit verbundenen Anregung zur Zeit nur mit äußerstem Widerstreben fügt. Denn es ist ein Irrthum, wenn deutsche Blätter häufig von der Annahme ausgehen, daß die in obiger Beziehung vorhandene Spannung im Wesentlichen nur auf dem specifischen Deutschenhasse der nationalliberalen Partei beruhe und daß man bei der dänischen Demokratie auf williges Entgegenkommen rechnen dürfe. In Betreff der nationalen Frage als solcher ist in Dänemark kein effectiver Meinungsunterschied vorhanden. — Jene Verwechselung entspringt daher auch wol nur aus dem Umstande, daß die dänischen Demokraten sich, in ihrer Polemik gegen die Nationalliberalen, der von Letzteren während des deutsch-dänischen Conflicts gegebenen, allerdings argen, politischen Blößen als einer stets schlagfertigen Waffe bedienen, andererseits aber sich nicht an den ebenso nutzlosen wie gefährlichen Ausfällen gegen Deutschland und das Deutschthum zu betheiligen pflegen, von denen die Nationalliberalen, zum großen Nachtheile ihres Landes, bis auf die neueste Zeit noch immer nicht ablassen konnten. Durch diese beiden Momente wird es erklärlich, wenn die Haltung der „Linken" dem oberflächlichen Beobachter bisweilen als Ausdruck deutschfreundlicher Gesinnung erscheint. Die dennoch vorhandene Verschiedenheit in der Stellung beider Parteien zu Deutschland liegt anderswo und zwar darin,

daß die däniſche Demokratie, was die auswärtigen Beziehungen betrifft, nicht in dem Grade, wie die däniſchen Nationalliberalen von Vorurtheilen befangen, auch nicht, wie Jene, durch ihre Antecedentien gebunden iſt, mithin eine Auffaſſung bei ihr leichter Eingang finden mag, welche auf das unter allen Umſtänden Bleibende im Verhältniſſe zu Deutſchland gerichtet iſt.

Bekanntlich trugen ſich die däniſchen Nationaliſten lange mit dem Gedanken einer ſkandinaviſchen Union als des Univerſalmittels, welches allen Bedürfniſſen des Dänenthums zu genügen im Stande und demgemäß auch die Einwirkung des Deutſchthums zu paralyſiren beſtimmt wäre. Wir halten es jedoch für überflüſſig, bei der politiſchen Seite des Skandinavismus zu verweilen, da dieſelbe nachgerade ihre Rolle ausgeſpielt zu haben ſcheint. Dahingegen iſt der ſociale Skandinavismus — welcher ſich die Pflege freundſchaftlicher Beziehungen und die Förderung eines regen geiſtigen, wie materiellen Verkehrs zwiſchen den ſtammverwandten Nachbarn zur Aufgabe macht — auch jetzt noch zeitgemäß und ſowol der Beachtung als der Theilnahme höchlich werth. Es iſt jedoch klar, daß ſolcher Anſchluß ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden dem Dänenthum nicht diejenige Anregung gewähren kann, deren es zu ſeiner Stärkung benöthigt iſt. Ein erſtes Hinderniß liegt in der Grundverſchiedenheit des däniſchen Naturells einer-, und des ſchwediſchen, ſowie auch, obſchon in geringerem Grade, des norwegiſchen andererſeits, welche kein eigentliches inneres Zuſammenleben aufkommen läßt. Ein zweites iſt bedingt durch die geographiſche Lage, ſowie durch die natürliche Beſchaffenheit der ſkandinaviſchen Halbinſel, welche es mit ſich führen, daß die Kräfte derſelben ſich nur ſchwer concentriren können, die dennoch vorhandenen Centren aber zu weit von Dänemark abliegen, um ſtetig und mit durchſchlagendem Erfolge auf dieſes einwirken zu können. Ein drittes endlich dürfte darin zu finden ſein, daß die geſammte geiſtige Bewegung der nordiſchen Nachbarländer, ſelbſt wenn ſie Dänemark vollaus zu gute käme, weder an Umfang noch an Fülle mächtig genug ſein würde, um Letzterem den erforderlichen Impuls zu geben.

Dazu kommt die innere Divergenz des Verhältniſſes, in welchem die nordiſchen Völker zu Deutſchland ſtehen. Der Schwede und der Norweger ſind allerdings auch ihrerſeits vor dem Andrängen des Deutſchthums ſo zu ſagen auf der Hut; allein dieſe Empfindung hat bei ihnen Nichts von Gereiztheit und ſchlägt daher auch nur ſelten in Deutſchenhaß aus. Der eigentliche Skandinave fühlt vielmehr inſtinctmäßig, daß die fieberhafte Aufregung, womit der Skandinavismus von den däniſchen Nationaliſten betrieben wird, weniger dem wahren Skandinaventhum als ihren eigenen Leidenſchaften dient. Und dieſer inneren Abweichung entſpricht eine äußere in der politiſchen Haltung. Schweden-Norwegen neigt ſchon von ſelbſt ſtets zum guten Einvernehmen mit Deutſchland, ſucht auch den näheren Anſchluß an dieſes, und obſchon kein Schwede oder Norweger je vergeſſen wird, daß die däniſche Nationalität das Vorwerk, und demgemäß das Bollwerk der ſeinigen iſt, weiß er doch zugleich, daß die Wirkſamkeit derſelben eben auf der vermittelnden neutralen Stellung zwiſchen Skandinaven- und Germanenthum beruht. Es ſteht mithin ſo, daß der Däne ſich in demſelben Grade äußerlich vom Deutſchthum entfernt hält, in welchem er ihm

innerlich nahe steht, während der Schwede und Norweger sich in ihrer äußeren Haltung Deutschland in demselben Grade nähern, in welchem sie ihm innerlich ferner stehen. Die Erklärung liegt einfach darin, daß der Däne, durch die Nähe des großen deutschen Reichskörpers und dessen stets drohendes Uebergewicht beängstigt, den mächtigen Nachbar mit Sorge und Mißtrauen betrachtet, wohingegen die Schweden und Norweger, der Gefahr eines überwältigenden deutschen Einflusses sich überhoben wähnend, unbedenklich den materiellen und politischen Gründen Gehör geben, welche ein aufrichtiges Einvernehmen mit Deutschland als für Skandinavien wichtig und wünschenswerth erscheinen lassen.

Mit dem Skandinavismus allein ist daher dem Dänenthum nicht geholfen. Was diesem annoch Noth thut, sowol zur Abwehr gegen einen übermäßigen deutschen Einfluß, als um seines im Vorhergehenden besprochenen indolenten oder apathischen Hanges Herr zu werden, ist ein möglichst reger Verkehr nach allen Seiten hin. Nichts ist so geeignet, das dänische Wesen zur vollen Blüthe zu bringen, als stete lebendige Berührung mit der ganzen civilisirten Welt, wodurch demselben beständig neue, frische Elemente zugeführt und mit dem ursprünglichen Stoffe verarbeitet werden.

Dänemark hat also, neben seinem germanisch-nordischen Berufe, dem es sich nicht zu entziehen vermag, auch noch einen kosmopolitisch-neutralen, dem es mehr oder weniger freiwillig dient. Auch diese Seite dänischen Lebens ist uralt. Der Kosmopolitismus war die Seele der „Wikinger"-Fahrten (des Seekönigthums), von welchen sich Liebe zum Meere, Reiselust und Sehnsucht nach dem Süden auf alle späteren Geschlechter vererbten. Die Normannen waren vollendete Kosmopoliten und namentlich scheint ihre Assimilirungsfähigkeit außerordentlich entwickelt gewesen zu sein. Nach ihrer Niederlassung in der Normandie verlernten sie, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, sowol ihre Sprache, als auch die Sagen und Traditionen ihrer alten Heimath, um ganz Französisch zu werden, und die historische Forschung erblickt, gewiß mit Recht, den Hauptgrund ihrer dauernden Erfolge in der wunderbaren Geschmeidigkeit, mit der sich diese Eroberer überwundenen Völkern anzubequemen wußten.

Auch heute ist der dänische Volkstrieb, wenn nicht künstlich beeinflußt, entschieden expansiv und es darf behauptet werden, daß nur wenige Nationen so leicht mit fremden Nationalitäten vertraut werden, wie die dänische. Die Lage des Landes zwischen zweien der befahrensten Meere ist, wie bereits bemerkt, seiner Betheiligung an der allgemeinen Bewegung besonders günstig, wie es denn auch mehr und mehr ein beliebtes Ziel fremder Reisenden wird, welche sich angezogen fühlen, sei es durch das geistige Leben, die Kunstschätze und sonstigen Sehenswürdigkeiten Kopenhagens, sei es durch die schöne Natur, die milden Sitten und den humanen Geist, welcher sowol das sociale Leben, als die Institutionen Dänemarks durchdringt.

Zwischen zwei Landtagen.

Von

A. Lammers.

Seitdem in Deutschland der lose Staatenbund durch den festgeordneten Bundesstaat und Frankfurt am Main als politischer Mittelpunkt durch Berlin abgelöst ist, rivalisiren der Reichstag und der preußische Landtag um das Interesse der Nation. Der Reichstag hat freilich den Vorsprung. Nur gelegentlich vermag der Landtag ihn einzuholen oder gar zu überholen. Aber ein paar Male ist dies selbst seit der Ausdehnung des Reichstages auf ganz Deutschland doch schon der Fall gewesen, und es könnte wol sein, daß die Erscheinung sich bald wiederholte. Wenn der sogenannte Culturkampf, die Auseinandersetzung des Staates mit der römisch-katholischen Kirche in seinen acuten Anfangsstadien die Wirkung hatte, das preußische Abgeordnetenhaus interessanter zu machen als den deutschen Reichstag, so wird seine nunmehr eingeleitete Beilegung, um nicht zu sagen Zurücknahme und Wiederaufhebung möglicherweise denselben Erfolg nach sich ziehen. Am Reiche hat die conservative Reaction sichtbar und handgreiflich begonnen, aber nur in Preußen kann sie sich nach allen Seiten hin ausleben. Hier ungleich mehr als dort findet sie Gesetze abzuschaffen, Einrichtungen zurückzuschrauben, Beamtenpersonal zu ändern vor, wenn die Welt nach ihrem Sinne fortbestehen soll. Hier wird sie andererseits auch auf den geschlossensten und mobilsten Widerstand stoßen.

Es heißt daher kaum von der höheren Bühne zu einer niederen hinabsteigen, wenn man nach Allem was sich neuerdings in den Reichsangelegenheiten zugetragen hat, einen Blick auf Preußens innere Lage wirft. Die Trennungen und Verbindungen, welche dort vor sich gegangen sind, müssen ja hier sofort weiterwirken. Um ihnen freies Feld zu verschaffen, bedarf es nicht einmal erst einer Auflösung des Abgeordnetenhauses durch das Vorrecht der Krone. Das Haus, welches im October 1876 gewählt wurde, erlischt in diesem Herbste von selbst. Der Wahl des neuen Hauses wird ein ähnlicher Kampf wie derjenigen des Reichstages im Juli 1878 voraufgehen, nur daß die Lage mittlerweile noch weit klarer und einfacher, der Gegensatz verständlicher, die Spannung heftiger und leidenschaftlicher geworden ist. Es gibt nur noch zwei

ed by Google

Lager: das conservative einschließlich der Ultramontanen, und das liberale. Die Liberalen rechnen für den Augenblick auf keinen durchschlagenden Sieg: es genügt ihnen, wenn sie Unheil vom Vaterlande abwehren und eine nicht ungefährliche Gewalt rein persönlicher Natur in möglichst enge, möglichst sichere Schranken bannen können. Die Conservativen dagegen trachten natürlich nach der Herrschaft ihrer Sache und Partei, nicht nach der Befestigung der Macht des ihnen nicht mehr sicher angehörenden Reichskanzlers. Das preußische Wahlgesetz, das sich nach drei Vermögensclassen abstuft, macht den Ausgang des Kampfes zweifelhafter, als gegenwärtig noch beim allgemeinen Stimmrecht der Fall sein würde — nämlich vor einer neuen gründlichen liberalen Agitation.

Als der letzte preußische Landtag am 11. Januar 1877 zum ersten Male zusammentrat, stand er unter den geistigen Nachwirkungen eines sehr eigenthümlichen Wahlkampfes für den Reichstag. Eben war es der nationalliberalen Partei mit Aufbietung aller Kräfte gelungen, die große Reichs-Justizreform durchzusetzen, die Reichseinheit der Nation zu verwirklichen: sie hatte dabei diesmal hauptsächlich die stille Opposition der preußischen Richter und Anwälte zu überwinden gehabt, die den technischen Fortschritt des neuen gemeinsamen Verfahrens meist nicht groß genug fanden, um sich deshalb gern einer so durchgreifenden Aenderung der gewohnten bequemen Formen, in denen ihr Berufsleben verlief, zu unterwerfen; und sie war beim Fürsten Bismarck statt auf hilfsbereite Förderung vielmehr auf das zäheste Widerstreben gestoßen, das anscheinend zuletzt auch nur dem erklärten Willen des Kaisers wich. Da sie jedoch nicht selbst im Besitz aller entscheidenden Positionen war, mußte sie noch in der dritten Lesung, vom Reichskanzler über Gebühr hingehalten, einige demüthigende Zugeständnisse machen, um nicht auch an ihrem Eigensinn oder Kleinigkeitseifer das hauptsächlich von ihr betriebene nationale Werk scheitern zu lassen. Diesen Nachtheil benutzten die stets paraten Agitatoren der Fortschrittspartei, um zu versuchen, ob sie nicht auf Kosten ihrer liberalen Nachbarn eine Anzahl Sitze erobern könnten. Sie nahmen gewissermaßen das in der Stille vom Fürsten Bismarck angeschlagene Thema auf und variirten es auf mehr demagogische Weise — zwar ohne den beabsichtigten, aber doch mit dem leidigen thatsächlichen Erfolg, daß der Liberalismus seine Kraft durch einen ganz zwecklosen Streit unter sich nach außen hin empfindlich schwächte. Der Augenblick sollte ja bald kommen, wo er alle seine Kraft gebrauchen konnte.

Die Justizgesetzgebung des Reiches hinterließ übrigens auch sachlich dem neuen preußischen Landtag eine Hauptaufgabe. Es galt, die der Landesgesetzgebung überlassenen Ausführungsmaßregeln für Preußen zu treffen: eine weitschichtige, vielseitige, im Einzelnen sehr ermüdende Arbeit. Sie blieb wesentlich auf denen lasten, die sie schon im Reiche hatten verrichten müssen: auf dem preußischen Justizministerium und den Führern der nationalliberalen Fraction. Neben den Abgeordneten Lasker und Miquel erwarb sich der bis dahin unbekannte Abgeordnete Löwenstein rasch ein hervorragendes Verdienst, erst als Referent des Gesetzes zur Einführung der Gerichtsverfassung in der vorletzten Session, dann als Vorsitzender der Justizcommission in der letzten. Sein Bericht in der ersterwähnten Eigenschaft wurde allgemein als ein Muster prägnanter und

präciser Kürze angesehen, und obendrein so schwungvoll vorgetragen, wie der Gegenstand es nur irgend zulassen wollte. Aber auch die Commissare des Justizministers hielten sich vollkommen auf der Höhe, die der rechtsschöpferische Geist in Deutschland mit dieser großen Leistung erstiegen hatte. Die Einsprüche von rechts und links gegen das Werk des Reichstages hallten im Landtage bezeichnender Weise gar nicht mehr nach. Aus den Reihen der Fortschrittspartei heraus wurde bei Gelegenheit sogar ausdrücklich bedauert, daß über einzelnen Mängeln der hohe Werth des Ganzen zeitweise habe verkannt und herabgesetzt werden können.

Bei der Vertheilung der Gerichtssitze über das Land hat sich auch die deutsche Parlaments-Moral erproben können. Oberlandesgerichte, Landgerichte und Amtsgerichte waren neu zu domiciliren: welche Versuchung für zahlreiche Landtagsmitglieder, die verfassungsmäßige Vertretung des ganzen Volkes über der praktisch vorschlagenden ihres eigenen Wahlkreises zu vernachlässigen! Es wäre Heuchelei zu behaupten, daß Niemandes ethisch-politischer Tact bei diesem Anlaß in's Schwanken gerathen sei, nicht einmal derer, die in die stärkste Versuchung versetzt wurden durch das Zusammentreffen bedeutenden persönlichen Einflusses mit einer auffälligen scheinbaren oder wirklichen Benachtheiligung ihres Ortes in der Regierungsvorlage. Je mehr schließlich in sehr bestrittenen Fällen eine gewisse Willkür die Wahl treffen mußte, desto aufgeregter pflegte die sich glücklicherweise meist hinter den Coulissen abspielende Scene zu werden. Zu einem Schachergeschäft ist die Sache indessen nicht herabgesunken. Das Schlimmste, was sich ihr nachsagen läßt, ist, daß der eine oder andere sonst ganz gemeinnützig thätige Abgeordnete vorübergehend in seiner speciellen Landgerichts- oder Oberlandesgerichts-Frage aufging, was natürlich nicht die allgemeine Regel hätte werden dürfen, und insofern gegen Kant's kategorischen Imperativ verstieß. Mit den späteren Zollverhandlungen im Reichstag oder vielmehr in dessen gebietender agrarisch-schutzzöllnerischer Mehrheit hatte diese Vertheilung der preußischen Obergerichte nicht die entfernteste Aehnlichkeit. Auch so schon aber erweckte sie dem Abgeordnetenhause Mißbehagen genug, um nachher den Beschluß hervorzurufen, daß die Vertheilung der Untergerichte der Regierung allein überlassen bleiben solle. Man scheute sich ohnehin vor dem Ueberlaufenwerden aus noch soviel zahlreicheren Interessentenkreisen, und mit Recht auch vor der noch weit schwierigeren Entscheidung in diesen so ganz localen Streitigkeiten.

„Als Jurist" hatte vor sieben Jahren der Minister Falk sein schweres Amt übernommen: als ein volksthümlicher Staatsmann, sowol den Fähigkeiten wie dem Charakter nach, hat er es jetzt verlassen. Fürst Bismarck rief ihn ausdrücklich zur Führung des Kampfes gegen das unfehlbar gewordene Papstthum an seine Seite, und er fand folglich seine Aufgabe, als er eintrat, schon ganz fertig vor. Inwieweit die Ideen der getroffenen Maßregeln dem Einen oder dem Anderen der Beiden angehören, werden wir wol erst aus den Enthüllungen der Denkwürdigkeiten und Briefwechsel erfahren. Aber die ganze eigentliche Last des Kampfes lag namentlich in den späteren Jahren auf Minister Falk. Der Reichskanzler-Ministerpräsident überließ es ihm, sich im Landtag mit den Klerikalen herumzuschlagen.

Digitized by Google

Aus diesen Scharmützeln ist er je länger desto glücklicher hervorgegangen. Zum Theil lag das natürlich an der von ihm repräsentirten stärkeren Stellung des Staates, die sich aus der allgemeinen Lage im Vergleich mit den entsprechenden Vorgängen der dreißiger Jahre ergab. Zum anderen Theil aber floß es aus der ungemeinen Umsicht und Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Minister handelte, aus der Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit der Gehilfen, mit denen er sich umgeben hatte, aus seiner Schlagfertigkeit und Energie im parlamentarischen Streit.

Indem er sich, gleich dem Grafen Roon, als Minister erst zum Parlamentsredner entwickelte, kam er anfänglich nicht immer um zwei Klippen solchen Aufschwunges herum: zu oft das Wort zu nehmen und allzu „schön" sprechen zu wollen. Die letztere liegt in dem Fahrwasser jedes begabten und strebsamen Mannes, der aus einer anderen in die Parlaments-Sphäre schon ziemlich reif und abgeschlossen übergeht. Eine Volksvertretung ist keineswegs eine Elite hochgebildeter Leute, wie etwa ein Salon in der Residenz oder die um einen berühmten Vortragskünstler versammelte Hörerschaft; sie ist eher ein Abbild des Volkes in allen seinen Classen und Bildungsstufen, wenn man allenfalls die untersten hinwegdenkt. Dazu kommt, daß ihre Mitglieder mit dem Hören von Reden und Verhandlungen in einem erbarmungswerthen Grade überhäuft werden. Man sollte sie nicht als Parlament, d. h. mit einem vom Sprechen, sondern umgekehrt mit einem vom Hören abgeleiteten Ausdruck bezeichnen; denn das ist die Thätigkeit, welche Volksvertretung vor Allem erheischt, ohne Unterlaß den ganzen Tag, und auch ohne Unterschied, ob Einer persönlich ein Redner ist oder nicht. Eine so entlehnte Bezeichnung hätte vielleicht den Vortheil, daß man sich der aus der Lage der Abgeordneten nothwendig entspringenden ständigen Stimmung besser bewußt bliebe. Es ist die Stimmung einer chronischen Hörmüdigkeit. Wie das Leben in den Tropen einem ununterbrochenen Kampfe gegen die Hitze und im Eismeer ebenso gegen die Kälte gleicht, so wehrt der geplagte Parlamentarier sich immerwährend selbst unbewußt gegen die endlosen Zumuthungen an sein Gehörvermögen. Daher der sogleich sich erhebende instinctmäßige Widerspruch, wenn Jemand breit wird oder abschweift, oder gar die Sitzung zu verlängern droht; das Wohlgefallen an jedem noch so mäßigen Scherze, der die erschöpfende ernste Anspannung durch eine zerstreuende kleine Heiterkeit unterbricht; die Unempfänglichkeit für Gedankenschmuck oder Schönheiten des Vortrags, die in jedem minder abgestumpften Kreise dankbare Bewunderer finden würden. Der tapfere Cultusminister hat dies erfahren müssen, und mit der Zeit auf einen hier doch nicht zu pflückenden rednerischen Lorbeer verzichtet. Einer seiner Commissare hingegen, der sich offenbar nach ihm gebildet hatte und den man deshalb im Abgeordnetenhause scherzweise den „kleinen Falk" nannte, wußte die unvortheilhafte Eigenheit nicht so bald wieder los zu werden.

Auch sich beschränken im Gebrauch des Wortes, diese schwere und doch so wichtige Kunst gerade für einen Minister, der nicht auf seinen Platz in der Rednerliste zu warten braucht, sondern jeden Augenblick aufstehen und sprechen kann, hat Minister Falk allmälig gelernt. In der letzten Session insbesondere kam er dadurch über manche Untiefe hinweg; zum Beispiel, als ein national-

liberales Mitglied ohne Vorwissen und Ermächtigung seiner Fraction ihn über die Erhöhung der Hofprediger Kögel und Baur in den Oberkirchenrath interpellirte. Und doch war ihm damals schon der stets bereite Beistand des Abgeordneten Wehrenpfennig entzogen, des unzweifelhaft glänzendsten und gediegensten Redners des Hauses in den Culturkampf-Debatten, der im Sommer 1877, als Fürst Bismarck zuerst wegen einer liberalen Ergänzung des Ministeriums mit Herrn von Bennigsen angeknüpft hatte, zur Reform des Gewerbeschulwesens in das Handelsministerium des Herrn Achenbach getreten war. Der Cultusminister hat sich damals zuweilen beklagt, man lasse ihn die Vertheidigung der gemeinsam geschaffenen Gesetze gegen das Centrum zu sehr allein führen. Er wollte im Herbste 1877 sogar zurücktreten, falls sich das nicht änderte, nachdem die Wirkung einer Friedensrede des Abgeordneten Lasker sich bis in den Vatican hinein hatte verfolgen lassen. Thatsächlich jedoch hat die Unterstützung, welche er bei der nationalliberalen Fraction und ihren Wortführern in dieser Sache, den Abgeordneten Gneist, von Sybel, Richter, Seyffardt, Götting u. s. w. fand, sowie je nach den Umständen auch bei den Abgeordneten Petri, Windthorst, Virchow von der Fortschrittspartei und bei seinen eigenen freiconservativen Parteigenossen, immer ausgereicht. Nicht einmal einzelne Treffen hat er verloren, geschweige denn eine Hauptschlacht oder gar den ganzen Feldzug.

Wie die Sache zwischen den beiden streitenden Theilen wirklich stand, zeigte sich schon an der zunehmenden Schwierigkeit, welche die ultramontanen Redner fanden, ihre Beschwerden in der ihnen wünschenswerthen Umständlichkeit und Fülle geltend zu machen. Sie hängten sie vorwiegend an die betreffenden Posten des Staatshaushaltsplanes, dessen Berathung dadurch natürlich in's Unabsehbare verlängert wurde. Darüber allemal große Unzufriedenheit in wie außer dem Abgeordnetenhause; immer erneute Ueberlegung, ob dem endlosen Strome meist sehr untergeordneter, falls überhaupt begründeter Beschwerden nicht gewaltsam Einhalt zu thun sei. Allein sowol der Präsident von Bennigsen, das Muster eines vornehm-gelassenen, sich weise zurückhaltenden und doch die Gemüther wirksam beschwichtigenden Vorsitzenden, wie die Fractionen der antiklerikalen Mehrheit haben davon Abstand genommen; sicherlich mit Recht. Concret und praktisch betrachtet *durfte* man, und mithin *mußte* man die ultramontane Leidenschaft sich austoben lassen. Ihre parlamentarischen Excesse standen an Stelle des ja oft und deutlich genug angedrohten Bürgerkrieges. Gegen diesen gehalten, auch nur in seiner embryonischsten Form, waren sie jedenfalls erträglich. Nicht blos, indem sie uns als Ventil vielleicht vor ärgeren Eruptionen behüteten, auch insofern sie bei dem endlichen harten Zusammenstoß des Staates mit einer lang gehegten und verhätschelten feindlichen Gewalt den gekränkten Empfindungen einer Menge von Landsleuten und Mitbürgern Luft machten, hatten sie einen gewissen zeitweiligen und bedingten Anspruch auf Schonung. Man mußte ihnen natürlich mit besseren Argumenten und Manieren entgegentreten; aber ganz abschneiden und unterdrücken durfte man sie nicht.

Sobald zur Berathung des Cultus- und Unterrichts-Etats der Minister Falk, von einem zahlreichen Generalstab umgeben, auf der Regierungs-Estrade Platz nahm, wußte man, daß die heißesten, zugleich aufregendsten und er-

müdendsten Kämpfe der Session begönnen. Irgendwelche Besorgniß aber beschlich die zur Regierung haltende Mehrheit in den letzten Jahren nicht mehr. Die Position, welche dieser Minister vertrat, war in den Augen der Liberalen und der gemäßigten nationalgesinnten Conservativen wirklich der festeste Punkt, wie der Abgeordnete Lasker einmal bemerkte, und hinsichtlich der katholischen Kirche auch im Rücken kaum bedroht. Dagegen machten ihm die evangelischen Ultras, zumal zwei bis drei Berliner Hofprediger mehr zu schaffen, als der Erheblichkeit ihrer Beschwerden und der Bedeutung ihrer Person und Partei an sich entsprach. Mit der Durchführung des Repräsentativsystems in der unirten Landeskirche, die in seine Amtsdauer fällt, waren natürlich die inneren kirchlichen Kämpfe nicht zu Ende, die hier wie im Staate „um der Menschheit große Gegenstände, um Freiheit und um Herrschaft" geführt werden; und es lag leider nicht in des Ministers Macht, ebensosehr wie sicherlich in seinem Willen, dieselben in erträglichen Grenzen zu halten durch eine weise und entschlossene Verwendung des landesherrlichen Einflusses. Von hier aus wurde vielmehr beständig an seiner Stellung überhaupt genagt. Von hier aus stellte sich auch die Lösung seiner großen schöpferischen Aufgabe nach den mehr Abwehrzwecken dienenden Gesetzen kirchlicher Natur, dem Erlaß eines allumfassenden Unterrichtsgesetzes, der hartnäckigste Widerstand in den Weg.

Vor drei Jahren zweifelte kaum Jemand, daß das langersehnte, vielbesprochene, so oft in Angriff genommene Unterrichtsgesetz aus der neuen Landtags-Periode endlich hervorgehen werde. Sowol die Umsicht und Thatkraft des Ministers, wie das Vertrauen, dessen er sich erfreute, ließen dies als sicher ansehen. Der Entwurf war denn auch nach den mühevollsten, angestrengtesten Arbeiten im Schoße des Ministeriums fertig, als der Landtag, ein Jahr nach seiner Wahl, im October 1877 zum zweiten Male zusammentrat. Aber schon auf der Schwelle der weiteren Berathung erhoben sich unerwartete Schwierigkeiten. Dem Ministerpräsidenten war der Entwurf mit seinen 8—900 Paragraphen zu lang; dem Finanzminister mit seinen zwanzig oder dreißig Millionen jährlicher Mehrausgabe zu theuer. Ein geschmeidigerer Politiker würde vielleicht, so leid es ihm der Sache halber hätte thun mögen, um diese beiden aufhaltenden Einwände hinweggekommen sein, indem er entweder den ganzen Entwurf nochmals vereinfacht oder ihn stückweise vorgelegt und durchgeführt hätte. Der Cultusminister hielt die Gründe für überwiegend, welche für ungetheilte Vorlegung sprachen. So blieb er schon auf dieser ersten Stufe stecken. Herr Camphausen, dem sein Verdienst und Glück als Finanzminister der Milliardenzeit ein wenig zu Kopfe gestiegen war, und in dem wol auch die Manier des Fürsten Bismarck nothgedrungen mit der Zeit verwandte Allüren herausgefordert hatte, erhob den Anspruch, der Cultusminister solle sich vorab mit ihm allein nicht nur über die Kosten, sondern auch über die Grundsätze der Maßregel verständigen. Dies ihm einzuräumen, glaubte der Cultusminister weder die Pflicht noch das Recht zu haben. Ein halbes Jahr später scheint dem Cultusminister die Genugthuung geworden zu sein, daß der neue Finanzminister Hobrecht in die Schranken seiner rechtmäßigen Ansprüche zurücktrat. Indessen es war eine rein platonische Befriedigung: nach offen ausgebrochenem und erklärtem Deficit mußte dieser ihn

auf die beabsichtigte allgemeine Steuerreform anweisen, und ehe diese das erforderliche Geld zur Casse brachte, waren beide, der Cultus- wie der Finanzminister, durch die heftig umschwingende Politik des Reichskanzlers zum Rücktritt genöthigt worden. Auf dessen Rechnung also schreibt sich die abermalige Vereitelung der Aussichten für ein gutes erschöpfendes Unterrichtsgesetz, — für die Einen in's Soll, für die Anderen in's Haben selbstverständlich.

Auch in die Vollendung der großen Verwaltungsreform, welche Graf Friedrich Eulenburg als Minister des Inneren im Einvernehmen mit den Führern des Abgeordnetenhauses unternommen, hat Fürst Bismarck die störende Hemmung gebracht. Er widersprach zuerst nur, auf ungenügende Gewähr hin, der Einführung der Kreisordnung in Rheinland-Westfalen, weil damit angeblich der ultramontanen Parteiherrschaft Vorschub geleistet worden wäre: aber was seine liberalen Rathgeber vom Rheine her lediglich für ihre Provinz aus Furcht vor der mächtigen Gegenpartei empfahlen, das kam ihm deshalb so gelegen, weil er dem Fortgang des Reformwerkes überhaupt nicht hold war. Denn er vereitelte schließlich auch durch einen Federstrich das Bemühen seines alten Collegen, sich mit der Mehrheit des Abgeordnetenhauses über eine neue Städteordnung zu verständigen. Graf Eulenburg ging demzufolge: erst in Urlaub, dann in Ruhestand. In der Thronrede vom 21. October 1877, welche gleich darauf die zweite Session des Landtages eröffnete, stand der auffällige Satz, daß eine bloße Novelle zur Städteordnung die Verwaltungsreform in den östlichen Provinzen vorläufig abschließen solle, — unerklärt geblieben bei der steten Abwesenheit des Ministerpräsidenten von den Landtags-Sitzungen, und in einstweiligem scheinbarem Widerspruch zu dem Umstand, daß sowol der Vicepräsident des Staatsministeriums wie der interimistisch das Innere mitverwaltende Landwirthschafts-Minister mit unzweifelhafter individueller Aufrichtigkeit erklärten, die Staatsregierung denke nicht an Sistirung der Verwaltungsreform. Definitiv war dazu wahrscheinlich auch Fürst Bismarck bei sich selbst noch nicht entschlossen. Er ging ja schon mit seinen Finanzprojecten um, und verhandelte abwechselnd mit Herrn Camphausen und Herrn von Bennigsen, wer ihm die nöthigen Millionen liefern solle. Vor der Hand begnügte er sich also, das ihm unsympathische innere Reformwerk nicht zu rasch vom Flecke rücken zu lassen.

Es stand damit aber so: die Kreisordnung, die Provinzialordnung und ein Gesetz zur Regelung der Competenzen waren erlassen für fünf von den sechs alten Provinzen im Osten der Monarchie, nämlich alle außer Posen; auch in diesen fünf Provinzen bedurfte es vor Allem noch des Unterbaus der Gemeindeverfassung, der eigentlich hätte voraufgehen sollen, nach der alten Trennung von Stadt und Land, also einer Städteordnung und einer Landgemeindeordnung, dann der Ausdehnung des Ganzen auf den Rest, also Rheinland-Westfalen, Hohenzollern und die 1866 einverleibten neuen Gebiete; dazu einer gesetzlichen Organisation der Staatsbehörden bis zum Minister-Colleg hinauf. Eine soweit gediehene Ueberführung des büreaukratischen Staates in moderne Selbstverwaltung und danach umgewandelte, beziehentlich beschränkte Behördenverwaltung plötzlich stillstellen zu wollen, kann nur einem leidenschaftlich eingenommenen oder einem sehr gebieterischen Geiste einfallen. Leidenschaftlich eingenommen ist gegen

Digitized by Google

das Werk, das ja ein conservativer Minister auszuführen begonnen hat, nicht einmal die äußerste Rechte. Sie hat durch den Mund eines Manteuffel noch vor kaum zwei Jahren versichert, an Wiederabschaffung der eben genannten Gesetze denke auch sie nicht, — nur an Revision. Aber vor Einem scheut sie zurück, was im Fortgang des Werkes allerdings unabwendbar heranrückt: vor der Landgemeindeordnung, die das Dorf von der Vormundschaft des Provinzialraths befreit und die öffentlichen Rechte gleich den öffentlichen Lasten vertheilt, weil diese nicht leicht umhin kann, die Güter den Gemeinden einzuverleiben und die Vorrechte des Grundbesitzes zu streichen. Das will der altconservative Adel der Ostprovinzen so lange wie möglich nicht; und aus diesem Grunde stillen, aber mächtigen Widerstrebens hat Fürst Bismarck vermuthlich den Antrieb zu seinen wiederholten Einsprüchen genommen, während er seinerseits alle reformatorische Kraft von Regierung und Volksvertretung auf das Geldbedürfniß des Reiches zu concentriren wünschte.

Wie der Minister Friedenthal sich im Spätherbst 1877 als stellvertretender Minister des Innern dem Abgeordnetenhaus präsentirte, bewaffnet mit der Ermächtigung von seinen Collegen, den Fortgang der großen Reformarbeit zuzusichern, durfte er es für mehr als möglich ansehen, daß er selbst berufen sein werde, das Werk weiter zu fördern und zu vollenden, an dem er schon als Abgeordneter eifrig mitgewirkt hatte. Er war Stellvertreter mit Expectanz auf die Nachfolge. Die nationalliberalen Führer andererseits wurden durch die lose schwebenden Regierungsunterhandlungen des Reichskanzlers mit Herrn von Bennigsen abgehalten, allzu schwarz zu sehen und über die eingetretene Stockung Lärm zu schlagen. Sie schlossen sich deshalb einem Antrage der Ultramontanen Kaufmann und von Schorlemer-Alst an, der für Rheinland-Westfalen Gemeinde-, Kreis- und Provinzial-Ordnung forderte: weiterzugehen mit selbständigen Anträgen konnte ihnen kaum an der Zeit erscheinen. Sie begnügten sich, in der Debatte den Minister zur Aufstellung eines bestimmten Planes für das weitere Vorgehen zu drängen, und daß er diesen dann mit allem Fleiß und Eifer durchführe. Der thatenfrohe Ersatzmann des hochbefähigten, aber lässigen Grafen Friedrich Eulenburg verlangte für sich nichts Besseres. Er wäre gern der Vater des ganzen Ueberrestes der Reform geworden, da er derjenige der Kreisordnung — wie seine Parteigenossen meinten — doch nicht sein sollte. Der Leitfaden, nach welchem er weiter vorzugehen gedachte, erwarb sich, als er denselben in der Sitzung vom 4. December entwickelte, im Ganzen auch die Zustimmung der liberalen Sprecher. Nur Schade, daß weder Herr Friedenthal, noch etwa Herr von Bennigsen oder Herr von Forckenbeck definitiver Minister des Innern wurde, sondern ein anderer Eulenburg, — in Bezug auf die vorliegende Frage zudem voraussichtlich ein ganz anderer, als der erste.

Die langen, fast ein Jahr hindurch dauernden Verhandlungen des Reichskanzlers mit dem ehemaligen Präsidenten des Nationalvereins über dessen Eintritt in die Regierung sind bis jetzt im Zusammenhang nicht authentisch bekannt geworden [1]). Viel wird aber schwerlich noch zu enthüllen sein: es ist einzeln und

[1]) Man vergl. „Die Kanzlerkrisis“ von S. E. Köbner, im Februarheft 1878 der „Deutschen Rundschau“, Band XIV, S. 304 ff. Die Redaction.

Digitized by Google

zufällig so viel zu Tage getreten, daß man sich mit Hilfe einiger Combinations-Thätigkeit das Ganze im Wesentlichen gewiß richtig herstellen kann. Dem Reichskanzler war es um den einen Mann zu thun; dieser blieb aber standhaft dabei, nicht ohne ein paar seiner Freunde in's Amt zu treten. Er war eben bereits seit zwanzig Jahren Mitglied und Führer einer bestimmten Partei, mit der er sich mehr oder weniger verwachsen fühlte, und vermochte sich folglich nicht so leicht auf den Standpunkt eines allen Parteiverbindungen entwachsenen überlegenen Staatsmanns zu erheben, dem neue Mischungen lieber sind als gar zu feste alte Verbände. Er wird also wol erklärt haben, wenn er für eine zuverlässige, regierungsfreundliche Mehrheit sorgen solle, so könne es nicht auf die Gefahr hin geschehen, die nationalliberale Partei zu sprengen, sondern diese müsse als Gesammtheit darin aufgenommen werden. Demgemäß bestand er speciell auf der Ernennung zweier Männer zu Ministern, die innerhalb der Fraction weiter links standen als er, von denen der Eine aber ebenso gut den altpreußischen, wie der Andere den süddeutschen Liberalismus vertrat, die Herren von Forckenbeck und von Stauffenberg. Fürst Bismarck soll bei der Zusammenkunft in Varzin gleich nach Weihnachten 1877 den Letzteren sofort, den Ersteren nach einigem Besinnen zugestanden haben. Diese Thatsache reicht aus, um den Wahn zu widerlegen, als hätte der Mangel an brauchbaren Ministercandidaten die liberale Partei um ihre große Chance gebracht; denn den Fürsten Bismarck wird doch wol Jeder für einen competenten Beurtheiler dieser Art von Fähigkeit halten. Außerdem wenn man die preußischen Minister des letzten Menschenalters durchgeht, wird man schwerlich auf Viele stoßen, neben denen die politische und administrative Tüchtigkeit jener beiden Männer sich nicht auch noch sehen lassen könnte. Nachher, in Berlin indessen wurde, wie es scheint, Herrn von Bennigsen zugemuthet, sie auch noch persönlich beim Kaiser durchzusetzen, nachdem er sie bei dessen erstem und so unbedingt maßgebendem Berather durchgesetzt hatte. Fürst Bismarck ergriff damals im Abgeordnetenhause — das er, während der ganzen Landtags-Periode, nur in dieser einen Session zwei bis drei Mal besucht hat — geflissentlich einen Anlaß, um zu betonen, daß der Kaiser die Minister mache, nicht er. Er hat von jeher diese Beziehungen der Minister zur Krone mit einer ebenso feinen wie rücksichtslosen diplomatischen Kunst behandelt. Seine Collegen wissen davon nachzusagen, besonders die verabschiedeten; im Frühjahr 1878 lernte Herr von Bennigsen sie kennen. Er selbst wäre, wenn er nur seine Neigungen befragt hätte, gewiß am Liebsten Minister des Innern geworden, wozu er in der zehnjährigen Verwaltung des Landesdirectoriums zu Hannover die geeignetste Vorschule durchgemacht hatte; allein da es dann mit der Verwaltungsreform unaufhaltsam weiter gegangen wäre, so erschien für dieses dem Monarchen besonders nahestehende Amt, das des obersten Landespolizeichefs so zu sagen, auf einmal nur ein Altpreuße geeignet, nicht ein Hannoveraner, der die Dynastie hatte wechseln müssen. Aber auch Herr Friedenthal, obwol ein Altpreuße und noch dazu ein gemäßigter Conservativer, fand sich endgiltig ungeeignet. Er war doch ebenfalls schon zu tief in die Verwaltungsreform verstrickt; man machte ihn demgemäß wohlwollend darauf aufmerksam, daß die Landwirthschaft ihn doch nicht gut

Digitized by Google

abgeben könne. So vermochte er noch rechtzeitig einer unerfreulichen und unverdienten Enttäuschung vorzubeugen und sich in sein altes dankbares Ressort zurückzuziehen. Herrn von Bennigsen blieb danach das Finanzministerium in Aussicht, und zwar für das Reich sowol wie für Preußen. Als Vorsitzender der Budget-Commission des Reichstages hatte er sich einigermaßen dafür präparirt; aus politischen Gründen aber mußte er sich dazu, selbst wenn persönlich ungern, verstehen, weil in diesem Ressort allein eine Macht liegt, die sich auf alle übrigen Ministerien miterstreckt. Daß Fürst Bismarck bereit war, ihm den Posten anzuvertrauen, unterliegt wol keinem Zweifel. Aber da der nationalliberale Parteiführer weislich nicht allein und rein persönlich in's Amt treten wollte, das er übernehmen sollte, um ein bestimmtes politisches Ziel erreichen zu helfen: die Vermehrung der eigenen finanziellen Mittel des Reiches, so kam auch das Programm für diese neue große Reform in Betracht. Und da stellte sich denn bald heraus, daß der Reichskanzler sich schon weit tiefer in die Materie hineingedacht hatte, als für eine Verständigung mit unabhängigen Männern und Parteien dienlich war. Er schwärmte für das Tabackmonopol, an dessen Einführbarkeit im heutigen Deutschland ein solider Politiker wie Bennigsen nicht glauben konnte; mit dem Einnahmebewilligungsrecht des Reichstags nach dem Aufhören der Matricularbeiträge, die dasselbe bis dahin repräsentirten, schien er es auch leichter zu nehmen, als Jenem seine Ueberzeugung erlaubte.

So gerieth die Verhandlung erst in's Stocken und riß dann völlig ab. Inwiefern dies des Abgeordneten Lasker Schuld sein soll, ist niemals nachgewiesen, wenn auch auf Grund eines beißenden Witzes des Reichskanzlers oft behauptet und viel geglaubt worden. Im Gegentheil wird sich später bei voller klarer Uebersicht der Sache muthmaßlich herausstellen, daß damals wesentlich dieses Mannes Selbstbescheidung die Zerreißung seiner Partei verhütet hat. Wer diese wünschen zu sollen glaubte oder doch für unabwendbar ansah, mochte bedauern, daß Herr von Bennigsen nicht einfach ohne viel Umstände das ihm angebotene Portefeuille nahm; dann wäre wahrscheinlich über kurz oder lang die erwartete Spaltung eingetreten, und es frägt sich nur auf wessen Kosten.

Einstweilen also sah die nationalliberale Partei sich auf ihre alte Stellung zurückgewiesen. Statt ihrer Führer traten in's Amt für Herrn Camphausen, den der Fürst Bismarck offenbar nicht mehr wollte und den gegen ihn zu halten die Liberalen weder hinreichende Macht noch besonders triftige Veranlassung hatten, der altliberale Oberbürgermeister von Berlin Herr Hobrecht, — für Herrn Achenbach, der schon im Herbste 1877 freiwillig hatte gehen wollen, dessen Unterstaatssecretär Herr Maybach, auf den der Reichskanzler sich für seine großartigen Eisenbahnpläne verließ — und endlich für den Grafen Friedrich Eulenburg dessen Vetter, der Oberpräsident von Hannover, Graf Botho Eulenburg. Die Session des Landtages war mittlerweile abgelaufen. Sie hatte dem Fürsten Bismarck noch eine kleine parlamentarische Niederlage bereitet, indem ihm zwar in der Person des Grafen Otto Stollberg ein Vicekanzler als Stellvertreter gewährt wurde, von welchem er wenig ernstlichen Gebrauch gemacht hat, aber weder die Abtrennung eines besonderen Eisenbahn-Ministeriums von dem Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, noch der Uebergang

Digitized by Google

der Domänen und Forsten aus dem Finanz- in's Landwirthschafts-Ministerium, womit es nach der Auffassung des Abgeordnetenhauses nicht die behauptete große Eile hatte: allein das war mehr für den Augenblick empfindlich, als eine nachhaltige Hemmung, und rasch sollten Ereignisse folgen, die der inneren Lage ein neues Gesicht gaben.

Zwei Mordanfälle auf das allverehrte Haupt des Kaisers, kurz hintereinander Unter den Linden in Berlin verübt, erwiesen sich als der Tropfen, der den schon reichlich vollen Becher der Geduld mit der socialdemokratischen Agitation überlaufen machte. Die öffentliche Meinung forderte deren Unterdrückung; der Reichstag erhielt eine dahinzielende Vorlage, und als man sich über dieselbe nicht sofort einigen konnte, wurde er aufgelöst. Fürst Bismarck, der es bei den Besprechungen in Varzin ganz natürlich gefunden haben soll, wenn im Fall des Scheiterns dieser Verhandlung Herr von Bennigsen mit seinen Freunden in die Opposition überginge, handelte jedenfalls so, als sei dies schon geschehen. Von den Regierungsorganen wurde in ähnlicher Weise, wie früher schon der Fortschrittspartei, so nun auch den Nationalliberalen bei den Neuwahlen der Krieg erklärt. Nicht allein gegen Herrn Lasker, auch gegen Herrn Hammacher trat einer der Söhne des Reichskanzlers als Gegencandidat auf. Die Officiösen verschonten Herrn von Bennigsen so wenig wie dessen Fractions-Collegen vom linken Flügel. Vergebens erinnerte die liberale Presse daran, daß der neue Reichstag noch mehr zu thun bekommen werde, als bloß ein Gesetz gegen die Socialdemokratie zu vereinbaren; daß reactionäre wirthschaftspolitische Projecte nur auf den Moment warteten, wo sie zu Tage treten könnten, und im Hintergrunde die Reaction schlechtweg lauere. Ein großer Theil der Wähler sah entweder nur auf das Nächste oder versprach sich auch von der Umkehr in der Wirthschaftspolitik goldene Berge; zahlreiche Mitglieder der nationalliberalen Partei, in wie außer dem Parlament, erkannten in dem Fürsten Bismarck, wohin er auch vorangehen möge, ihren eigentlichen Führer. Der hier nöthige Sonderungsproceß konnte durch das Scheitern der Verhandlungen über einen unmittelbaren Antheil an der Regierung wol eingeleitet, aber nicht so geschwind zu Ende geführt werden; namentlich bei dem Mangel an durchgearbeiteter mobiler Organisation in der Partei. Sie verlor etwa ein Viertel ihrer Sitze im Reichstag, und hörte mit dem gespannteren Verhältniß zum Reichskanzler folglich auf, die maßgebende Fraction zu bilden.

Im Abgeordnetenhause, das gleich nach der außerordentlichen, bloß dem Socialisten-Gesetz gewidmeten Herbst-Session des Reichstags am 19. November 1878 wieder zusammentrat, machte sich diese gründliche Veränderung der Lage noch nicht sofort ganz fühlbar. Der Ministerpräsident war ja fern von Berlin, zu Friedrichsruh im Lauenburgischen diesmal, und mit Dingen beschäftigt, die den Reichstag angingen, nicht den Landtag; unter seinen Collegen waren immerhin noch Einige, die der gemäßigt liberalen Partei Vertrauen einflößten. Die Minister Falk und Friedenthal waren ihr durchaus genehm; den Ministern Hobrecht und Maybach gönnte sie gern Zeit, sich zu zeigen, sogar mit einem gewissen günstigen Vorurtheil für die politische Zuverlässigkeit des Einen und die technische des Anderen. Der wichtigste aller Minister für den Landtag, Graf B. Eulenburg, konnte

Digitized by Google

allerdings von vornherein nur als ein Gegner angesehen werden. Er hatte schon einmal dem Abgeordnetenhause angehört, und zwar der neuconservativen Fraction. Es war nicht Zweifel über seinen allgemeinen Standpunkt, es war die Bedeutung seines Postens überhaupt, sowie gerade im Hinblick auf die factisch sistirte Verwaltungs-Reform, was auf sein Verhalten am Meisten gespannt machte.

Als fast unmittelbar nach seiner Uebernahme der Geschäfte die Attentate eintraten, mochten auch politische Gegner ihn einen Augenblick aufrichtig bedauern. Indeß Graf Eulenburg verstand es, sich einen großen ersten Erfolg aus dem Unglück zu bereiten, das einem minder entschlossenen, fleißigen und befähigten Manne schon bei den ersten Schritten die ganze Laufbahn hätte verderben können. Er führte an der Spitze der preußischen und deutschen Polizeimacht den Feldzug gegen die socialdemokratischen Agitatoren mit einer Sicherheit durch, auf die man versucht ist das Beiwort anzuwenden, welches sein Vetter und Vorgänger etwas minder passend auf den schleswigschen Feldzug von 1864 angewandt hat: nämlich in der That mit einer Art von vollendeter Eleganz. Die Unterdrückung gelang so rasch wie vollständig; die getroffenen Maßregeln blieben von überflüssiger Härte möglichst frei; die Ruhe war hergestellt, man traute wieder der Erhaltung des socialen Friedens, und doch hatten die ausgewiesenen, ihrer Blätter und Vereine beraubten Demagogen nicht den Nimbus von Märtyrern erlangt, doch wurde jeder Mißgriff untergeordneter Organe auf's Prompteste ohne unnütze Compromittirung derselben ausgeglichen. Man kann sich vorstellen, welchen Dank Graf Eulenburg für diese außerordentliche Leistung in den zumeist afficirten hohen Regionen geerntet haben muß. Aber er genoß sein Glück mit kluger Selbstbeherrschung in der Stille: ein weiterer Grund, es für wohlverdient zu halten.

Der politische Credit, den er auf diese Weise in seine erste parlamentarische Campagne als Minister bereits mitbrachte, hat sich während derselben auch keineswegs vermindert. Im Gegentheil, es war nur Eine Stimme über seine vorzügliche Bewährung. Was seine Stellung zur Verwaltungs-Reform betraf, so kam es ihm zu Statten, daß er auf seine vollständige Inanspruchnahme durch die Socialisten-Verfolgung seit dem Antritt des Ministeriums hinweisen konnte; und da man über seinen politischen Standpunkt nicht im Unklaren war, galt dieser von vornherein für bekannt und gegeben. Aber wie er sich schlug, war musterhaft. Gleich dem Minister Camphausen, der als Abgeordneter lange und ermüdende Reden genug gehalten hatte, war er sich sofort bewußt, daß ein Minister seine Unabhängigkeit von der Rednerliste durch strengste Selbstzügelung ersetzen muß, — er sprach nicht öfter, und auch niemals mehr, als nöthig, dann aber allemal mit Geschick und Erfolg. Selbst wenn er sprechen mußte und doch nicht eigentlich Etwas sagen wollte, geschah es so, daß weniger aufmerksame Redner den Eindruck gewinnen mochten, er habe wirklich Etwas gesagt. Besonders glücklich war er in der Vertheidigung der ihm untergebenen Beamten. Er gab sie niemals ausdrücklich preis; auch in dem Falle nicht, daß er etwa hinter den Coulissen bereits aus eigenem Antrieb eine Rectification hatte erfolgen lassen, wie gegen das Verbot der Aufführung der „Fourchambault" durch den

Digitized by Google

Polizeidirector von Stettin. Einen Minister von solcher Geschicklichkeit und Würde des Auftretens haben die preußischen Abgeordneten selten vor sich gesehen. Vor seinem ja gleichfalls sehr sicher auftretenden Vetter und Vorgänger zeichnet ihn besonders der energische Eifer aus, mit dem er sich seiner Aufgaben annimmt.

Wie wird er sich nun zu der vorgefundenen Erbschaft desselben stellen, der halb vollendeten Verwaltungs-Reform? Das ist noch eine Frage der Zukunft. Die letzte Thronrede versprach ihre Weiterförderung; in gleichem Sinne sprach sich auch der Minister aus, als der Abg. Hänel ihn am 13. December 1878 bei einem geeigneten Budgetposten deshalb interpellirte, aber mit so wenig Inhalt, daß der Abg. E. Richter sich berechtigt glaubte, es für nichts oder beinahe nichts zu erklären, die Reform für so gut wie aufgegeben. Der Sprecher der nationalliberalen Fraction, der Abg. Miquel, war zurückhaltender. Er warnte nur kurz aber eindringlich davor, daß es doch nicht wieder gehen möge wie schon öfter in Preußens Geschichte: ein kühner wohlbedachter Anlauf, dem nur allzu früh ein langes mattes Zurücksinken in Unthätigkeit folge. Mit Recht forderte er für ein Werk dieser tief und umfassend neuernden Art von der Staatsregierung volle Freudigkeit, damit sowol bei dem Beamtenthum wie im Volke der unausbleibliche Widerstand der Trägheit und Gewöhnung so glatt wie möglich überwunden werde. Aus den tactvoll gehaltenen, aber keinerlei Standpunkt und Urtheil verrathenden Aeußerungen des Ministers ergab sich nur so viel, daß die vorbereitende Arbeit auch in den verflossenen beiden Jahren nicht ganz geruht hat. Einiges hat die Betriebsamkeit des stellvertretenden Ministers veranlaßt; Anderes er selbst, nämlich, nach einer Andeutung des Abg. von Rauchhaupt, Rundfragen bei den Behörden über die mit der Reform bisher gemachten Erfahrungen. Es erhellt schon hieraus, daß Graf Eulenburg den auf Revision gerichteten Wünschen conservativer Kreise mindestens ebenso sehr gerecht zu werden wünscht wie den vorwärtsdrängenden Tendenzen der liberalen Partei. Er soll bei dem Antritt seines Sommer-Urlaubs das gesammte Material mit auf das jüngst geerbte väterliche Gut Wicken in Ostpreußen genommen haben und dort zum Abschluß gelangen wollen. Es wird sich dann erstens fragen, ob er im Schoße des Staatsministeriums glücklicher ist als sein Vetter mit seinem Städteordnungs-Entwurf; und zweitens, was der Landtag sagt, der vorher neuzuwählen sein wird.

Diese Wahl warf auch schon im Voraus ihre Schatten in die parlamentarischen Unterhaltungen des Ministers mit der Linken des Abgeordnetenhauses. Ihre Redner, zumal die Abgeordneten Rickert, Röstel und E. Richter, konnten nicht umhin das Verhalten einiger Landräthe bei den jüngsten Reichstagswahlen tadelnd zur Sprache zu bringen. Graf Eulenburg, der hier in einem bestimmten und entschiedenen Ton große Umsicht barg, ließ sich keine Mißbilligung abdringen, noch weniger eine allgemeine Entmuthigung des Einwirkens auf die Wahlen; zog aber doch zwischen, seiner Meinung nach, erlaubtem und unerlaubtem Einfluß eine leidlich klare Grenze. Der Beamte, sagte er, dürfe weder amtliche Mittel noch amtliche Autorität in das Wahlgeschäft mischen; er dürfe ebensowenig vergessen, was er der Würde seiner Stellung schuldig sei. Mit

diesen Vorbehalten habe er das Recht jedes anderen Staatsbürgers, sich an der Wahlbewegung zu betheiligen; und wenn Landräthe und andere Beamte von demselben bei der letzten Gelegenheit einen Gebrauch gemacht hätten, der der Staatsregierung zu Statten gekommen sei, so sei diese ihnen dafür dankbar. Von dem Abg. Dr. Lucius wurde diese Ausführung dahin vervollständigt, daß die Landräthe, auch ganz abgesehen von ihrem Amte, zu den social hervorragendsten Persönlichkeiten ihres Kreises zu gehören pflegten, und schon deswegen von einer angemessenen Art der Theilnahme an der Wahl-Agitation unmöglich ausgeschlossen werden könnten. Wir dürfen hierin also die allgemeine Richtschnur für das Verhalten der Landräthe und anderer ähnlicher Staatsbeamten bei der bevorstehenden Neuwahl des Abgeordnetenhauses erblicken. Hoffentlich wird dann aber auch die sehr ruhig ausgesprochene Bemerkung des Abg. Miquel unvergessen bleiben, daß in der Vergangenheit das rechte Maß doch gar häufig verlassen worden sei, und daß, wenn es übertreiben heiße, die Wahleinmischung der preußischen Landräthe mit derjenigen französischer Präfecten zusammenzuwerfen, unser Landrath mit seinem Verhältniß zu der ehrenamtlichen Selbstverwaltung auch schlechterdings nicht so wie ein Präfect in Frankreich zum politischen Agenten der ihm vorgesetzten Minister herabgewürdigt werden dürfe.

Excesse des Eifers, der sich bei heftiger Wahlbewegung entwickelt, werden unter höheren Staatsbeamten wie unter einfachen Bürgern wol noch oft und lange vorkommen. Aber doch, wie man vertrauen darf, mit abnehmender Bosheit sozusagen, und jedenfalls mit abnehmendem Gewicht für das Ergebniß der Wahlen. So fühl- und willenlos, wie in den ersten funfziger Jahren, liegt das preußische Volk heute nicht unter den Griffen der gerade herrschenden Gewalt, und wird es schwerlich jemals wieder. Conservativ und liberal erweisen sich aufs Neue als scharfe Gegensätze, nachdem die Bismarck'sche Führung ihre Kraft als verbindender Kitt verloren hat; aber soweit von einander, wie noch am Vorabend des nationalen Umschwungs von 1866, stehen sie nicht mehr. Eben während des schöpferischen Zusammenwirkens in dem nun beendigten Zeitabschnitt haben sie gelernt sich besser zu verstehen, und hat jeder Theil sich darein ergeben, daß der andere auch vorhanden sei und mitwirke. Die Conservativen träumen nicht mehr, wie einst, von Wiederbeseitigung der Volksvertretung: dafür ist die republikanische Idee aus den liberalen Reihen vollständig verschwunden. Wenn hinsichtlich der Armee ein Unterschied der Stimmung und Ansicht besteht, so hat dieser doch nicht entfernt die Tragweite, welche ihm vor unseren großen Siegen zukam. Selbst auf kirchlichem Gebiet ist die Entfernung minder groß, wenn auch das Gefühl des Gegensatzes nach der Natur dieser Art von Empfindungen immer noch heiß; und auf dem wirthschaftspolitischen Felde vollends laufen die trennenden Linien bis jetzt ziemlich kreuz und quer durch beide Lager. Stellt sich daher auch die alte Trennung in Liberale und Conservative wieder her, welche die anders interessirten Mittelflügel beider Parteien nicht länger verhüten konnten, so doch kaum zu einem annähernd so leidenschaftlichen Kampfe auf Leben und Tod wie einst. Die glücklichen Erben der Compromiß-Aera werden manches Inventarstück ruhig an seinem Platze stehen lassen, das ihre Heißsporne während der Zeit des ringenden Wiederemporstrebens glauben

Digitized by Google

mochten nicht früh genug über Bord werfen zu können. Die andere Partei aber wird sich nun endlich ungehindert auf das Leben im constitutionellen Staate einrichten können, das ein etwas krankhafter Idealismus ihr bisher zum Theil verdarb.

Das Abgeordnetenhaus hat bis heute im Gegensatz zum Reichstage noch eine liberale Mehrheit, zusammengesetzt aus Nationalliberalen und Fortschrittspartei. Die Neuwahlen stellen diese in Frage, wenn auch das preußische Wahlgesetz mit seinen drei Steuerclassen nicht so heftige Schwankungen begünstigen mag, wie das allgemeine Stimmrecht. Da noch vor dem Ende der Reichstagssession die Minister Falk, Friedenthal und Hobrecht ausgetreten sind und der Zoll-Compromiß mit dem Centrum dem durch Herrn von Bennigsen empfohlenen vorgezogen worden ist, so geht der Liberalismus mit ungetheilter Empfindung in den Wahlkampf. Gegen ihn wird freilich Alles aufgeboten werden, was Conservative und Ultramontane vermögen: aber er selbst wird dafür auch einiger, entschlossener und zuversichtlicher als im vorigen Sommer den Handschuh aufnehmen. Daß es sich diesmal bloß um Preußen handelt, vereinfacht die Lage, indem auf diese Weise dafür gesorgt ist, daß fernerliegende nationale Gesichtspunkte die für den Moment allein entscheidenden liberalen Tendenzen nicht kreuzen können.

In den süddeutschen Mittelstaaten sowol als den neuen preußischen Provinzen hatte ja und hat zum Theil noch die liberale Partei eine complicirtere Aufgabe als in Altpreußen. Sie muß da die preußisch-deutsche Reichsidee vertreten gegen allerhand Particularismus. Die mittelstaatlichen Regierungen sind zwar gerade keiner Verschwörung gegen den Bestand des Reiches verdächtig, aber seine Geschlossenheit liegt ihnen begreiflicherweise durchschnittlich doch weniger am Herzen als die eigene Selbständigkeit; und so kommt es, daß in ihren Ländern und Städten zahlreiche Conservative, die entweder preußisch oder emphatisch deutsch-national gesinnt sind, sich zu der dortigen nationalliberalen Partei halten und dieser einen stark nach rechts neigenden Zug geben, während die Fortschrittspartei oder was ihr entspricht in diesen Gebieten, einen leichten particularistischen Hauch nicht verleugnen kann, entstanden aus Antipathie gegen den conservativen Grundton Preußens und der Reichsregierung. Man hat deshalb in den letzten Kämpfen die sächsischen, bayerischen und württembergischen Liberalen sich meistens mehr auf die Bismarck'sche Seite neigen sehen als auf die entgegengesetzte, während von Altpreußen das Umgekehrte gilt. Die schutzzöllnerische Farbe der Einen und die freihändlerische der Anderen erklärt allein diese Verschiedenheit nicht. Jener Unterschied im Standort, der überhaupt so großen nicht immer genügend beachteten Einfluß auf das politische Verhalten übt, muß hinzugenommen werden. Nach der neuesten Verschiebung der Allianzen indeß ist diese Phase nun factisch vorüber. Was an dem deutschen Liberalismus im Ganzen gefährlich genug zerrte, kann ihn doch nicht völlig und dauernd zerreißen, nachdem Fürst Bismarck sich mit dem Centrum eingelassen hat.

Hierin für die Reichspolitik nichts als eine Niederlage sehen zu wollen, war gewiß kurzsichtig. Wenn zwei Gegner sich plötzlich verbünden, so werden zwar aller Wahrscheinlichkeit nach beide einander Zugeständnisse machen und beide in

Digitized by Google

einem Zustande des Friedens mehr Vortheil erkennen, als in fortdauerndem Kriege. Aber wer in der That den größeren Vortheil davontragen wird und der Ausgleichung geringere Opfer bringt, das soll sich im gegebenen Falle erst noch zeigen. In einem gewissen Sinne mag jeder Theil demnächst berechtigt sein zu sagen, er habe sich dabei am Besten gestanden, nämlich dann, wenn die Beilegung des langen bittern Haders zum Wohle von Volk und Vaterland ausschlägt. Das würde geschehen, wenn die ultramontane Partei bei dieser Gelegenheit ihre Feindschaft gegen das Reich aufgäbe. Dem Anscheine nach hat sie freilich zunächst dem Particularismus der Einzelstaaten einen Triumph über die nationale Einheit verschafft. Aber die formelle Genugthuung für das Föderativprincip, wird sie sich als eine materielle und moralische Stärkung erweisen? Das kann erst die weitere Entwickelung der Sache lehren. Im Allgemeinen ist es wenig wahrscheinlich, daß in einem Bunde, dem Fürst Bismarck und die wiedererstarkten altpreußischen Conservativen angehören, die centrifugale, particularistische Tendenz jemals wirklich die Oberhand gewinnen werde. Wenn die hannoverschen und kurhessischen Staatsfeinde aus altem Hasse gegen den Liberalismus jetzt früher oder später in das Lager der preußischen Conservativen übergehen, werden sie am Thore ihre Restaurationshoffnungen ablegen und für immer begraben müssen. Die Klerikalen Bayerns finden jetzt vielleicht in der Freundschaft des Reichskanzlers den Sprungstein, von welchem aus sie sich endlich in den Sattel der Regierung schwingen können; aber sollten sie dann noch den Weg aus dem Reiche hinaus finden, den sie möglicherweise eingeschlagen haben würden, hätte ihr König sie von freien Stücken berufen oder ihr Volk über allen Widerstand hinweg sie dem König aufgenöthigt?

Ein wenig wird auf alle Fälle durch die gegenwärtige Combination der Ultramontanismus zur Reichsfreundschaft erzogen werden. Das vermochten die Liberalen nicht; das vermögen eher die Conservativen, zumal wenn an ihrer Spitze ein Pädagoge wie Fürst Bismarck steht, denn der sociale Hintergrund des Centrums ist erzconservativer Natur, Adel und Bauern der Masse nach, mit den Priestern als tonangebendem geistigen Element. Hier darf man also vom patriotischen Standpunkt aus den Herren Windthorst, von Schorlemer, von Franckenstein und Genossen ein ehrlich gemeintes „Glück auf!“ zurufen.

Es sind ja doch am Ende auch Landsleute, sie selbst und die Millionen, welche sie vertreten. Ganz können sie ihr angeborenes Deutschthum in dem päpstlichen Kosmopolitismus nicht ersticken. Wenn sie die „nationale Arbeit“ gegen die Concurrenz fremder Waaren „schützen“ zu müssen gemeint haben, warum sollten sie nicht auch wünschen, daß der vaterländische Boden gegen die Invasion fremder Waffen fest gesichert sei? Mehr wird ja einstweilen von ihnen nicht verlangt. Das Uebrige macht sich, nach ihrem eigenen oft erklärten Wunsche, zwischen Kaiser und Papst oder zwischen dem Reichskanzler in Berlin und dem Cardinal-Staatssecretär in Rom ab. Sie werden weiterhin ja sehen, ob dies auf die Dauer ihrem allmälig emporkommenden Selbstbewußtsein als Deutsche und als unabhängige politische Männer entspricht. Wir Anderen brauchen uns jedenfalls dadurch nicht abhalten zu lassen, sie auf dem Boden der Reichspolitik, den sie nun betreten haben, willkommen zu heißen, und uns ge-

Digitized by Google

gebenen Falls sogar noch lieber mit ihnen über Kirchen- und Schulfragen zu verständigen, als mit einer Schar uns fremder und von der Idee der Weltherrschaft besessener italienischer Priester in einem römischen Palast.

Was der Fürst Bismarck den ultramontanen Ansprüchen zugestehen wird, ist vorläufig abzuwarten. Viel braucht es nicht zu sein und wird es deshalb auch nicht sein, wenn man den Stand des Kampfes zwischen Staat und Kirche unbefangen überblickt. Je siegreicher der bisherige Cultusminister sich nach dem allgemeinen Gefühl behauptet hat, und je weniger die geringen und vorübergehenden Triumphe eines künstlich aufgebauschten Märtyrerthums zu ersetzen vermochten, was durch die Zerbrechung der mißbrauchten bischöflichen Einrichtung und Gewalt an geordneter regelmäßiger Einrichtung auf die Massen verloren ging, desto weniger hat der Staat nun nöthig, für Bewilligungen aus den Taschen des Volks mit Einräumungen von Macht über seine Seele zu zahlen. Gleichwol ist nicht zu bezweifeln, daß irgend eine Abfindung erfolgt. Das liegt schon in den natürlichen Neigungen eines altpreußisch-conservativen Regiments. Allein der Papst und die Bischöfe werden, was ihnen überhaupt zurückgegeben werden soll, mehr auf dem Wege sich langsam wieder erweiternden persönlichen Einflusses erhalten als auf demjenigen organisatorischer Maßregeln oder der völligen Aufhebung bestehender Gesetze. Die Rechtsposition, welche der Staat sich gegen das Papstthum geschaffen hat, wird im Wesentlichen auch von einer Regierung, die Bismarck-Eulenburg-Puttkamer heißt, schwerlich preisgegeben werden, sondern nur allenfalls die jetzt ja wol auch nicht länger nöthigen eigentlichen Kampfbestimmungen.

Das angenehmste, wo nicht das werthvollste Zugeständniß wird den Ultramontanen der Rücktritt des Ministers Falk sein. Sie haben ihn nicht erzwungen; es ist kein Opfer, das der Reichskanzler ihnen gebracht hätte: durchaus freiwillig, im Zusammenhang mit der ganzen inneren Entwickelung ist der charaktervolle Mann vom Schauplatz abgetreten. Er hat stets erklärt, mit dem Bunde der gemäßigten Mittelparteien gegen die Extreme zu stehen und zu fallen. Die Wiederzerspaltung der politischen Welt in Liberal und Conservativ nahm ihm seine Basis. Mit ihm erlischt die Aussicht auf ein gutes erschöpfendes Unterrichtsgesetz; ihm folgen werden leider wahrscheinlich gerade die tüchtigsten seiner Mitarbeiter, oder mindestens bedeutend an Einfluß verlieren: aber die Position des Staates der Kirche oder den Kirchen gegenüber ist nicht an seine Amtsthätigkeit gebunden, und wenn man deren Ende im ultramontanen Lager so verstehen sollte, täuschte man sich.

Mit dem Minister Falk sind seine politisch etwa gleich stehenden Collegen Friedenthal und Hobrecht ausgetreten; oder vielmehr, weil sie gehen wollten, beschleunigte er den schon länger beabsichtigten Rücktritt. Der Eine hinterläßt das Andenken an eine musterhaft thätige, umsichtige, anregende und fruchtbare Fachverwaltung; — der Andere hat sich ein bleibendes Denkmal gesetzt mit der Sicherung der preußischen Steuerzahler vor Doppelbelastung für den nun eingetretenen Fall, daß mehr oder höhere indirecte Steuern Preußen von seiner jährlichen Zahlung an das Reich entbinden. Diese sogenannte „constitutionelle Garantie“ spielte schon bei der Unterhandlung des Fürsten Bismarck mit den

nationalliberalen Führern ihre Rolle. Es ist nicht völlig klar geworden, wie weit der Erstere ihr geneigt war. Wenigstens scheint Herr Hobrecht um die letzte Weihnachtszeit nur mit Mühe des Fürsten Einwilligung, daß er dafür die Genehmigung des Königs einhole, erlangt, und noch im letzten Augenblick gefürchtet zu haben, ein jäher Schluß der Session oder ein anderer Blitz aus dieser stets geladenen Wolke könne ihm dazwischenfahren, ehe die fertig gebundene Garbe zur Scheuer zu bringen sei. Es ist eine feierliche Zusage der Staatsregierung, daß das auf die bezeichnete Art ersparte Geld, falls nicht über anderweitige Verwendung zu Ausgaben Einverständniß mit dem Landtag erzielt werden kann, zur Herabsetzung der directen Steuern dienen soll. Natürlich kommt es auf das zukünftige Abgeordnetenhaus an, welche thatsächliche Bedeutung dieser Vorbehalt gewinnen soll. Ohne ihn aber hätte das Abgeordnetenhaus allein nicht eine ausgleichende Steuer-Erleichterung herbeizuführen vermocht. Das verdankt das Volk seinen liberalen Vertretern, vor allem den Abgeordneten von Benda und Rickert als Führern der Budgetcommission und dem mit ihnen bereitwillig zusammenwirkenden früheren Finanzminister.

In der Kühnheit der finanziellen Umwälzung gehen die Ideen des Fürsten Bismarck freilich nicht allein über Herrn Camphausen, sondern auch über Herrn Hobrecht weit hinaus; und da er dieselben bereits öffentlich verkündigt hat, so wird er sich nun ja auch einen Nachfolger für sie gesucht haben, der darin mit ihm Schritt hält. Wir müssen demnach von dieser Seite her auf neue großartige Unternehmungen gefaßt sein. Wenn die Zölle und sonstigen indirecten Steuern es hergeben, soll die Classensteuer ganz aufgehoben, selbst die Einkommensteuer auf die Reicheren beschränkt, Grund- und Gebäudesteuer den Communen und Communalverbänden völlig überlassen werden, in denen dann auch der Grundbesitz seine politischen Privilegien ferner behalten, beziehungsweise wiedererlangen könnte. Gleichzeitig aber macht man sich auf allen Seiten darauf gefaßt, daß die Landesvertheidigungs-Anstalten nach dem Verlauf des siebenjährigen festen Abkommens erhöhte Forderungen stellen werden; und einige der größten Eisenbahnnetze Deutschlands sollen von den Actiengesellschaften, welche sie gebaut haben, durch Ankauf auf den Staat übergehen.

Die Erwerbung der wichtigsten preußischen Eisenbahnen für den Staat ist bekanntlich das Minder, auf welches Fürst Bismarck sich zurückzog, als er das Mehr, nämlich die Erwerbung der hauptsächlichsten deutschen Eisenbahnen für das Reich nicht durchzusetzen vermochte, damit vielmehr nur die größeren Einzelstaaten zu möglichst rascher und vollständiger Erwerbung aller Bahnen in ihrem Bereich soweit noch nöthig herausforderte. Der Landtag hat diesen Theil seiner Politik bis zuletzt eher gefördert als gehemmt. Zwar genehmigte er nicht ohne Weiteres, hart vor dem Schlusse seiner vorletzten Session, die übereilt und unreif vorgeschlagene Abzweigung der Eisenbahnen vom Handelsministerium (was übrigens auch keine praktische Hemmung war, wie sich bald herausstellte), und im Laufe der letzten Session schien es sogar, als nehme die der Verstaatlichung des Eisenbahnwesens abgeneigte Minderheit zu. Allein der neue Minister Maybach brauchte nur einmal die Frage in ihrem Zusammenhange, und allerdings sehr klar und geschickt, zu erörtern, so hatte er offenbar den Beifall der

Digitized by Google

Mehrheit für sich. Man band sich nicht im Voraus für einen noch nicht fertigen Plan, aber man sah dem entstehenden nicht ohne Gunst entgegen. Mittlerweile sind auch die Inhaber der in's Auge gefaßten Bahnen dem Staate nach Wunsch entgegengekommen. Es ist nicht zu besorgen, daß er einen übermäßigen Preis an sie zu zahlen brauche. Die Privatbahn-Interessenten haben augenscheinlich keine geringe Scheu vor der rücksichtslosen Energie, mit welcher die gegenwärtigen Träger der Staatsgewalt ihnen die Existenz erschweren würden, wollten sie sich hartnäckig dem ihnen angesonnenen Handel entziehen. Darum nehmen sie was zu bekommen ist, und unter Umständen auch noch etwas weniger. Dies wird der Regierung ihre Auseinandersetzung mit dem Landtag nicht unbedeutend erleichtern. Was auch in Wahrheit das Richtige und das letzte Ziel für die Zukunft sein mag: für den Augenblick drängt thatsächlich Alles auf die Verstaatlichung des Eisenbahnwesens hin, und ein erfolgreiches Gegenstreben wird wahrscheinlich erst nach dem Ablauf dieses Stadiums, nachdem der Proceß sich ganz oder größtentheils vollzogen hat, wieder einzusetzen im Stande sein, etwa in der Richtung auf Verpachtung des Betriebs gleichwie bei den Domänen.

Die Domänen führen uns auf den Minister zurück, der durch ein fast einstimmiges Votum sie sammt den Forsten zu seiner landwirthschaftlichen Verwaltung hinzubekam, als ein Wechsel in der Person des Finanzministers diesen dagegen indifferent machte und der Antrag aus einer ihm schädlichen Verkuppelung mit anderen gelöst war. Herr Friedenthal hat aus dem Landwirthschafts-Ministerium erst Etwas gemacht: unter seinen Vorgängern glich es mehr einer politischen Versorgungsanstalt. Der thätige, schöpferische Geist, den er dem Ressort eingehaucht hat, wird ihn gewiß in demselben überleben. Noch in der letzten Session gelang es ihm unter schon recht ungünstigen Umständen, zwei Gesetzentwürfe durchzubringen, denen die Möglichkeit eines weithin reichenden wohlthätigen Einflusses auf die Landescultur nicht abzusprechen ist: das die Wassergenossenschaften und das die Landescultur-Rentenbanken betreffende Gesetz, wiederholt verlangt im Landtag, aber fast noch im Abschluß gescheitert an den tiefen Verstimmungen des Tages.

Fürst Bismarck scheint der Meinung gewesen zu sein, bei mehr Muth würde der frühere Landwirthschafts-Minister sich an seiner Seite gehalten und ihn bei der Durchführung seines Zoll- und Steuer-Programms unterstützt haben. Anderen wird es erlaubt sein zu denken, daß eine abweichende Auffassung Herrn Friedenthal hinderte, für hohe Korn-Zölle u. s. f. zu stimmen, und daß er deshalb bei dieser Gelegenheit grade Charakter bewährte. Der Reichskanzler verlangt zu oft von den Menschen widersprechende Eigenschaften. Sie sollen die Bedeutung selbständiger Köpfe haben und doch ganz und gar auf seine Ideen eingehen. Er will häufig gradezu errathen sein, und zürnt trotzdem, wenn man nicht genau seine Beweggründe trifft, ja den ganzen Zusammenhang seiner Ziele und Wege, von denen jene gewöhnlich ebenso hoch und fern, wie diese verschlungen und dunkel sind.

Man kann das letzte Ziel der gegenwärtigen Bewegung ganz außer Streit lassen und doch noch sehr an der Weisheit des zu seinen Gunsten entworfenen Planes zweifeln. Eine Füllung der Reichscasse, die mit schwerer Belastung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse des Volks erkauft wird, folglich mit einer An-

fachung jenes bitteren Classengefühls, deren agitatorische Schürung kaum erst gewaltsam unterdrückt worden ist; mit gleichzeitiger Förderung der Concurrenz-Interessen reicher und vornehmer Erwerbstände von Staats wegen, an deren Nothwendigkeit von dem Gesichtspunkt der nationalen Solidarität und des Gemeinwohls aus doch jedenfalls nur ein Theil selbst der gebildetsten Volkskreise glaubt; mit einer Verschärfung des Unterschiedes zwischen Stadt und Land zu neuem scharfempfundenem Gegensatz, — das sind gewaltige Abzüge von dem Gewinn, der in der Anspannung des indirecten Abgabensystems liegt, auch wenn man die formale Fortdauer der Matricularbeiträge für nichts rechnen will.

Fürst Bismarck kehrt heute zu den Gefährten seiner Anfangsjahre, den altpreußischen Conservativen zurück; aber man beachte nur, wie deren Organ, die „Kreuzzeitung", sich dabei verhält. Etwa jubelnd? oder auch nur freudig? Sie verbat es sich vor Kurzem ausdrücklich, als die „Nationalzeitung" ihr eine triumphirende Miene angesehen zu haben glaubte, und ist doch heute (zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerkt) ein besser geleitetes und gehaltenes Blatt, als sie jemals gewesen ist. Was vollends die Freiconservativen empfinden mögen, nachdem die gemischte conservativ-liberale Aera vorüber und damit ihre ständige Vermittelung zwischen rechts und links, zwischen Regierung und Volksvertretung gegenstandslos geworden ist, kann man sich leicht denken. Sie hätten bei sich ohne Zweifel vorgezogen, der Compromiß-Antrag des Herrn von Bennigsen in der Finanzfrage wäre acceptirt worden. Aber die Entscheidungen fallen eben jetzt nach ganz anderen Rücksichten als parlamentarischen.

Das ist Einigen, man weiß es ja zur Genüge, freilich recht. Wie mögen diese sich nur aber ihr und unser Aller Fortleben denken, wenn der gegenwärtig noch vorhandene ihrer Ansicht nach bessere Ersatz für eine aus der Nationalrepräsentation heraus mitbestimmte Regierung nicht mehr da sein wird? Soll sich dann dem verachteten Parlamentarismus ihr Respect und ihre Sympathie plötzlich von neuem zuwenden, durch zeitweiligen Nichtgebrauch erfrischt? Oder sind sie Willens, jedem beliebigen Reichskanzler den Schatz von unbedingtem Vertrauen entgegenzutragen, den der erste ihnen nicht ganz ohne Fug abgewonnen hat? Das Deutsche Reich wird nicht ewig von Bismarck oder Bismarcks Gleichen regiert werden; und wenn es einmal darauf verzichten muß, wird ihm gleichfalls keine plötzliche Erleuchtung von unten über die Nöthe des Augenblicks hinweghelfen. Dessen thäte man gut, bei Wahlen und auch sonst in dem täglichen Antheil an der Bildung öffentlicher Urtheile und Willensrichtungen — der auch seine Verantwortlichkeit hat, obwol eine selten gefühlte — stets eingedenk zu bleiben.

Mitte Juli 1879.

Die Geschichte der Zellentheorie.

Von

Professor Dr. **Oscar Hertwig** in Jena.

Der große Aufschwung, welchen die Biologie oder die Lehre von dem Bau und den Verrichtungen der Organismen in den letzten vierzig Jahren genommen hat, steht in dem engsten Zusammenhang mit der Entwickelung der Zellentheorie, mit der Erkenntniß, daß der Körper der Pflanzen und Thiere sich aus einer Vielheit kleinster Theilchen zusammensetzt, die wir uns gewöhnt haben als Zellen zu bezeichnen. Zu dem Studium dieser kleinsten Theilchen werden Anatomen und Physiologen in ihren Arbeiten fortwährend hingeführt. Für den Anatomen, der den Bau der Organismen zu erforschen hat, besitzen die Zellen augenblicklich eine nicht viel geringere Bedeutung als die Elemente für den Chemiker. Wie der Chemiker die unorganischen und die organischen Verbindungen durch die verschiedenartigsten Manipulationen in ihre Elemente auflöst und uns so ein Bild von der chemischen Zusammensetzung und von der Verwandtschaft der unendlichen Reihe der vorhandenen Stoffe entwirft, so analysirt auch der Anatom die Gewebe der Pflanzen und der Thiere und er weist in den Zellen die kleinen Elementartheilchen nach, welche zur Zeit unseren Erkenntnißmitteln noch zugänglich sind. Er bedient sich hierbei gar mannichfaltiger Methoden, indem er bald die einzelnen Organe mit scharfen Messern in feinste Schnitte theilt oder sie mit spitzen Nadeln in nur mikroskopisch sichtbare Partikelchen zerzupft oder sie mit chemischen Mitteln, den Reagentien, behandelt. Und wenn diese Analyse geschehen ist, geht der Anatom auch wieder synthetisch zu Werke; in seinem Geiste verbindet er gleichsam wieder die einzelnen Bausteine zum Ganzen; er zeigt uns, wie sich die Zellen zu den Organen und diese zu dem Gesammtorganismus zusammenfügen, und er entwirft uns so ein anschauliches Bild von dem wunderbar verwickelten Aufbau der Pflanzen und der Thiere bis in die allerfeinsten Theile hinein.

Auf der vom Anatomen geschaffenen Grundlage forscht dann der Physiologe weiter. Mag derselbe die Verdauung oder die Muskelthätigkeit oder die Sinnesempfindungen und das Denken zum Gegenstand seiner Untersuchungen machen, überall wird er, je tiefer er diese Processe ergründen will, auf die Zellen hingeführt. Das sind die kleinen Werkstätten, von deren Gang die Leistungen unseres Körpers abhängen. Drüsenzellen liefern die verschiedenen Säfte, welche die Verdauung bewirken, Muskelzellen bedingen die Bewegungs-

Digitized by Google

fähigkeit unserer Glieder und unseres Herzens, an die Nervenzellen sind die Denkprocesse gebunden. Mit Recht hat daher Johannes Müller, der in der Anatomie und Physiologie gleich Ausgezeichnetes geleistet hat, schon vor vierzig Jahren den Ausspruch gethan: daß die Physiologie durch die Zellentheorie mit ihre Fundamente erhalten habe.

Und noch in einer dritten Richtung hat die Zellentheorie auf ein ganzes Wissensgebiet umgestaltend eingewirkt, ich meine die Pathologie oder die Lehre von den Krankheiten des thierischen Körpers. Wie namentlich Virchow gelehrt hat, gehen die verschiedenartigsten Erkrankungen unseres Körpers: der Haut, des Darms, der Drüsen, der Muskeln, des Gehirns und anderer Organe, stets mit Störungen in der Structur und der Lebensthätigkeit der Zellen einher. Man kann daher geradezu mit Virchow von einer Cellularpathologie, einer Lehre von den Krankheiten der Zellen, sprechen. Mit der Erwerbung dieser Erkenntniß hat die Medicin eine große Reform in den letzten vier Jahrzehnten erfahren und eine Fülle ganz neuer Anschauungen gewonnen, die für die wissenschaftliche Beurtheilung der Krankheiten nicht ohne Einfluß geblieben sind.

Schon aus dieser kurzen Skizze wird man sich eine Vorstellung bilden können von dem Werth, welchen die Zellentheorie für alle besitzt, welche sich mit dem Studium der Organismen beschäftigen, mögen dieselben nun Botaniker oder Zoologen oder Anatomen, Physiologen und Mediciner sein. Trotzdem ist die Geschichte der so außerordentlich wichtigen Theorie nur in einem sehr engen Kreise und auch in diesem zum Theil nur in ihren Umrissen bekannt. Mögen daher die folgenden Zeilen dazu beitragen, diese Lücke auszufüllen und eine allgemeinere Kenntniß über einen Gegenstand verbreiten, welcher für die moderne Ausbildung der ganzen Biologie in erster Linie maßgebend gewesen ist.

Die Erkenntniß, daß ein organischer Körper in lauter kleine Elementartheile, die im Wesentlichen einander gleich beschaffen sind, zerlegt werden kann, ist am leichtesten bei den Pflanzen zu gewinnen. Man verfertige einen Durchschnitt durch ein Blatt oder durch einen Stengel und man wird sofort schon mit unbewaffnetem Auge, stets aber bei Anwendung schwacher Vergrößerungsgläser, eine große Menge von kleinen kammerartigen Räumen beobachten, für welche der Name Zelle recht passend gewählt ist. Dagegen wird eine derartige Entdeckung nicht gelingen, wenn man in ganz derselben Weise ein thierisches Organ untersucht, da ein solches bei schwacher Vergrößerung nur aus einer gleichförmigen Substanz zu bestehen scheint. Angesichts dieser Thatsachen ist es eine leicht begreifliche Erscheinung, daß die Zellentheorie aus dem Studium der Pflanzenanatomie entsprungen ist.

Um die Zellentheorie in ihrer historischen Entwickelung ganz und voll zu begreifen, müssen wir in unserer Darstellung bis an das Ende des 17. Jahrhunderts zurückgehen. Damals legten zwei ausgezeichnete Naturbeobachter, der Italiener Marcello Malpighi und der Engländer Grew, die ersten Fundamente zur Pflanzenanatomie, indem sie mit Hilfe der erst kürzlich entdeckten, schwachen Vergrößerungsgläser den feineren Bau der Pflanzen untersuchten. Sie beobachteten zweierlei Bestandtheile: einmal die kleinen kammerartigen Räume,

Digitized by Google

die Zellen, welche in keinem Gewächse fehlen, und zweitens noch lange Röhren, die in mannichfacher Gestalt durch das Grundgewebe ziehen und je nach ihrer Form als Spiralröhren und Gefäße bezeichnet wurden. Ueber die Beziehung beider Theile zu einander, darüber, ob die Röhren vielleicht aus den Zellen durch Umwandlung entstanden sein möchten, ob beiden daher ein gemeinsames Organisationsprincip zu Grunde liegt: darüber gaben sich Malpighi und Grew noch keine Rechenschaft. Sie begnügten sich mit der Beobachtung der einfachen Thatsachen, als echte Kinder einer Zeit, in welcher die Naturforschung erst kürzlich aus dem langen, schweren Winterschlaf, in welchem sie während des ganzen Mittelalters gelegen hatte, zu einem frischen und gesunden Leben erwacht war. Das war keine Zeit zu tieferen naturwissenschaftlichen Reflexionen zumal auf dem Gebiete der Biologie. Da galt es zunächst, die verkümmerten Sinne wieder zu schärfen, mit jugendlicher Lust und Liebe der einfachen Betrachtung der Natur sich zuzuwenden und die vielen Erscheinungen, die sich Jedem, der überhaupt nur sehen wollte, allüberall entgegendrängten, mit offenem Auge zu beobachten und zu ordnen. Eine philosophische Verwerthung der entdeckten Thatsachen, die seitdem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich massenhaft häuften, ist mehr dem achtzehnten und vorzugsweise unserem jetzigen Jahrhundert eigen, in welchem man die ganze Natur als einen einzigen gesetzmäßigen Organismus zu begreifen und alle Erscheinungen auf wenige einfache Gesetze zurückzuführen sucht. Daher ist auch die Zellentheorie erst im vorigen Jahrhundert entstanden, und sie mußte entstehen von dem Momente an, als man über das Verhältniß der Elementartheile zur Gesammtpflanze nachdachte, um das große Räthsel zu lösen, wie der complicirte Bau der Pflanze auf natürlichem Wege geworden ist.

In dieser mehr speculativen Weise behandelten die feinere Anatomie der Pflanzen bereits der unsterbliche Caspar Friedr. Wolff, der kühne Vertheidiger der Entwickelungstheorie; Oken, das Haupt der naturphilosophischen Schule in Deutschland; Sprengel, Treviranus, Meyen und einige französische Naturforscher. Sie alle sprachen mehr oder minder bestimmt den Satz aus, daß die Zelle der ursprüngliche und allen Pflanzen gemeinsame einfachste Elementartheil sei und daß aus ihr sich die übrigen Theile, die Fasern, Spiralröhren und Gefäße durch Metamorphose entwickelt hätten. Namentlich aber hat sich Treviranus ein hervorragendes Verdienst erworben. In einer kleinen, ideenreichen Schrift: „Vom inwendigen Bau der Gewächse" aus dem Jahre 1805, betrat derselbe zum ersten Male den allein richtigen Weg, auf welchem der empirische Beweis für die Gültigkeit der Zellentheorie geführt werden konnte; er verfolgte an jungen Pflanzentheilen die Entwickelung der verschiedenen Elementarformen und machte so die sehr wichtige Entdeckung, daß die Gefäße der Pflanzen aus Zellen hervorgehen; er fand, daß junge Zellen sich in Reihen anordnen und durch Auflösung der Querscheidewände zu einer langgestreckten Röhre verschmelzen. In den gesicherten Besitz der Wissenschaft gingen freilich die Entdeckungen des trefflichen Treviranus erst einige Jahrzehnte später über, als Hugo von Mohl vom Jahre 1830 an denselben Gegenstand auf's Neue in einer Reihe kleiner ausgezeichneter Schriften bearbeitete.

In derselben Zeit, in welcher die Zellentheorie hauptsächlich durch Tre-

Digitized by Google

viranus und Mohl anatomisch begründet wurde, gewann sie auch noch in anderer Hinsicht einen tieferen Gehalt: erstens durch das Studium der niedersten Pflanzen und zweitens durch physiologische Untersuchungen. Auf der einen Seite lernte man kleine Algen kennen, die zeitlebens entweder nur eine einzige Zelle darstellen oder einfache Reihen von Zellen sind, welche sich leicht von einander loslösen können. Auf der anderen Seite führte das Nachdenken über den Stoffwechsel der Pflanzen zu der Einsicht, daß die Zelle es sei, welche in der vegetabilischen Haushaltung die Nahrungsstoffe aufnimmt, verarbeitet und in veränderter Form wieder abgibt. Daher bezeichnet der Franzose Turpin die Zelle als das eigentliche Lebenscentrum der Pflanze und Raspail vergleicht sie einem kleinen chemischen Laboratorium.

Endlich wurde am Anfang unseres Jahrhunderts noch ein weiteres Problem, welches die Zellentheorie in sich birgt, von einzelnen Männern aufgeworfen und zu lösen versucht, ein Problem, welches sich jedem denkenden Naturforscher von selbst aufdrängen mußte, wenn er beim Wachsthum der Pflanzen die Zellen an Zahl beständig zunehmen sah, das Problem nämlich: wie entsteht die einzelne Zelle? Indessen scheiterten hier an der Schwierigkeit der Untersuchung Jahrzehnte lang alle Bemühungen; eine Reihe unhaltbarer Hypothesen wurde aufgestellt, wie z. B. Sprengel und Raspail Körnchen von Stärke und Chlorophyll sich zu Zellen ausbilden ließen. So blieb der vielfach besprochene Gegenstand in ein tiefes Dunkel gehüllt bis zum Jahre 1835, in welchem wiederum Hugo von Mohl, dieser sorgfältige und unermüdliche Beobachter, den Schleier zu lüften begann. An einer weit verbreiteten Fadenalge verfolgte er Schritt für Schritt den bis dahin räthselhaften Vorgang; er sah, daß in ausgewachsenen Zellen von der Mitte ihrer Längswände aus eine Querscheidewand entsteht, daß dieselbe zunächst die Inhaltsmasse einschnürt und dann vollständig in zwei Hälften trennt. Mohl bezeichnete den von ihm entdeckten Vorgang, durch welchen aus einer Zelle zwei neue gebildet werden, gleich richtig als Zweitheilung oder als Vermehrung der Zellen durch Bildung von Querwänden.

Bei vorurtheilsfreier Prüfung der mitgetheilten Thatsachen kann es wol keinem Zweifel unterliegen, daß am Anfang dieses Jahrhunderts die verschiedenen Fragen, welche mit der Zellentheorie zusammenhängen, sowol öfters discutirt, als auch zum Theil gelöst worden waren. Von verschiedenen Forschern war die Zelle als der morphologische und physiologische Elementartheil der Pflanze erkannt und von ihrem Wesen eine Gesammtvorstellung gewonnen worden, welche ich besonders klar von dem früh verstorbenen Meyen in seinem 1830 erschienenen Lehrbuch ausgesprochen finde. „Die Pflanzenzellen," heißt es daselbst, „treten entweder einzeln auf, so daß eine jede ein eigenes Individuum bildet, wie dieses bei Algen und Pilzen der Fall ist, oder sie sind in mehr oder weniger großen Massen zu einer höher organisirten Pflanze vereinigt. Auch hier bildet jede Zelle ein für sich bestehendes abgeschlossenes Ganze; sie ernährt sich selbst, sie bildet sich selbst und verarbeitet den aufgenommenen rohen Nahrungsstoff zu sehr verschiedenartigen Stoffen und Gebilden." Meyen bezeichnet schon geradezu die einzelnen Zellen als „die kleinen Pflänzchen in den größeren" und er sieht daher in ihnen, wie wir uns jetzt ausdrücken würden, die Elementarorganismen,

Digitized by Google

durch deren Vereinigung und Metamorphose alle höheren Pflanzenformen hervorgegangen sind.

Wir sind jetzt in der Geschichte unseres Gegenstandes an einem Wendepunkt angelangt, welcher durch das Eingreifen Schleidens und Schwanns, zweier Forscher ersten Ranges, herbeigeführt wurde. In dem Jahre 1838 veröffentlichte Schleiden, der berühmte Botaniker, welcher viele Jahre hindurch eine Zierde der Jenenser Hochschule gewesen ist, in Müllers Archiv seinen epochemachenden Aufsatz „Beiträge zur Phytogenesis"; und wenn er hiermit auch nicht, wie in weiteren Kreisen gewöhnlich angenommen wird, der Begründer der Zellentheorie geworden ist, so hat er doch auf ihre weitere Entwickelung gar mächtig eingewirkt und dazu beigetragen, daß sie zu einer Theorie geworden ist, welche der gesammten biologischen Forschung neue Bahnen erschlossen hat. Einmal hat es Schleiden, der polemisch schlagfertige, geistreiche und immer das principiell Wichtige betonende Schriftsteller, wie Keiner vor ihm verstanden, die Zelle, ihre Lebensprocesse, ihre Entwickelung, ihre Metamorphose so recht in den Brennpunkt der wissenschaftlichen Forschung zu stellen. Alsdann hat er durch seine Schrift zu den Untersuchungen Schwanns direct den Impuls gegeben und so die Uebertragung der Zellentheorie von den Pflanzen auf die Thiere vermittelt. In dieser vermittelnden Thätigkeit glaube ich geradezu die Hauptrolle erblicken zu dürfen, welche Schleiden in der Geschichte unseres Gegenstandes gespielt hat.

Schon im Jahre 1834 hatte der englische Botaniker R. Brown bei seiner Untersuchung der Orchideen fast in allen Zellen ein kleines rundes Körperchen, den Zellenkern, gefunden. — Schleiden verfolgte Browns Entdeckung weiter; er überzeugte sich bei vielen Pflanzen von dem häufigen Vorkommen des Kerns und da er ihn namentlich in jugendlichen Zellen beständig auftreten sah, entsprang in ihm der Gedanke, daß der Kern eine nähere Beziehung zu der für ihn noch räthselhaften Entstehung der Zelle haben müsse. Durch eigens unternommene Beobachtungen wurde er bald zu einer besonderen Theorie geführt, welche den Aufsatz zur Phytogenesis veranlaßt hat und das eigentlich Neue in ihm ist. Obwol nun die Schleiden'sche Theorie, wie sich in der Folge gezeigt hat, im Großen und Ganzen eine verfehlte gewesen ist, enthält sie doch den guten und durchaus richtigen Gedanken, daß der Kern eine große Wichtigkeit im Leben der Zelle besitzt. Dieser eine Gedanke wurde weit über das engere Gebiet der Botanik hinaus fruchtbringend; durch ihn ist die Uebertragung der Zellentheorie auf die thierischen Gewebe ermöglicht worden, weil hier die Kerne unter allen Zellenbestandtheilen am meisten hervortreten und auf die Uebereinstimmung der histologischen Elemente bei Thieren und Pflanzen am offenkundigsten hinweisen. Auch jetzt noch sehen sich die Anatomen, wenn sie ein thierisches Gewebe auf seine zellige Structur untersuchen wollen, in erster Linie nach den Kernen um. Die kleine Schrift Schleidens aus dem Jahre 1838 bezeichnet daher geschichtlich den wichtigen Wendepunkt, von welchem ab der Thierkörper der Herrschaft der Zellentheorie endlich unterworfen wurde.

Um die jetzt folgenden glänzenden Entdeckungen richtig beurtheilen zu können, müssen wir einen kurzen Rückblick auf die Entwickelungsphasen werfen, welche die

mikroskopische Anatomie der Thiere in den vier ersten Decennien unseres Jahrhunderts durchlaufen hat. Da sehen wir, daß bis zum Jahre 1830 die Anatomen von den feineren elementaren Bestandtheilen der Gewebe so gut wie gar keine Kenntniß hatten, was sich zum Theil aus der geringen Güte der damals gebräuchlichen Mikroskope, zum Theil aus dem Mangel an Technik und geeigneten Präparationsmethoden erklärt. Zwar fehlte es auch in diesem Zeitraum nicht an Forschern, welche den thierischen Bau bereits nach demselben Princip, wie den pflanzlichen zu erklären versucht hätten; indessen haben die oft recht abenteuerlichen Hypothesen von Oken, Heusinger, Raspail und manchen Anderen keine geschichtliche Bedeutung erlangt, weil sie auf falschen Beobachtungen und auf verkehrten Deutungen beruhten. Erst in den dreißiger Jahren trat im Betrieb der thierischen Anatomie ein plötzlicher Fortschritt ein, der auf's engste mit der Verbesserung der optischen Hilfsmittel zusammenhängt. Schlag auf Schlag folgten sich jetzt Entdeckungen auf Entdeckungen. Die feinere Structur der Knochen und der Knorpel, der Epithelien, der Drüsen und des Nervensystems wurde aufgehellt. Auch blieben schon damals mehrere Forscher bei der Erwerbung von Detailkenntnissen nicht stehen; schon verglichen Purkinje und Valentin, Johannes Müller und Henle einzelne Thiergewebe den pflanzlichen. In dieser Zeit, in welcher sich die thierische Gewebelehre in einer vollständigen Gährung befand und allseitig der regste Wetteifer entfaltet wurde, hat Schwann, welcher noch als junger Anatom in Berlin Assistent bei Johannes Müller war, die Fundamente zu einer wissenschaftlichen Gewebelehre der Thiere gelegt.

Im Jahre 1838 erfuhr Schwann in einer Unterredung mit Schleiden von der neuen Theorie der Zellenbildung und von der Bedeutung, welche den Kernen bei den Pflanzen zukommen sollte. Er erkannte hierin sofort, wie er uns selbst erzählt, charakteristische Momente genug, welche zu einem Vergleich mit thierischen Zellen aufforderten. Mit bewundernswerthem Eifer stellte er eine umfassende Reihe von Untersuchungen an und veröffentlichte dieselben schon im Jahre 1839 unter dem Titel: „Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Structur und dem Wachsthum der Thiere und Pflanzen". Dieses Buch Schwanns ist ein grundlegendes Werk ersten Ranges. In wenig Jahren hat es die mikroskopische Anatomie der Thiere trotz der viel schwierigeren Aufgabe auf eine Stufe emporgehoben, welche die Pflanzenanatomie erst nach den Bemühungen mehrerer Jahrzehnte erreicht hatte. Eine solche Leistung war nur dadurch möglich, daß Schwann sich auf die Errungenschaften der Botaniker, von denen er selbst eine kurze vortreffliche Skizze entworfen hat, stützen konnte, daß er bereits eine Summe richtiger Vorstellungen und Methoden vorfand, welche er mit vielem Scharfsinn und in genialster Weise zu benutzen verstanden hat. Ueberall in seinem bahnbrechenden Werke tritt uns die Tendenz entgegen, welche schon der Titel ausspricht: die Uebereinstimmung in der Structur und dem Wachsthum der Pflanzen und der Thiere nachzuweisen.

Zu dem raschen und glänzenden Erfolg der Schwann'schen Untersuchungen haben wesentlich zwei Momente beigetragen. Erstens hat Schwann zur Erkennung der thierischen Zellen vorzugsweise die Anwesenheit des Zellenkerns benutzt, von dem er hervorhebt, daß er der am meisten charakteristische und am

wenigsten veränderliche Zellenbestandtheil sei. Wie schon angedeutet, liegt gerade hierin das Förderniß, welches Schwann durch Schleiden empfangen hat. Das zweite und noch bedeutsamere Moment ist die richtige Methode, welche Schwann bei der Ausführung und Darstellung seiner Beobachtungen befolgt hat. Wie die Botaniker durch das Studium unentwickelter Pflanzentheile z. B. die Spiralröhren aus der Grundform der Zelle abgeleitet haben, so untersucht auch er hauptsächlich die Entwickelungsgeschichte der Gewebe; er untersucht das noch werdende Thier, den Embryo, und findet, daß dasselbe auf den frühesten Stadien seiner Entwickelung aus einer Summe ganz gleichartiger Zellen besteht. Von dieser Thatsache ausgehend, verfolgt er dann weiter die Metamorphosen oder die Umbildungen, welche die Zellen erleiden, bis sie in die fertigen Gewebe des erwachsenen Thieres übergehen. Er zeigt, wie ein Bruchtheil der Zellen die ursprüngliche kugliche Grundform beibehält, andere eine cylindrische Gestalt annehmen, andere in lange Fasern auswachsen oder zu sternförmigen Gebilden werden, indem sie an verschiedenen Stellen ihrer Oberfläche zahlreiche Ausläufer ausschicken. Er zeigt an den Knochen, Knorpeln und Zähnen, wie wieder andere Zellen stark verdickte Wandungen bekommen; endlich erklärt er noch eine Reihe der am meisten metamorphosirten Gewebe aus einer Verschmelzung von Zellengruppen, wobei er auch wieder einen analogen Vorgang bei den Pflanzen, die Entwickelung der Spiralröhren, im Auge hat. Auf solche weitumfassende Beobachtungen gestützt konnte Schwann am Schluß seines Buches den ewig denkwürdigen Satz, in welchem seine ganze Untersuchung gipfelt, aussprechen: „Es gibt ein gemeinsames Entwickelungsprincip für alle Organismen und dieses Entwickelungsprincip ist die Zellenbildung".

Wenige Schriften haben sofort bei ihrem ersten Erscheinen sich einer so warmen und allseitigen Anerkennung zu erfreuen gehabt, wie die hier namhaft gemachten Schriften von Schleiden und Schwann; wenige haben aber auch so rasch und so tief wie sie in das wissenschaftliche Leben eingegriffen und die ganze Forschungsrichtung in unmittelbarer und nachhaltiger Weise umgestaltet. Mit Recht datirt man daher von den Jahren 1838 und 1839 an eine neue Epoche in der Geschichte der biologischen Wissenschaften. Von hier ab dringt die mikroskopische Forschung auf allen Gebieten der Biologie in die Geheimnisse der Natur siegreich ein und führt zu jenem großartigen Aufschwung, der bereits am Eingang unserer geschichtlichen Darstellung geschildert wurde. Bei der sich jetzt entfaltenden vielseitigen Thätigkeit erfuhr auch die Zellentheorie selbst von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine weitere Ausbildung und gewann allmälig einen ganz anderen und einen viel tieferen Gehalt, als ihr Schleiden und Schwann zu geben vermocht hatten.

Bald zeigte sich, daß in dem allgemeinen Schema, welches die beiden hochberühmten Forscher von dem feineren Bau der Pflanzen und der Thiere entworfen hatten, noch viele ungenaue und zum Theil sogar fehlerhafte Vorstellungen enthalten waren. Um dieselben zu beseitigen, mußten an der Schleiden-Schwann'schen Zellentheorie, an unserm „Staatsgrundgesetz", wie sie von M. Schultze recht passend genannt worden ist, verschiedene durchgreifende Reformen vorgenommen

Digitized by Google

werden, unter welchen namentlich zwei eine große allgemeine Bedeutung besitzen. Die eine dieser Reformen betrifft die Entstehungsweise der Zelle, die andere bezieht sich auf nichts Geringeres, als auf eine vollständige Veränderung des Zellenbegriffs.

Von der Entstehungsweise der Zellen hatte Schleiden ein Bild gegeben, wie es den wirklichen Verhältnissen in keiner Weise entspricht. Im Inhalt einer fertigen Zelle, so lehrte er, scheidet sich zuerst ein kleines festes Korn, der Nucleolus, aus. Um das erst gebildete Korn schlägt sich eine Substanzschicht nieder und wird zu dem Kern. Der Kern endlich oder der Cytoblast umgibt sich selbst wieder mit einer durch Niederschlag aus dem Zellsaft entstandenen Membran, welche anfangs dem Kern dicht aufliegt, dann aber sich von ihm entfernt, indem Flüssigkeit zwischen beide eindringt. Schwann adoptirte die Schleiden'sche Theorie und indem er die Zellenbildung mit der Bildung eines Krystalles verglich, verfiel er in einen zweiten, noch größeren Irrthum. Er ließ nämlich die jungen Zellen sich nicht allein im Innern von Mutterzellen entwickeln, wie es Schleiden that, sondern auch außerhalb derselben in einer Flüssigkeit, dem Cytoblastem, welches die bereits vorhandenen Zellen zusammenkittet. Schwann nahm also geradezu eine Urzeugung von Zellen an, welche er zu jeder Zeit im Organismus stattfinden ließ.

Das waren schwere fundamentale Irrthümer, von denen sich am raschesten die Botaniker losgesagt haben. Durch Mohl, Unger und besonders durch die vorzüglichen Untersuchungen Nägeli's konnte schon im Jahre 1846 ein allgemeines Gesetz formulirt werden. Nach diesem Gesetz bilden sich neue Pflanzenzellen stets nur aus bereits vorhandenen und zwar in der Weise, daß Mutterzellen durch einen Theilungsact, wie ihn Mohl zuerst beobachtet hat, in zwei oder mehrere Tochterzellen zerfallen.

Viel langsamer und erst nach manchen Irrwegen ist dasselbe Resultat auch auf dem schwierigen Gebiete der thierischen Gewebelehre durch die Bemühungen vieler Forscher (Kölliker, Reichert, Remak ꝛc.) erreicht und hier von Virchow in dem Schlagwort: „Omnis cellula e cellula" ausgedrückt worden. Es existirt auch bei den Thieren keine Urzeugung von Zellen. Die vielen Milliarden von Zellen, aus denen z. B. der erwachsene Körper eines Wirbelthiers besteht, sind insgesammt hervorgegangen aus der unendlich oft wiederholten Theilung einer Zelle, mit welcher das Leben eines jeden Organismus beginnt. Diese ursprünglichste, einfache Zelle ist das thierische Ei. Dasselbe zerfällt nach der Befruchtung alsbald in 2, 4, 8, 16, 32 Zellen und so fort, bis ein ganzer Haufen von kleinen Zellen, die Maulbeerkugel oder Morula, gebildet worden ist.

Noch umfassender ist die zweite Reform der Schleiden-Schwann'schen Zellentheorie, da sie auf eine vollständige Veränderung des Zellenbegriffs hinausläuft. Wie uns die Geschichte gelehrt hat, ist der ursprüngliche Zellenbegriff durch das Studium der Pflanzen gewonnen und durch Schwann unverändert auch auf den thierischen Organismus übertragen worden. Danach ist die Zelle oder, allgemeiner gesagt, der Elementarorganismus ein relativ einfaches Ding; sie ist ein kleines Bläschen, das in einer festen Membran einen flüssigen Inhalt umschließt, sie ist ein Kämmerchen, eine cellula im eigentlichen Sinne des Wortes, ein organischer Krystall nach der kühnen, aber falschen Hypothese von Schwann.

Digitized by

Der wichtigste und der wesentliche Theil an dem Bläschen ist die Membran, von der man annahm, daß sie durch ihre chemisch-physikalischen Eigenschaften den Stoffwechsel regeln sollte. Diese ganze Auffassung, welche in der Geschichte der Zellentheorie einen durchaus berechtigten und naturgemäßen Durchgangspunkt in unserer Erkenntniß darstellt, ist eine unrichtige und sie hat, je mehr sich unser Wissen vertiefte, um so mehr verlassen werden müssen.

Für den Begriff der Zelle, wie wir ihn jetzt fassen, ist die Existenz einer Membran durchaus überflüssig; die Membran kann fehlen und sie fehlt sogar bei den meisten thierischen Zellen. Der wichtige und wesentliche Theil ist das, was man früher den Inhalt der Zelle nannte, und von diesem auch nur jene bestimmte Substanz, der man den Namen Protoplasma gegeben hat.

Das Protoplasma besitzt als solches schon die zum Leben nothwendigen Eigenschaften: Reizbarkeit, Beweglichkeit, die Fähigkeit sich zu ernähren und fortzupflanzen; es enthält alle jene Fähigkeiten, welche bei höheren Organismen in einzelnen Organen vorzugsweise entwickelt sind, gleichsam schon der Anlage nach in sich eingeschlossen. Unter einem Elementarorganismus verstehen wir daher jetzt etwas vollständig anderes wie früher. Die Zelle ist nicht mehr ein Kämmerchen mit einem flüssigen Inhalt, sondern ein solider Körper, ein Klümpchen von Protoplasma.

Wenn wir gleichwol für den durchaus veränderten Begriff die einst berechtigte, aber jetzt nicht mehr passende Bezeichnung „Zelle" beibehalten, so erklärt sich dies besonders aus dem Umstand, daß die Anschauungen, welche die neue Reform herbeigeführt haben, erst nach und nach gewonnen wurden und zu allgemeiner Geltung zu einer Zeit gelangten, als das Wort Zelle sich schon durch Jahrzehnte langen Gebrauch in der Literatur eingebürgert hatte. Dies Bürgerrecht wollen wir auch ferner unangetastet lassen, damit, wie E. Brücke so treffend bemerkt hat, auch spätere Generationen sich der rüstigen Streiter erinnern, welche unter dem Banner der Zellentheorie das gesammte Feld der Histologie erobert haben.

Die große Reform des Zellenbegriffs, die wir nach diesen orientirenden Vorbemerkungen nunmehr näher in das Auge fassen wollen, gehört mit zu den interessantesten Partieen in der Geschichte der Zellentheorie. Zu ihrer siegreichen Durchführung waren zahlreiche Beobachtungen erforderlich, die von vielen Forschern nach und nach und oft zufällig an sehr verschiedenen Objecten gewonnen worden sind. Da mußten die Lebenserscheinungen und der Bau der pflanzlichen und der thierischen Zellen genauer durchforscht, es mußten auch die niedersten und einfachsten Organismen, die Protisten oder Urthiere vom Standpunkt der Zellentheorie aus untersucht und in die wissenschaftliche Debatte mit hineingezogen werden, — vor allen Dingen aber war für die zuvor zusammenhangslosen Erscheinungen das einigende geistige Band zu finden, waren die verschiedenen Einzelströme der Erkenntniß in ein gemeinsames Bett zu einem einheitlichen Strom zusammenzuleiten. Hierbei sehen wir auch zu wiederholten Malen ältere schon vor Begründung der Zellentheorie gemachte Entdeckungen nachträglich noch eine unerwartete Wichtigkeit dadurch erlangen, daß sie im Zusammenhang mit anderen Thatsachen ihre richtige Beurtheilung finden.

Digitized by Google

Schon im vorigen Jahrhundert, im Jahre 1772, entdeckte der Italiener Bonaventura Corti an einzelnen Wasserpflanzen das eigenthümliche Phänomen, daß der flüssige Inhalt ihrer Zellen in einer gleichmäßigen und ununterbrochenen rotirenden Bewegung begriffen ist. Corti's Entdeckung wurde indessen nicht genügend beachtet und in Folge dessen bald vergessen, so daß im Jahre 1807 Treviranus zum zweiten Male der Entdecker der „Saftbewegung im Innern der Pflanzenzelle" werden konnte. Der den älteren Forschern völlig räthselhafte Vorgang wurde unserem Verständniß erst durch Schleiden und H. von Mohl näher gebracht. Wie beide Forscher zeigten, kommt in allen lebensthätigen Pflanzenzellen eine durchscheinende, weiche, eiweißartige Substanz vor, in welche stets mehr oder minder zahlreiche, kleine Körnchen eingebettet sind. Schleiden nannte diese Substanz den Pflanzenschleim, Mohl gab ihr im Jahre 1846 den später so bedeutungsvoll gewordenen Namen Protoplasma und entwarf ein genaues Bild von den Lebenserscheinungen desselben. Danach füllt das Protoplasma den Binnenraum von jungen Pflanzenzellen vollständig aus, dagegen nimmt es bei älteren und größeren Zellen in sein Inneres Flüssigkeit auf, die sich in Blasen oder Vacuolen ansammelt und an Masse so zunehmen kann, daß sie den größeren Theil vom Zellenraum für sich in Anspruch nimmt. Alsdann überzieht das Protoplasma entweder nur in einer zusammenhängenden Schicht die innere Seite der Zellenmembran oder es schickt auch noch durch den mit Flüssigkeit erfüllten Binnenraum dickere und feinere Fäden, die sich zu einem zierlichen Netzwerk vereinigen. Das Protoplasma ist nun allein der Sitz und die Ursache der von Corti und Treviranus beobachteten „kreisenden Bewegung des Zellsaftes". Am leichtesten läßt sich die Bewegung an den verschiedenen Körnchen, die im Protoplasma eingebettet sind, wahrnehmen. Verfolgt man dieselben unter dem Mikroskop, so sieht man sie oft ziemlich rasch ihren Ort verändern und entweder der Zellwand entlang oder in dem Protoplasmanetzwerk sich gleichsam fließend fortbewegen. Die höchst auffällige Bewegung ist von der Temperatur abhängig; durch Wärme wird sie beschleunigt, durch Kälte verlangsamt und endlich ganz aufgehoben.

Wenn durch derartige Beobachtungen schon der Zelleninhalt an Bedeutung gewann, insofern er sich als eine mit besonderen Kräften, mit Bewegungsfähigkeit oder Contractilität begabte Substanz herausstellte, um wie viel mehr mußte dies erst der Fall sein, als man die Fortpflanzungserscheinungen der Algen kennen lernte. In einzelnen Zellen der Algen nämlich zieht sich das Protoplasma zum Zweck der Fortpflanzung von seiner Membran zurück und bildet einen frei im Innern liegenden kuglichen oder ovalen nackten Körper, die Schwärmspore. Dieselbe sprengt alsbald ihre alte Hülle, tritt durch die entstandene Oeffnung in's Freie und bewegt sich im Wasser mit Wimpern, die sie auf ihrer Oberfläche hervorgetrieben hat, ziemlich geschwind fort, um nach einiger Zeit zur Ruhe zu kommen und auf ihrer Oberfläche eine neue zarte Membran auszuscheiden. Wie wenig paßt dieser Vorgang in die alten Vorstellungen vom Wesen der Zelle hinein! Hier schlüpft der bisher vernachlässigte Inhalt aus seiner Membran wie aus einem Käfig aus und schwärmt, gleichsam aus Kerkerhaft befreit, ganz selbständig und munter als freies Einzelwesen umher.

Digitized by Google

Desgleichen wurden beim Studium der thierischen Zellen Thatsachen ermittelt, die mit dem alten Zellenbegriff nicht zu vereinigen waren. Schon wenige Jahre nach dem Auftreten von Schwann machten verschiedene Forscher (Kölliker, Bischoff ꝛc.) auf viele thierische Zellen aufmerksam, an welchen eine besondere Membran nicht nachzuweisen war, und es erhob sich in Folge dessen ein langer und unfruchtbarer Streit, ob wirklich diese Gebilde membranlos und daher keine Zellen, oder ob es echte Zellen seien. Ferner beobachtete man von Jahr zu Jahr häufiger an der schleimigen, mit Körnchen versehenen Grundsubstanz der thierischen Zellen ganz ähnliche Vorgänge wie am pflanzlichen Protoplasma (Siebold, Kölliker, Remak, Lieberkühn ꝛc.). Man sah, daß viele Zellen im Körper verschiedener Thiere ihre Form in auffälliger Weise verändern können, daß z. B. die Lymphkörperchen bald hier, bald da Fortsätze ausstrecken und vermittelst derselben sich langsam, wie kleine selbständige Einzelwesen von ihrem Orte fortbewegen. Mit Recht übertrug daher Remak den von Mohl eingeführten Namen Protoplasma auch auf die Grundsubstanz der thierischen Zellen und drückte so im Namen schon die Identität derjenigen Stoffe aus, welche bei Pflanzen und Thieren die Träger der Lebensfunctionen sind.

Am wichtigsten aber für die Reform der Zellentheorie ist endlich noch das Studium der niedersten Organismen geworden. Auch hier reichen die ersten Beobachtungen geschichtlich weit zurück und wurden Jahrzehnte früher angestellt, ehe sie für die Weiterbildung des Zellenbegriffs verwerthet wurden. Vom Jahre 1836 an, also etwa um dieselbe Zeit, in der Schleiden und Schwann mit ihren Untersuchungen beschäftigt waren, lehrte uns der berühmte französische Zoologe Dujardin die wahre Natur der Protisten oder Urthiere kennen, welche das Meer und das Süßwasser in den verschiedensten Gestalten bevölkern. Im Gegensatz zu Ehrenberg wies er durch seine unbefangenen und sorgfältigen Beobachtungen nach, daß die Infusorien, die Rhizopoden und andere verwandte Organismen Thiere ohne alle Organe, mithin Thiere vom allereinfachsten Bau sind, da sie einzig und allein von einer gleichförmigen Substanz gebildet werden.

Dujardin nannte die Körpersubstanz der Protisten „Sarcode" und beschrieb an ihr schon Eigenschaften, die später von Max Schultze, Debary und Haeckel noch genauer erforscht wurden. Man kann sich mit diesen Eigenschaften an jeder Amöbe unseres süßen Wassers bekannt machen, noch besser aber an der im Meer so häufigen Gromia, einer interessanten Monothalamie, die in der Geschichte der Protoplasmatheorie ein viel benutztes und viel genanntes Untersuchungsobject gewesen ist.

Die Sarcode der Gromia und der Amöbe gleicht dem Protoplasma der Thier- und Pflanzenzellen; sie ist ein schleimiger, von Körnchen durchsetzter, durchsichtiger Eiweißstoff. Bei der Gromia ist sie zum großen Theil in ein kleines Gehäuse eingeschlossen, das an einer Stelle eine große Oeffnung trägt, bei der Amöbe dagegen tritt sie ganz ohne äußere Hülle auf. In beiden Fällen aber entsendet die Sarcode von ihrer freien Oberfläche in radialer Richtung zahlreiche feinere und gröbere Fädchen, die Pseudopodien oder die Scheinfüßchen, die in hohem Maße contractil sind und sich daher beständig verändern. Bald verkürzen sich die Pseudopodien, bald nehmen sie wieder an Länge zu; oder sie

Digitized by Google

verschwinden an einzelnen Körperstellen ganz, indem sie sich vollständig mit der centralen Sarcode vereinigen, während an anderen Stellen wieder neue Fädchen aus der Oberfläche hervorschießen. Vermittelst ihrer Pseudopodien bewegen sich unsere kleinen Organismen langsam im Wasser umher; vermittelst derselben verschaffen sie sich ihre Nahrung, indem sie andere kleine Protisten oder die zersetzten Substanzen abgestorbener Thiere einfangen und in das Innere ihres Körpers aufnehmen, woselbst sie von der Sarcode allein, auch ohne Magen und ohne Darm, verdaut werden.

Dem proteusartigen Wechsel der äußeren Form der Sarcode entspricht auch eine innere Bewegung. Schon bei mittelstarken Vergrößerungen läßt sich in ihr ein Gleiten und ein Fließen beobachten. Die in der Sarcode befindlichen feinen Körnchen ziehen mit größerer oder geringerer Schnelligkeit in den Pseudopodien entweder nach dem peripheren Ende zu oder in umgekehrter Richtung, oft auch in beiden Richtungen zugleich. „Wie auf einer breiten Straße die Spaziergänger, so wimmeln an einem breiteren Faden die Körnchen durcheinander und kreuzen sich dabei in ihren Wegen, wobei sie, wenn auch manchmal stockend und zitternd, doch immer eine bestimmte, der Länge des Fadens entsprechende Richtung verfolgen."

Die hier mitgetheilten Thatsachen haben in das Wesen der Zelle ganz neue Einblicke eröffnet. Sie haben gezeigt, daß bei allen Organismen ein bestimmter Stoff vorkommt, welcher sich durch die merkwürdige Körnchenströmung auszeichnet, der bei den Pflanzen und Thieren Protoplasma, bei den Urorganismen Sarcode genannt wurde. Sie haben weiter gelehrt, daß das Protoplasma der Pflanzen zwar gewöhnlich von einer besonderen festen Membran umschlossen ist, in einigen Fällen aber die letztere abstreifen und als nackte Schwärmspore im Wasser sich selbständig fortbewegen kann, daß endlich die thierischen Zellen und die Protisten sehr häufig ohne Membran sind und dann als nacktes Protoplasma und als nackte Sarcode erscheinen. Es galt jetzt diese äußerst wichtigen Thatsachen, welche nach und nach entdeckt worden waren, zu einer Theorie zu vereinigen, welche die bekannten Lebenserscheinungen aller Organismen aus einem einheitlichen Princip zu erklären im Stande war.

Wie in der Regel in der Geschichte bedeutender Theorien einzelne Vorläufer auftreten, welche die neue Wahrheit in mehr oder minder klarer Weise aussprechen, ehe der eigentliche bahnbrechende Reformator erscheint, so geschah es auch hier. Schon legten Forscher wie Nägeli, Alexander Braun, Leydig, Kölliker der Zellmembran im Verhältniß zu ihrem Inhalt eine nur untergeordnete Bedeutung bei, schon erklärten andere wie Cohn, Unger und Debary das Protoplasma der Pflanzenzellen und die Sarcode der Urthiere für identische Stoffe, aber Niemand erkannte die ganze Tragweite dieser Verhältnisse vollständig, Niemand benutzte sie zu einer Kritik der überlieferten und immer noch fortlebenden Dogmen der Schleiden-Schwann'schen Zellentheorie, bis Max Schultze seine Protoplasmatheorie begründete. In vier kleinen Schriften, welche vom Jahre 1860 an in rascher Folge veröffentlicht wurden und welche durch ihren Inhalt und durch die ganze Art der Darstellung Muster wissenschaftlicher Arbeiten sind, zog M. Schultze gegen die Glaubenssätze, deren man sich zu entledigen habe, zu

Felde; er wendet sich gegen das Vorurtheil, als sei für die Zelle eine Membran nothwendig, und erblickt in der letzteren nur ein Skelet oder ein Gehäuse, welches erst nachträglich ausgeschieden worden ist. Für ihn ist die Zelle ein Klümpchen von Protoplasma, in dessen Innerem ein Kern liegt; als solches besitzt sie alle die Eigenschaften, welche das Studium der niederen Thiere uns von der Sarcode, die auch nichts Anderes ist als Protoplasma, gelehrt hat; sie kann sich bewegen, sie ist reizbar, vermag sich zu ernähren und fortzupflanzen. Die Urthiere sind Protoplasmaklümpchen vom Formwerth einer Zelle; sie haben ihre Selbständigkeit bewahrt und führen ein in sich abgeschlossenes Leben. Bei den höheren Pflanzen und Thieren dagegen sind die Zellen zu Millionen vereint und entwickeln in ihrem socialen Verband neue, ganz überraschende Eigenschaften. Sie sind zu kleinen Baumeistern geworden, welche die allercomplicirtesten Bauwerke aufführen. In den Pflanzen zimmern die Zellen das Kammerwerk, welches zuerst die Vorstellung eines zelligen Baues erzeugt hat. Ihre volle bildnerische Thätigkeit aber offenbaren sie erst in dem thierischen Körper, indem sie zu Gruppen vereint eine weitgehende Arbeitstheilung vornehmen. Hier bereiten Zellen in den Drüsen die verdauenden Säfte, hier führen andere die compacten Stützpfeiler von Knorpel und Knochen für die weicheren Gewebe auf; dort scheiden lange Reihen von Zellen die contractilen Fasern, die Hauptmasse unserer Muskeln aus, und andere Zellengruppen wieder, zugleich die edelsten und ihrer Function nach die höchsten, die Aristokraten der Gesellschaft, bilden überall durch den Körper Netze von feinen Nervenfäden, welche die entferntesten Punkte des Körpers in Wechselwirkung bringen und unserem Denken und Empfinden als Leitungsbahnen dienen.

Die von Max Schultze mit Energie durchgeführte Reform wurde von Anfang an fast allseitig mit Beifall aufgenommen; E. Brücke in seinem kleinen, vortrefflichen Aufsatz: „die Elementarorganismen", Haeckel in seiner berühmten Monographie der Radiolarien traten ihr rückhaltlos und mit Entschiedenheit bei. Es vollzog sich die Reform, wie ihr Urheber selbst bemerkt hat, gleichsam über Nacht und verdrängte die unhaltbar gewordenen Schleiden-Schwann'schen Vorstellungen vom Zellenleben.

Mit der Begründung der Protoplasmatheorie hat ein zweiter bedeutsamer Abschnitt in der Geschichte der Zellentheorie seinen Abschluß gefunden. Wieder sind zahlreiche Erscheinungen des organischen Lebens unter einheitliche Gesichtspunkte gebracht und unserem Verständniß näher gerückt worden. Gleichwol sind damit die Fragen, welche die Erforschung des Elementarorganismus uns stellt, noch lange nicht erschöpft. Nachdem erkannt ist, daß Protoplasma und Kern die beiden Hauptbestandtheile der Zellen sind, bleibt das Wechselverhältniß dieser beiden, die Art und Weise, wie Kern und Protoplasma im Leben der Zelle wirksam sind, durch weitere Untersuchungen aufzudecken. Auf diesem Gebiete drängen sich uns tagtäglich neue Räthsel auf, welche den Biologen zu einem noch tieferen und genaueren Studium der Zelle, des kleinen Elementarorganismus, hinführen.

Digitized by Google

Die griechischen Formen und Maße in der deutschen Dichtung.

Eine nachgelassene Studie

von

Fr. A. Lange [1]).

In unsern Tagen, wo die deutsche Dichtung über eine Fülle von Formen und eine entwickelte Sprache verfügt; wo das Talent überall, aber freilich das Genie um so seltener zu finden ist, kommt man leicht dazu, das bunte Spiel der Epigonen unserer classischen Literatur mit Vorbildern aus allen Zeiten und Zonen schlechthin als eine Verirrung zu betrachten. Wir suchen nach einem großen, einfachen und volksthümlichen Stil, der womöglich aus dem Innersten unseres Culturlebens hervorgehen sollte. Man beneidet oft Zeitalter und Nationen, die einen solchen Stil besaßen, aber man findet sich zur Nachahmung nicht mehr aufgelegt. In dieser Stimmung vergessen wir leicht,

[1]) Der Abdruck der obigen Studie hat sich bis heute verzögert, obwol die Redaction der „Rundschau" das Manuscript noch aus den Händen des Verfassers, kurz vor seinem Tode, empfangen hat. Es liegt uns die Correspondenz aus jener Zeit vor, aus welcher hervorgeht, mit welcher Bestimmtheit, aber auch mit welcher Ruhe der berühmte Verf. der „Geschichte des Materialismus" seiner nahen Auflösung entgegensah, nur um das Eine besorgt: sein großes Werk, dessen zweite, sehr erweiterte Auflage ihn damals beschäftigte, noch vor dem Hinscheiden zu Ende zu bringen. „Leider," so schreibt er auf unsere Einladung zur Mitarbeiterschaft am 22. November 1874, „sind meine Gesundheitsverhältnisse der Art, daß ich nach Vollendung der Geschichte des Materialismus — wenn ich nicht auch hier in den letzten Bogen stecken bleibe — kaum noch zu irgend Etwas kommen werde." — Am 14. Februar 1875 theilt uns Lange mit, „daß die Geschichte des Materialismus jetzt endlich aus seiner Hand sei, bis auf die Revisionen von Titel, Vorwort u. s. w.", und verbindet damit das Anerbieten, uns eine Studie „über die griechischen Formen und Maße in der deutschen Dichtung" zu senden. Er sagt über dieselbe, daß sie „u. A. eine weitere Ausführung der literar-historischen Beobachtungen über die Vorgeschichte unserer classischen Literaturperiode, welche in Bd. I, S. 404 der Gesch. des Mat. mehr angedeutet als ausgeführt sind", enthalte. Weiterhin heißt es in demselben Schreiben: „Minder populär aber bedeutender, und, soviel ich sehe, der Stellung, welche Ihr Blatt einzunehmen sucht, durchaus angemessen, wären einige „Briefe über die Theorie der Abstimmungen". Ich

Digitized by Google

was die Periode kunstvoller Nachbildung fremder Formen für die Dichtung, und durch den Einfluß der Dichtung für die Sprache, die wir heute reden und schreiben, geleistet hat. Aber nicht blos um daran zu erinnern, wollen wir die griechischen Formen und Maße in der deutschen Dichtung betrachten, sondern weil sich an diese älteste, mächtigste und nachhaltigste aller jener Aneignungen ein tieferes Interesse knüpft; weil hier die culturhistorische und die ästhetisch-kritische Betrachtung in unmittelbare Verbindung treten mit der Frage nach der Zukunft der Poesie und dem bleibenden Wesen aller Form in der Dichtung.

Wie das klassische Alterthum auf die gesammte europäische Cultur der Neuzeit mächtig eingewirkt hat, so läßt sich auch zeigen, daß dieser Einfluß in Deutschland einen ganz besonderen Verlauf genommen hat. Nirgend wurde die große Bewegung der Renaissance so vollständig gebrochen und anscheinend fast vernichtet, wie dies in Deutschland durch die religiösen Streitigkeiten des 16. und 17. Jahrhunderts und durch die Gräuel des dreißigjährigen Krieges geschehen ist. Dafür erlebte Deutschland im 18. Jahrhundert gleichsam eine zweite Renaissance, mit reiferem Geiste, frei von den Vorurtheilen und Mißverständnissen der humanistischen Bewegung des 16. Jahrhunderts und in engster Verbindung mit der allgemeinen geistigen Erhebung der Nation aus der Ohnmacht und Barbarei der vorangegangenen Periode.

Wollen wir uns den literarischen Charakter der Zeit vor diesem Aufschwung wieder kurz in's Gedächtniß rufen, so genügen dazu ein Paar Verse aus des Freiherrn von Canitz „Lob des Tabaks“:

„Des Tabak-Krauts güldne Blätter
Sind bei manchem Unglücks-Wetter
Ein beliebter Gegen-Gifft.
Wider Pest und Leibes-Wunden
Sind sie schon bewährt gefunden;
Und wenn uns ein Kummer trifft,
Können wir durch sanftes Hauchen
Sie zu unserm Labsal brauchen.“

Oder aus Barthold Heinrich Brockes' „Betrachtung des Mondscheins“:

„Noch keinmahl ist mir zu Gesicht
Ein herrlicher Specktakel kommen,

---

habe über diesen Zweig der angewandten Logik, der in Deutschland bisher nur in einer kleinen Broschüre von Trendelenburg behandelt wurde, in der Schweiz umfassende Studien gemacht und hier (in Marburg) vor einem zahlreich besuchten Publicum darüber gelesen. Die eminente Wichtigkeit des Gegenstandes kann ich aber nur in den Briefen selbst klar machen. Ich beabsichtigte, den Stoff streng theoretisch in einem Buche zu bearbeiten, aber ich würde schwerlich mehr damit fertig werden. Die „Briefe“, welche leider auch noch ungeschrieben sind, würden wenigstens die Aufmerksamkeit auf die Sache lenken und es würden sich dann schon Andere finden, die Sache fortzusetzen. Freilich könnte die Serie leicht durch meinen Tod unterbrochen werden. Meine Kräfte haben in letzter Zeit nicht abgenommen, wol aber hat die Gefahr einer plötzlichen letalen Wendung zugenommen.“ — Wir erhielten bald darauf den Beitrag, welchen wir hier zum Abdruck bringen; die „Briefe“ jedoch sind nicht mehr geschrieben worden. Lange starb noch in demselben Jahre, 21. November 1875, in einem Alter von 47 Jahren. Seine „Geschichte des Materialismus“ hat inzwischen, 1876, eine dritte Auflage erlebt.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau“.

Als jüngst, da bei dem vollen Licht
Des Mondes ein sehr zarter Duft
Den weiten Raum der tiefen Luft
Mit hellen Wolken eingenommen."

Oder folgender Anfang einer „Arie" von Daniel Stopper:

„Kümmelsuppe! Du mein Leben!
Du mein Labsal auf der Welt!
Dir, dir bin ich stets ergeben,
Weil mir dein Geschmack gefällt."

Und doch sprachen die Dichter wenigstens noch deutsch. In der Prosa war damals je das dritte oder vierte Wort lateinisch oder französisch, und man suchte förmlich etwas darin, diese Buntscheckigkeit der Sprache durch volle Beibehaltung der fremden Endungen, im Druck durch lateinische Lettern hervorzuheben und von Zeit zu Zeit ganze Phrasen statt der vereinzelten Fremdwörter einzuflechten. So schrieb z. B. im Jahre 1699 der Nürnberger Rector Feuerlein, einer der einsichtsvollsten Schulmänner jener Zeit: „Was nicht per portam judicii und des Verstands in die memoriam eingehet, das hilft die Gedächtnus nicht, sondern ist vielmehr ein Dieb und Mörder, so nur die memoriam umbringt und verderbt." Die Gräflich Waldeck'sche Schulordnung von 1704 gibt den Lehrern mit folgenden Worten ein Privilegium hinsichtlich des Schulgeldes: „Ueber das sollen sie in concursu creditorum sowohl als extra concursum ratione des Schul-Geldes allen Creditoribus, Hypothecariis und Chirographariis, so nicht in Jure Communi ein Special-Privilegium bereits haben, praeferiret und vorgezogen werden." In einer philosophischen Schrift vom Jahre 1713 [1]) kommt der Satz vor: „Mir gefällt es eben nicht übel, wenn mir nur derselbe, der es mich bereden wollen, mehr pondereuse Raisons an die Hand gegeben und mich nicht statt deren mit ein Dützt versuum memorabilium, als einen herrlichen Au de la reine d'Hongarie zu stärken vermeynet."

Eine ähnliche Sprache findet sich neben den Anfängen des besseren Stils noch bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts, und wenn man den ungeheuren Abstand bedenkt zwischen dieser Barbarei und dem gediegenen Kunstwerk der Prosa eines Lessing und Goethe, wenn man bedenkt, wie vollständig und allgemein eine edlere Behandlung der Sprache längst vor Schluß des Jahrhunderts in alle Kreise sich verbreitet hatte, so sieht man, daß es mächtige Hebel gewesen sein müssen, die einen so großartigen Umschwung hervorbrachten. Zwei derselben fallen uns besonders in die Augen: die Reform der Erziehung und der Einfluß der Poesie.

Wenn man von der Reform der Erziehung im 18. Jahrhundert redet, so denkt man dabei gewöhnlich nur an die bekannte, von Rousseau und Basedow ausgehende Bewegung, oder an die Entstehung der Realschulen und anderer dem bürgerlichen Leben dienenden und vom Princip des Nützlichen geleiteten Lehranstalten. Weit weniger bekannt ist die Thatsache, daß schon seit Beginn des Jahrhunderts, ganz besonders aber mit dem dritten und vierten Decennium an den deutschen Gymnasien durchweg ein entschiedener Fortschritt im huma-

[1]) Dem „Vertrauten Briefwechsel vom Wesen der Seele".

Digitized by Google

nistischen Sinne begann. Dieser Humanismus war den Ansprüchen des Lebens nicht feindlich entgegengesetzt, aber er fügte dem realistischen Strome der Zeit einen idealen Zug bei, der sich ganz besonders in der lebhafteren Verwerthung der classischen Dichter und in der stärkeren Hervorhebung des Griechischen gegenüber dem Lateinischen aussprach. Diese Bewegung läßt sich nicht an einzelne berühmte Namen anknüpfen, wenn auch Männer, wie Matthias Gesner und Ernesti an ihr einen hervorragenden Antheil nahmen.

Die neuen Gedanken tauchen oft in sehr zöpfischem Gewande auf; aber man sieht doch die Tendenz. So heißt es in der Braunschweig-Lüneburgischen Schulordnung von 1737, die Metamorphosen des Ovid müßten der Mythologie wegen gelesen werden, und zur Unterstützung dieser Ansicht wird angeführt: „Weil auf diese Stunde an den Höfen großer Herren und sonsten viele hundert und tausend Medallien, Mahlereien, Tapezereien, Statuen und d. g. Stücke vorkommen, welche derjenige, so die Mythologie nicht verstehet, nicht auszudrücken vermag, noch, was darunter verborgen, zu urtheilen im Stande ist.“ Darauf folgt eine weitläufige patriotische Klage über die Ungeschicklichkeit und Unwissenheit der reichen und vornehmen Jugend in Deutschland, die auf ihren Reisen bei der Besichtigung von Kunstsammlungen gewöhnlich das schlechteste Urtheil verrathe. Dies sei eine der Hauptursachen, „warum die Teutsche Nation vielfältig von den Ausländern so verächtlich gehalten und fast zum Sprichworte der Ungeschicklichkeit geworden.“ Neben Ovid wird aber auch in der gleichen Schulordnung Horaz wieder in seine Rechte eingesetzt und vor Allem im Griechischen Homer.

Hier muß erinnert werden, wie tief auf den deutschen Gymnasien der altclassische Unterricht gerade in jener Zeit anscheinender Alleinherrschaft gesunken war. Neulateinische Schriftsteller: der christliche Terenz, die Psalmen Buchanans und moralische Sentenzen haben sich an Stelle der Classiker eingenistet. Im Griechischen wird fast Nichts gelesen, als das neue Testament; daneben etwa Aesop'sche Fabeln und Sittensprüche von Theognis und Phokylides. Kam es höher, so griff man zu Plutarch oder Xenophons Cyropädie. Homer, der nachmals so mächtig in die Entwickelung des deutschen Geisteslebens eingreifen sollte, war fast in Vergessenheit gerathen; von Tragikern keine Rede. Selbst an den Universitäten sah es übel aus mit dem Griechischen. Matthias Gesner erzählt uns, in Jena habe einmal eine Anzahl Studenten den sehr angesehenen Professor Müller gebeten, ihnen Aristoteles' Rhetorik zu erklären. Der Professor sprach zuerst drei Stunden lang über den Begriff der Rhetorik und dann vier Stunden über ein einziges Wort des ersten Satzes. Darauf blieben die Studenten aus, womit beiden Theilen geholfen war. Wie ganz anders gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als Deutschland in der Philologie durch Friedrich August Wolf den ersten Rang eingenommen hatte; als Homer durch die Vossische Uebersetzung zu einem deutschen Volksbuch geworden war, und das Verständniß der antiken Kunst, durch Winckelmann erschlossen, sich über alle gebildeten Kreise verbreitet hatte.

Bei diesem zweiten Wiederaufleben der klassischen Literatur in Deutschland war von vornherein Alles darauf angelegt, das wahrhaft Unvergängliche

Digitized by Google

in derselben, die bleibende Errungenschaft des hellenischen Geistes klar hervortreten zu lassen. Die Zeit der Ciceronianer war gründlich vorüber. Im 18. Jahrhundert wäre auch in Italien ein Baccius, der unter Anrufung Gottes Jeden verfluchte, der es wagen würde, sein Werk aus dem Lateinischen in's Italienische zu übersetzen, nicht mehr möglich gewesen. Kein Trotzendorf dachte mehr daran, ein neues Latium in Schlesien zu begründen, und an den meisten höheren Schulen hatte man schon das Lateinreden auf die höchsten Classen beschränken müssen. Gerade damals war man des Orbis pictus gründlich überdrüssig, durch den die Schüler eine Art von Anschauungsunterricht in Verbindung mit der Erlernung der lateinischen Vocabeln hatten erhalten sollen. Man fing an, die Realien, wie Geschichte, Mathematik u. s. w. in besondern Stunden zu lehren; eine ganze Reihe deutscher Grammatiken und Lehrbücher erschien und eine Schule nach der andern widmete der Muttersprache besondere Uebungen. Zum Theil sind es dieselben Männer, welche die Wiederherstellung des Griechischen und die Einführung des Deutschen fördern.

In den dreißiger und vierziger Jahren, als so manche der späteren Bahnbrecher einer neuen Zeit ihre Gymnasialstudien machten, war diese Bewegung in vollem Zuge. Gleichzeitig wurden die Philologen und Polyhistoren poetisch. Die Vorliebe für die Dichter Roms und Griechenlands verband sich mit der Nachahmung der Franzosen, von denen man sich auch auf diesem Gebiete mit Schmerz übertroffen fühlte. „Ueberall," sagt Gervinus mit Beziehung auf diese Zeit, „fangen die antiquarischen Gelehrten, die materialistischsten Sammler, die prosaischsten Menschen in Nebenstunden an zu poetisiren, statt spazieren zu gehen." Allein der Umstand, daß gerade an den gelehrten Schulen dieser Geist sich verbreitete, wo eine beständige Kritik die Productionswuth begleitete, wo man neben stümperhaften eignen Versuchen sich täglich mit den edelsten Vorbildern beschäftigte, dieser Umstand mußte in einem aufstrebenden Zeitalter von großen Folgen begleitet sein. In der That kann man fast bei allen namhaften Dichtern der nächsten Folgezeit den Einfluß der Schule und der gelehrten Studien nachweisen.

Uz, den seine Zeitgenossen als den deutschen Horaz bewunderten, war auf dem vortrefflichen Gymnasium in Anspach gebildet, dem Matthias Gesner seine Vorbildung verdankte. Sein Freund Gleim war in Wernigerode gebildet, wo man zwar im Griechischen noch zurückgeblieben war, dafür aber auf Tod und Leben lateinische und deutsche Gedichte machte. Bei den poetischen Uebersetzungen aus dem Lateinischen ahmte man zwar noch nicht die antiken Formen nach, aber diese freien Nachbildungen waren doch schon das Vorspiel dazu. In Halle, wo diese jungen Leute den Bund der Anakreontiker bildeten, begannen sie damit, den Anakreon im Original zu lesen und zu übersetzen.

So lag die Sache, als von Zürich her die Theorie in die dichterische Bewegung eingriff. Der berühmte Kampf der Schweizer gegen Gottsched und den französischen Kunstgeschmack griff auf eine sonderbare Weise in die Frage der poetischen Formen und des Versmaßes ein. Wie später Klopstock nur durch eine seltsame Reihe von Sophismen dahin gelangte, die Einführung griechischer Versmaße als eine patriotische That zu rechtfertigen, während er freilich in der

Digitized by Google

Thatsache selbst mit vollkommener Consequenz einem großen Zuge der nationalen Entwickelung folgte, so haben auch die Bemerkungen Bodmers und Breitingers über das Metrum ihre wesentliche Bedeutung als Glieder in der natürlichen Folge der Ereignisse, während die vorgebrachten Gründe zum mindesten eine auffallende Lücke haben.

Die deutsche Verskunst der damaligen Zeit besaß nämlich zwei Hauptmittel, die Gedichte unausstehlich langweilig zu machen: das Verbot dichterischer Umstellungen in der Wortfolge, und das Verbot eines jeden Gegensatzes von Wortaccent und Versaccent. Die Züricher Kritiker hatten nun ganz richtig bemerkt, daß andere neuere Nationen, und vorab die Franzosen, an ihrer größeren Freiheit in der Behandlung der Wortstellung und des Accentes ein Mittel besitzen, ihren Versen eine ungemeine Mannigfaltigkeit zu geben; daß z. B. ein französischer Alexandriner, bei dem, wie man meinte, blos die Silben gezählt und die Accente nach dem Gehör und Geschmack des Dichters völlig frei vertheilt werden, ganz etwas Andres sei, als ein deutscher Alexandriner mit seinem regelmäßigen Geklapper gleichförmiger Hebungen und Senkungen.

Wir könnten nun meinen, bei diesen Betrachtungen hätte sich der einfache Schluß ergeben, daß jene Regeln, welche dem deutschen Verse gleichsam seine Langweiligkeit verbrieften und verbürgten, über Bord zu werfen seien und daß man statt dessen versuchen möge, wie weit man auf freieren Bahnen mit den alten gereimten Versformen und Strophen, aber ohne jene Regeln gelangen könne. Man hätte dann mit einem Schlage da anlangen können, wo später ein Eichendorff, Goethe und Heinrich Heine standen. Das deutsche Volkslied hätte damals so gut wie später die Wege weisen können, wenn man Sinn und Verständniß dafür gehabt hätte.

Statt dessen wurde ein ganz anderer Weg eingeschlagen; ein Weg, der, von diesem Punkte aus betrachtet, wie ein Abweg erscheint, der aber in der gesammten Culturentwickelung Deutschlands sich jetzt als ein wichtiger, ja unentbehrlicher Factor herausstellt.

Breitinger macht in seiner 1740 erschienenen „kritischen Dichtkunst" in der That den Versuch, einer von der Prosa abweichenden Wortstellung zu ihrem Recht zu verhelfen; an die freie Behandlung der Accente dagegen wagt er sich nicht. Er führt einige Beispiele von dichterischer Freiheit der Wortstellung an, bei denen wir uns zum Theil erst besinnen müssen, worin denn die Abweichung von der Regel besteht; so sehr hat sich unser Ohr an diese Freiheit gewöhnt. So z. B.:

„Wann aus dem Sattel er den kühnen Reuter setzt."

„Inmittelst beide wir der Freundschaft wol genössen."

„Daß dem Geschick du heut sollst stille halten."

Eine andre Behandlung der Accente aber hielt man damals geradezu für unvereinbar mit der Natur der deutschen Sprache. Umgekehrt gab Breitinger die Regel: „Wer französische oder italienische Verse herlesen will, muß allen Silben ihren natürlichen Accent geben, als ob es Prosa wäre, und nur Acht haben, daß er nebst der richtigen Zahl der Silben den hohen Accent auf dem Abschnitte und am Ende des Verses ausdrücke."

Digitized by Google

Diese Regel ist so falsch, wie jene Ansicht von der Unvermeidlichkeit der Harmonie von Wortaccent und Versaccent in der deutschen Dichtung; ein blos relativer Gegensatz der verschiedenen Sprachen wurde zu einem absoluten gemacht. Man kam eben damals über diesen Gegensatz nicht hinaus; das Gefühl von der starren Unbeweglichkeit des logischen und etymologischen Accentes im Deutschen war so mächtig, daß nicht einmal das Beispiel des stammverwandten Englischen es erschüttern konnte. Wie oft setzt nicht Milton im „verlornen Paradies" statt des ersten Jambus so ausdrucksvoll mit einer logisch hochbetonten Silbe ein! Wie natürlich erscheint uns dies heute, wenn wir im fünffüßigen Jambus Schillers z. B. lesen:

„Den Mördern bringt die Unthat nicht Gewinn:
Wir aber brechen mit der reinen Hand
Des blut'gen Frevels segenvolle Frucht."

Solche Verse, wie der mit „Wir aber" beginnende waren damals nun einmal im Deutschen fehlerhaft; bei Milton konnte dasselbe als Schönheit passiren, was im Deutschen verwerflich war. Bodmer, der für Miltons verlorenes Paradies schwärmte, wagte es doch nicht, den Vers Miltons nachzuahmen. Er übersetzte das Gedicht in Prosa, und wenn wir seine späteren Hexameter betrachten, so müssen wir sagen: er hat wohl daran gethan.

Mit richtigem Urtheil hatten Bodmer und Breitinger herausgefunden, daß in den regelmäßig klappernden deutschen Gedichten der Reim, der die Einförmigkeit des Ganzen nur noch erhöhte, eher störend als wohlthätig wirkte. Sie vertheidigten wiederholt den reimlosen Vers, besonders den fünffüßigen Jambus Miltons und den elffilbigen Vers der Italiener; aber für das Deutsche bot ihnen auch dieses Maß immer noch nicht Abwechslung genug; eben wegen jenes Vorurtheils von der nöthigen Uebereinstimmung zwischen Wortaccent und Versaccent. Hier bot sich nun der Hexameter dar, der durch seine Abwechslung zwischen Spondeen und Daktylen, durch die ruhige Breite seiner großen Silbenzahl und das freie Ueberfließen des Sinns aus einem Verse in den andern auch dem deutschen Dichter die nöthige Abwechslung zu bieten schien. Hexameter waren damals ohnehin im Deutschen nichts Unerhörtes mehr. Von den ganz rohen Versuchen früherer Jahrhunderte zu schweigen, so hatte erst 1721, offenbar auch im Zuge der oben geschilderten Zeitbewegung, Heräus einige gereimte Hexameter herausgegeben und dabei sich viel darauf zu gute gethan, daß die Franzosen dies mit ihrer Sprache nicht vermöchten.

Man kann daraus sehen, wie der Boden nach allen Seiten vorbereitet war, um dem großen Wurf des Klopstock'schen Messias auch nach dieser Seite seinen Erfolg zu sichern. Die Züricher Kritiker hatten nur schüchtern auf den Hexameter als den Vers der Zukunft hingewiesen; als aber der Messias erschienen war, wurde besonders auch der Hexameter von Bodmer mit Jubel begrüßt und alsbald auch in Bodmers eigenem Heldengedicht, der Noachide, angewandt. Jetzt bedauerte er, daß nicht auch Miltons verlorenes Paradies „in der vollen Pracht des deutschen Hexameters" übersetzt sei. In dieser Versart, meint er, „dürfte man sich gewisse Freiheiten nehmen, welche in der Poesie noch zu verwegen scheinen, vornehmlich in der Nachahmung fremder Mundarten, in anstän-

Digitized by Google

digen Versetzungen der Wortfügung, in dem Gebrauche alter Machtwörter, in morgenländischen Metaphern und andern dergleichen Erhebungen der Sprache."

Bodmer selbst machte freilich von diesen Mitteln einen sehr bescheidenen Gebrauch. Wir wollen einige der belebtesten seiner Verse aus dem 9. Gesang der Noachide herausheben:

„Als mit dem dämmernden Abend die Nacht vom Himmel herabkam,
Hörten sie tief ein dumpfig Gebrüll, das unter der Erde
Mit arbeitender Stimme von Süden kreuzend nach West gieng,
Dreimal ward die Erde mit fiebrischen Stößen erschüttert;
Bebend wankte der Berg und beide Gipfel des Berges,
Plötzlich erhub sich das Land in Edens Ebnen in Hügel,
Die bald barsten und rauchenden Dampf aussandten und Stimmen,
Die der vereinigten Macht von tausend Donnern gleich grollten."

An weniger erregten Stellen sinkt der Hexameter Bodmers ganz zur metrisch abgetheilten Prosa herab; aber war dies nicht grade, was Bodmer gewollt hatte? Er hatte nicht nach Sprengung der überlieferten Regeln verlangt, um sich durch neue fesseln zu lassen. Der feinere Formensinn fehlte ihm noch, und er verlangte von seinem Verse fast Nichts als Freiheit und gegebene rhythmische Ruhepunkte. Das Uebrige sollte die „gehobene Sprache" thun, die ihm freilich, weil er zu wenig Dichter war, nur selten gelang.

Auch Klopstock hat bekanntlich die Betonung der Prosa im Hexameter grundsätzlich beibehalten und an den unbetonten Stellen des Verses Kürzen und Längen kaum unterschieden. Gervinus rechnet ihm dies als besonderes Verdienst an, übersieht aber dabei, daß hierzu kein „glücklicher Griff" gehörte, sondern daß es die einfache Beibehaltung eines seit Opitz in der deutschen Metrik herrschenden Grundsatzes war. Aus der Kritik Breitingers, wie aus dem Beispiel des Heräus sehen wir, daß diese Behandlung damals fast selbstverständlich war. Heräus ist ein inhaltloser Hofpoet, aber ein Mann von gutem Gehör, der auch eine für die damalige Zeit musterhaft reine Prosa schrieb. Von ihm ist z. B. folgende Anrede an den Kaiser in einem Gedicht im elegischen Versmaße:

„Mächtigster Herrscher der Welt, vom Himmel, die Fürsten zu richten,
Einig erwähleter Fürst, unüberwindlichster Held."

Es ist freilich richtig, daß man früher ganz anders gemessen hatte. So z. B. der Züricher Gelehrte Konrad Gesner, der schon im 16. Jahrhundert Hexameter machte, wie folgender:

– – – – – – – – – ⏑ ⏑ – ⏑

„Es macht alleinig der glaub die gläubige sälig,"

und zu Anfang des 17. Jahrhunderts der gelehrte Theologe Alsted:

– – – – – – – – – ⏑ ⏑ – –

„O unser Vater, der du dein ewige Wohnung"

Hier ist einfach, wie in dem bekannten als Hexameter aufgefaßten Bibelverse:

„Und Isaac scherzet mit seinem Weibe Rebecca."

die Regel der altclassischen Sprache ohne jede Rücksicht auf die Natur des Deutschen buchstäblich angewandt; wenn aber Gervinus „von pedantischen Grammatikern und Trochäenverfolgern" spricht, die gegenüber Klopstock und

Digitized by Google

Goethe noch heute auf jenem Standpunkte ständen, so beweist das einfach, daß Gervinus für die Vorzüge seiner gebildeter Hexameter, wie wir sie namentlich bei Schlegel und Platen finden, nicht das richtige Gehör hatte. Klopstock konnte unmöglich hinter Heräus auf das naive Quantitiren Konrad Gesners zurückgehen, wobei sogar die Positionslänge beobachtet würde, und deshalb natürlich fast lauter Spondeen mit unmöglicher Betonung herauskommen; aber es wäre ihm wol ebenso unmöglich gewesen, Hexameter zu machen, wie Schlegel und Platen. Dazu mußte das Ohr erst gebildet werden, und dies geschah vor allen Dingen durch den Gebrauch der antiken Formen selbst, die sich mit Nothwendigkeit mehr und mehr läutern mußten. Hier war es freilich nicht der Trochäus statt des Spondeus, der sich dem feineren Ohr zuerst unangenehm bemerklich machte, sondern vor allen Dingen der Gebrauch unbetonter, aber langer Silben im Daktylus.

Verse wie:

„Jesus verbarg sich diesen Entzweiten. Zwar lagen hier Palmen"

„Jede Furchtbarkeit gab, da er stand, Jehovah ihm wieder"

wie sie sich im Messias noch sehr häufig finden, dürfte ein feineres Ohr nur neben den reineren Versen des gleichen Gedichtes hören, um sofort verletzt zu werden. Damit aber ergab sich von selbst ein feineres Gefühl für die Quantität in ihrer unabhängigen Bedeutung, und, einmal gewonnen, mußte sich dies Gefühl auch anderwärts, selbst im Gebrauch der modernen Formen, geltend machen.

Uebrigens ist Klopstocks Hexameter zwar roh, aber durchaus nicht ohne einen Hauch antiken Geistes; in der Form so wenig, wie in der Sprache. Man bemerkt den metrisch durchgebildeten Schüler der berühmten Pforta, der nur die spröde Muttersprache noch nicht recht zu bewältigen wußte, gleich an der ersten Zeile schon, wo der Spondeus ganz bezeichnend verwendet ist:

„Sing' unsterbliche Seele, der sündigen Menschheit Erlösung."

Oder man vergleiche z. B. folgende Schilderung der Verklärung Christi:

„Jesus wurde verklärt. Sein Antlitz war wie die Sonne
Wenn sie allgegenwärtig und hoch im Mittag glänzet.
Und das Gewand war silbern wie Licht. Da eilte Jakobus
Wie in das Allerheiligste Gottes der oberste Priester
Aaron zu Gott und dem Gnadenstuhl und der Lade des Bundes;
Also eilte Jakobus, erfüllt von der Ehre des Anschauns,
Daß er gewürdiget ward, der hohen Erscheinung entgegen.
Unter den heiligen Zwölfen ist dieser der Märtyrer Erstling.
Also sagen der Vorsicht Tafeln. Ihm ist es bestimmet,
Bald zu gehn in Triumph auf der Zukunft weiteren Schauplatz
Und des ewigen Geistes Begierd' unendlich zu stillen.

Auch die satanischen Kraftstellen, mit denen der kleine Goethe und seine Schwester sich hinter dem Ofen unterhielten, während der Vater sich rasiren ließ — man kennt die reizende Schilderung am Schluße des zweiten Buches von „Wahrheit und Dichtung" — sind metrisch großentheils gut, wenn schon die

Lebendigkeit des Ausdrucks und der gewaltige Inhalt den Leser über manche Unebenheit hinwegreißen muß.

Noch mehr Formensinn verrathen die Oden Klopstocks, in denen in der That eine ganz neue Erscheinung auftrat. Zwar gibt es auch hier Vorgänger in jener naiven Weise, in der man früher auch Hexameter machte; aber der Unterschied ist so groß, daß man hier Klopstock wol als den kühnen Erfinder betrachten darf. Um ein Bild vor Augen zu haben, erinnern wir an die bekannte schöne Ode an den Zürchersee. Wie selten sind da Verse, deren richtige Betonung sich nicht wie von selbst ergibt. Der genau vorgeschriebene Wechsel langer und kurzer Silben vereinigt sich leicht und natürlich mit der kühnen, gehobenen Sprache, die in der ganzen Ausdrucksweise einen classischen Hauch hat, und ein liebevolles Studium des Horaz verräth.

Freilich herrscht auch hier noch das Princip des Wort- und Satzaccentes unbedingt vor, und hie und da finden sich kurze Silben von bedenklichem Gewicht; allein seltener als im Hexameter. Man sieht, das Metrum zwang dazu, die Silben auch abgesehen von ihrem logischen Werthe zu wägen, nur ein ganz rohes Gehör hätte hier noch rücksichtslos nach dem bloßen Accent verfahren können. So mußten die Oden, wenn sie auch nie die Popularität des Messias erlangen konnten, in engerem Kreise um so lebhafter wirken, um das Gefühl für den Rhythmus zu beleben, ein feineres Maß in die Auffassung der Sprache zu tragen, und den Sinn für jene plastische Bestimmtheit und Klarheit der Formen zu wecken, welche allen Erzeugnissen des hellenischen Geistes, im Urbild, wie in der römischen Nachbildung eigen ist.

In Klopstock mischte sich bekanntlich seltsam aber bedeutungsvoll das christliche Element mit dem hellenischen und dem germanisch-nationalen. Das christliche und das germanische lagen ihm vor allen Dingen am Herzen; er war kein Hellene, wie Winckelmann; Lessing übertraf ihn bei weitem an Liebe und an Verständniß für das classische Alterthum; aber Klopstock bezeichnet gleichwol nur eine frühere Stufe in der Entwickelung jenes deutschen Hellenismus, der durch Lessing und Winckelmann so mächtig gefördert wurde.

Lessing, durch den mit einem Schlage die deutsche Prosa zu einer noch heute mustergültigen Vollendung erhoben wurde, konnte sich in der Poesie nicht entschließen, dem neuen Stern zu folgen. Wir besitzen ein Gedicht von ihm (Fragment) über den jetzigen Geschmack in der Poesie, in welchem er die neue Dichtweise ziemlich ironisch bespricht. Ein Anhänger Klopstocks tadelt ihn wegen seiner verständig kalten Art:

„Mitleidig wollt' er mich die kühnen Wege lehren,
Wo uns die Welt nicht hört, doch künftge Welten hören.
‚Nein, sprach ich, jener Wahn hat mich noch nicht berauscht,
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauscht;
Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände leget
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht träget.
Du siehst, wo Opitz gieng' . . . . Voll Zorn verließ er mich
Und donnert hinten nach: „Kein Schweizer lobe dich!"

Wie ganz anders klingt es dann aber in den Literaturbriefen von 1759! Hier sucht Lessing dem Messias in jeder Hinsicht gerecht zu werden. Er hat

Digitized by Google

namentlich die Form desselben durch und durch studirt, und zeigt uns durch Vergleichung einer früheren und späteren Bearbeitung, wie fleißig und durchdacht Klopstock allenthalben das Silbenmaß, die Wortfügung und den dichterischen Ausdruck verbessert habe. Ja, Lessing gibt uns sogar den ersten Versuch einer Geschichte des deutschen Hexameters nebst sehr interessanten Mittheilungen über den Gebrauch des Hexameters in der englischen Sprache. Daß diese Versuche in England nicht mehr Anklang fanden, schreibt Lessing dem Umstande zu, daß nicht gleich ein bedeutendes Gedicht in Hexametern erschienen sei. „Hätte Milton den Hexameter zu seinem „verlorenen Paradiese" gewählt, so würde er längst der Lieblingsvers der Nation geworden sein."

Freilich kommen die „Schweizer Hexameter", die Lessing als eine besondere Species betrachtet, schlecht weg. Er findet sie weit prosaischer als eine natürliche und kräftige Prosa. Sollte, so kann man wol fragen, Lessing nicht vielleicht sich von diesem Gebiete so sorgfältig fern gehalten haben, weil er fühlte, daß er selbst, bei seiner nüchternen und verständigen Natur, es auch nicht viel weiter gebracht haben würde, als zu einer etwas edleren Species dieser „Schweizer Hexameter"?

Erst im Todesjahr Lessings, 1781, erschien dann das epochemachende Werk, durch welches die Einbürgerung des Hexameters unter den deutschen Versmaßen für immer entschieden wurde: die Uebersetzung von Homers Odyssee durch Johann Heinrich Voß. Bekanntlich ließ Voß nicht nur der Odyssee die Ilias folgen, sondern gab uns eine ganze Reihe metrischer Uebersetzungen griechischer und lateinischer Dichter; aber keine vermochte eine gleiche Wirkung zu thun, wie sein Homer, der zum Volksbuch der gebildeten Classen wurde, und gleichzeitig auf die großen Dichter der classischen Periode einen tiefgehenden Einfluß übte. Schiller, der wenig Griechisch verstand und doch allmälig so tief in das Wesen der griechischen Weltanschauung eindrang, läuterte an Vossens Homer, den er wieder und wieder las, seine Auffassung des Hellenischen von den falschen Zuthaten, die ihm vom Lesen französischer Uebersetzungen anhafteten; durch den deutschen Homer hauptsächlich wurde er befähigt, aus dem Umgang mit Körner, Goethe und vor allen Dingen zuletzt mit Wilhelm von Humboldt in so wunderbarer Weise neue Anschauungen zu entwickeln, daß es oft zweifelhaft blieb, ob er in solchen Gesprächen mehr genommen oder mehr gegeben hatte.

Goethe, der nur mit Widerstreben bei Voß in die Schule ging, der namentlich die späteren Bemühungen Vossens, seinen Homer auf Kosten der natürlichen Flüssigkeit der Sprache immer antiker zu gestalten, mit Mißtrauen aufnahm, kam doch endlich dahin, nicht nur die beste und populärste Bearbeitung des Reineke Fuchs in Hexametern zu geben, sondern im Idyll seinen Meister zu überflügeln. Bekanntlich ging Wilhelm von Humboldt damit um, ästhetische Betrachtungen über Vossens Luise anzustellen, als Hermann und Dorothea von Goethe erschien, und die Arbeit des Theoretikers sofort auf die Schöpfung des größeren Dichtergeistes hinüberging.

Voß huldigte in seiner ganzen Weltanschauung einem entschiedenen Hellenismus, worin sich bei ihm der Cultus des Schönen und Erhabenen mit der Idee der Freiheit und Aufklärung verband; aber er besaß weder die Freiheit und den

Digitized by Google

Schwung des Goethe'schen Genius, noch konnte er sich, an ein hartes Amt und ernste gelehrte Studien gefesselt, so leicht vom Kreise des Alltäglichen zum Idealen erheben. Daher war ihm auch das Idyll die natürlichste Dichtungsart und seine eigene Stellung zwischen Ideal und Leben spricht sich in den Worten aus, die er in der „Luise" dem Pfarrer von Grünau in den Mund legt:

„Ein ländlicher Pfarrer verbauert,
Haftet am Kloß, und vergeht in Nichtigkeit oder Erwerbsucht,
Wenn nicht griechischer Geist ihn emporhebt aus der Entartung
Neueres Barbarthums, wo Verdienst ist käuflich und erblich,
Zur altedelen Würde der Menschlichkeit: Geist des Homeros,
Welchen das Kind anhöret mit Lust und der Alte mit Andacht;
Pindaros' Schwung aus dem Staub' und Platons göttlicher Fittig
Und hochherziger Sinn unsterblicher Todesverächter,
Sinn für gleiches Gesetz, Freiheit und großes Gemeinwohl.
Solch ein Geisterbesuch in der Einsamkeit weckt das Verständniß,
Wärmet das Herz, und weiht zur Enträthselung hoher Orakel,
Daß buchstäblicher Nebel zerfließt, und erscheinet die Gottheit."

Dieser idyllische Sinn brachte Voß auch dazu, den Hexameter in die plattdeutsche Mundart einzuführen, wie später Usteri in die zürcherische, wie Hebel in die alemannische — überall mit gleich überraschendem Erfolg.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, die reiche Geschichte des deutschen Hexameters auch nur in ihren Grundzügen weiter zu verfolgen; aber erwähnen müssen wir doch, daß die Gegner der höheren Ausbildung griechischer Formen in der deutschen Dichtung sich besonders gern auf Goethe berufen, um der schlichten Natürlichkeit des Hexameters, den leichten Trochäen und der prosaischen Betonung die Alleinberechtigung zuzusprechen. Auch Schiller citirt man im gleichen Sinne, der doch im ganzen Ton seiner Hexameter fast durchweg eine gehobene Ruhe und stille Größe des Ausdrucks anstrebt, die durchaus als classisch betrachtet werden müssen, und der mit jeder neuen Bearbeitung seiner Gedichte das antike Maß immer reiner und edler herzustellen suchte.

Freilich, im Reineke Fuchs paßte zur schalkhaften Ironie des Stoffes und der Behandlung am besten ein Vers, der sich nur wenig über die Prosa erhob. Hier kann man Breitingers Idee des Hexameters, die von Lessing verspotteten Schweizer Hexameter, wie übrigens auch bei Usteri, glänzend gerechtfertigt finden; sie mußten nur den zu ihnen passenden Stoff erst finden. In „Hermann und Dorothea" aber ist der Ton und mit ihm die Form schon wesentlich gehobener. Will man aber sehen, was Goethe für eine Höhe der griechischen Form zu erreichen vermochte, wo der Gegenstand ganz danach angethan war, so betrachte man einmal die siebente römische Elegie! Da eine Analyse der Formen dieser Dichtung hier zu weit führen würde, so mag das Gehör über ihr Gepräge richten.

„O wie fühl' ich in Rom mich so froh! Gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfieng,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;

Digitized by Google

Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich, und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wandrer, und zog mich in die Hallen heran.
Hast du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergib! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna, sie auch! Die herrlichsten Gaben
Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirthliche Gott? O dann so verstoße den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!

„Dichter, wohin versteigest du dich?" — Vergib mir! der hohe
Capitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später
Cestius' Mahl vorbei, leise zum Orkus hinab.

Hier fügen sich selbst die einzelnen Trochäen, wie absichtlich gewählt, in den gehobenen Rhythmus des Ganzen. Alles in Allem genommen kann man wol sagen, daß in diesen Distichen und vielleicht in *Schillers Spaziergang* die deutsche Poesie in griechischen Formen ihren Höhepunkt erreicht habe; allein da wir es hier mit der *Form als solcher* zu thun haben, müssen wir ihre weitere Vollendung, zunächst unbekümmert um das Gleichgewicht mit der Bedeutung des Inhalts, verfolgen. Hervorzuheben ist aber, daß die Störung dieses Gleichgewichtes, die Abnahme des Inhaltes bei zunehmender Vollendung der Form, ganz in gleichem Maße vor sich ging, wie der Abfall von der hellenistischen Tendenz des 18. Jahrhunderts. Während die deutsche Philologie als reife Frucht jenes allgemeinen Drängens und Strebens, das sich zu Anfang des Jahrhunderts kund gab, das Verständniß des Alterthums immer tiefer und immer allseitiger erschloß, löste sich doch jene für das 18. Jahrhundert so bezeichnende Einheit gelehrter und ästhetischer, speculativer und nationaler Bestrebungen, deren Quintessenz darin lag, den hellenischen Geist in Deutschland seine Auferstehung feiern zu lassen, und damit vollendete Cultur, Achtung unter den Nationen, Freiheit und nationale Größe mit einem Schlage zu erreichen.

Ein *August Wilhelm Schlegel* mochte, auf den Schultern der neueren Philologie stehend, eine genauere Kenntniß des classischen Alterthums haben, als Voß und selbst als Lessing. Sein Formensinn war geübter, seine Kenntniß der antiken Metrik gereifter, aber Gefühl und Technik, Herz und Verstand sind bei ihm nicht mehr so innig verbunden, wie bei der älteren Generation. Wir treten ein in die Zeit, wo der am Studium der griechischen Formen geübte Sinn *die Form als solche* schätzt und den sprachgewandten Bildungstrieb mit gleicher Liebe an romanischen und orientalischen Formen versucht, wie an den hellenischen.

Jetzt erst kam die classische Prosodie soweit zur Geltung, als es nur immer mit dem Genius der deutschen Sprache vereinbar schien. Der Trochäus statt

Digitized by Google

des Spondeus wurde nicht mehr geduldet, der Daktylus unbedingt rein gehalten; ja, man wagte auch, was Klopstock und Bodmer einstimmig verworfen hatten, logisch schwer betonte Silben an die unbetonte Stelle des Verses zu setzen. Aber wie ganz anders geschah dies jetzt, als zu den Zeiten eines Konrad Gesner und Alsted! Während dort der Genius der deutschen Sprache einfach verkannt und das Metrum gleichsam mit dem Zollstab hergestellt wurde, kam jetzt der feinste Sprachsinn zugleich mit dem feinsten rhythmischen Gehör zur Geltung. So in Schlegels Schilderung des Hexameters, wo nur, wie durch ein tückisches Geschick, gleich der erste Fuß sich nicht recht fügen will:

„Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh'
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umschränkt ist,
Daß der umwölbende Himmel die Schar zahlloser Gestirne
Bei hellathmender Luft abspiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüth der Hexameter; ruhig umfassend
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in den Schoß auf
Kreisender Flut" u. s. w.

Wenn man diese Formvollendung kalt findet, so mag man sich erinnern, daß es ein Romantiker ist, der sie uns mit getheiltem Herzen vorführt, und wir dürfen hier wol die Bemerkung Lessings über den englischen Hexameter in erweitertem Sinne anwenden. Hätten wir statt bloßer poetischer Stilproben gleich ein ganzes episches Werk von hinreißendem Inhalt und bleibendem Werth in diesem Versmaße erhalten, so würde sich dasselbe unzweifelhaft ebenso eingebürgert haben, wie die Hexameter von Voß und Goethe. Auch ist es durchaus nicht richtig, daß die strenger gehaltene Form nothwendig gezwungen und undeutsch erscheine. Wir haben z. B. neuere Uebersetzungen Homers, welche, von anderen Eigenschaften abgesehen, den Rhythmus reiner halten als Voß, und gleichwol sich natürlicher und leichter lesen.

In dieser Beziehung ist es auch von Interesse, Hölderlins lyrische Gedichte im antiken Versmaß mit Klopstocks Oden zu vergleichen. Man wird Hölderlin correcter und gleichwol flüssiger finden. Seine Gedichte halten sich meist frei von dem römischen Pathos, das Klopstock von den erhaben gehaltenen Oden des Horaz, gewiß im Ganzen nicht den gelungensten, angenommen hatte; sind heiterer, natürlicher im Ausdruck, und stehen dadurch gleichzeitig den griechischen Originalen näher und fügen sich leichter dem Genius der deutschen Sprache.

An Hölderlin sehen wir zugleich in ergreifender Weise, wie tief der so mühsam errungene Formensinn sich eingelebt hat und den Dichtern dieser jüngeren Periode gleichsam zur andern Natur geworden ist. Hölderlin verfiel bekanntlich früh einer unheilbaren Geisteszerrüttung und lebte noch bis in ein hohes Greisenalter, körperlich gesund, aber von der Nacht des Irrsinns umfangen. Wir haben noch eine Anzahl von Gedichten, die er in dieser Periode verfaßt hat: sie sind fast alle voll tiefer Klänge des Herzens und reich an schönen bildlichen Ausdrücken, aber der Faden des Zusammenhangs reißt jeden Augenblick ab und immer neue Bilder verdrängen die eben aufgetauchten. Die Vorstellungen wechseln wie im wirren Fiebertraum und manchmal verräth sich gleichsam ein wehmuthvolles Suchen nach Licht, nach dem Ausgang aus einem beengenden Labyrinth. In allen diesen Gedichten aber ist die metrische Form fast durch-

Digitized by Google

weg so rein und vollkommen, wie in den Gedichten aus seinen gesunden Tagen. Ein Unterschied aber zeigt sich in den Gedichten in antiker und denen in moderner Form: die ersteren walten vor unter den ältesten Erzeugnissen dieses traurigen Zustandes; dann gehen sie verloren und in späterer Zeit kommen nur noch gereimte Gedichte vor.

Mit Platen erreichte bekanntlich jene oft überschätzte, oft aber auch mit Unrecht verachtete Vollendung der Form ihre Höhe, und Platen könnte auch in mancher Beziehung als ein echter Vertreter des Hellenismus in Form und Geist der Dichtung erscheinen. Wir haben von ihm nicht nur Hexameter, die alle früheren übertreffen, wie in den schönen Bildern des italienischen Lebens Amalfi und die Fischer auf Capri; seine Behandlung der lyrischen Maße des Horaz ist, von bloßen Uebersetzungskünsten abgesehen, die vollkommenste, die wir haben; er hat uns auch einen Nachklang der antiken Komödie zu geben versucht und dabei, wenn auch nicht in der Gestaltung des Ganzen, so doch in der Behandlung mancher Theile Vortreffliches geleistet; endlich hat er es sogar gewagt, mit Pindar in kunstvolleren Formen des Hymnus zu wetteifern.

Heute freilich wird vielleicht gerade der philologisch gebildete Kenner der griechischen Metrik am ehesten versucht sein, über diese, vermeintlich pindarischen Maße zu lächeln. Wir wissen jetzt hinlänglich, daß dies keine pindarischen Maße sind, daß uns überhaupt auf diesem Felde nichts Anderes übrig bleibt, als buchstäbliche Nachahmung, wie sie von den Uebersetzern mit saurem Schweiße geübt wird, oder gänzliches Tappen im Dunkeln, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir die Musik der Alten zu wenig kennen, und weil die lyrische Composition der Alten von der musikalischen völlig beherrscht wurde.

Neuerdings hat die wissenschaftliche Forschung einige helle Lichtstrahlen auf dies Gebiet geworfen; noch schwankt der Kampf der Meinungen unter den Fachmännern, aber so viel ist jetzt schon klar, daß antike und moderne Rhythmik und Musik einander in manchen Punkten näher gerückt werden; und zwar nicht nur durch neue Aufschlüsse über die Rhythmik der Griechen, sondern auch durch eine von der überlieferten Theorie freiere Betrachtungsweise der modernen Musik.

Wie erfreulich aber auch für den Aesthetiker eine solche Herstellung der höheren Einheit scheinbar unversöhnlicher Gegensätze sein muß, so wird doch für die Anwendung der antiken lyrischen Maße im Deutschen dadurch keine neue Basis gewonnen. Wir wissen jetzt, daß im Griechischen zwar kein Musiker mit der Quantität der Silben so rücksichtslos schalten konnte, wie der moderne Componist es sich erlaubt, daß aber ebenso wenig die griechische Rhythmik an den starren Gegensatz immer gleicher Kürzen und Längen gebunden war. Nur die Untheilbarkeit der kurzen Silbe, auf die niemals zwei Töne fallen konnten, bildete nach dieser Seite eine feste Grenze; im Uebrigen konnten die Silben in der Musik mindestens fünferlei verschiedene Ausdehnung haben und auch auf eine entsprechende Anzahl von Tönen gesungen werden. Wo bleibt nun aber unser rhythmisches Verständniß einer nach musikalischen Gesetzen komponirten Strophe, wenn wir Nichts als unsere Längen und Kürzen haben?

Gleichwol läßt sich nicht leugnen, daß unser rhythmisches Gefühl auch durch das bloße Lesen eines pindarischen Hymnus nach Längen und Kürzen, so gut

Digitized by Google

wir es verstehen, in hohem Maße befriedigt wird, und zwar unzweifelhaft in höherem Maße als durch die einfache sapphische oder alcäische Strophe, die uns ohne die Melodie immer gegenüber unsern modern gemessenen lyrischen Versen arm und kalt oder declamatorisch geschraubt erscheinen wird. So wird z. B. auch ein Nichtkenner des Griechischen einen wohlthuenden rhythmischen Schwung in einem gut gelesenen Hymnus Pindars entdecken, wenn auch unser Vortrag von der Art, wie die Composition eigentlich verstanden ist, nicht die entfernteste Vorstellung geben sollte.

Wenn wir aber dergleichen im Griechischen schön finden dürfen, wo wir gar nicht wissen können, inwieweit unsere Vortragsweise eine berechtigte ist, so dürfen wir es ganz gewiß im Deutschen, sobald wir, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, eine ähnlich klingende rhythmische Silbenfolge herstellen können. Und dies ist Platen wenigstens in einem Theil seiner Hymnen so meisterhaft gelungen, daß jeder Tadel der Unnatürlichkeit, des Frostes und unpoetischer Künstelei daneben verstummen muß, sobald man sich die Mühe nimmt, die Verse auch wirklich im Sinne des Dichters zu lesen. Man nehme z. B. folgende Strophen aus dem Gedicht „An die Gebrüder Frizzoni", in welchen allerdings in marmorglatter aber durch und durch lebenswarmer Sprache eine herrliche Naturschilderung erscheint.

„Was tröstete die Seele? Nur des Gesangs
Allmälig wachsende süße Meisterschaft
Und dein Anblick verleiht Trost, Natur!
Hier in das Gras gestreckt mit dem Auge schwelg' ich:
Schon schläft gebändiget die stahlglatte Salzfluth

Kaum spülend an den Strand; italischer Aun
Südspitze schwimmt in dem reinsten Zauberduft,
Verklärt, voll Ruhe, schönabendlich;
Doch an des Aetna's äußerstem Fuße prangt der
Erdzunge liebliches, an Korn reiches Fruchtland:

Flach tritt in das erfreute Meer es hinaus,
Einladend, denn an dem ganzen Strand umher
Erscheint, unwirthlich, blos schroffer Fels.
Dort an der erndtelachenden Stelle war es,
Wo Griechen landeten zuerst durch den Liebreiz

Jungfräulichen Gefildes im Herzen erregt.
Voll Staunen sahn sie der Insel Fülle, sahn
Des Bergs Schneerücken dastehn im Rauch,
Sahn das erhöhte fremde Gestad' Italiens
Sanft leuchten: innigere Sehnsucht ergriff sie;

Schnell warfen sie des Ankers doppelte Wucht,
Aufbauend Wohnungen, Tempel auch Apolls,
Des Weinstocks zarten, biegsamen Zweig
Pflanzend, damit des tröstlichen Reiseschlauches
Niemals ermangele die schiffsmüde Mannschaft.

Wenn an diesen Versen nichts mehr griechisch sein sollte, als die vollendete plastische Klarheit, von der das Ganze bis in jede Silbe durchleuchtet ist, so würde doch dies allein solche Rhythmen rechtfertigen. Aber Sprache,

Digitized by Google

Silbenmaß und Gedankengang athmen durchaus jene edle Einfalt und stille Größe, die Winckelmann als das wesentliche Kennzeichen der hellenischen Kunst betrachtete. Vom Standpunkte der deutschen Sprache und besonders der Poesie kann man nur wünschen, daß solche Leistungen auch in Zukunft wieder auftreten mögen.

Fragt man sich aber, was von Platens dichterischen Erzeugnissen hiermit annähernd auf gleiche Linie gestellt werden kann, so sind vor allen Dingen außer den schon erwähnten Hexametern einige der prachtvollen anapästischen Parabasen aus der „verhängnißvollen Gabel" und dem „romantischen Oedipus" anzuführen. Aber auch bei diesen müssen wir von der musikalisch-dramatischen Bedeutung der antiken Parabasen und von ihrer Stellung in der Composition absehen und uns wesentlich an den declamatorischen Vortrag halten; nur insofern ist auch in ästhetischer Hinsicht der Zusammenhang von Bedeutung, als diese Anapäste sich besonders gut als Unterbrechung eines jambischen oder trochäischen Maßes durch eine halb selbständige Einlage eignen. Auf unserer Bühne würden diese Stücke vermuthlich zu ausgedehnt erscheinen. Es ist durchaus die Idee des *vorgelesenen* und *zum Vorlesen geschaffenen* Dramas, welche der ästhetischen Berechtigung dieser Formen zu Grunde liegt.

Aehnlich aber verhält es sich wol auch mit den verdienstvollen Leistungen Platens in der Behandlung der jambischen und trochäischen Maße im Dialog. Die jambischen Trimeter und trochäischen Tetrameter sind großentheils von hoher Vollendung, und solche Verse wären ganz geeignet, bei allgemeinerem Gebrauch zur Veredelung der Sprache und zur Verfeinerung des rhythmischen Gefühls mächtig beizutragen; allein es ist für jetzt entschieden zu bezweifeln, ob sie bei der lebhafteren Action, dem schnelleren Scenenwechsel, der größeren Mannigfaltigkeit der Charaktere und Handlungen, welche dem neueren Drama eigen sind, für die Bühne passen würden. Die gesammte Form des Dramas aber im antiken Sinne umzuwandeln wird schon deshalb kaum möglich sein, weil im Drama der Griechen, zumal der Tragödie, die von der Musik getragenen Theile eine so hervorragende Rolle spielen. Aber auch wenn es gelingen sollte, wie es beim Epos thatsächlich gelungen ist, das antike Drama mit einer wesentlichen Umgestaltung, aber in hellenischem Geist und mit Benutzung hellenischer Formen bei uns einzubürgern, so würden wir schwerlich das moderne Drama daneben entbehren mögen; eher die Oper, wenn die dramatisch-lyrische Musik ein neues Gebiet für ihre herrlichen Schöpfungen fände. Doch das sind Zukunfts-Ideen, deren Verfolgung uns für diesmal ferne liegt.

Daß es auch *Schiller* nicht gelungen ist, ja nach Lage der Sache nicht einmal gelingen *konnte*, mit seiner *Braut von Messina* eine Tragödie im Stil des *Sophokles* herzustellen, bedarf heute wol kaum mehr des Beweises. Die Formen der „Braut von Messina" sind himmelweit von den antiken entfernt, und wenn man mehr auf den Geist als auf die äußere Erscheinung sieht, so darf *Wallenstein* weit eher eine Tragödie im Sinne der Alten genannt werden, als die Braut von Messina.

Wir erhalten als Resultat, daß sich im *Epos*, im *Idyll* und in der *Elegie*, die alle bei uns auf den recitirenden Vortrag angewiesen sind, die

Digitized by Google

griechischen Formen und Maße nicht nur ein bleibendes Bürgerrecht, sondern geradezu den Vorrang vor allen anderen Formen erworben haben; im recitirenden Drama liegen zwar gleiche Leistungen noch nicht vor, aber die Anfänge bei Platen verrathen uns, daß hier, soweit das zum bloßen Lesen bestimmte Drama überhaupt berechtigt ist, die deutsch-griechischen Formen und Maße ihre volle Berechtigung haben. Dagegen scheint sich für die lebhafte Handlung der modernen Tragödie der durch Lessing und Schiller bei uns eingebürgerte fünffüßige Jambus besser zu bewähren, als irgend ein antikes Versmaß. In der Lyrik ist es wiederum nur die Voraussetzung des Lesens als des eigentlichen Darstellungsmittels, wodurch sich gerade die kühner componirten, als „pindarisch" bezeichneten Maße zum Ausdruck erhabener und gedankenvoller Stimmungen eignen, während allenthalben, wo unser Gefühl unmittelbar den Gesang oder die sangbare Weise verlangt, die antiken Maße auch bei der kunstvollsten Ausführung uns kalt lassen. Diesem Uebelstande vermag auch der Componist schwerlich abzuhelfen; denn um aus vollem Herzen seine Gaben spenden zu können, muß er selbst von dem Liede lyrisch ergriffen sein. Das aber hat auch die gelungenste Ode eines Klopstock, Hölderlin oder Platen bis jetzt nicht zu Wege gebracht.

Auch diese Dichtungen haben ihr historisches Recht, und haben eine mächtige Wirkung geübt zur Verfeinerung des rhythmischen Gefühls; aber ihre Zeit scheint vorüber, seit dieser Dienst geleistet ist. Inzwischen darf nicht verkannt werden, wie mächtig die Bildung des Ohrs an den antiken Formen auf sämmtliche Gattungen der Dichtung bis zur leichtesten, sangbarsten Volksweise zurückgewirkt hat. Wir haben gesehen, wie Klopstocks Auftreten den Zwang der Opitz'schen Regeln brach. Zwar meinte der junge Lessing anfangs, man habe sich die Ketten nur vom Fuß an die Hände gelegt, aber man muß bedenken, daß für die echte Kunst auch in Poesie und Prosa der Zwang selbst zur höchsten Freiheit wird, sobald die Norm rein aus den natürlichen Bedingungen der ästhetischen Wirkung geschöpft wird. Nun war dies freilich auch mit Klopstocks Maßen noch keineswegs der Fall, und insofern hatte Lessing recht; aber Klopstock's Maße in ihrem Gegensatz und in ihrer Zusammenwirkung mit der Ueberlieferung mußten dahin führen. Dies wußte freilich Klopstock selbst so wenig, wie Lessing; es ist wieder ein solcher Zug der Entwickelung, der uns, objectiv betrachtet, in seiner vollen Nothwendigkeit klar wird, während er durch Motive zu Stande kommt, die zunächst auf etwas ganz Anderes ausgehen.

Wir haben gesehen, wie die Rohheit und Eintönigkeit der älteren Dichtweise hauptsächlich auf der unbedingten und mechanischen Durchführung des Accentprincips und der völligen Nichtachtung des Unterschiedes langer und kurzer Silben beruht. Ein solches Verfahren muß nothwendig jede Sprache roh und barbarisch machen, wenn in ihrer Anlage der logische und etymologische Accent auch noch so sehr vorwiegt. Es ist einmal Thatsache und wird heutzutage auch schon von Physiologen durch exacte Zeitmessungen bewiesen, daß eine Silbe mit mehreren Consonanten und einem voll klingenden Vocal oder einem Diphthong in der Aussprache mehr Zeit erfordert, als eine jener kurzen, in der Rede oft fast verschwindenden Endsilben mit einem nahezu stummen e. Wir wissen heute

Digitized by Google

auch, daß es nicht etwa nur zweierlei Zeitdauer gibt, und daß auch mit der Einschaltung der „mittelzeitigen" Silben zwischen Länge und Kürze nur ein äußerst rohes Schema gewonnen ist für die unendliche Mannigfaltigkeit und Feinheit von Unterschieden der Zeitdauer, welche unser Ohr wahrzunehmen im Stande ist. Die Physiologie hat uns gelehrt, daß unser Ohr noch Zeitunterschiede bis zum hundertsten Theil einer Secunde wahrnimmt, während das Auge kaum eine vierundzwanzigstel Secunde unterscheiden kann. Von dieser ungemeinen Feinheit des Gehöres als Zeitorgan hat die Musik mit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit der Rhythmen und des Tempo längst den ausgibigsten Gebrauch gemacht, und das edle Gebilde der Sprache mußte sich durch gänzliche Mißachtung der Zeitdauer mißhandeln lassen!

Hier darf freilich nicht verschwiegen werden, daß auch das Uebel, wie das Heilmittel, dem Einfluß der antiken Metrik zugeschrieben werden darf; denn gerade durch eine rohe Anwendung des einseitigen Gegensatzes von Längen und Kürzen, wie man ihn aus der unvollständigen Kenntniß der antiken Metrik entnahm, war der Opitz'sche Regelkram entstanden. Man durfte nur ohne weiteres Nachdenken und ohne viel Uebung des Gehöres den Accent an die Stelle der Quantität setzen und das Unheil war fertig.

Wir haben gesehen, wie auch Klopstock, ganz in Uebereinstimmung mit der Theorie seiner Zürcher Freunde, das Accentprincip beibehielt; wie aber, sobald man erst überhaupt die griechischen Maße anwandte, das Gehör sich sein Recht verschaffte und der Quantität, wenn nicht über, so doch neben dem Wortaccent Geltung gab. Wenn wir keinen anderen Beweis hiefür hätten, als die Correcturen, welche Klopstock, Voß und Schiller bei jeder neuen Bearbeitung an ihren eigenen Versen anbrachten, so würden doch diese allein genügen, uns zu zeigen, wie jetzt das Gehör über die selbstgemachte Regel das Uebergewicht gewann.

Aber auch der Gegensatz von Wortaccent und Versaccent, jene Freiheit in der Vertheilung der Accente auf den Vers, um welche Breitinger die Franzosen beneidet hatte, fand sich jetzt ein. Gerade weil man sie im Deutschen für unmöglich hielt, war man auf den abwechslungsvollen Hexameter verfallen und eben dieser Hexameter sollte die Deutschen lehren, auch den fünffüßigen Jambus und die lyrischen Maße mit der vollen Freiheit der Franzosen und der Engländer zu handhaben.

Ein namhafter Physiologe, Brücke in Wien, dem die Wissenschaft manche Bereicherung verdankt, hat neuerdings, jenem erobernden Zuge, der seiner Wissenschaft eigen ist, folgend, die neuhochdeutsche Verskunst in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen und dabei eine Fülle treffender Bemerkungen und lichtbringender Beobachtungen entwickelt; aber diesen Punkt, der zu den höchsten Feinheiten der poetischen Rhythmik gehört, hat er nicht richtig behandelt. Brücke geht von der Thatsache aus, daß der Stoß des Wortaccentes und des Versaccentes gleichmäßig durch Verstärkung des Ausathmungsdruckes hervorgebracht wird, und da kann man allerdings nicht gleichzeitig den Ton der gleichen Silbe verstärken und schwächen, wenn Wortaccent und Versaccent nicht zusammenfallen. Wol aber kann man für ein geübtes Ohr sehr leicht den Versaccent durch eine leichte Verstärkung des Ausathmungsdruckes angeben,

Digitized by Google

die in Prosa wegfallen würde. Das Bedürfniß des logischen Accentes hebt dann freilich die unbetonte Stelle des Verses noch stärker, aber der einmal angegebene Rhythmus haftet in unserm Gefühl, das sich hier rein an der Differenz zwischen dem prosaischen und dem poetischen Tone orientirt. Dadurch wird aber der ganze Nachdruck einer solchen Stelle wesentlich erhöht und man empfindet die Wucht des logischen Accentes doppelt, wenn sie sich im Gegensatz zum Versaccent geltend machen muß.

Brücke hat selbst darauf hingewiesen, daß man im Hexameter Worte wie „unmuthig", „unwirthlich" u. s. w. nicht als Daktylen brauchen darf, obwol der Hauptton auf „un" liegt und dadurch nach der alten Regel die folgende Silbe, die nur den Nebenton hat, mittelzeitig wird. Aber wenn man statt dessen im Hexameter den Verston sogar lieber auf die zweite Silbe legt, so bleibt dies nach Brücke's Auffassung immer ein Nothbehelf, während in Wahrheit vom Dichter ein besonders pathetischer Ausdruck damit verbunden wird. Wir haben oben schon auf den Spondeus hingewiesen, mit welchem der Messias anfängt: „Sing' unsterbliche Seele". Selbst bei Bodmer findet sich an der oben mitgetheilten Stelle schon ein solcher Spondeus: „Mit arbeitender Stimme". Hier mag die Theorie sagen, was sie will; das Gehör mußte darauf kommen, dies besonders ausdrucksvoll zu finden, sobald man sich entschloß, den Wortaccent neben dem Versaccent hören zu lassen. Schlegel und Platen sind daher in der Anwendung solcher Spondeen ungleich weiter gegangen und gewiß nicht nur als pedantische „Trochäenverfolger", wie Gervinus die Sache ansieht, sondern ergriffen von der pathetischen Wucht dieses Gebrauches.

Ganz offen liegt nun aber dieser Widerstreit zwischen Wortaccent und Versaccent als ein Hauptmittel des pathetischen Ausdruckes bei den Lateinern vor uns; bei den Griechen weniger, theils weil ihr Accent uns weniger nahe liegt, als der lateinische, theils aber auch, weil ihr guter Geschmack sie von dem Uebermaß jenes pathetischen Effectes fern hielt, wie er uns z. B. im Extrem in Seneca's Tragödien begegnet. Will man die Jamben Seneca's, wie Brücke dies mit den antiken Maßen gethan zu haben scheint, ohne Rücksicht auf den Wortaccent nach der metrischen Schulregel scandiren, so verlieren sie jeden Ausdruck, während sie im freien Spiel des Gegensatzes von Wortaccent und Versaccent jenes übertriebene, aber unzweifelhaft vom Dichter beabsichtigte Pathos gewinnen, das sich im klassischen Alexandriner der Franzosen, gestützt auf das gleiche Princip, noch gesteigert hat. Niemand wird diese Alexandriner gut lesen, wenn er es nicht versteht, auch bei der stärksten Durchbrechung des jambischen Ganges noch durch ein leises aber bestimmtes Markiren des ursprünglichen Rhythmus den Vers von der Prosa zu unterscheiden.

Nirgends aber wird uns der enge Zusammenhang zwischen der spielenden Freiheit echter Poesie und der rhythmischen Bildung des Gehöres so klar, als wenn wir jene tief empfundenen deutschen Lieder betrachten, die mit anscheinend völliger Willkür, fast nachlässig ihre Jamben mit Anapästen wechseln lassen. Diese Lieder, wie sie nach Goethe's Vorgang mit größter Meisterschaft von Platen's Antipoden und Widersacher Heinrich Heine ausgebildet wurden, stehen allerdings zu den kalten Odenmaßen Klopstocks und Platens im schroffsten

Digitized by Google

Gegensatz, und doch hätte man sie vor Klopstocks Zeiten weder zu schätzen, noch mit wahrem Ausdruck zu lesen gewußt. Das Volkslied erhielt sich in seiner Freiheit durch die Musik; aber die größere Uebung des Ohres für den Rhythmus des gesprochenen Wortes gibt uns heute eine Musik der bloßen Rede, die der Gottsched'schen Zeit fremd war, wenn wir z. B. den Goethe'schen Vers lesen:

„Da droben auf jenem Berge
Da steh ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal."

Im Einzelnen läßt sich freilich nicht unterscheiden, wie viel zu dieser Hebung unseres rhythmischen Gefühls die Uebung an den Maßen der Alten beigetragen hat, wie viel dagegen das bloße Erwachen der Natur nach Beseitigung einer brutalen Regel; aber erinnern darf man wol, daß nach Klopstocks Auftreten und trotz Herders mächtigem Einfluß noch fast fünfzig Jahre vergingen, bis in der neu erwachten Würdigung des echten Volksliedes die höchste Kunst und die schlichteste Natur sich begegneten.

Wir wissen heute nicht, ob unsere Poesie einem neuen großen Aufschwung entgegen geht, oder ob wir, wie Manche fürchten, rettungslos einer bloß betrachtenden Epoche, wie die der Alexandriner, anheim gefallen sind. Trösten wir uns einstweilen damit, daß auch die betrachtende Analyse des Schönen ihre Reize hat. Den größten Gewinn aber bringt sie uns stets, wenn sie uns lehrt, wie die verschiedensten Formen des Schönen den unwandelbaren Grundzügen der menschlichen Natur entspringen, die immer neuer Entwicklungen fähig ist und nach scheinbar völligem Verfall aus dem Schutt und den Trümmern gelehrter Ueberlieferung wieder jugendlich frische Blüthen hervortreibt. In diesem Sinne dürfen wir auch für uns noch Schillers Worte in Anspruch nehmen:

„Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz!
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homer's, siehe! sie lächelt auch uns."

Digitized by Google

Gedichte von Gottfried Keller.

1. Ein Schwurgericht.

Da liegt ein Blatt, von meiner Hand beschrieben
In Tagen, die nun lang dahin geschwunden,
So lang, daß halb verblich die flücht'ge Schrift.
Doch wie ich lese, wird ein Unterfangen,
Ein wunderliches, wieder mir lebendig,
Das mich befiel in wunderlicher Zeit,
Als schnöd das Abenteuer mächtig herrschte
Und frech die Welt zum Abenteuer schuf.

Was während eines Mondes kurzer Dauer
Von tollem Spuk und schrecklichem Geschehen,
Merkwürd'gem Wagniß und ruchloser That
Die Zeitung brachte, von versunk'nen Schiffen,
Mit schwerem Gold und brüllendem Volk beladen,
Von dreh'nden Tischen, d'ran die Thorheit saß,
Von Schlachtenlärm und diebischen Marschällen,
Von falschem Gift, durch weiße Hand gemischt:
Das dacht' ich rhythmisch wogend zu verflechten
Zu einem wildrhapsodischen Gesang,
Gleich einem Wandrer, der bestäubt und keuchend
Dem tobenden Gewühl mit Noth entrann
Und seinen Fiebertraum voll Hast erzählt.

So schrieb ich mir auf Blätter jede Kunde,
Und nicht im Stich fürwahr ließ mich die Zeitung,
Jedoch die Lust, die mir gemach verging.
Dies gelbe Blatt nur hat sich noch erhalten.
Ein Lächeln will beim Anblick mich beschleichen,
Das aber wandelt sich sogleich in Ernst.

Es steht ein Richterspruch darauf verzeichnet
Und eine That so dunkel traur'ger Art,
Daß wie von selbst die Hand zum Stifte greift,
Das blut'ge Räthsel doch noch festzubannen.

Digitized by Google

In Franken war's, an stillem Sommertage,
Daß eine Frau ihr kleines liebes Bübchen
Mit Korb und Vesperbrot zum Vater sandte,
Der im Gehölze, mäßig weit, im Schweiße
Des Angesichts an seiner Arbeit stand.
Sie wußte, daß er heut' ein hartes Lohnwerk
Vollbringen wollte bis zur Dunkelzeit.
Ein mütterlicher kleiner Uebermuth
Verlockte sie, das Wagniß zu versuchen
Und mit dem Bötlein ihren Eh'kumpan
Zu überraschen dieses erste Mal;
Denn Sonntag war es morgen und im Hause
Blieb ihr zu schaffen übrig noch genug.

Das Knäblein aber sträubte sich, zu gehen,
Gewohnt, nur an der Mutter stets zu hangen
Und sie um tausend Dinge zu befragen
Mit Schmeichelwörtchen, lind im Singeton.
„Geh' nur," sprach sie, „die Mundharmonika
Geb' ich dir mit, mein Söhnchen! Darauf spielen
Wirst du gar herrlich auf dem ganzen Wege;
Der Vater ruft: Was hör' ich für Musik?
Gewiß marschirt ein Regiment Soldaten!
Wie lacht er aber, wenn sein Hänschen kommt!"
Und da sie aus dem Schrank das Instrumentchen,
Das dort zur Schonung sorglich aufgehoben,
Hervorholt, faßt es gleich der frohe Kleine
Und schreitet wacker, seinen Korb am Arm,
In's helle Sommerland, die sieben Stimmchen
An seinen Lippen unverweilt erprobend
Und stets auf's Neue reihend Ton an Ton.

Schon weit ist er; doch über Korn und Klee
Tönt weich und sanft, wie all' der blaue Himmel,
Sein einfach Lied nun aus dem Feld herüber;
Der Kinderpuls, ein Lufthauch und die Ferne,
Sie schaffen eine rührend zarte Weise,
Die, fast verwehend jetzt, dann leise schwillt.
Und weil die Mutter hier noch steht und horcht
Und denkt: nun hat er wol den Forst betreten,
Vernimmt der Vater drüben schon die Töne
Und kennt sein Vögelchen an dem Gesang.
Er lauscht erfreut — auf einmal bricht es ab,
Und stumm bleibt ewig dieser Kindermund!
Kein Knäblein kommt zum Vater, keines kehrt
Zur Mutter Abends mit dem Müden wieder.

Nach dreien Tagen erst zog man das Kind
Mit eingeschlag'nem Haupt aus einem Wasser,
Das tückisch hehlend, dunkel, unbeweglich
Abseits vom Pfad im Waldesschatten lag.
Der Mörder auch ward bald darauf ergriffen;
Es war ein starker Bursch von achtzehn Jahren,
Fast unbekannt, der, lungernd in der Stadt,

Mißtrauisch schielend auf dem Oerglein blies,
Das ihn verrieth. Dann vor dem Richter stehend,
Von dessen Kunst bedrängt, erzählt' er mürrisch,
Wie er das Kind im Holze angetroffen
Und es gebeten, ihm das Ding zu leihen
Nur einen Augenblick, sich dran zu laben.
Kopfschüttelnd habe jenes fortgespielt,
Er aber es mit einem Stein erschlagen.

Und weiter ward die Kunde beigebracht,
Wie daß vor Jahren schon in seiner Heimat
Der Unhold von der zarten Kinderwelt
Als Spielzeugräuber sei gefürchtet worden;
Die trauten Plätze, Fluren, Hofgebreiten,
Wo sich das kleine Volk zur Lust versammelt:
Der große Range habe finster lauernd
Beschlichen sie und von dem bunten Werkzeug
Der Jugend sich gewaltsam angeeignet,
Was ihm gefiel, dann in entlegnen Winkeln
Einsam, mit ungeschickter Hand getändelt.

Der Wahrspruch fiel, die Sühne ward bemessen,
Doch aus der Unthat wurde Keiner klug.

2. Stutzenbart.

Herrlich in der Maienzeit
Blaut des Himmels Klare,
Halt' zum Opferdienst bereit
Nun die blanke Scheere!

Durch das off'ne Fenster zieh'n
Schon des Bartes Flocken
Schimmernd weiß; ach: hin ist hin!
Singt die Norn' am Rocken.

Welch' ein winterlich' Gespinnst
Hat sie dir gesponnen!
Und da fliegt der Reingewinnst
Deiner Lebenswonnen!

Aber sieh! wie feierlich
In die Höh' sie schweben,
All' die Flöcklein! Will zu sich
Sie der Aether heben?

Und am Ende sollst du gar
Noch ein Heil'ger werden,
Dessen Bart- und Lockenhaar
Man verehrt auf Erden!

Jetzt, mit Blüthen untermischt,
Tanzen sie im Winde;
Doch was zwitschert, pfeift und zischt
Dort für ein Gesinde?

Fink und Schwalbe, Staar und Spatz —
Wie das flirrt und flattert! —
Haben bald den Silberschatz
Deines Haupts ergattert!

Fliegen mit dem theuren Gut
Heim nach allen Seiten,
Für die gelbbeflaumte Brut
Schnöd' das Nest zu breiten;

Und was würdig hat umwallt
Deine weisen Lippen,
Dient dem Haus- und Ehehalt
Leichter Vogelsippen!

Lächle denn durch Blüth' und Blatt,
Schönster Frühlingsmorgen:
Darf ja, wer den Schaden hat,
Für den Spott nicht sorgen!

Digitized by Google

3. Abendlied.

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild auf Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh';
Tastend streift sie ab die Wanderschuh',
Legt sich auch in ihre finst're Truh'.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend steh'n,
Wie zwei Sternlein, innerlich zu seh'n,
Bis sie schwanken und dann auch vergeh'n,
Wie von eines Falters Flügelweh'n.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem gold'nen Ueberfluß der Welt!

4. Tod und Dichter.

Tod:

Deiner bunten Blasen Kinderfreude
Hängt und bricht an meiner Sensenschneide,
Wirf zur Seite nunmehr Rohr und Schaum,
Mache dich auf, aus ist der Traum!

Dichter:

Halte weg die Sense, lasse steigen
Meiner Irisbälle lichten Tanz!

Tod:

Schon an meinem Schädel platzt der Reigen,
Und ein Ende nimmt der Firlefanz!

Dichter:

Laß! ich will dich als das Beste preisen,
Trost und Labsal alles Menschenthumes!

Tod:

Nicht bedarf ich Schrecklicher des Ruhmes;
Spare deine falschen Schmeichelweisen!

Dichter:

Weh', noch schuld' ich manche schöne Pflichten!

Tod:

Reif genug schon bist du den Gerichten!

Dichter:

Doch die lieblichſte der Dichterſünden
Laßt nicht büßen mich, der ſie gepflegt:
Süße Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bitt're Erde ſie nicht hegt!

Tod:

Warum haſt du ſolchen Spaß getrieben,
Schemen zu erſinnen und zu lieben?

Dichter:

Sind ſie nicht auf dieſem kleinen Sterne,
Blüh'n ſie doch wo in der Weltenferne,
Blut von meinem Blute; zu verderben
Bin ich nicht, eh' jene ſterben!

Tod:

Ei, da fahr' ich hin, ſie wegzumähen,
Und ſie müſſen gleich mit dir vergehen!

Dichter:

Hui! da fährt er hin in's Unermeſſ'ne,
Und ich bin der glückliche Vergeſſ'ne,
Spiele weiter in des Lebens Fluthen,
Bis er findet jene ſchönen Guten!

Die internationale Kunstausstellung zu München.

Von Ludwig Pietsch.

Am 19. Juli dieses Jahres ist zu München in dem dortigen „Glaspalast" eine große internationale Kunstausstellung mit aller gebührenden Feierlichkeit eröffnet worden.

Die Hauptsorge derer, von welchen eine internationale Ausstellung ausgeht, wird zunächst immer die sein müssen: die fremden Nationen, deren Künstler und deren Regierungen dafür zu gewinnen, daß sie die Unternehmer durch Ueberlassung möglichst vortrefflicher Werke, durch möglichst lebhafte praktische Betheiligung bei der Ausführung des Vorhabens unterstützen. Das war im vorigen Jahre, wo es sich um die Beschickung der internationalen Ausstellung zu Paris handelte, in großartiger Weise geschehen. Wenn damals dort im Marsfeldpalaste aus bekannten Gründen die deutsche Kunst, wenn auch qualitativ durchaus angemessen und ehrenvoll, quantitativ nur sparsam vertreten war, so durfte jene Pariser internationale Kunstausstellung sich im Ganzen rühmen, die wirkliche und erschöpfende Verkörperung der Idee einer solchen zu bilden. Daß eine bereits neun Monate nach dem Schluß der Pariser eröffnete, neue internationale Ausstellung zu München in der Kunst der anderen nichtdeutschen Nationen mit vielen neuen, dort noch verborgen gebliebenen Werken und Talenten bekannt machen würde, durfte man nicht erwarten. Leider aber blieb auch die Betheiligung als solche seitens der Fremden selbst hinter sehr bescheidenen Hoffnungen und Ansprüchen zurück.

Das aber ergibt sich thatsächlich, daß von den fremden Ausstellern die Franzosen sich am stärksten betheiligt haben, nächst ihnen die Belgier, dann die Italiener; im sehr geringem Maße Engländer, Russen und Skandinavier; zu unserem lebhaften Bedauern nur mit einem einzigen Werk die Spanier; gar nicht die Amerikaner. Oesterreich-Ungarn ist im Verhältniß zu seiner vorjährigen Ausstellung zu Paris auch nur etwas karg vertreten. Von den Schulen des deutschen Reiches haben Düsseldorf, Weimar, Dresden, Königsberg, Karlsruhe zusammen nicht so viel wie München, ja wol kaum in gleicher Stärke wie Berlin, ausgestellt. Die Majorität der besten Gemälde besteht für den, der die Pariser Weltausstellung, die letzten Berliner Kunstausstellungen und die

Digitized by Google

dortige Nationalgalerie kennt, aus alten Bekannten, welche bereits an dieser Stelle vordem von berufener Seite ihre kritische Würdigung gefunden haben. Ich werde mich daher auf die Andeutung der Hauptrichtungen und die Charakteristik ihrer Hauptvertreter beschränken können.

I.

Die Kunst Deutschlands und Oesterreichs.

Von der Richtung der Malerei, welche einst die Größe und den Ruhm München's als Kunststadt vorzugsweise begründete, wird man in der gesammten deutschen und österreichischen Abtheilung der Ausstellung kaum noch einen schwachen Abglanz entdecken. In modernen kunstgeschichtlichen Lehrbüchern, in Essays und Vorträgen unserer kunstgelehrten Professoren lesen und hören wir zwar noch immer von der Heraufführung der „neuen deutschen Malerei" durch Cornelius und seine Strebensgenossen erzählen. Aber die von diesen begeisterten Männern inaugurirte neue deutsche Kunst gehört in Wirklichkeit durchaus und längst schon der Vergangenheit an. Ihre Lebensdauer ist sehr kurz gewesen. Heute bereits wirkt kaum noch ein einziges Talent in Deutschland, in dessen Schaffen ein geistiger Zusammenhang mit dem jener Meister sich nachweisen ließe. Nicht unter der Einwirkung ihrer Tradition arbeitet das heutige Künstlergeschlecht weiter. Der directe Gegensatz ihrer Bestrebungen ist zur Herrschaft gelangt. Der einseitigen Schätzung der Zeichnung ist die kaum minder einseitige der Farbe und der malerischen Virtuosität, der rein idealistischen Tendenz die realistische und naturalistische, der „Gedankenmalerei" die möglichst gedankenlose, dem Streben nach monumentaler Größe des Stils das nach dem Pikanten, durch besonderen technischen Witz Blendenden und Fesselnden gefolgt. Jener früheren Münchener Künstlergrößen „übereiltes Streben" hatte sie gerade das Meiste von dem „überspringen" lassen, was dem heutigen Malergeschlecht als das Erstrebenswertheste gilt. Pessimistische Aesthetiker mögen das als einen tiefen Verfall der Kunst bezeichnen und beklagen. In Wahrheit ist es doch nur ein nothwendiges Nachholen des lange versäumt Gewesenen.

In einigen Wenigen unter den jüngeren Münchenern scheint gegenwärtig wieder der Trieb zu erwachen, die errungene Herrschaft über die Mittel der Malerei dazu zu verwenden, daß sie die großen idealen Gegenstände in Gemälden darstellen, welche mehr als ein nur abstractes Leben zeigen, farbig concipirte Bilder und nicht nur colorirte Bleistiftzeichnungen sind. Ein Beispiel dafür gibt Papperitz, welcher auf einer riesigen Leinwand in colossalen Gestalten den „Nachen des Charon" malte. Es ist ein großartiger Zug, energisches leidenschaftliches Empfinden und eine bedeutende Kraft der Darstellung in seiner Composition. Piglheim, sein Münchener Alters- und Studiengenosse, wagte sich an einen überlebensgroßen Ecce homo. Abweichend von der traditionellen Art der Darstellung malte er den Gekreuzigten im Profil, wobei der linke Arm übermenschlich verlängert, der rechte entsprechend verkürzt wird. Das Kreuz zeigt er nicht in Golgatha's Boden wurzelnd, sondern aus, seinen Fuß umfließenden, Wolkenstreifen in düstere, vom himmlischen Licht durchbrochene Lüfte

Digitized by Google

aufragend. Und über den Kreuzesarm beugt sich in seltsamer, etwas turnerischer Stellung ein zu dem sterbenden Heiland herabschwebender, beschwingter Engel, der ihm die Seele von den Lippen des zu ihm aufgerichteten Hauptes küßt. In diesem Antlitz ist eine hohe, weihevolle Schönheit des Ausdrucks erreicht: der nackte Körper in tiefgestimmtem Ton nur durch gar zu dunkle Schatten modellirt. Durch die Stellung des Engels aber droht der ernsten und poetischen Wirkung des Bildes Gefahr.

Dies eine Hauptgebiet der idealistischen Kunst, das religiöse und biblische, wird derselben auch in der heutigen deutschen Kunst bereits von den Realisten bestritten. Aber einen so von edlem Geschmack begleiteten und überwachten Realismus in der Darstellung einer Heiligen, wie er in Habermann's (München) vorzüglich colorirtem, frischem und markigen Bilde der heiligen Katharina zu Tage tritt, läßt man sich auch an solchem Gegenstande gern gefallen. Die „Kreuzigung", das bekannte ältere Bild von Gebhardt, übt hier dieselbe grausig ergreifende und erschütternde Wirkung wie vor Jahren in Berlin. Er packt das Thema der furchtbaren körperlichen Marter des Heilandes und des zerreißenden Seelenschmerzes der Mutter und der Bekenner mit einer so unbarmherzigen Energie an und ist so aufrichtig in dessen Schilderung, wie es seit den alten flandrischen und oberdeutschen Meistern, denen er im Ernst und der Tüchtigkeit der Malerei nicht minder, wie in der ganzen Empfindungsweise gleicht, nicht Einer mehr gewagt oder vermocht hat.

Die modern realistische Behandlung nicht tragischer biblischer Stoffe wird der Gefahr kaum entgehen können, der Carricatur zu verfallen und humoristische, komische Wirkungen hervorzubringen, indem sie das national-charakteristische, das jüdische Element der dargestellten Persönlichkeiten mit voller Entschiedenheit betont und herausarbeitet. Adolph Menzel hat mit seinem berühmten, geistsprühenden lithographirten Bilde des jungen Christusknaben im Tempel zwischen den Schriftgelehrten diesen Weg eröffnet und ein Beispiel gegeben, das wir hier von zwei (gegenwärtig) Münchener Künstlern, von Zimmermann und Liebermann, befolgt sehen. Des ersteren Darstellung der gleichen Scene ist in lebensgroßen Halbfiguren gegeben. Kraftvoll in der Farbe und der Malerei, interessirt das Bild auch durch seine durchaus treffende scharfe Charakteristik der unverfälscht altjüdischen Männerköpfe in den Formen und dem gemeinsamen, aber mannigfach variirten Ausdruck der Freude, Ueberraschung und Verwunderung über die klugen Antworten des gescheidten jungen israelitischen Bürschchens da vor ihnen. Liebermann verlegte dieselbe Scene gar in eine polnische Synagoge, wo es dann freilich seltsam genug erscheint zwischen den bärtigen Männern in Pelzmützen und Talaren, mehr Russen als Juden ähnlich, einen mit einem alten Hemde bekleideten nackt- und schmutzbeinigen plumpen Jungen stehn zu sehen, der auf frühreife Klugheit durch Nichts in seinem Gesicht schließen läßt. Was trotzdem und trotz der rohen Technik diesem Bilde bleibt und ihm in München sogar bei Manchen vom Handwerk Anerkennung verschafft, ist die Haltung des Ganzen im Ton, das Halbdunkel im Raum, in welches der einfallende Tagesschein pikante Streif- und Glanzlichter wirft.

Die Mythologie, die Allegorie, die antike Poesie werden den Künstlern

Digitized by Google

schon darum immer unschätzbar und unentbehrlich bleiben, weil sie diesen Stoffen die Nöthigung zum Studium des schönen Nackten und die Gelegenheit zu dessen Darstellung danken. Eine Hauptstärke der Franzosen und ein Hauptvorzug ihrer Schule liegt unleugbar darin, daß sie gewohnt sind, immer wieder diesen Vortheil viel mehr auszunutzen, als unsere Maler. Ein Paar nicht üble derartige Gemälde sind indeß auch unter den hier in der österreichischen und der deutschen Abtheilung ausgestellten zu verzeichnen.

C. Gebhardt's tüchtig durchgeführtes Bild, „Hero über den an's Ufer gespülten Leichnam Leander's geworfen", erinnert in Auffassung und Farbe zu direct an Lindenschmit's Weise. Wergeland (München) wählte die Eddasage von Loke's Strafe und Sigyn's treuer ausdauernder Liebe zum Gegenstande eines Bildes von erfreulicher Frische und Leuchtkraft im Colorit der beiden nackten Gestalten, die er plastisch und lebensvoll aus dem Dunkel der schaurigen Felskluft hervorhebt. Wertheimer in Wien malte eine viel bequemer als dieser grausam gequälte Loke an den Felsen gekettete Andromeda, zu welcher eben der errettende Perseus aus den Lüften herabstürmt. Des Münchener Philipp's Versuchung des h. Antonius durch einen schönen nackten weiblichen Dämon erntete in Berlin schon verdienten Erfolg. Den großen Maler-Poeten Böcklin hätten wir lieber durch irgend eines seiner Meisterwerke aus der nahen Galerie Schack vertreten gesehen, als durch das kleine Bild, in welchem er hier den von ihm schon vordem behandelten Gegenstand eines Centaurenkampfes auch einmal in etwas abweichender Form bearbeitete. Auch hier weiß er freilich wieder den Eindruck unbändiger, unmenschlicher Wildheit im Ringen dieser Fabelwesen in voller Stärke hervorzubringen und der Farbe des Ganzen jene düstere Stimmungspoesie zu geben, welche eine solche dämonische Urweltscene erfordert.

Die antiken Menschen, die Männer und Thaten des klassischen Alterthums werden von der modernen deutschen Malerei mit fast ängstlicher Scheu vermieden. Ein Bild, wie „Brutus, den Leichnam der Lucrezia dem Volk zeigend", von Louis (in Berlin, hier schon ehedem besprochen) ist ein ganz vereinzelt stehendes derartiges Werk. Das moderne Geschichtsbild, welches die naturwahre Darstellung bestimmter historischer Vorgänge einer uns näher liegenden und verständlicheren Epoche der Menschheit zur Aufgabe wählt, überwiegt bei Weitem und ist bei den Oesterreichern und Deutschen durch manche hervorragende Werke, aber durch wenig neue, noch nicht ausgestellt gewesene, vertreten. Defregger's „Hofer auf seinem Todesgange Abschied von den Genossen nehmend", ist in dem vorjährigen Bericht der „Rundschau" über die Berliner Kunstausstellung bereits so nach Verdienst gewürdigt worden, daß ich dem dort Gesagten Nichts mehr hinzuzufügen brauche; es sei denn die Mittheilung, daß es nun erst durch die inzwischen von seinem Maler durchgeführte Vollendung der Gruppe des französischen Executionscommandos recht im schattigen Hintergrund wesentlich an Macht und Schönheit der Wirkung gewonnen hat, und damit denn auch jenes vermeintlichen Fehlers entledigt ist, für welchen manche Beurtheiler den doch so nahe liegenden Grund, eben den noch unfertigen Zustand, zur Zeit der Ausstellung nicht finden konnten. Auch

über Anton v. Werner's Bild der „Kaiserproclamation zu Versailles", diesen Triumph der künstlerischen Arbeitskraft, der Ausdauer und des Portraittalents seines Malers, dürften die Acten gegenwärtig geschlossen sein. — Ebenso sind Bleibtreu's „König Wilhelm am Abend von Gravelotte", F. Adam's „französischer Cavallerieangriff bei Floing", Hünten's „französische Cürassierattake bei Wörth", Camphausen's „colossales Reiterportrait des Kaisers" und Faber du Faur's „Bild des Kronprinzen zu Roß" an dieser Stelle schon eingehend gewürdigt worden.

Ein kolossales Gemälde von Professor E. Keller in Karlsruhe zeigt den „Türkensieger" Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden in der Schlacht von Slankament. Er hat mit seinen Truppen die letzte Schutzwehr des türkischen Sultans- oder Paschazelts gestürmt und parirt nun sein übergewaltiges falbes Streitroß unmittelbar vor der wild und angstvoll zusammengedrängten Gruppe der Weiber, Sklaven, Eunuchen, Soldaten, Verwundeten, welche den zum Tode getroffenen Herrn umgeben. Die neben und hinter dem Markgrafen zu Roß und zu Fuß anstürmenden Officiere und Krieger hätten es keineswegs nöthig, so enorm leidenschaftlich-heroische Bewegungen zu machen, als gälte es in feuerspeiende Batterien hinein zu rasen; haben sie doch keinen Feind mehr vor sich. Des ganzen Bildes Hauptzweck, den es denn freilich auch in glänzender Weise erfüllt, scheint der zu sein, das auf der Leinwand zu erwecken, was man als eine prachtvoll rauschende, üppig klangvolle Farbensymphonie bezeichnen könnte. Dazu bot das Türkenzelt mit seinen Teppichen, seinen Bewohnern, dem ganzen Orientpomp alle nur erwünschten Handhaben.

Ein anderes „großes Historienbild" enthält die österreichische Galerie in Brodzik's, des Prager Malers, „Gesandtschaft des Königs Ladislaus von Ungarn und Böhmen, am Hofe Carl's VII. von Frankreich, bei dem sie um die Hand seiner jungen Tochter für ihren Herrn wirbt". Es ist ein Bild von liebenswürdiger Empfindung, in der Composition nicht ganz frei von, wenn auch moderirt, theatralischen Momenten, reicher aber an Gestalten voll anmuthiger schlichter Lebens- und Charakterwahrheit, auf der böhmischen wie auf der französischen Seite (die Hauptgestalt, die Königstochter, ganz besonders gelungen), mit seltener Beherrschung der malerischen Mittel zur vollen sinnlichen Erscheinung gebracht, in reicher und doch ruhig harmonischer Farbenstimmung.

Ein neues hervorragendes Talent in der jüngern Münchener Künstlerschaft, Weigand, gab in zwei Bildern aus der Reformationsgeschichte: „Einzug Luther's in Worms", „Religionsgespräch zwischen Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen und Martin Butzer" Beweise von ungewöhnlicher Kraft in der charaktervollen Schilderung von Menschen und Zuständen eines bestimmten Zeitalters, in dem Glanz der Wärme und Energie des Colorits, und in der frischen, lebendigen, freilich zum Skizzenhaften neigenden Vortragsweise. —

Von den Einzelbildern der großen Männer und Führer der Deutschen in den gewaltigen Kämpfen unserer neuen Geschichte überragen die Portraits des Fürsten Bismarck und des Grafen Moltke von Lenbach die meisten hier ausgestellten Werke der Portraitmalerei. Sie sind beide noch nicht ganz vollendet. Aber welche Köpfe! Besonders der des Reichskanzlers

Digitized by Google

ist von stupender Kraft und Wucht des persönlichsten Lebens im Ausdruck der stahlblitzenden gewaltigen Augen und der wie zum Sprechen bewegten Züge des Gesichts, in denen man den Geist arbeiten zu sehen meint. In Graf Moltke's seitwärts gewendetem Kopf und Blick ist dagegen Alles gespannte Aufmerksamkeit, scharfe Beobachtung und Schweigen. Ton und Malerei beider sind von der künstlerischen Vornehmheit alter Meisterwerke. Das hier ausgestellte Bismarckbildniß ist von den drei von Lenbach entworfenen das, welches den Fürsten im schwarzen bürgerlichen Rock, den Schlapphut in der Rechten, hinter einem Sessel stehend zeigt, auf dessen Rücklehne er die Hände legt. Das Moltkeportrait stellt die Persönlichkeit des Feldherrn weit realistischer, genauer im Detail der wirklichen Erscheinung nachgebildet, als jenes „historische" Bildniß desselben von Lenbach in der Berliner Nationalgalerie dar. Der Maler beabsichtigt, letzteres gegen das neuere Werk auszutauschen. Die großen Bildnisse des deutschen Kronprinzen und der Frau Kronprinzessin von H. v. Angeli in Wien sind oft ausgestellt und auch hier bereits besprochen. Das bedeutendste von ihm ist ein kleineres ebenfalls älteres außerordentlich liebevoll und delicat durchgeführtes Portrait der hohen Frau, welches dieselbe in einem prächtigen purpursammtnen Phantasiecostüm und mit reichem, altem Gold- und Juwelenschmuck an Hals und Armen geziert, in anmuthigster Lebenswahrheit darstellt. Gustav Richter hat in dem neuerdings gemalten kleinen Brustbilde Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta die ihm gestellte Aufgabe mit gewohntem Tact und bewundernswerthem Geschick gelöst und ein zugleich wirklich ähnliches, würdiges und gefälliges Portrait der edlen Fürstin geschaffen. Ohne daß eine einzige wirkliche Portraitgestalt darauf angebracht wäre, spiegelt kein anderes modernes Gemälde die Menschen der heutigen wirklichen Gesellschaft am deutschen Kaiserhofe mit größerer Treue, Schärfe und Wahrhaftigkeit als Adolf Menzel's vielbewundertes Bild eines Büffetsoupers in der Pause eines Hofballes. Unter der enormen Zahl geistreichster künstlerischer Schöpfungen dieses Meisters der Meister unter den Modernen, muß diese als eine der ersten und wichtigsten bezeichnet werden. Nichts ist der Wirklichkeit nachgeschrieben; die ganze prachtvolle Barockarchitektur der von den weißen Flammen der Gaskerzen, der Lustres und Wandarme taghell durchstrahlten Palastsäle, wie das dort fluthende glänzende Menschengewühl, die um das Büffet im Mittelgrunde im heißen Eroberungskampfe ringenden Herren, die im Gedränge mit einander Plaudernden, die in allen denkbaren Stellungen sitzend und stehend mit Assiette und Glas in der Hand so unbequem wie möglich soupirenden Damen, Cavaliere, Beamten, Geistlichen, eingeladenen „Spitzen der Kunst und Wissenschaft", — Alles das ist aus der reichsten künstlerischen Phantasie heraus erzeugt; — einer Phantasie freilich, welche die unablässige Beobachtung und das durchdringende Studium jeder Wirklichkeit mit einem unbegrenzten Reichthum der genauen Anschauungen befruchtet hat. So vermochte Menzel eben so genau treffende Typen der höheren Gesellschaft unserer Tage zu schaffen, wie wir in dem hier noch einmal ausgestellten bekannten Bilde der „Dampfschmiede", solche des schwer arbeitenden Volkes der Eisenwerkstätten, der „modernen Cyklopen", sehen.

Viel lieber als unsere moderne Gesellschaft, deren Leben es so wenig

Digitized by Google

an künstlerischen Motiven wie an Reiz der Erscheinung gebricht, schildern die deutschen Genremaler einestheils die Menschen des urwüchsigeren Volkes auf dem Lande, und besonders des nothleidenden in den tieferen Schichten der großen Städte, anderntheils die Menschen und Zustände fremder „malerischer" Nationalitäten, und einer mehr oder weniger entlegenen Vergangenheit ihres eigenen Volkes.

In München blühen besonders die letztere und die erstere Richtung der Genremalerei. Man hat sich mit Liebe in die Erscheinungsformen, ja in die Anschauungs- und Empfindungsweise, der Renaissance eingelebt und ist ehrlich bemüht, in den Bildern der dargestellten rein menschlichen Scenen, welche man in das 16. und 17. Jahrhundert verlegte, noch etwas mehr von dieser Epoche zu geben, als nur die Costüme und die Localitäten. In dieser Richtung leistet besonders Löfftz Eminentes in seinem Bilde lebensgroßer Halbfiguren, das er „Geld und Liebe" betitelt: ein Wucherer, von der Gattung der von Quintin Massys so oft gemalten, sitzt mit hageren gelblichen Fingern Geld zählend an seinem Tische und ist so vertieft in diese Beschäftigung, daß er nicht beachtet und bemerkt, wie zärtliche Blicke und Zeichen sein junges hübsches Töchterchen und der „junge Mann" neben und hinter ihm tauschen. Die Ausführung in lebensgroßem Maßstabe ist von weitgehender glatter Vollendung, die jede Technik verbirgt und die Dinge körperlich herausarbeitet; der Ton stellenweise wol etwas wachsartig, aber der Farbenklang voll und reich und in dieser Fülle fein und distinguirt. Fr. A. Kaulbach, der Sohn des Hannover'schen Bildnißmalers, wendet sein vornehmes Talent fast ausschließlich dieser Richtung zu. Eine sehr anziehende Portraitgruppe: „eine junge Frau mit ihrem an ihren Knieen lehnenden Knaben" kleidet er völlig als mittelalterliche Fürstin. Ein anderes Bild zeigt eine Gesellschaft von zwei kinderreichen Familien auf dem Lande, wo die eine liebliche junge Mutter den vor ihr aufgereihten Sprößlingen beider Kirschen vertheilt. Es erscheint nicht nur im Costüm, sondern auch in der ganzen Art der Malerei des Bildes wie eins aus Rubens' frühen Tagen. Auch Herrmann Kaulbach kleidet das von ihm gemalte Liebespaar in die mittelalterlichen Costüme eines Wächters auf den Mauerzinnen und eines Thürmers hübschen Töchterleins. Von Diez' frischem, feurigen Talent, geistreicher Erfindung und kecker Meisterschaft des Vortrags zeugt hier wieder ein treffliches Cabinetstück: „mittelalterliche Raubritter, den Tragkorb eines von ihnen überfallenen Weibes ausplündernd". Unter den Jüngeren darf Kühl nicht übergangen werden, welcher sich mit Vorliebe das 18. Jahrhundert zum Stoffgebiet wählt. In ihm ist einer der begabtesten und geistreichsten Zeichner und Coloristen, welche sich in Deutschland am Beispiel und unter den Einfluß Fortuny's entwickelt haben, erstanden.

Der modernen Menschheit wird auch hier ihr Spiegel in zahlreichen Bildnissen neben den von berühmten und genannten, häufiger noch in solchen von ungenannten und doch oft für unsre Zeit nicht weniger charakteristischen Persönlichkeiten vorgehalten. Aus den Ateliers von Wien, München und Berlin stammen die bedeutendsten Portraits. Die geschätztesten Berliner und Wiener Meister beweisen ihre Hauptstärke in den Damenbildnissen; schöne und interessante Frauen

Digitized by Google

in großer malerischer Toilette bilden die Mehrzahl der von ihnen ausgestellten. Und auf die Tracht und Umgebung sieht man oft fast noch mehr Kunst verwendet, als auf die Köpfe und das Schildern des seelischen Lebens der Persönlichkeit. Makart's Dame in phantastischer Tracht im Stil der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts, einen Spazierstock in der Hand an einem Lehnsessel stehend, Gustav Richter's Bildniß der jugendlichen creolischen Schönheit Frau v. H., die auf der Brüstung der Parkterrasse sitzt, ein großer Hund zu ihren kleinen Füßen, sind unter den weiblichen Bildnissen an reicher, glänzender, einschmeichelnden Wirkung und eleganter Vollendung unübertroffen. Ihnen reihen sich an die Damenbildnisse von G. Biermann (von früheren Ausstellungen bekannte Arbeiten), das der anmuthigen jungen Frau in tief purpurrother Robe von G. Gräf, der zugleich damit sein treffliches Selbstportrait im Costüm des 15. Jahrhunderts und seine träumerische holde „Pensierosa" ausstellt; das durch die Haltung und den Ausdruck echter Vornehmheit und träumerischen Ernst so eigenthümlich wirksame Bild einer Dame in schwarzer Tracht von Horowiz; das der Dame in antikem Gewande von Schrödl; die mit liebevollstem Fleiß durchgeführten Damenbildnisse von F. Kaulbach in Hannover. Seines gepriesenen Sohnes Fritz K. Portrait der jungen Dame mit verklärt träumerisch geradaus blickendem Antlitz und fast transparenter Gesichtsfarbe und nebensächlich behandelter Tracht ist schon mehr von specifisch neu-münchnerischer Art. Canon und Probst in Wien aber gehören völlig zur Gruppe Derer, welche sich keinen Vortheil reicher, malerisch arrangirter Damentoilette für den Eindruck ihrer Bildnisse entgehen lassen mögen. Der Erstere stellte außerdem ein großes Bild des Bürgermeisters Felder in schwarzer Ceremonientracht, — ein stattliches, etwas prätentiöses Repräsentationsportrait von ernster, tiefer Stimmung aus.

Bei den heutigen Bildnißmalern München's gilt die Toilette anscheinend Nichts, Kopf und Hand Alles. Jene wie der Hintergrund wird meist fast nur skizzenhaft und in den dunkelsten Tönen, am liebsten schwarz, hingestrichen. Um so leuchtender treten dann diese beiden Hauptsachen, auf die es ihnen ankommt, hervor. Aber auch diese, Hände und Gesichter, werden von einigen der Besten in einfachsten, außerordentlich fein getroffenen Fleischtönen mit fettem, breitem, leichtem Vortrag wie alla prima hingemalt und durch den Pinselzug modellirt mit einer Freiheit und Sicherheit, die frappirt und Respect einflößt. Als Meister dieser Portraitkunst und Malweise zeigen sich besonders hier zwei jüngere Künstler: Erdtelt und Räuber. Leibl, der eigentliche Begründer dieser Richtung, strebt heute nach ganz entgegengesetzten Zielen und Lösungen. Der Studienkopf einer Bäuerin mit schwarzem Kopftuch, den er ausstellt, ist ganz im Lichtton mit einer wahrhaft holbeinisch genauen und jede Technik verbergenden Ausführung gemalt.

In seiner Art von allen anderen Bildnissen verschieden ist Paul Meyerheim's bekanntes Familienbild, welches eine der um ihrer Anmuth und hohen Eleganz gepriesensten jungen Frauen der Berliner Gesellschaft im Reitkleide darstellt, im Begriff von der Gartentreppe, auf deren Stufen ihre beiden Kinder mit dem großen Hunde spielen, über den Platz vor ihrer Villa dahin zu dem Pferde zu schreiten, das der Reitknecht, die Herrin erwartend, am Zügel hält.

In der Gruppe der Kinder mit dem Hunde ist ein wärmeres und überzeugenderes Leben als in der Gestalt der Dame erreicht; das Ganze aber von schöner, geschlossener Haltung in der Farbe.

Von seiner Kraft und Kunst in der Darstellung der Thiere gibt derselbe Berliner Künstler in seiner übermüthigen Humoreske „Affenakademie" und einem großen Stillleben, todte Seevögel, hier noch besondere Beweise. In der Thiermalerei zeichnen sich neben P. Meyerheim hier die Münchener F. Voltz, Baisch, Mali, Weishaupt, Braith, Zügel (dessen schönes Talent etwas wild und bunt ausarten zu wollen droht), Frey, Kurz, Wolff und der „Rauchbildmaler" Sellmayr aus. In der Darstellung alles Jagdgethiers mit der umgebenden Landschaft, die dessen Aufenthalt bildet, thut es kein Zweiter, auch Deiker nicht, dem Düsseldorfer Kröner und Bildern, wie die von ihm hier ausgestellten Wildsäue und Rehe, gleich. Huber in Wien leistet Tüchtiges in der Malerei der Pferde in Ruhe und Bewegung, wenn ihn an Feuer und Wahrheit in derselben der Schlachtenmaler Adam auch noch überbietet. Brendel in Weimar wird der Ruf des ersten aller Maler des friedlichen Wollenviehes in Deutschland auch hier nicht entrissen werden.

Die Stillebenmalerei ist einmal wieder gegenwärtig zur Beliebtheit gelangt; zumal dem in großem Maßstab Gehaltenen widmen manche in anderen Fächern der Malerei bewährte Künstler heute gern gelegentlich Zeit und Kraft. Wie Holmberg und Paul Meyerheim that das auch Albert Hertel in Berlin und schuf damit drei hier ausgestellte, in echt malerischem Geschmack combinirte und mit seiner kühnen, breiten Behandlung zu schöner tiefer und reicher Farbenwirkung gebrachte Bilder dieser Gattung. Margaretha Hormuth in Karlsruhe thut es darin den Besten gleich; Jernberg in Düsseldorf bewegt sich in einer lichteren Farbenscala und portraitirt seine natürlichen Objecte nüchterner und derb realistischer. Im Gegensatz zu dieser Darstellungsweise befleißigt sich Camilla Friedländer in Wien der zierlichsten miniaturartigen Ausführung ihrer Stilleben, von denen sie ein paar sehr fleißig und sorglich durchgearbeitete Cabinetstücke ausstellt. Unter den Blumenstücken fand ich in der deutschen Abtheilung nur die von Anna Peters und Emmy Hantelmann beachtenswerth.

In der überschwenglichen Menge der ausgestellten Landschaften deutscher Maler enthüllen sich hier sehr wenige neue künstlerische Kräfte, und die wohlbekannten geschätzten, oft besprochenen und charakterisirten blieben fast ausnahmelos in ihren Geleisen. Die „historische" Ideallandschaft hat in dem Wiener Hoffmann ihren orthodoxesten Bekenner; er hat ein großes schwer colorirtes Bild, „aus der Urzeit" betitelt, ein ödes, zerklüftetes, felsiges Plateau, staffirt mit Cyklopen, ausgestellt. Kanoldt (Odysseus auf der Ziegenjagd) und Metzenar (Herkules mit den Cyklopen kämpfend) wissen die Preller'schen Traditionen recht wohl mit dem Anstreben schöner Naturwahrheit in ihren Bildern zu vereinen. Eine wahrhaft große und stilvolle Auffassung der genau charakterisirten Wirklichkeit zeichnet die landschaftlichen Typenbilder des Wiener Lichtenfels aus: die „Schlernergruppe bei Botzen", und „der Aetna" in glühender Sonnenuntergangsbeleuchtung. In Ludwig's „Gotthardpaß" (Nationalgalerie) verschmilzt sich

Digitized by Google

ähnlich die Größe der Anschauung mit einem freilich noch weiter getriebenen Realismus der Schilderung des Details der landschaftlichen Elemente, Luft und Boden. Graf Kalckreuth's „Hochgebirgsland", v. Kamecke's „Val Tremola" zeigen beide in der Richtung verwandte Meister ihrer bekannten Weise getreu und in der alten Herrschaft über ihre Aufgaben. Oswald und Andreas Achenbach's hierher gesendete Stücke (zwei davon in der Nationalgalerie) gehören zu den in der „Rundschau" längst besprochenen. Ebenso des Berliners A. Hertel große poesievolle Landschaft von der Riviera bei nahendem Sturm. Hier ist etwas ideal Vornehmes in der Naturanschauung, Tongebung und Malerei. Diese besondere Richtung der heutigen deutschen Landschaftsmalerei, an welcher vielleicht ein bewußt oder unbewußt von Böcklin's früheren Schöpfungen empfangener Einfluß einen wesentlichen Antheil hat, findet einen schön begabten Vertreter in München in Neubert, der in drei ausgestellten Landschaften wesentlich durch den Schmelz und die Noblesse tief gestimmter Töne wahrhaft poetische Wirkungen erzeugt.

Von dem Gesammtschaffen der deutschen Plastik kann eine Ausstellung wie diese, in welcher gerade die ersten Meister Berlin's und Dresden's fehlen, selbstverständlich nur eine lückenhafte und ungenügende Anschauung geben. R. Begas, Schaper, Siemering, Schilling, Hänle, Dondorf, Hildebrand sind ausgeblieben. Norddeutschland, die eigentliche Heimath der modernen vaterländischen Sculptur und ihrer größten Talente bis diesen Tag, ist mithin durchschnittlich nur durch Schöpfungen von einer mittleren Höhe vertreten, über welche nur einige Wenige der Aussteller hinausragen.

Die Münchener Plastik ist besonders durch zwei ihrer Meister mit größeren Werken vertreten: Wagmüller, der mit einer Entschiedenheit, wie kaum ein zweiter in Deutschland das sehr gefährliche rein malerische Element in die Plastik eingeführt hat, und F. Miller. Die beiden großen Broncestatuen von Letzterem, die für einen Brunnen in Bamberg bestimmt sein sollen, sind echt monumentale und dabei wahrhaft charakter- und lebensvolle Kunstschöpfungen. Wagmüller stellte die beiden von Paris her bekannten, die anmuthige Marmorgruppe des Mädchens, das sein kleines Geschwister auf der Schulter trägt, ein für jene malerische Richtung sehr bezeichnendes Werk, und das große Gipsmodell des Grabmonuments für sein verstorbenes Kind aus, in welchem diese Neigung zum rein Malerischen weit gebändigter sich äußert und die Hoheit, den Ernst, die Ruhe dieser von der Poesie des Schmerzes ganz erfüllten Gruppe in Nichts beeinträchtigt. Gleichzeitig gab er einige Büsten von außerordentlicher Lebendigkeit und scharf das eigenste Wesen der Persönlichkeiten treffender Charakteristik hierher. Seine ganze Behandlungsweise des menschlichen Gesichtes hat darin entschieden Verwandtschaft mit der des Wiener Tilgner, des bei der dortigen schönen Welt so stark in Mode gekommenen Meisters der malerischen Skulptur. In der großen Zahl von Terracotta-, Gips-, Bronce- und Marmorbüsten, welche derselbe ausstellt, bilden die vorzüglich gelungenen Portraitköpfe, in welchen das individuelle Leben mit Geist, Frische und Keckheit erfaßt ist, die Mehrheit. Aber es fehlt darunter auch nicht an gänzlich verfehlten. Das Schicksal, durch eine kleine Marmorbüste von letzterer Art von ihm portraitirt zu sein, hat

Digitized by Google

leider auch die schöne Fürstin Carolath getroffen! Die Broncestatuette einer Nubierin von Tilgner, ein genau naturalistisch nachgebildetes Portrait eines bis zur Hagerkeit schlanken mohrischen Mädchenkörpers auf einem ganz verzwickt zopfigen und grotesken Postament, ist eine plastische Schrulle. Das Beste, was Wien in dieser Kunst aufzuweisen hat, ist die kleine Broncestatue eines nackten Mädchens von Hoffmann; eine bis zum äußersten Maß der Vollendung durchgebildete Darstellung eines schönen, jugendlichen, weiblichen Körpers, außerdem zugleich ein Meisterwerk der Ciselirung. König und Kühne in Wien haben eine ganze Sammlung von Broncestatuetten, besonders nackte weibliche und Faun-Figürchen von feinem und lebendigem Reiz ausgestellt, die sich allerdings in Bezug auf Durcharbeitung und Ernst nicht mit jenem Werke Hoffmann's vergleichen lassen. Die decorative Statue (Gipsmodell) „die Kunstindustrie" von Kundmann und die der „Vanitas" von Tscherne, beide in Wien, zeigen Tilgner's, aber auf's Monumentale übertragene Portraitmanier. Von unseren Deutschen in Rom ist vor Allem der halblebensgroßen Marmorgruppe von Kopf „Potiphar und Joseph" zu gedenken, in welcher zumal die nackte weibliche Gestalt den Stein zu einem warmen, reizenden Leben beseelt zeigt. Freilich an den bekannten Ausgang der biblischen Scene glaubt, wenn sie so dargestellt ist, kein Mensch! — Unter den Reliefs entdecke ich eigentlich nur zwei hervorragende Schöpfungen; das ganz der malerischen Richtung angehörige Relief von P. v. Cramer (ein ehemaliger Schüler Bläser's, der nun ganz zur Neu-Münchener Fahne geschworen hat), ein fürstliches Jagdrendezvous, (Anfang des 18. Jahrhunderts) darstellend: eine figurenreiche, phantasievoll erfundene, mit freier sicherer Hand und prächtiger Frische gleichsam hingeschriebene Reliefcomposition. Das andere von Tautenhayn in Wien: das Gipsmodell eines großen Schildes, auf welchem in desto strengeren Formen, in desto stilisirterer Composition der Kampf der Lapithen und Centauren im Flachrelief modellirt ist.

Die Architektur, auch wenn sie sich mit so bedeutenden zahlreichen Entwürfen theils ausgeführter Bauten, theils von Projecten zu solchen, wie hier an einer Ausstellung betheiligt, wird bei jeder kritischen Besprechung der letzteren immer unvermeidlich zu kurz kommen. Mit Schilderungen und allgemeinen Betrachtungen ist da Nichts gethan und weder dem Leser noch dem Architekten gedient. Eine fachgemäße, auf das Wichtigste, die entscheidende Hauptsache, d. h. die Grundrisse kritisch eingehende Behandlung aber verbietet sich außerhalb der Fachjournale von selbst. Ich kann mich daher auf diese Bemerkung beschränken: daß besonders Berlin, München, Wien und Frankfurt a. M. durch die Mehrzahl der hervorragendsten Meister des Schönbaues hier glänzend und mannigfaltig vertreten sind. Die Wiener sind dabei insofern im Vortheil, als die großen durchgearbeiteten Entwürfe und Perspectiven von prächtigen Monumentalgebäuden, kirchlichen wie Profanbauten, welche sie ausstellen, zumeist wirklich zur Ausführung gelangt oder darin begriffen sind; sie, welche das neue Wien zu der an stolzen architektonischen Neuschöpfungen reichsten Stadt der Erde gemacht haben. Im Gegensatz zu ihnen ist Vieles von

dem Besten, was schöpferisches Talent, Kunst, Wissen und Fleiß der sicher nicht geringeren Meister der jüngeren Berliner Architektenschule auf dem Papier in's Leben gerufen hat, auf dem Papier geblieben. Der Entwurf eines wirklich in die steinerne Wirklichkeit getretenen Prachtbaues, wie z. B. des Kayser-Großheim'schen Geschäftshauses für die Lebensversicherungs-Gesellschaft „Germania" zu Berlin, gehört zu den fast verschwindenden Ausnahmen unter den aus der deutschen Reichs-Hauptstadt eingegangenen Projecten. Die Thatsache wird übrigens auch durch diese Architekturausstellung wieder bewiesen, daß heute, wie überall im Vaterlande, Erfüllung geworden ist, was die Propheten vor 25—30 Jahren zu verkünden begannen: Die Zukunft des deutschen Schönbaues, der Sieg im damals noch wogenden Kampfe der Richtungen, wird der Renaissance gehören.

II.

Die Kunst des Auslandes.

Spanien, um mit der am kargsten betheiligten Kunstschule des Auslandes den Bericht über dessen Ausstellung zu beginnen, gewährt uns von der ganzen, reichen und originellen Kunst seiner heutigen Meister hier den Anblick nur einer einzigen Probe und diese ist nur eine auf weniger als die Hälfte der Originalgröße reducirte Wiederholung, — ich zweifle sogar, ob ganz von der Hand des Meisters — eines im vorigen Jahre zu Paris bewunderten Gemäldes: „die wahnsinnige Johanna auf der Winterreise mit dem Sarge, der den Leichnam ihres verstorbenen Gatten Philipp's des Schönen einschließt, in freier Landschaft eine Seelenmesse für ihn abhaltend" von Pradilla. Die tiefe und mächtige Wirkung, welche dort in Paris von dem großen Original ausging, übt diese verkleinerte Copie doch nicht in gleichem Maße. Zwar in dem Ton des Ganzen, in dem Ernst und Adel seiner Haltung, in der Wahrheit der kalten, winterlichen Luft, die über diese unwirthliche Landschaft dahin weht und die Cavaliere und Frauen des Gefolges der Unglücklichen fröstelnd durchschauert, ist ein wesentlicher Unterschied nicht erkennbar. Auch die Gestalten und alle Details der ergreifend düsteren Scene sind hier genau die gleichen. Aber es will mir scheinen, als ob gewisse eigenthümliche Fehler oder üble Gewohnheiten des Malers hier noch outrirter vorträten: die zu große Familienähnlichkeit der Gesichter und die unnatürliche, unverhältnißmäßige Größe der Augen in ihnen allen. Immerhin kann das Bild auch in dieser Gestalt genügen, unserem Publicum einen Begriff von der Bedeutung dieses neuspanischen Meisters zu geben und mit Achtung für ihn zu erfüllen.

Viel reichlicher als von den Spaniern ist München von den Italienern bedacht worden. Freilich fehlt eine Anzahl ihrer Besten, welche der italienischen Abtheilung in Paris hauptsächlich Glanz und Interesse gaben. Aber sie sandten doch ein hinreichendes Maß von charakteristischen Werken, um die unterscheidenden Züge der heute in der italienischen Malerei herrschenden Richtungen zu erkennen. Vor Allem bezeichnend ist in ihnen das Bestreben, jeden Anklang an die große Zeit der Renaissance zu vermeiden, um den möglichst

Digitized by Google

vollständigen Bruch mit der Tradition derselben thatsächlich zu vollziehen. Und das gelingt ihnen leicht und vollkommen genug; ihre hiesige Ausstellung würde noch viel magerer und interesseloser sein als sie es schon ist, wenn nicht in dem betreffenden Saal die beiden Bilder des in Rom arbeitenden Siemieradzki Aufnahme gefunden hätten, die wir im vorigen Jahre in der russischen Kunstabtheilung des Pariser Marsfeld-Palastes mit desselben Künstlers bekannten „Fackeln des Nero" ausgestellt sahen: „Ein Weib oder eine Vase", „Die Bitte des Schiffbrüchigen". Die unleugbar großen malerischen Eigenschaften gelangen hier in geringerer Umgebung noch mehr zur Geltung wie dort. Immer ist es nur zu bedauern, daß der Künstler der Versuchung so wenig zu widerstehen vermag, seine Virtuosität in der Darstellung aller „todten Natur" selbst auf Kosten der Hauptsache seiner Bilder leuchten zu lassen. Besonders auf dem erstgenannten, auf welchem wir einen älteren kunst- und schönheitsverständigen, reichen Liebhaber der römischen Kaiserzeit unentschlossen dasitzen sehen, ob er für den gleichen, ihm von dem Zwischenhändler abgeforderten enormen Preis die seltsame chinesische Vase, oder die schöne junge, nackte Sklavin erwerben soll, welche ihm jener zum Kauf anbietet, wirkt dieses Vordrängen einer Menge der mannigfachsten, meisterhaft in täuschender Realität dargestellten Gegenstände aus Perlmutter, Edelmetall, Marmor, Schildpatt, Bronce, gewebten Stoffen 2c. störend und zerstreuend. Auf dem anderen Bilde dient es im Gegentheil eher dazu, die Leere und Interesselosigkeit der Scene zu maskiren.

Die eingeborenen Italiener sind in ihrer Historien-Malerei nicht besonders glücklich. Ussi, den sie zu ihren größten zählen, bringt es doch nicht über eine Theaterscene im Renaissance-Costüm hinaus, wenn er den Vergiftungsversuch der Bianca Capello gegen den Cardinal von Medici darstellt; ein Bild, das durch Mancherlei an den Berliner Maler solcher historischer Anekdoten und Legenden, unseren farbenfrohen Karl Becker erinnert.

Die neuen italienischen Genremaler wandeln entweder mit Vorliebe die Wege Meissonnier's, der Spanier Madrazzo und Fortuny, oder sie mühen sich, das Leben und die Wirklichkeit von der Straße oder im Innern der armseligsten Menschenwohnungen in gänzlich unbefangener, von keiner Tradition, keinem Vorbild beeinflußter Auffassung und Darstellung zu schildern. Absichtlich suchen sie die gleichgültigsten, und vor allen die reiz- und schönheitsärmsten Gegenstände zur Darstellung, und sind geflissentlich bemüht, besonders in den Schilderungen des Volkslebens ihrer italienischen Heimath, von den Gestalten gründlich jede verschönernde Schminke einer angeblich edleren stilvolleren Natur abzustreifen, welche dieses Volk Italiens der deutschen Literatur seit Goethe und der Malerei Leopold Robert's zumeist zu danken hat. Und man wird ihnen das Zeugniß nicht versagen, daß ihnen das nur zu gut gelingt! Besonders Monteverde's „Italienischer Bauernhof" mit dem Misthaufen und dem Rudel schwarzer Schweine, sein wandernder kleiner Harfenist in dem römischen Bauernhause, und die „Trauerversammlung" im Hause der hochschwangeren Wittwe von Lutto sind überzeugende Proben davon. Lovatti wendet sich von diesem Cultus des nur Charakteristischen, prosaisch Wahren und Vulgären, den

Digitized by Google

wir von so manchen Talenten hier mit Vorliebe geübt sehen, lieber der Geschmacksrichtung zu, in welcher er sicherer sein darf, dem für gefällige Anmuth und moderne Eleganz empfänglichen Publicum zu behagen. Seine lebensgroße Halbfigur einer in die japanesischen gestickten Seidenkissen ihres offenen Coupé's zurückgelehnten, ihre Händchen in der Muffe bergenden, schwarzgekleideten jungen eleganten Schönen, welche mit vollem Behagen die Befriedigung ihrer Eitelkeit auf einer Corsofahrt genießt, erinnert lebhaft an de Nitti's Bilder aus dem Straßen- und Parkleben von Paris und London. Ich nenne ferner von hervorragenden Bildern die zierlichen Sächelchen von Tolli, und das gemüthlich humoristische „Alte Liebe rostet nicht" von Pratio: ein mit äußerster Delicatesse und Detailirung gemaltes greises Ehepaar aus dem Volk, das nebeneinander sitzend sich mit innigster Zärtlichkeit, mit dem rührenden Aufflammen des noch nicht ganz erloschenen einstigen jugendlichen Liebesfeuers in Augen, Herzen und Mienen anblickt. Von italienischen Landschaften verdient eigentlich nur Vertunni's große Landschaft mit der prachtvollen Piniengruppe am umbuschten Waldgewässer, und die Lagune Venedigs im Spiegel des glänzend durchleuchteten Morgenhimmels mit der Figur des ganz im Schatten getauchten halbnackten Anglers im Vordergrunde von Ciardi Beachtung und wärmere Anerkennung.

Eine erfreuliche Ueberraschung gewährt die Collectivausstellung der italienischen Gesellschaft der Maler in Wasserfarben: eine ganze Galerie von interessanten, meist keck und geistreich behandelten Aquarellbildern (Genre, Landschaft, Einzelfiguren). Zu den hervorragendsten zählen zwei lebensgroß in Aquarell gemalte Halbfiguren einer Aegypterin und eines beturbanten Orientalen, der die linke Hand auf die Brust legt, gemalt von Ferrari. Nur von Herkomer werden sie an Macht, Tiefe und Wahrheit in der Farbenwirkung noch übertroffen.

Der letztgenannte Meister, dessen oberbairische Herkunft sein zweites Vaterland England nicht verhindert, ihn als einen der ersten britischen Künstler zu feiern, erwies hier sein Anrecht auf solche Ehren wieder durch ein paar außerordentliche Aquarellbilder: das bekannte lebensgroße Profilportrait R. Wagner's, den Studienkopf einer alten Bäuerin mit ganz in goldiges Helldunkel getauchtem Vollgesicht und eine Gruppe lebensgroßer Halbfiguren: ein alter Bauer, der mit zwei Kindern an seiner Seite aus der Thür seiner Hütte hinausgetreten ist, und, wie die Kleinen, neugierig nach irgend einem Vorgange draußen auf der Gasse hinaus zu spähen scheint. Die Bilder haben die Energie der Behandlung der Farbe und der Wirkung alter Meisterwerke der Oelmalerei. Im Uebrigen gibt die englische Kunst dem Berichterstatter über die Münchener Ausstellung wenig zu erzählen. Das Wichtigste nächst den Aquarellen von Herkomer sind die beiden schon in Paris gesehenen Männerportraits von Watts, die in der stolzen Haltung, der kraftvollen Malerei, in dem stark impastirenden Vortrag und dem tiefgestimmten goldigen Ton nicht erfolglos den Männerbildnissen des Tintoretto nacheifern. Schwächer und trockener ist Leighton's Bildniß (ich glaube des Malers eigenes) und recht kühl, glatt akademisch und völlig im Charakter verfehlt desselben Malers Gestalt der Mignon.

Ein recht liebenswürdiges Bild malte Marc: das Rendezvous eines liebenden

Paares (17. Jahrhundert) bei beginnender Dämmerung am Saume eines kleinen Gehölzes. Der schlichten, zarten Empfindung darin entspricht ein gedämpfter, fein harmonischer Ton. Calderon's Begräbniß des großen Republikaners Hampden durch Krieger der Parlamentsarmee ist von schönem Ernst in der ganzen Haltung; aber doch recht flau und allgemein in den Charakteren. Marc Stone stellt ein ziemlich stumpf und mehlig colorirtes größeres Genrebild aus: die Heimkehr eines französischen Soldaten aus dem Kriege in seine Hütte zu seinem hübschen Weibe, das ihm kurz zuvor ein neues junges Leben geschenkt hat und, sich von ihrem Lager aufrichtend, mit dem vorzüglich getroffenen Ausdruck seliger Ueberraschung und innigst zärtlichen Entzückens die Arme um den Hals des geliebten, geretteten Mannes schlingt, während das zwei- bis dreijährige Töchterchen dem Vater den kleinen neuen Ankömmling in der Wiege zeigt.

Wenn man von den durch russische Künstler ausgestellten Gemälden das höchst charakteristische und lebensvolle Bild eines Pferdemarktes im Winter in einem polnischen Dorfe von Witkiewicz, einem echten Talent- und Kunstverwandten des unvergeßlichen Gierymsky und die Landschaft mit aufgehendem Vollmond „Schlummerstunde am Ostseestrand" von Klever in Petersburg nennt, so ist das in der schwach beschickten hiesigen russischen Abtheilung Bemerkens- und Anerkennungswerthe so ziemlich erschöpft. Oder man müßte denn Bilder, wie das von Gerson in Warschau gemalte, im Vestibül ausgestellte, viel Tüchtiges enthaltende „Königin Hedwig von Polen wird an der gewaltsamen Flucht durch den Schatzmeister Goroy verhindert", und die zahlreichen talentvollen Werke der Münchener Polencolonie, also Brandt's, Czachovsky's, Chelminski's u. s. w. gewaltsam zu Erzeugnissen nationalrussischer Kunst stempeln wollen.

Gleichsam a cheval zwischen England und Belgien stehend, wie es ja auch der Wahrheit entspricht, finden wir die vier von Alma-Tadema gesendeten Gemälde zwischen den Werken aus seinen beiden Heimathländern placirt. Drei derselben gehören wieder zu den feinsten, auserlesensten Juwelen der Malerei in der ganzen Ausstellung. Es sind das ein größeres Bild, ein alt ägyptisches Trauerhaus der Pharaonenzeit darstellend, in dessen düsterem Säulensaal die Lieder und das Saitenspiel der Klagenden und Leidtragenden rings um den geschlossenen Mumiensarg des verstorbenen großen Herrn erklingen, während die Wittwe sich in wildem Schmerz über den reich mit bunten Hyroglyphen decorirten todten Schrein wirft. Das enorme archäologische Wissen für sich allein wäre für den Werth des Kunstwerkes ziemlich gleichgültig. Aber es gewinnt hier eine ganz andere Bedeutung, da all' das durch Studium Gewonnene in dieses Meisters Phantasie lebendige Anschauung geworden ist und in seinen wundervollen Schöpfungen zur schönen künstlerischen Wirklichkeit wird. Die Durchführung des Bildes geht bis zum letzten Grade der Vollendung. Farbe und Ton sind von einer edlen Ruhe und Einheit, in welcher all' der vielfarbige Zierrath dieser Architektur, von dem nicht ein Detail unterdrückt oder verleugnet ist, gleichsam verschmolzen und aufgelöst erscheint. Von lieblichem Reiz sind besonders die beiden kleineren Gemälde des Künstlers aus dem antiken Leben: „die Frage" und „der Spiegel". Das Letztgenannte zeigt eine anmuthige junge

Römerin, die ihr lächelndes Antlitz im Wasserspiegel des großen Marmorbeckens eines Springbrunnens betrachtet, aus dem sich eine mit der schönsten blaugrünen Patina bedeckte Broncestatue einer Tänzerin erhebt. Säulen aus bläulichgraugrünem Marmor umgeben den Brunnenplatz. Wie so in diesem Bilde der zart gebrochene Grundton durchklingt, der sich auch in den Gewändern des Mädchens annähernd wiederholt, so herrscht in dem dritten durchweg die sonnigklare goldige Helligkeit des heißen südlichen Tageslichtes. Sie ruht flimmernd auf der weißen Marmorbank am Meeresufer, auf welcher in einer Ecke die reizende goldhaarige Römerin sitzt und der brünette schlanke Bursche lang ausgestreckt liegt, der an die schalkhaft und verschämt Lächelnde die Herzens- und Gewissensfrage richtet. Das vierte Bild ist das hier längst besprochene, in lebensgroßem Maßstab gemalte, „das Venusmodell" des antiken Bildhauers; an feiner und vollendeter Kunst kann es sich mit den drei anderen nicht messen.

Das Beste, was die belgisch-holländische Abtheilung nebst Alma Tadema noch zu bieten hat, sind ein paar Bildnisse von Wauters, darunter das bereits vor drei Jahren in Berlin ausgestellt gewesene künstlerisch-vornehme Portrait des Knaben in dunkler Sammettracht, den Reifen in der Hand, den Hund zu seinen Füßen; und zwei weibliche Brustbilder, das eine zumal von saftiger Frische und körperlicherer Modellirung des warmblütigen, dunkeläugigen Gesichts. De Vriendt's schönes Talent ist diesmal sehr unzureichend durch das kleine Bild eines stark melodramatisch arrangirten, mittelalterlichen Kindesraubes vertreten. Die große Tafel von Slingeneyer's, auf welcher der aus dem Schiffbruch und Wellentode entronnene Camoens an wogenbespülter Klippe lehnt, das gerettete Manuscript seiner Lusiaden in der Hand und nur mit dem zweiten Stück seines geretteten Besitzes, seinen Tricotbeinkleidern bekleidet, ist an geistigem wie malerischem Inhalt gleich leer. Stallaert malte eine hochpathetische, tragische Scene: die Todesangst und Qual der in dem berühmten „Keller des Diomedes" zu Pompeji während des Untergangs der Stadt zusammengedrängten Opfer des Verderbens. Aber trotz aller Aufregung, aller Verzweiflungsgeberden, alles Flammenscheins und Aschenregens läßt uns das Bild kühl bis an's Herz hinan. Desto tiefer wird dasselbe ergriffen von der in großem Maßstab gemalten Tragödie aus dem Leben des armen Volkes unserer Städte, welches Struys, der in Weimar malende und lehrende holländische Künstler, ausstellt. Die unglückliche verführte Tochter der Handwerkerfamilie, verrathen und verlassen von ihrem Verderber, steht, ihr Gesicht in den Händen verbergend, auf der Schwelle des elterlichen Zimmers. Entsetzt, wie beim Anblick eines Gespenstes, fahren Mutter und Schwester von ihren Sitzen auf, der Vater aber in unversöhntem Grimm, ohne Mitleid und Erbarmen für das Kind, das ihn in Schande und Elend gestürzt, geht auf sie mit geballter Faust los. Jammernd will ihn der kleine Sohn zurückhalten. Die alte Großmutter wirft sich ihm entgegen. Es ist ein grausiger Eindruck, um so ergreifender, als Nichts darin an theatralisches Pathos anklingt, jeder Zug darin unverfälschte Wahrheit ist. J. Verhas versteht sich auf die Schilderung naiver Kindernaturen vorzüglich. Die Gruppe der schönen Kleinen, in des Vaters Werkstatt das Bild auf der Staffel freudig betrachtend, und jene beiden lebensgroßen Kindergestalten, die er im Garten spielend

Digitized by Google

malt, beweisen es. Aber die fast unglaubliche Geschmacklosigkeit in der Wahl der Scenerie und des Hintergrundes, wie hier z. B. das mit einer Menge buntfarbiger Blüthen in natürlicher Größe prangende Asternbeet, macht es nur gar zu schwer, sich an diesen guten Eigenschaften zu erfreuen.

Woran man in der niederländisch-belgischen Abtheilung diese Freude desto reiner genießen kann, sind vor allem die Landschaften und Seestücke. Die von feuchtem Dunst fast immer erfüllte Atmosphäre, die über dem wasserreichen Flachlande lagert, das Sonnenlicht leise dämpft und umschleiert, und der Vegetation ihre saftige Frische leiht, diese ganze für das blödere Auge reizarme und gerade an dem feinsten Zauber so reiche, niederländische Natur, wissen diese Maler in wahrhaft erquickenden Bildern zu spiegeln. Schampheleer, Maris, Gabriel, Rölof, Backhuyzen, die Marinemaler Büng und Mesday ringen jeder mit fast gleichem Anrecht um den Preis in ihrer Kunst, während van Luppe und Asselbergs es in der Malerei der Waldnatur, der Bäume, des Terrains mit den tüchtigsten der Landschafter anderer Nationen aufnehmen.

An der architektonischen Ausstellung ist Italien nur durch einige Durchschnittsansichten und Grundrisse von Lucolini in Bologna, Entwürfe für das Treppenhaus eines Königspalastes und für ein Postdirectionsgebäude betheiligt; Holland durch zahlreichere Entwürfe, ausgeführte Perspectiven und durch Photographien nach seinen Bauten, von Gottschall in Amsterdam, durch Muysken's (ebendas.) Projectzeichnungen zum Schloß Wassenaar bei Gravenhagen, durch Mengelberg's (Utrecht) Zeichnungen für Kirchenausstattungen in den Formen aller gothischen Stil-Epochen, und durch die interessanten Zeichnungen von Cuypers für die Restauration historisch und künstlerisch wichtiger Gebäude in den Niederlanden, die er im Auftrage der Commission für die Erhaltung der geschichtlichen und Kunst-Monumente im niederländischen Ministerium mit tief eindringendem Verständniß entworfen hat. Auch in den Projecten dieser holländischen Architekten zeigt sich die gleiche Hinwendung zu den wiederaufgenommenen Traditionen ihrer heimathlichen Renaissance, wie bei den deutschen und französischen.

Plastische Arbeiten haben von den fremden, in München erschienenen Nationen nur die Franzosen und Italiener ausgestellt; die letzteren dann freilich auch in überschwenglicher Fülle. Es wäre überflüssig, das unzählig oft über deren glatte, moderne Kunstmarmorwaare Gesagte zu wiederholen. Die wenigen Italiener, welche sich von der herrschenden Manier freizuhalten suchen, Monteverde, diesen kühnen Realisten an der Spitze, haben Nichts nach München entsendet. Unter all diesen nackten, süßlichen, glatten, lüsternen Schönheiten, von ihrer großen Zukunft träumenden Künstler-Jünglingen, artigen und bösen Kindern, fleißig in wirklich mit Text bedruckten Büchern lesenden Mädchen, Brüderchen mit Suppe fütternden, mütterlichen Schwestern ꝛc., sind die meisten wahre Revenants, die auf jeder neuen Ausstellung in neuen Copien aus den frisch und lustig verkaufenden Meisterwerkstätten ihre üppigen Glieder, ihre lachenden und weinenden Gesichter und die oft erstaunliche Marmortechnik leuchten lassen. Der derbe Naturalismus der beiden Köpfe alter Männer von

Digitized by Google

Beliazzi, die „Trägheit“ und den Genuß einer „Mußestunde“ (mit der Cigarre im Munde) darstellend, und in desselben Meisters vortrefflich durchgeführtem, am Boden ausgestreckt schlafendem Ciucciarenknaben, wirkt wahrhaft wohlthätig in dieser überwiegend weichlichen, süßen und geleckten marmorenen Gesellschaft.

Einige Thatsachen mögen hier gleich zur allgemeinen Charakteristik der französischen Ausstellung hervorgehoben sein: Diese ist durchaus in einem großen und würdigen Sinne combinirt, gibt einen wirklichen Begriff von der Bedeutung und dem Glanz der modernen französischen Kunst durch die Vereinigung einer solchen Zahl von hervorragenden Schöpfungen der Malerei und Skulptur, wie sie außerhalb Frankreichs das Ausland kaum jemals, selbst nicht in der Kunsthalle der Wiener Weltausstellung beisammen gesehen hat. Man wählte diese Werke aus der ganzen ungeheuren Fülle des von der französischen Kunst seit den letzten dreißig Jahren Geschaffenen aus, so daß neben Gemälden, die aus diesem Jahre 1879 datiren und den jüngsten „Salon“ zu Paris schmückten, solche hängen, welche seit 1849 eine Zierde des nationalen Museums der zeitgenössischen Kunst im Luxembourgpalast bilden.

Den ersten der ihnen zugewiesenen Räume, den achtseitigen Kuppelsaal, haben die Franzosen mit gewohntem Geschmack für ihren Ausstellungszweck auszunutzen verstanden. In den vier Nischen sind auserlesene Statuen aufgestellt; andere Statuen, abwechselnd mit tiefblauen Fayencevasen, umstehen das mittlere, von blühenden niederen Topfgewächsen umkränzte große Brunnenbecken, in dessen Mitte die Wasserstrahlen aus einer broncenen Brunnengruppe aufsteigen. Marmorgestalten und Marmorbüsten wechseln mit broncenen. Im zweiten langen Saal sind die plastischen Werke in der mittleren Längsaxe des Raumes aufgestellt. Einige der im Verzeichniß genannten besonders berühmten Skulpturen und Broncen behielt man noch für die andern Räume zurück. Man sieht das Bestreben, den Deutschen in ihrer Heimath nicht nur die Leistungsfähigkeit der nationalen Malerschule, sondern ebenso die bei uns kaum gekannte französische Skulptur in allen ihren unleugbaren Vorzügen zu veranschaulichen.

Die salbungsvollen Stimmen, welche bereits gelegentlich der wenigen deutschen, italienischen und österreichischen Bilder mit nackten, zumal weiblichen Gestalten ihren Weheruf über die Unsittlichkeit und die „faunische Phantasie“ der betreffenden Künstler nicht zurückzuhalten vermochten, werden hier in der französischen Abtheilung natürlich dreifach vermehrte Veranlassung erhalten, das Anathema erschallen zu lassen. Die französische Kunst und deren Pfleger, der Staat, kennt nicht jene angeblich sittliche Scheu, welche, mit Lessing zu reden, das Werk des Schneiders für einen besseren und würdigeren Gegenstand der Kunst erklären möchte, als das schöne Meisterwerk Gottes, die unverhüllte menschliche Gestalt. Der Pariser Maler oder Bildhauer gilt nicht recht für voll, der nicht gleichsam die Meisterprüfung oder Probe abgelegt und bestanden hat, einen lebensgroßen, ganz künstlerisch durchgebildeten schönen nackten Körper als Bild in passender Umgebung oder als Statue auszuführen. Es ist der wohlthätigste Zwang einer noch treulich respectirten Tradition. In den eröffneten Sälen bildet ein derartiges Werk eines der gefeiertsten modernen Meister, Bouguerau's,

Digitized by Google

„die Geburt der Venus", eines der anziehungskräftigsten Glanzstücke der Abtheilung. Der Maler gilt der neuesten Generation, wenigstens der äußersten Linken derselben, schon als kalter Akademiker. Sie können sich zu einem Akademiker Glück wünschen, der es versteht, einen nackten, idealschönen weiblichen Körper so herzustellen im Bilde, mit diesem vollendeten Adel der Linien und der Bewegung in der Ruhe zu zeichnen und in einem ganz klaren kühlen Helldunkel, das zur Schattenmasse fast nur durch die feine, lebendig geschwungene Lichtkante gemacht wird, welche den Contur der rechten Seite der, von oben und rückwärts her beleuchteten, Göttingestalt säumt, so zu modelliren wie dieser. Auch jene Masseneruption kleiner nackter Amoretten, die wie ein zartrosiges Gewölk neben der Schaumgeborenen, selbst noch etwas schaumähnlich, über den Wogen im lustigen Wirbel aufwärts sausen, die Schönheit umkosend, sind nicht minder meisterhaft gezeichnet. Aber empfindlich wird leider der Totaleindruck des Werkes gestört und beschränkt durch eine schwer verständliche Schwäche des Malers der schönen Nereiden, welche in den Armen zärtlicher Tritonen durch die Wellen getragen werden und Halt machen, um zu dem neuen holden Wunder vor ihnen mit freudigem neidlosen Staunen hinauf zu blicken: es sind die echtesten Pariser Courtisanengesichter von heut! Formen, Ausdruck, Augenaufschlag — es ist Alles wie portraitirt nach jener lügnerischen Wirklichkeit. In dem kleineren Bilde desselben Meisters, dem „Dianenbade", schwelgt er in seiner Virtuosität der Darstellung klassisch schöner nackter Frauengestalten, die nur eine gar zu große Gleichartigkeit unter einander zeigen. Die bekannte Colossalfigur jener nackten Schönen mit der übermenschlich grandiosen Hüftenentwickelung, von Lefebvre gemalt, die sich durch den leuchtenden Spiegel in der hochgehobenen Rechten als „die Wahrheit" legitimiren muß, verläßt ihr Asyl in Luxembourg seit acht Jahren gar zu oft, um Gastreisen auf alle internationale Ausstellungen Frankreichs und des Auslandes zu machen, zu deren unvermeidlichem Inventarstück sie bereits geworden scheint. Mit dem derbsten Naturalismus in der Darstellung eines beliebten Gegenstandes der klassischen Kunst zu prunken, fühlte sich Roll, der Maler eines „Silenfestes", versucht. Der rasend ausgelassene wilde Reigen nackter Bacchantinnen von fast bäurischen Formen und einer brutalen Energie der Farbe, von welchem das Bild den alten Gefährten des Bacchus auf seinem Esel umtanzt werden läßt, gleicht genau der plastischen Tanzgruppe Cargeaux's am Opernhause zu Paris. — In der Zeichnung des Nackten, vor Allem aber in der rückhaltlosen Schilderung der wildesten, blutgierigen Leidenschaft entmenschter Weiber offenbart der junge Maler Morot, ein Pensionair der Akademie zu Paris, in dem großen ebenso talent- als grausenvollen Gemälde „Die Weiber der Ambionen treiben die römische Reiterei von ihrer Wagenburg zurück" eine ganz ungewöhnliche Kraft. Ribot's heiligen Sebastian, dessen hingestrecktem Körper fromme Hände die Wunden verbinden, wie alt und bekannt das Werk auch sei, sieht man immer gern und mit Interesse wieder. Mit seiner genauen Nachbildung des Ribera in der Naturauffassung, der schwarzen Schatten, der ganzen Farbe und Technik ist Ribot übrigens in allen den Jahren allein geblieben. Man hat ihn bewundert und gepriesen, ist ihm aber nicht nachgefolgt.

Digitized by Google

Das colossale Plafondbild von Ehrmann, dem sonst fast nur für die Gobelinwirkerei und die Kunsttöpferei arbeitenden Meister, verräth in seiner ganzen Compositionsweise und Zeichnung diese Art der Hauptthätigkeit des Malers. Es ist ein großes allegorisches Gemälde in Lebrun's und Coypel's-Manier: Paris, unter den Auspicien der Republik, ladet die anderen Nationen zum friedlichen Wettkampf ein; von seinen in der Luft schwebenden, Posaunen blasenden Ruhmesgöttinnen, bei denen die Richtigkeit und Möglichkeit der Formen und Bewegungen arg in's Gedränge kommt, ist eben so wenig Gutes zu sagen, als von den unmöglichen Tönen, in denen sie gemalt sind, und in denen ein kaltes grau Rosa nur zu sehr vorherrscht. — Desto edler, tiefer, ernster und eindrucksvoller in der Farbe ist Henner's todter Christus. Lang hingestreckt daliegend tritt sein Körper wunderbar leuchtend aus dem nachtdunkeln Hintergrunde heraus, während die starken Schatten, weich und flimmernd mit der Lichtmasse an ihren Grenzen vertrieben, der Erscheinung wol Körperlichkeit verleihen, aber ohne eine gewisse Verschwommenheit der Erscheinung aufzuheben.

Die heutige französische Heiligenmalerei wird zum Theil von gar wunderlichen Heiligen geübt. Ein solcher ist besonders Oliver Merson. Auf einem mit großer Delicatesse und in entsprechender Feinheit des Tons ausgeführten kleinem Bilde, malte er den vom heiligen Franciscus „bekehrten" („converti" steht wirklich auf dem Rahmenschilde!) Wolf von Agubbio, der sanft wie ein Lamm mit einem Heiligenschein um den struppigen Kopf zu allen denen geht, die er sonst beraubt, bedroht und geängstigt hatte. Der Markt der mittelalterlichen italienischen Stadt im Winter, und was sich auf dem Platz und vor den Häusern bewegt, theils voll Sympathie zu der heiligen Bestie, theils dem Frieden und ihrer Bekehrung noch immer etwas mißtrauend, zeigt in der Darstellung viel malerische Kunst. Als ein wirklich anderer, wenn auch im Glauben von der gleichen Stärke zeigt sich Merson in dem wandgroßen absichtlich stumpf, trocken und matt in dem Ton einer Freske gestimmten Gemälde, das einen Heiligen, Landmann oder Ackerknecht von Beruf, knieend neben seinem Felde in frommem Gebet darstellt, während ein zu diesem Zweck herabgestiegener Engel für ihn die Tagesarbeit besorgt und mit dem von Ochsen gezogenen Pflug den Boden furcht.

Eine andere derartige Heiligen- und Wunderverherrlichung ist die colossale, aus einem breiten Mittel- und zwei Seitenbildern bestehende Maschine von Dulze, in einem sonderbaren Mischstil von hartem Realismus und gesuchter, eckiger, steifer Alterthümlichkeit und mit souveräner Verachtung der Raumvertheilung gemalt: der heilige Bischof Cuthbert im Ornat, einige unklare Wunder vollbringend. Wieder im stricten Gegensatz zu dieser Manier der kirchlichen Malerei steht das Bild von Wencker (auf allen diesen Stücken sind die Gestalten lebensgroß), der damit den Wettkampf mit einer der herrlichsten Schöpfungen des Murillo aufnimmt: die heilige Elisabeth von Ungarn in ihrem Thronsaal, die ekelhaften Kopfwunden eines nackten kranken Armen auswaschend und verbindend. Hier ist Alles, Figuren und Umgebung, mit vollendeter Sorgfalt, in einem kühlen Gesammtton glatt und elegant durchgeführt und in einer zugleich an Fiesole anklingenden idealisirenden und doch jedes Detail mit äußerstem Fleiß

und Kunstgeschick herausarbeitenden Manier. Pierre Fritel's nackter christlicher Märtyrer mit dem Königstiger über ihm, unter dessen Krallen er verblutet, ist eines jener von der französischen Malerei jederzeit so beliebten grausamen und virtuos behandelten Effectstücke. Wahrhaft wohlthuend durch den schönen Ernst und die ehrliche Wärme der Empfindung wie durch männliche Energie und edle Schlichtheit der Zeichnung, der Malerei und des Tons wirkt das große Bild von Moreau (von Tours): „Blanca von Castilien, genannt die Liebe der Armen, im Heraustreten dem Kinde eines armen Greises ihren Schmuck schenkend." Welche reine, edle, ungesuchte, weibliche Hoheit, Güte und Tüchtigkeit in dieser lichten königlichen Frauengestalt und diesem herrlichen, von leiser Schwermuth über all das Elend der Welt verschleierten Antlitz! — Strenger Ernst, Wahrhaftigkeit und innerste Tüchtigkeit bilden die Grundzüge des, nach meiner schon im vorigen Jahre zu Paris gewonnenen Ueberzeugung, größten lebenden Meisters der realistischen Historienmalerei, Laurens. Mit hohem Genuß sehe ich hier seinen General Marceau wieder, der in der Schlacht gefallen, todt auf dem Bett, in einem Bauernhause, wie auf einem Katafalk ausgestreckt liegt und die Ehrenbezeugungen seiner Gegner, der Officiere des österreichischen Generalstabes empfängt. Diese schmucklose Größe, diese markige Männlichkeit, dieser heilige Respect vor der Natur und der Wahrheit, wie sich das Alles in der Auffassung der Gegenstände und ihrer malerischen Verkörperung in den Bildern dieses Meisters ausprägt, wirkt zwischen so vielem leeren, lügnerischen, geschminkten, leichtfertigen, kleinlichen, bunten Plunder (von dem wir freilich in der französischen Abtheilung am wenigsten vorhanden finden) erquickend und erhebend. Laurens gesellte diesem bekannten Bilde noch sein neuestes, aus diesem Jahre stammendes und noch viel umfangreicheres, das eine Scene aus der mittelalterlichen Inquisitionsgeschichte in Carcassonne darstellt. Eingemauerte sollen befreit werden. Unter Aufsicht der Stadtbeamten sieht man einige Männer mit Hacken und Brecheisen eifrig daran arbeiten, die dort aufgeführte Wand zu zerstören. Ein Dominikaner, Bernhard le delicieux, ermahnt das sich vor dem Gebäude angstvoll drängende Volk ruhig zu bleiben oder heim zu gehen. Das Ahnungsvolle, Unheimliche des Augenblicks der Erwartung kann nicht wahrer und mit ansteckenderer Gewalt versinnlicht werden, als es in den Gestalten und Gesichtern dieser Männer, Weiber und Kinder geschieht. Und in Allem wieder diese Größe, Aufrichtigkeit und Schlichtheit, die alle kleinen Künste verschmäht, nicht um Beifall wirbt, keiner Modeneigung schmeichelt, keiner Manier huldigt und nur die Sache will.

Melingue (wieder ein neuer Stern) scheint dem Vorbilde von Laurens zu folgen. Sein großes, figurenreiches Bild stellt den, neuerdings wieder so viel genannten und „von der Parteien Gunst und Haß" herumgezerrten Prevost der Pariser Kaufleute, Etienne Marcel an der Spitze der Volkshaufen dar, die er gegen den Dauphin Carl (1338) in dessen Palast geführt, wie er dem Prinzen das Leben rettet, indem er ihn mit seiner eigenen Mütze in den Farben der Stadt Paris bedeckt und sich dafür die seines Schützlings aufsetzt. Die Leichen der vom Pöbel erschlagenen Marschälle liegen dicht vor den Füßen des Dauphin's in ihrem Blut. Hier ist viel von dem, ich möchte sagen grimmigen, Ernst der

Digitized by Google

Kunst Laurens' in der Schilderung der Todesangst des Prinzen und der Wildheit der fanatischen Menge; auch eine ähnliche Enthaltung vom Phrasenhaften, Theatralischen und ein ähnlich energisches Aussprechen der Dinge in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit. In widerwärtiger Scheußlichkeit schilderte ein junger Künstler Pelez in einem kolossalen Bilde die Erwürgung des Kaisers Commodus durch den von seiner Gemahlin beauftragten Gladiator. — In herrlicher Gesundheit und Größe eines dabei doch ganz realistischen Stils tritt mir dagegen wieder Jules Breton's Mähderin mit dem Garbenbündel auf dem Haupt entgegen, diese heroische Repräsentantin der Arbeit und Kraft des ackerbauenden Volks. Und aus längst verschwundenen Tagen die uralten Bekannten aus der Luxembourggalerie: die „Malaria", welche vor sechsundzwanzig Jahren Hébert's Ruf begründete; dann Cabanel's verunglücktes Bild: das vom eifersüchtigen Gatten ermordete berühmte Liebespaar Francesca von Rimini und Paolo in Todeszuckungen; dann des gegenwärtig in völlige Verrücktheiten ausgearteten Gustave Moreau einst hoch gepriesene Jungfrau, welche das Haupt des ermordeten Orpheus auf seiner Lyra trauernd dahinträgt (nie habe ich die Bewunderung der gesuchtesten phantastisch gemachten Absonderlichkeit verstehen können!); dann Delaunoy's nackte Diana und Didier's italienische Pflüger in der Campagna mit den weißen Stieren; und vor Allem Rosa Bonheur's sonniges, unverwüstlich frisches Erstlingsbild von 1849: Pflügerarbeit in Nivernois mit den Sechsochsengespannen, dem fetten, rothbraunen, aufgerissenen Ackerboden, der weiten, hellen, simpeln und lachenden Landschaft unter dem unendlichen, klar blauenden Aether. Es hat hier sein würdiges Pendant gefunden in dem neuen Bilde von Demont „Der August": ein abgemähtes Aehrenfeld mit zusammengestellten Garbenbündeln und ruhenden Arbeitern in heißer Hochsommer-Mittagsstunde.

Neu ist mir die zu einer erstaunlichen Realität der körperlichen Erscheinung herausgearbeitete lebensgroße Gestalt des graubärtigen Fischers, der auf dem Sande des Seestrandes knieend sein altes Boot noch einmal zur letzten Fahrt ausflickt, von Bernouf; die lebensgroße Gruppe des sitzenden bärtigen Mannes, der seinen sich lachend dagegen sperrenden Buben mit liebender Gewalt zum Trinken eines Schlucks Rothwein nöthigt, von Haquette; die lebensgroße Gruppe von andächtig einer Predigt zuhörenden Frauen und Mädchen in schwarzer Tracht auf der Kirchenbank von Paul de la Balande, ein Bild so gesund und erfreuend in seiner Malerei und Tonwirkung, wie in seiner treffenden und dabei so liebenswürdigen Charakteristik. Neu auch des Bildnißmalers Carolus Duran große Halbfigur einer außerordentlich reizenden, dunkeläugigen, blondlockigen Orientalin in lichte, feine arabische Stoffe gekleidet und einen Korb voller Früchte auf dem schönen, lachenden Haupt tragend, ein Bild von glänzender Virtuosität. Mächtig aber vor Allem wirkt Bonnat's Portrait Victor Hugo's, die vielbewunderte Perle des diesjährigen Pariser Salons. In voller Leibhaftigkeit sitzt der Grand homme vor uns da, auf einem Ledersessel, ganz schwarz gekleidet, die Rechte halb in der Weste geborgen, die Linke, den Ellenbogen auf den Tisch neben ihm gestützt, mit einer etwas wunderlichen Fingerbewegung gegen die enorme, von weißem Haar umgebene Stirn legend, als ob er den Beschauer fragte: ist hinter dieser mächtigen Wölbung Alles ganz

in der Ordnung? Durch den tiefgestimmten Hintergrund und die schwarze (übrigens sehr klar, präcis, und keineswegs untergeordnet und oberflächlich, wie bei den Münchener Bildnissen verwandten Princips, gemalte) Tracht ist alles Licht auf Kopf und Hände concentrirt. Diese mit unvergleichlicher Kraft und Sicherheit modellirt, leuchten denn auch in einer erstaunend lebendigen Wahrheit der Erscheinung aus dem Dunkel hervor.

Den Preis der rein malerischen Meisterschaft und Vollendung unter allen Nummern vielleicht werden Maler dem großen Stilleben von Vollon: Fische, geben. Ihm eifert, derber, mit weniger Schmelz malend, aber die Gegenstände in einer steigenden Körperlichkeit darstellend und in tiefer, prachtvoller Tonwirkung bringend, Delanoy in einem colossalen Stilleben „aus dem Zimmer Donquixote's" nach. Andere sehr beachtenswerthe Werke sind „die Favoritsultanin" von Richter (coloristisch zumal sehr bedeutend); Hagborg's Küstenlandschaft am Kanal bei Ebbe mit Fischern und Weibern im seichten Wasser daherschreitend, ein Bild von nicht zu schildernder Feinheit, Adel und mildem Leuchten des fast farblosen, aus silbergrauen und graubraunen Nuancen gebildeten Gesammttons; die Meute hinter dem Wilde in vollem Jagen einen Berg hinab von Leon; Hühner und Enten von Defaux, der mit solchen auch in der anmuthigsten Weise eine, lebhaft an Daubigny erinnernde große Frühlingslandschaft staffirte; der Priester das Allerheiligste über die verschneite Landstraße hin am Winterabend zu einem Sterbenden tragend von Perret; Salmson's höchst meisterhafte Bilder: Verhaftung eines Mädchens in einem Dorfe und die Arbeiter im Rübenfelde, die wir jedem unserer heimischen Naturalisten dringend zum Studium empfehlen; das köstliche kleine Cabinetstück des verstorbenen Fromentin, arabische Pferdeschwemme, eine Auswahl kleiner älterer Bilder von Diaz, Dupré, Couture. Ferner eine Reihe von Meister- und Musterwerken französischer Landschaftsmalerei von Français' altbekanntem Sonnenuntergang im Herbst, Ziem's Venedig (beide im Luxembourg) und einer wundervollen Landschaft Rousseau's, bis zu Hanoteau's neuesten Schöpfungen: Daubigny, La Chabry, Ségé, der hier durch die schönste Haidelandschaft in der Mittagstunde eines heißen klaren Maitages vertreten ist; Pelouse, Emile Breton, Lansyer, Hareux (ländlicher Garten in der Mittagsonne, ganz originell und von intimstem Reiz) muß ich mich begnügen, nur eben als Mitaussteller aufzuführen. Meissonnier wird durch sein „Antibes" repräsentirt, Bida, und der verstorbene schwermüthige düstre Poet der Armuth auf dem Lande, Millet, durch Zeichnungen.

Die französische Skulptur tritt, wie es bereits als Absicht der Regierung verkündet war, mit mehreren ihrer besten Werke auf. Da Reinhold Begas leider fern geblieben ist, so haben wir ihr außer Wagmüller's großem Grabmonument nicht viel Ebenbürtiges hier gegenüber zu stellen. Mercié's David, das Schwert, mit dem er Goliath's Haupt abtrennt und in die Scheide steckt, eine der vollkommensten Broncestatuen unserer Epoche; Paul Dubois' symbolische Gestalten vom Grabdenkmal Lamoricière's, die Caritas, mit den beiden Kindern auf dem Schoß und der kriegerische Muth, dazu sein bekannter florentinischer Lautenspieler; Chapu's Jeanne d'Arc, sind freilich nur in

Digitized by Google

verkleinerten Broncecopien gesendet. Schönewerk's, des an Geschmack und Kunst unübertroffenen Darstellers weiblicher Körperanmuth, Statue „Der Morgen": ein am Boden sitzendes nacktes Mädchen, das den Schuh auf den Fuß zieht; des trefflichen Delaplanche Narciß, seine schöne, nackte, marmorne Mädchengestalt, welche lächelnd die auf ihre Schulter geflatterte Taube abwehrt, und dessen wunderliche Statue der Musik als Geige spielende, fast nackte Muse von einfach edlen, großen Formen; Moreau Vauthier's graziöse, von anschmiegendem, knittrigem, leichtem Gewande umflatterte (Bronce-)Statue der auf dem Rade schwebenden Fortuna, Lenoir's Hahnenkämpfer, Lemaire's Marmorgruppe „Mutterliebe", Idrac's Hermes als Schlangenfänger, Barrias' lebensprühende Portraitbüste Munkaczy's in Bronce, — diese Skulpturwerke, um nur einige von vielen zu citiren, sind ganz dazu geeignet, das gebräuchliche, durch nichts motivirte, geringschätzige Urtheil, welches wir seitens unserer Landsleute so oft über die moderne französische Plastik fällen hören mußten, gründlich zu modificiren und umzuwandeln. Was die ersten Maler der Franzosen auszeichnet, ist ihren Bildhauern heute mindestens in gleichem Maß nachzurühmen: das der lebendigen Natur auf den Grund gehende Studium, der volle Ernst der Arbeit, der nichts „über's Knie bricht" und nichts nur so obenhin macht, daß es nur „nach etwas aussähe". Und damit, bei den Bildhauern, weit mehr und häufiger noch als bei den Malern, verbindet sich der Geschmack, das natürliche Schönheitsgefühl. Nach diesen Richtungen hin kann die Plastik aller Nationen von den Franzosen lernen, so gut wie die Malerei. Was wir Anderen uns freilich mit allem Lernen und bestem Willen nicht so bald anzueignen vermöchten, das ist der große Zug, welcher durch das ganze Kunstschaffen des heutigen Frankreich geht, und der jedem Unbefangenen bei einer Vergleichung dieser mit dem Gehalte der übrigen Abtheilungen des Glaspalastes auch hier als das Unterscheidende zum Bewußtsein kommen muß. Die französische Kunst gleicht in ihrer Production, in ihrem Vordringen einem Heer, das da weiß, daß die volle Begeisterung seines Volkes mit ihm ist, daß die ganze Nation hinter ihm steht, die ihren schönsten Stolz in dasselbe setzt. Welches anderen Volkes Kunst kann sich dessen mit gleichem Recht rühmen! Zu den wohlthätigen Früchten dieser internationalen Ausstellung wird es unter anderen zu zählen sein, wenn sie uns nicht nur über das, was wir und was Andere können und leisten, sondern auch über jene Thatsache zur vollen Einsicht verhilft.

Digitized by Google

Der Verfaſſer des „Aſſommoir“.

Wenn man von Herrn Emile Zola ſprechen will, ſo genügen nicht wenige Seiten. Er iſt eine der allermerkwürdigſten Erſcheinungen in der Literatur; ein Schriftſteller, welcher Das zu ſeiner Aufgabe gemacht hat, was die übrigen meiden: das Widerwärtige; anziehend durch Das, was nach dem gewöhnlichen Verſtande das Gegentheil alles Anziehenden iſt: das Abſtoßende und ſeine Wirkung erzielend, indem er das als Hauptſache behandelt, was eigentlich alle Wirkung aufhebt, wofern es nicht als Gegenſatz verwandt wird: das Unſympathiſche. Dieſer Mann, das Haupt einer neuen, der ſogenannten „naturaliſtiſchen Schule“ in Frankreich, ſucht nicht das, was ſchön, ſondern das, was häßlich iſt im Leben; er kehrt die Sache um: für ihn iſt das Gute, das Liebenswürdige nur eine Nüance, der Grundton iſt das Böſe, das Gemeine. Wer von uns möchte in einer ſolchen Atmoſphäre leben? So darf man indeſſen die Frage nicht ſtellen. Gibt es eine Region des Lebens, die ſo iſt, wie Zola ſie darſtellt? Wir glauben, ja. Sein Werk hat etwas Ueberzeugendes, und wenn wir, noch unter dem Eindruck deſſelben, durch die Straßen Berlin's gehen, ſo ſehen wir, als ob uns plötzlich die Augen geöffnet ſeien, auch hier überall „Aſſommoirs“, „Deſtillationen“ heißen ſie bei uns; und wer mit dem Arbeiterſtand zu thun hat, der braucht nur um ſich zu blicken, und er wird einen Coupeau und eine Gervaiſe finden.

Die Wahrheit können wir den Lebensbildern Zola's nicht beſtreiten. Etwas Anderes aber iſt es, wenn die Naturaliſten einen Schritt weiter gehen und für ſich allein die Wahrheit in Anſpruch nehmen. Nein! — die Natur iſt nicht ſo ganz degenerirt, daß ſie nur Unkraut hervorbrächte; das Leben hat doch auch ſeinen Sonnenſchein, ſeine Wärme, ſein wie immer beſchränktes Maß von Glück und Wohlergehen. Es gibt doch auch Menſchen auf der Welt, die, ſelbſt nach dem Geſetze der Vererbung, nicht für den Wahnſinn prädeſtinirt ſind; Menſchen, die ſich nicht betrinken und denen zu arbeiten als eine ganz natürliche Function erſcheint: und dieſe Menſchen und ihre Wege zu ſchildern muß doch wol auch erlaubt ſein, und auch in der Schilderung des Behagens, der Freudigkeit und eines beſcheidenen Genießens wird man von „Natur“ reden dürfen. Sicherlich läßt ſich der Lebenslauf eines Menſchen ganz ebenſo vom naturgeſchichtlichen Geſichtspunkte ſchreiben, wie der eines Thieres; aber ſind nur die Grauſamkeit, die Raub- und Mordluſt gewiſſer Thiergattungen natürlich, oder ſind es die Treue, die Dankbarkeit und der Fleiß gewiſſer anderer nicht auch? Wir räumen dem Niedern den breiten Platz ein, welchen es in der Wirklichkeit einnimmt; aber iſt das Hohe, das Edle, das Reine, das Schöne darum weniger wirklich? Und wenn es wirklich, real und natürlich iſt, muß es nicht auch möglich ſein, es ſo darzuſtellen, wie es iſt? Die Kühnheit und das Raffinement, mit welchem Zola der ſittlichen Verwahrloſung bis zu ihrer letzten Conſequenz folgt, vergleicht ſich nur der vollſtändigen Rückſichtsloſigkeit, mit welcher er jedes Ding bei ſeinem gemeinſten Namen nennt: wir ſehen es nicht mehr durch irgend ein Medium, ſondern es ſteht vor

Digitized by Google

uns in seiner ganzen nackten Häßlichkeit, und zuweilen will es uns bedünken, als ob „naturalistisch“ im Sinn Zola's nur ein anderes Wort wäre für „thierisch“. Die Unterschiede von Optimismus und Pessimismus übertragen sich nicht auf dieses Gebiet. Die socialistischen Bewegungen der letzteren Jahre, welche durch die ganze civilisirte Welt gegangen sind, haben uns tiefe Blicke in die gegenwärtige Beschaffenheit und Lage der Arbeiterbevölkerung aufgethan; und wer das Werk Zola's, „Die Natur- und sociale Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich“ gelesen hat, der kann sich wol vorstellen, daß dies die Brutstätten gewesen, aus denen die Leute der Commune hervorgekommen sind. In diesem Betracht sind die Romane Zola's von eminenter Wichtigkeit. Ihr culturhistorisches Interesse überwiegt jedes andere und erklärt, zum Theil, ihren ungeheueren und universellen Erfolg. Wenn sein Sittengemälde wenig erfreulich ist, so sagen wir uns: es ist wahr! Wenn Zola bei der Ausmalung des Häßlichen verweilt, immer und immer wieder darauf zurückkommt, so fühlen wir: er verfolgt einen Zweck damit, er ist vollkommen ernst, vielleicht sogar finster, aber es ist keine Spur von Frivolität oder von Cynismus in ihm; er stellt das Ekelhafte dar, aber nicht aus irgend welcher Freude daran: er gleicht selber dem im „Assommoir“ geschilderten Mediciner, welcher den Verlauf von Coupeau's Krankheit folgt, ohne jedes andere Interesse für den Kranken, als daß dieser sein „Object“ ist.

Zola's Werk leidet vielleicht an einer gewissen Monotonie, und ihm fehlt, äußerlich betrachtet, das Moment der Spannung. Im Keime liegt die ganze künftige Entwickelung vorbereitet; schon am Anfang sieht man voraus, daß das Ende so sein muß und nicht anders sein kann. Die Handlung beruht auf den einfachsten Voraussetzungen; sie bewegt sich schwerfällig und langsam schreitet das Wachsthum der Personen vor. Es ist der Mechanismus der Natur, auf die Gesellschaft angewandt. Unaufhörlich, wie im täglichen Leben, kehren dieselben Situationen wieder, aber stets mit kleinen Abweichungen: und in diesen, die das Werden bedingen, zeigt sich die ganze Stärke Zola's als Beobachter und Darsteller. Bis die Situation eine völlig neue geworden, geht sie durch unzählige Wiederholungen der alten, welche dem ungeübten Auge zum Verwechseln ähnlich erscheinen müssen. Aber der Blick Zola's erkennt den Punkt, an welchen die Neugestaltung ansetzt, wenn er eben noch nicht mehr als ein Punkt ist; er verfolgt seine Weiterbildung mit wunderbarem Scharfsinn und wenn das Resultat fertig erscheint, haben wir nicht das Gefühl der Ueberraschung, wol aber das einer harten, eisernen Nothwendigkeit. Es ist gewissermaßen ein Zwang, der die Leser der Zola'schen Romane vorwärts treibt, — immer vorwärts durch die monotonen, sich bis auf dieselben Redewendungen und Worte beständig wiederholenden, stets unter demselben Grau der Beleuchtung liegenden, zuweilen empörenden, zuweilen niederdrückenden, niemals aber erhebenden oder erfreuenden Scenen einer Welt, in welcher die Poesie gar keine, der Humor nur selten eine Stelle hat.

Wenn Herr Zola Recht behalten sollte, so wird es bald keine Kunst mehr geben und an ihre Stelle tritt eine durch die Sünden der Civilisation verderbte Natur. Aber wir werden uns niemals entschließen, seinen Roman für ein Kunstwerk gelten zu lassen. Er ist das Product einer außerordentlichen Kraft und einer meisterhaften Technik, von welchem Alles ausgeschlossen ist, was die Welt schön und das Leben freundlich macht. Und wenn die harte Nothwendigkeit, die in den Dingen liegt und die wir nur zu wohl anerkennen, nicht diesen Lichtstrahl erhalten sollte, wer möchte dann noch leben? Gewiß, das Stück Welt, in welcher die Coupeau, die Lorilleux, die Boche, die Poisson mehr vegetiren als leben, ist ebenso roh als nüchtern; aber ist es die Mission des Dichters, uns in diese verpestete Luft zu führen und uns darin zu lassen, als ob es gar kein Waldesgrün und gar keine Blumen mehr auf der Welt gäbe? Wer die Poesie leugnet, der mag darum ein bewunderungswürdiger Mechaniker oder Techniker und meinetwegen auch ein großer „Naturalist“ sein; aber ein Dichter ist er nicht — und Etwas von einem solchen sollte doch, so zu sagen, auch im Romanschriftsteller stecken.

Aber freilich, während wir diese Qualität in Frage stellen, ist Zola selber sich

Digitized by Google

darüber ganz klar. Er verlangt ausdrücklich von dem Romanschriftsteller nach seinem Sinn und seiner Schule, daß er kein Dichter sei; denn Dichter sein heißt für ihn nur ein „Romantiker" oder ein Phantast sein. Was er braucht, ist nicht Phantasie, sondern Logik.

Es ist nicht unsere Absicht, mit diesen Andeutungen einer eingehenden Studie über das Werk Zola's vorzugreifen. Zu unserer heutigen Skizze sind wir veranlaßt worden durch einen Aufsatz im Aprilheft der „Bibliothèque Universelle et Revue Suisse", in welchem sich interessante Mittheilungen über die Persönlichkeit und den Bildungsgang Zola's, seine Art zu leben und zu arbeiten finden [1]). Wir reproduciren sie hier, weil sie Dasjenige, was wir oben ganz allgemein ausgesprochen haben, durch Zola's eigenes Wort bestätigen und weiter ausführen.

Es war im Sommer des vergangenen Jahres, zur Zeit der Weltausstellung, daß Herr de Amicis, einer der talentvollsten der jüngeren italienischen Schriftsteller, dem Verfasser des „Assommoir" einen Besuch abstattete, welchen er nachmals in seinen „Ricordi di Parigi" (Milano, Treves, 1879) beschrieben hat. Da dieses Buch uns nicht vorliegt, so halten wir uns an den Auszug daraus, welchen unsere schweizerische Collegin veröffentlicht hat.

Die äußere Erscheinung Zola's schildert Herr de Amicis als die eines noch jungen Mannes (er ist gegenwärtig 39 Jahre alt), solide gebaut, von gedrungener Gestalt, nicht sehr groß, aber aufrecht wie eine Säule und von bleicher Gesichtsfarbe, die noch gehoben wird durch den Contrast eines schwarzen Bartes und schwarzer, borstenartig emporstehender Haare. Seine Augen sind düster und lebhaft, er hat den Kopf eines Denkers, den Körper eines Athleten. „Auf den ersten Blick erinnerte er mich an seinen Gueule d'or (Beiname Goujet's im „Assommoir"), und es schien mir, als ob es ihn Nichts kosten würde, dieselben Heldenthaten auf dem Ambos auszuführen. Seine robuste Wohlbeleibtheit ward noch erhöht durch seinen Anzug. Er war in Pantoffeln, ohne Kragen und Halstuch, mit einer weiten und offenen Jaquette, welche einen mächtigen Brustkasten sehen ließ, bereit, gegen die Wogen des literarischen Hasses und Zornes zu kämpfen. Während der ganzen Zeit, die wir zusammen verbrachten, sah ich ihn nicht ein einziges Mal lachen." In der Hand hält er ein Papiermesser, das die Form eines Dolches hat, und welches er, indem er spricht, bald in die Scheide stößt, bald wieder herauszieht. Seine Wohnung ist reich und geschmackvoll; sie athmet all' jenes elegante Behagen des Pariser Schriftstellers en vogue; man sieht, daß Derjenige, der sie so traulich eingerichtet, sein Nest liebt und gern darin weilt, von allen Feinheiten eines guten häuslichen Lebens umgeben. Herr Zola, wie wir von anderer Seite wissen, ist überhaupt von einer großen, fast pedantischen Regelmäßigkeit in seinen Gewohnheiten. „Wenn man wüßte," ruft er selbst in der Vorrede zu einer der neuen Auflagen seines „Assommoir" aus, „wie sehr der Blutmensch (buveur de sang), der grimmige Romancier ein guter Bürger ist, ein Mann des Studiums und der Kunst, welcher weislich in seinem Winkel lebt und keinen anderen Ehrgeiz hat, als den: ein Werk zurückzulassen, so umfassend und so lebendig, als er es nur immer vermag!"

Herr Zola lebt äußerst zurückgezogen und hat wenig persönliche Freunde. Er hat uns in jenem vielberufenen Pamphlet über die neuere französische Romanliteratur, welches zuerst in der russischen Revue „Westnik Jewropi" erschien, selbst gesagt, daß er sich aus seinen Zeitgenossen nicht viel macht. Unter denen, die er gelten läßt, stehen ihm Flaubert und der überlebende der Gebrüder de Goncourt am nächsten. Alle Monate dejeuniren sie einmal zusammen; und zu den Dreien gesellt sich regelmäßig, als Vierter im Bunde — Iwan Turgenjew. Bei jeder dieser Zusammenkünfte erhebt sich sogleich irgend eine literarische Discussion, welche die vier Conviven oft bis zum Abend am Frühstückstisch festhält.

---

[1]) M. Edmond de Amicis chez M. Zola. Par M. J. des [illegible] Bibl. universelle etc Avril 1879, p. 82—104.

Digitized by Google

Derjenige französische Schriftsteller, welcher unstreitig auf Zola den größten Einfluß ausgeübt hat, ist der Verfasser der „comédie humaine“, Balzac. Dies gilt für so selbstverständlich, daß Zola gar nicht weiter davon sprach. Aber „er betet ihn an, er ist sein Sohn und er rühmt sich dessen. Als seine ersten Romane erschienen, sprach alle Welt den Namen Balzac aus und Herr Charpentier (sein Verleger) stellte ihn seinen Freunden mit den Worten vor: Voici un nouveau Balzac!“ In der Methode verdankt Zola dem Muster Taine's sehr viel: „er copirt ihn, besonders in der Analyse.“ Doch ist Herr Taine nicht besonders erkenntlich dafür; denn, wie Herr des Roches bemerkt, scheint der Berichterstatter nicht zu wissen, daß Herr Taine die Bewunderung des Herrn Zola durchaus nicht erwidert.

Herr Zola liest unaufhörlich; aber es fehlt ihm an einer systematischen und gründlichen Bildung. Was er weiß, hat er nachträglich und stückweise gelernt. Seine classischen Studien sind mangelhaft. Er liest Latein nur mit Mühe und griechisch ebensowenig als italienisch, obwol er aus Italien stammt. Seine mütterliche Großmutter war eine Candiotin und sein Vater, Francesco Zola, aus Treviso, in der Nähe von Venedig, wo noch mehrere entfernte Verwandte leben. Sein Vater, ein österreichischer Unterthan und längere Zeit im Geniecorps der österreichischen Armee dienend, kam Ende der dreißiger Jahre nach Paris und arbeitete hier an den Fortificationen. Er verheirathete sich bald nach seiner Ankunft mit einer Französin und hier ward ihm sein Sohn Emile geboren. Nach Verlauf von drei Jahren siedelte die Familie nach Aix über, wo der Ingenieur einen Canal baute, der noch heute „Canal Zola“ heißt. Aus dieser Zeit stammen die Erinnerungen an Plassans und die Provence, welche in dem Roman Zola's eine so große Rolle spielen. Sein Vater besaß für ungefähr 150,000 Frcs. Actien von jenem Canal; und als nach dem Tode des Vaters die Gesellschaft fallirte, blieb der Wittwe nur ein sehr geringes Vermögen übrig. Der kleine Emile lernte die Beschränkung von Kindheit an kennen und seine Jugend war nicht heiter. Mit 18 Jahren kam er nach Paris, um sein Glück zu machen; und hier begann für ihn eine Reihe sehr harter Prüfungen. Zuerst mit einem unzureichenden Gehalt im Hause Hachette beschäftigt, ward er demnächst Mitarbeiter des „Figaro“ — aber auch dies nur kurze Zeit und nun fand er sich auf der Straße. Hier angekommen, brach Herr Zola seine Erzählung kurz ab. „Aber ein gewisses Blitzen der Augen, das Zusammenpressen der Lippen zeigte genugsam, daß diese Periode seines Lebens schrecklich gewesen sein muß.“ Er schriftstellerte hier und dort, und gewann eben so viel, um zu essen, aber nicht das einmal alle Tage. Jetzt machte er „jene traurigen und tiefen Studien des Pariser Volkes, welche wir vorzüglich im ‚Assommoir‘ und ‚Ventre de Paris‘ erscheinen sehen. Er lebte mitten unter den armen Leuten; er bewohnte mehrere jener Arbeiterhäuser, welche er im „Assommoir“ meisterhaft beschrieben hat; eines unter anderen, in welchem dreihundert der elendesten Arbeiter zusammen lebten. . . . Hier studirte er das Laster und den Hunger.“

Die Frage seines Besuchers, wie er es anfange „pour faire un roman“, traf ihn offenbar an der rechten Stelle. Er zog den Dolch fast ganz aus der Scheide, stieß ihn heftig wieder zurück und begann, ohne Unterbrechung zu sprechen, indem er immer lebhafter ward:

„Folgendes ist mein Verfahren,“ sagte er, „um einen Roman zu machen. In der That, ich mache ihn nicht, ich lasse ihn sich ganz allein machen. Ich kann keine Handlung erfinden, diese Art der Phantasie fehlt mir vollständig. Wenn ich mich daran begebe, eine Intrigue zu suchen, irgend ein romanhaftes Gewebe, so kann ich drei Tage lang dasitzen, den Kopf in den Händen, mir das Gehirn zermartern, den Compaß verlierend, ohne zu Etwas zu kommen. Deswegen bin ich zu dem Entschluß gelangt, mir vorher über das Sujet gar keine Sorgen zu machen. Ich fange an meinem Roman zu arbeiten an, ohne zu wissen, welche Ereignisse darin auftauchen, welche Personen daran Theil nehmen, und wie der Anfang und das Ende sein werden. Ich kenne nur meine Hauptfigur, meinen Rougon oder meinen Macquart,

Digitized by Google

sei es ein Mann oder eine Frau, und diese ist für mich eine alte Bekanntschaft Ich beschäftige mich nur mit ihr, ich denke nach über ihr Temperament, über die Familie, aus welcher sie hervorgegangen, über die ersten Eindrücke, die sie hat empfangen können, endlich an die Gesellschaftsclasse, in welcher ich entschlossen bin, sie leben zu lassen. Für mich ist die wichtigste Arbeit die folgende: die Leute studiren, mit welchen mein Held zu thun haben, die Oertlichkeiten, wo man ihn finden, die Luft, die er athmen wird, sein Gewerbe, seine Gewohnheiten, bis auf die unbedeutendsten Züge und kleinsten Einzelheiten seines Tagewerkes. Sobald ich mich einmal daran gemacht, alle diese Dinge zu studiren, erscheinen mir sofort eine Menge von Schilderungen, welche ihren Platz in meinem Roman finden und welche, so zu sagen, die Meilensteine des zu durchlaufenden Weges sein werden. Nach zwei oder drei Monaten ähnlicher Studien habe ich mich zum Herrn meines „milieu" gemacht. Ich sehe es, ich fühle es in meinem Kopfe leben, dermaßen, daß ich sicher bin, meinem Roman die Farben und den Geruch der Welt zu geben, in welchem er vor sich geht. Andererseits, da ich, wie es während einer Zeit der Fall war, in einer gewissen socialen Sphäre gelebt, habe ich Personen gekannt, welche zu derselben gehören, ich habe sie mehrere Thatsachen erzählen hören, ich weiß, was ihnen begegnen kann, ich habe die Sprache gelernt, welche sie sprechen, ich habe im Kopfe eine Menge von Typen, Scenen, Fragmenten von Gesprächen, Episoden, Ereignissen, welche gleichsam einen confusen Roman bilden, zusammengesetzt aus tausend abgerissenen und formlosen Stücken. Nunmehr bleibt mir das zu thun, was für mich das Schwerste ist: alle diese Reminiscenzen, alle diese zerstreuten Eindrücke durch einen einzigen Faden so gut als möglich zu verbinden. Diese Arbeit ist fast immer langwierig, aber ich setze mich ruhig daran, und an Stelle der Einbildungskraft rufe ich die Logik zu Hilfe. Ich spreche mit mir selber und schreibe meine Monologe, Wort für Wort auf, wie sie mir kommen, so daß sie, von einem Andern gelesen, ihm seltsam genug erscheinen würden. — Irgend eine bestimmte Person begeht irgend eine bestimmte Handlung. — Was folgt nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge aus einer Handlung von solcher Natur? — Es folgt daraus irgend eine andere Thatsache. — Kann diese andere Thatsache diese andere, zweite Person interessiren? — Sicherlich. — Es ist deshalb logisch, daß diese andere, zweite Person, in dieser bestimmten Weise reagire. — Nun kann ich eine andere Person auftreten lassen, wie ich sie an dem gegebenen Orte, dem gegebenen Tage selber habe sehen können. Ich forsche den unmittelbaren Folgen des geringsten Ereignisses nach, demjenigen, was natürlich, logisch aus dem Charakter und den Situationen meiner Personen hervorgeht. Ich thue die Arbeit eines Polizeicommissairs, welcher nach einem Indicium dazu gelangen will, die Urheber eines gefundenen Verbrechens zu entdecken. Zuweilen stoße ich auf viele Schwierigkeiten, und, im Augenblick, wo mir Nichts mehr zu thun bleibt, als zwei leichte Fäden zu verknüpfen, eine ganz einfache Consequenz zu ziehen, kann ich nicht damit zu Stande kommen und umsonst beunruhige und müde ich mich ab. . . . Das „Assommoir" ist meine Tortur gewesen," fügte er hinzu, indem er dem Griff des Dolches einen Schlag mit der offenen Hand gab. „In diesem Roman habe ich die meiste Mühe gehabt, die verschiedenen Facta, auf denen er beruht, mit einander zu verbinden. Ich hatte die Idee, einen Roman über den Alkoholismus zu machen. Weiter wußte ich Nichts. Ich hatte ein Gebirge von Notizen über die Wirkungen gemacht, welche der unmäßige Genuß der Spirituosen hervorbringt. Ich hatte beschlossen, einen Trunkenbold den Tod sterben zu lassen, welchen Coupeau stirbt; ich wußte noch nicht, welches das Opfer sein würde, und bevor ich es suchte, studirte ich in dem Hospital Sainte-Anne, wie ein Mediciner, diese Krankheit und diesen Tod. Hierauf gab ich Gervaise den Stand einer Wäscherin, und ich dachte sogleich an die Beschreibung der Waschanstalt, die sich in dem Roman findet, — die getreue Beschreibung einer wahren Waschanstalt, in der ich viele Stunden zugebracht habe. Hierauf, ohne noch irgend Etwas von Goujet zu wissen, welchen ich erst in der Folge erfand, hatte ich die Idee, gewisse Erinnerungen an die Werkstatt eines Hufschmiedes

Digitized by Google

zu verwenden, in welcher ich als Kind halbe Tage lang gewesen war. Ebenso, bevor ich noch den Plan meines Romans gemacht, hatte ich schon die Beschreibung des Diners in Gervaisen's Laden und des Besuches im Museum des Louvre concipirt. Ich hatte die Schanklocale studirt, das „Assommoir“ des Père Colomb, die kleinen Läden, das „Hôtel“ Boncoeur und alles Uebrige. Als alles dies vorbereitet war, fing ich an, mich mit Demjenigen zu beschäftigen, was vorgehen solle, und indem ich schon daran schrieb, stellte ich folgende Betrachtung an: Gervaise kommt nach Paris mit Lantier; was wird hierauf geschehen? Lantier ist ein schlechter Kerl, er verläßt sie. Und dann? Wollen Sie glauben, daß ich da stehen blieb und während mehrerer Tage nicht weiter konnte? Nach Verlauf dieser Tage that ich einen neuen Schritt: Gervaise ist jung, es ist natürlich, daß sie sich wieder verheirathet. Sie verheirathet sich also mit einem Arbeiter, Coupeau. Da haben wir Den, der in Sainte-Anne sterben wird. Aber hier blieb ich von Neuem stecken. Um die Personen und Scenen, die ich im Kopfe hatte, an ihren Platz zu stellen, um dem Roman irgend ein Knochengerüst zu geben, fehlte mir noch ein Factum, ein einziges, welches den beiden vorhergehenden als Knoten dienen konnte. Diese drei Facta genügten mir, der ganze Rest war da, vorbereitet, und so zu sagen in meinem Kopfe geschrieben; aber dieses dritte Factum — ich konnte und konnte es nicht finden. Ich verbrachte mehrere Tage aufgeregt und mißvergnügt. Eines Morgens, ganz unvorhergesehen, ging mir eine Idee durch den Kopf. Lantier findet Gervaise wieder, er schließt Freundschaft mit Coupeau, er installirt sich in seinem Hause: daraus entspringt der Ruin. Ich athmete auf. Der Roman war fertig.“

Herr Zola zeigte nun seinem Gaste einen ganzen Stoß Manuscripte; es waren die ersten Studien zum „Assommoir“: Personenverzeichnisse, mit einer Art von Signalement, wie auf einem Polizeiregister; dann Pläne der Schauplätze, wie die Zeichnungen eines Ingenieurs. Das ganze „Assommoir“ war da: die Straßen des betreffenden Quartiers, die Läden darin, die Zickzacklinien, welche Gervaise beschreibt, um ihren Gläubigern auszuweichen, die Wanderungen der Schar Trunkenbolde von Schnapsbude zu Schnapsbude, das große Haus Marescot's, mit seinen finsteren Gängen, in welchen man einen „Athem des Crepirens“ spürt, mit seinen Mauern, aus welchen es hohl klang, wie aus einem „leeren Bauch“, und seinen zahllosen Thüren, aus welchen eine beständige Musik von Klagen und Geschrei verhungernder Kinder hervordrang. Ebenso hat sich Herr Zola sein eigenes Wörterbuch gemacht, in welches er, nach den verschiedenen Materien eingetheilt, die Worte, die Phrasen eingetragen hat, denen er in Büchern oder auf der Straße begegnet ist. Als er das „Assommoir“ schrieb, ging er, bevor er einen Gegenstand behandelte, den entsprechenden Theil seines Wörterbuches durch, hatte es vor sich, indem er schrieb, und bezeichnete mit einem Rothstift jede Phrase, die er benutzte, um sie nicht noch einmal zu nehmen.

Hier freilich müssen wir eine kleine Einschränkung machen. Nicht nur, daß eine ganze Reihe der auserlesensten Kraftausdrücke, die man nicht im Wörterbuch der Akademie finden würde, bis zum Ueberdruß wiederholt werden: es sind uns sogar ganze Redewendungen und Sätze aufgefallen, welche zur Bezeichnung irgend einer Person oder Beschreibung irgend einer Sache beständig wiederkehren. Da nicht anzunehmen, daß bei Zola irgend Etwas zufällig ist, so muß es wol in seiner Absicht gelegen haben, durch eine solche Häufung eine Wirkung in uns hervorzubringen, als ob wir mitten unter den Leuten wären, die so sprechen, und die, wenn sie sprechen, sich auch vor einer Wiederholung nicht in Acht nehmen. Künstlerisch ist dieses Verfahren gewiß nicht, aber „naturalistisch“ mag es sein; und Zola versteht, es in einer Weise anzuwenden, daß wir den Eindruck einer deprimirenden Wirklichkeit gar nicht mehr los werden, so lange wir sein Buch in der Hand haben.

Einen anderen Punkt dagegen können wir uns, bei der Genauigkeit, mit welcher Herr Zola zu Werke geht, gar nicht erklären. Trotz der Register, die er über seine Personen führt, ist es ihm im „Assommoir“ mehrfach begegnet, daß er sich in den Angaben über ihr Alter irrt. Wir wollen nicht mit ihm darüber rechten, daß ihm

Digitized by Google

Gervaise noch immer als „jeune femme“ gilt, als sie — nach unserer Berechnung — schon die Vierzig überschritten haben muß. In dieser Hinsicht mag der französische Schriftsteller von anderen Voraussetzungen ausgehen, als der deutsche, wiewol nach allgemeiner Annahme eine Frau von vierzig Jahren nicht gerade mehr zu den jungen Frauen gezählt zu werden pflegt. Aber einen gröberen Rechenfehler haben wir zu notiren. Der Umzug der Eheleute Coupeau aus dem Hotel Boncoeur in die Rue Neuve de la Goutte-d'Or, findet, nachdem sie vier Jahre lang in jenem gewohnt (120), im April statt (122). „Gervaise,“ heißt es daselbst, „était alors enceinte de huit mois“. Am letzten Tage des April gibt sie einer Tochter das Leben (125), welche den Namen Nana erhält. Drei Jahre vergehen (137); am Tage, an welchem Nana drei Jahre alt wird (138), macht Gervaise ihrem Manne die Mittheilung, daß die Boutique in dem großen Hause Marescot's, welche zu miethen das Ziel ihres Ehrgeizes ist, frei geworden. Am anderen Tage (140) tritt die Katastrophe ein, welche eine so bedauerliche Wendung in den Geschicken der Familie hervorbringen soll: Coupeau stürzt von einem Dach, welches er mit Zink zu decken hat (146). Nach zwei Monaten — also etwa im Juli — ist er wieder so weit, um auf Krücken gehen zu können (154) und um dieselbe Zeit, da die Krankheit Coupeau's all' ihre Ersparnisse aufgezehrt hat, miethet Gervaise mit einem Darlehen von Goujet die heißersehnte Boutique (159). Nach drei Wochen (164) ist die Boutique für die neuen Miether in Stand gesetzt, der Einzug findet Statt — also etwa im August — und nach menschlicher Berechnung müßte Nana nun drei Jahre und einige Monate alt sein. Da jedoch werden wir durch folgende Zeile überrascht (194): „Cependant, Nana, vers la fin de l'été, bouleversa la maison. Elle avait six ans....“ Wenn das einem Dichter passirte, so würden wir kein Aufhebens daraus machen; „quandoque bonus dormitat Homerus“. Aber ein Naturalist, der Chef der naturalistischen Schule! Innerlich noch viel unnatürlicher, unwahrer ist die kleine Lalie, welche, ein Kind von acht Jahren, Mutterstelle an ihren jüngeren Geschwistern vertritt, sie pflegt und wartet, die Wohnung fegt und wäscht, die Küche besorgt, mit Engelsgeduld die Mißhandlungen ihres Vaters erträgt, und als sie in Folge seiner Unmenschlichkeiten ihren Tod nahen fühlt, ihr Haus bestellt, sich zu Bette legt und lächelnd, wie eine Heilige, stirbt. Man bedenke doch: ein Kind von acht Jahren!...

Wir wollen indessen nicht fortfahren, Herrn Zola zu critisiren. Auch wir würden sonst von ihm vielleicht eines Eintrags gewürdigt werden in jenes Buch, welches den Titel führt „Mes haines“. Als er mit seinem italienischen Gaste von einer literarischen Schule sprach, die er nicht liebt, bediente er sich des Ausdrucks: „Sie werden sehen, wie ich mit dem Besen dazwischen fahren werde.“ — Nach seiner Ansicht fehlt es der französischen Kritik an Intelligenz („nicht mehr, nicht weniger“, fügt die schweizerische Revue hinzu). Nur zwei oder drei Menschen gibt es in ganz Frankreich, welche im Stande sind, ein Buch zu beurtheilen. Die anderen beurtheilen es mit all' dem literarischen Vorurtheile von „Blödsinnigen“, oder sie sind „pfäffische Betrüger“. Das Publicum betrachtet Zola wie seinen natürlichen Feind. Wozu ihm schmeicheln? Es ist ein „bösartiges Thier“, welches Schmeicheleien mit Bissen erwidert. Besser, ihm die Zähne weisen und ihm zeigen, daß wir ebenso stark sind, als es. Mag es bellen, so viel es will, wenn es uns nur folgt. „Hier in Paris,“ sagt Zola, „kommt man zu Nichts, wenn man keinen Lärm macht. Man muß besprochen, mißhandelt, hin- und hergeworfen werden vom Sieden des feindlichen Zornes. Der Pariser kauft niemals ein Buch freiwillig. Er kauft es, wenn ihm die Ohren davon klingen, wenn die Chronik ein Ereigniß daraus gemacht hat, von welchem man muß mitsprechen können. Wie man auch davon sprechen mag — wenn man nur davon spricht, so ist es schon ein Glück. Paris ist ein Ocean, aber ein Ocean, auf welchem die Stille gefährlich ist und nur der Sturm uns retten kann. Wehe denen, welchen der Muth fehlt. Man schätzt denjenigen für Nichts, der sich nicht selbst zu schätzen scheint. Man muß an erster Stelle seinen Anspruch an Ruhm selbst geltend machen. Wer sich klein macht, ist verloren.“

Doch scheint Herr Zola — wie wir von anderer Seite wissen — nicht immer der Unbestechliche gewesen zu sein, als welchen er sich den „prêtres imposteurs“ gegenüber, hier darstellen möchte. Unmittelbar nach dem Erscheinen seines Aufsatzes in der Petersburger Revue, in welcher er den Romanschriftsteller Jules Claretie mit ganz besonders auffallender Gehässigkeit behandelt hat, veröffentlichte der Erstere einen kurzen Brief, welchen wir in der Uebersetzung Paul Lindau's (Gegenwart, Nr. III, 44, 1879) hier mittheilen:

„Herr Zola, der mir jedes Talent abspricht, scheint vergessen zu haben, daß ich von ihm vor längerer Zeit einen Brief mit folgendem Passus empfangen habe: „Eine Hand wäscht die andere; waschen Sie die meinige, so werde ich die Ihrige waschen.“ Es scheint demnach, daß ich Herrn Zola's Hand nicht genügend gewaschen habe. Jules Claretie.“

Andererseits nimmt Herr de Amicis den Verfasser des „Assommoir“ gegen den Verdacht in Schutz, als ob er ein Menschenfeind sei. „Zu Hause, in der Familie, ist er ein Anderer. Er hat wenig Freunde, doch die Wenigen liebt er treu; er ist nicht expansiv, aber dienstfertig; er schreibt Briefe voll von Empfindung. Er hat ein goldenes Herz unter einem Panzer von Stahl.“

„Herr Zola,“ so schließt der Mitarbeiter der Revue Suisse seinen interessanten Bericht, „gewinnt sehr dadurch, von Herrn de Amicis geschildert worden zu sein. Beschränken wir uns auf diesen guten Eindruck und lesen wir das „Assommoir“ — nicht.“

Im Gegentheil — so möchten wir schließen — lesen wir es! Man muß es gelesen haben. Aber — und das ist eine andere Sache — man wird froh sein, wenn man damit zu Ende ist. Julius Rodenberg.

Literarische Rundschau.

Fürst Bismarck.

Fürst Bismarck. Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Thatsachen und des Fürsten eigenen Kundgebungen dargestellt von Ludwig Hahn. Zwei Bände. Berlin, Wilhelm Hertz. 1878.

Hat die liberale Partei noch etwas von dem Fürsten Bismarck zu erwarten? Wir werfen die Frage hier nicht auf, um eine umfassende Beantwortung zu versuchen oder eine tiefgehende politische Erörterung daran zu knüpfen, sondern lediglich um ein Buch der allgemeinen Beachtung zu empfehlen, welches, schon im vorigen Jahre erschienen und mit Beifall aufgenommen, in dem gegenwärtigen kritischen Augenblicke der deutschen und preußischen Politik ganz besonders geeignet scheint, zur Klärung der öffentlichen Meinung und zur Beantwortung jener Frage beizutragen, die auf vielen Lippen schwebt und viele Gemüther bewegt, deren ehrliche patriotische Gesinnung in tiefe Verwirrung und Bekümmerniß gestürzt ist.

Man redet seit lange von den Lehren der Geschichte und von den Erfahrungen der Vergangenheit, welche der Praxis der Gegenwart zu gute kommen müßten. Aber die berühmte Lehrmeisterin ist in der Regel stumm oder wird nicht gehört, wenn man sie am allernöthigsten brauchte. Sehr selten bewährt sie die Macht, den aufwallenden Leidenschaften erregter Momente ein Quos ego! zuzurufen und der rückblickenden Besonnenheit die Führung zu übertragen. Aber es ist doch ein Grundsatz,

Digitized by Google

der im Privatleben gilt, die handelnden Menschen nach ihren geschehenen Thaten zu beurtheilen und auf ihr wahrscheinliches künftiges Benehmen aus der Totalität ihrer Lebensäußerungen und ihrem darin erscheinenden Charakter zu schließen. Sollte es so schwer sein, wenn ein einzelner Mann zu einer politischen Macht geworden ist, auf ihn dasselbe Verfahren anzuwenden? Mag im Kampfe selbst die Leidenschaft alle ihre natürlichen Rechte in Anspruch nehmen: wo es gilt, den Kampf vorzubereiten, kann es sich nur darum handeln, möglichst nüchtern die Kräfte, die vermuthlichen Ziele, die denkbaren Schwenkungen des Gegners zu berechnen. Und vollends, wenn die Frage noch gar nicht unbedingt entschieden ist, ob Kampf, ob Bündniß, so fordert die einfachste Klugheit eine ruhige Abwägung der günstigen und der ungünstigen Elemente, mit denen man zu rechnen hat.

Zu einer solchen Prüfung nun liefert das vorliegende Buch ein bequemes und handliches Material, wie es noch nirgends so dargeboten war. Es ist, wie es sich selbst bezeichnet, eine vollständige, pragmatisch geordnete Sammlung der Reden, Depeschen, wichtigen Staatsschriften und politischen Briefe des Fürsten. Keine Reflexion des Verfassers sucht unser Urtheil gefangen zu nehmen. Keine störende und meist so überflüssige Panegyrik drängt sich zwischen die schlichte Sprache der Thatsachen. Der Verfasser bietet uns keine Ueberraschungen, er schöpft nicht aus unbekannten Quellen; er bietet eine einfache Erinnerung an das, was wir alle erlebt und was wir so leicht vergessen, wenn uns der berechtigte Unmuth des Augenblickes übermannen will. Gegenüber der einseitigen Beleuchtung erregter Kampf- und Arbeitstage bietet er die allseitige Beleuchtung eines längeren historischen Verlaufes, der einen Charakter spiegelt und zu ruhiger Betrachtung einladet. Er durchwandert mit uns die Zeit von 1847 bis 1877 und er gibt am Schluß eine nochmalige Zusammenstellung denkwürdiger Aeußerungen, „geflügelter Worte", wie er sie nennt, welche als eine zweckmäßige Condensation der vorangehenden zwei Bände höchst willkommen erscheint und die Eigenart des Buches vollendet, das man auf beliebte Weise als „Le Prince de Bismarck peint par lui-même" bezeichnen könnte. Ueberdies erleichtert uns ein Sachregister die Information; man kann sich mittelst desselben sofort überzeugen, ob und welche authentischen Aeußerungen des Fürsten über irgend eine politische Frage vorliegen.

Ueber die Civilehe z. B. finden sich nur zwei Kundgebungen, die eine aus ganz früher Zeit, beide in sehr verschiedenem Sinne, und dennoch scheinen sie sich zu ergänzen. In jener ersten vom 15. November 1849 ist der damalige Abgeordnete von Bismarck ein entschiedener Gegner dieser Einrichtung. Er sagt den Freunden derselben: „Sie gestatten der Kirche, die Schleppträgerin der subalternen Bureaukratie zu werden; Sie verordnen, daß der Pfarrer dem Schreiber, der Altar dem Polizeibureau Platz machen soll." Er meint, die Civilehe trete der kirchlichen Trauung feindselig und gewissermaßen erobernd in dem Bewußtsein des Volkes gegenüber. Im Verfolge dieser Rede spricht er das berühmte und vielberufene Wort: er hoffe noch zu erleben, „daß das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert". Als er dann aber 24 Jahre später selbst im Abgeordnetenhause für die einst so verhaßte Institution einstand und seine große Auseinandersetzung mit Herrn von Gerlach hatte, da ist keine wesentliche persönliche Umwandlung mit ihm vorgegangen, seine Ueberzeugungen sind augenscheinlich noch dieselben; aber er hat „gelernt, diese persönlichen Ueberzeugungen den Bedürfnissen des Staates unterzuordnen"; er hat sich „nicht bereitwillig, sondern ungern und nach großem Kampf entschlossen", die Vorlage einzubringen; aber er hat sich überzeugt, daß der Staat in der Lage, in welche ihn das revolutionäre Verhalten der katholischen Bischöfe gebracht hat, „durch das Gebot der Nothwehr" zur Einführung der Civilehe gezwungen sei.

Wir haben diese Frage nicht zufällig, sondern mit Absicht herausgegriffen. Denn es scheint klar, daß hier eine wirkliche Gefahr vorliegt. Wenn die Einführung der Civilehe nur ein kriegerischer Act, nur ein Schachzug gegen die katholische Kirche war, so kann sie auch zurückgenommen werden, sobald der Friede hergestellt oder

Digitized by Google

herzustellen ist. Diese Herstellung des Friedens ist nicht blos vom Fürsten Bismarck fortwährend in Aussicht genommen, es ist auch von hervorragenden Führern der liberalen Partei eine Friedenssehnsucht im Kulturkampfe zu Zeiten betont worden, wo man wol fragen durfte, ob nicht die Position der Regierung und speciell des Ministers Falk dadurch geschwächt wurde. Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. Der Feldherr gibt sich die schöne Rolle der Gerechtigkeit, wenn er seine Bereitwilligkeit zum Friedensschlusse, selbstverständlich auf annehmbare Bedingungen, jederzeit stark hervorhebt; der Soldat, der seine Ermüdung nicht verhehlt, ermuthigt den Feind. Aber, wie gesagt, der Friedensschluß als solcher muß der liberalen Partei willkommen sein. Sie hat auch alle Ursache zu glauben, daß der leitende Staatsmann sein Wort: „Nach Canossa gehen wir nicht" — daß er dies Wort nicht in den Wind gesprochen. Sie hat alle Ursache zu glauben, daß ihm die Wahrung der Staatshoheit eben so sehr am Herzen liegt, wie ihr selbst. Keine wesentlichen Gerechtsame des Staates wird er preisgeben. Aber rechnet er die Civilehe dazu? Die Möglichkeit ist vorhanden, daß sie ihm als ein brauchbares Compensations- und Compromiß-Object erscheine. Des Beifalles der Conservativen und Klerikalen wäre er dabei gewiß. Man kann ihn freilich wieder an einen Ausspruch von 1849 erinnern: „Die Civilehe ist in einer wesentlich anderen Lage in denjenigen Ländern, wo, wie z. B. in Holland oder Schottland, sie sich durch Gewohnheit in Besitz befindet." Auch bei uns befindet sich die Civilehe jetzt durch Gewohnheit im Besitz; sie hat sich rasch eingebürgert, und es bedarf nicht der Ausführung, wie viele Empfindungen verletzt werden müßten, wenn die Maßregel gleichsam reuig zurückgenommen würde. Aber wenn auch hier überwiegende politische Gründe, wenn eigene tiefgewurzelte persönliche Ueberzeugungen des Fürsten für die Aufhebung sprächen: welche Rücksichten könnten sie aufhalten?

Wir wollen hier über Andeutungen nicht hinausgehen und fassen uns kurz. Wir sind nicht der Meinung, daß die Zeit der Compromisse für die liberale Partei vorbei und die Zeit des rücksichtslosen Principienkampfes gekommen sei. Wir meinen, sie würde der liberalen Sache selbst einen schlimmen Dienst erweisen, wenn sie die Realpolitik aufgäbe. Sie muß sich bündnißfähig für den Fürsten Bismarck erhalten. Je weniger er voraussetzen kann, daß er in gewissen Fragen an ihr einen Rückhalt habe, desto mehr wird er gezwungen, sich mit den neuen Bundesgenossen weiter und weiter einzulassen. Das Centrum wird noch lange daran kranken, daß es neben den Socialdemokraten die einzige Partei mit revolutionären Traditionen ist. Die Liberalen haben keine Veranlassung, die Genesung dieses Kranken zu befördern, indem sie selbst zurückfallen in die Oppositionskrankheiten der Conflictszeit.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat es nicht unterlassen können, den vom Fürsten Bismarck ausgegangenen oder inspirirten Kundgebungen auch einige markante Stellen aus den damaligen Reden der Opposition gegenüberzustellen. Seine Absicht dabei ist vermuthlich eine tendenziöse. In Wahrheit aber leistet er der liberalen Partei einen Dienst, indem er ihr den Spiegel vorhält. Nichts ist lehrreicher für uns selbst, als der Rückblick auf unsere Irrthümer. Nichts mahnt uns lauter, Nichts warnt uns entschiedener vor dem Rückfall. Die nationalliberale Partei muß aber dauernd in der Lage bleiben, auf jene Krankheiten so ruhig hinzublicken wie der Reichskanzler von heute auf den conservativen Heißsporn von 1847. Sie muß bleiben, was sie war. Die Programmworte von 1866 müssen nach wie vor ihre Richtschnur bilden. „Rechthaberisch verneinende Haltung" wäre jetzt ein Fehler wie damals. Immer noch kann die Partei in die Lage kommen, „indem sie sich der Krone nothwendig macht, die Rechte des Volkes zu stärken". Immer noch ist die Warnung am Platz, „nicht in den alten deutschen Fehler zu verfallen und Alles auf einmal zu wollen".

Die liberale Partei hat gerechten Grund zur Klage. Gewiß ist es beklagenswerth, daß die Verwaltungsreform in's Stocken kam. Gewiß ist es beklagenswerth, daß drei Minister aus dem Amte schieden, welche das allgemeine Vertrauen genossen,

Digitized by Google

und daß die Gründe ihres Rücktrittes nicht bekannt geworden sind, so daß jeder beunruhigenden Voraussetzung Thür und Thor geöffnet bleibt. Gewiß ist es, und noch in viel höherem Grade, beklagenswerth, daß die Schutzzölle auf einem Wege zu Stande kamen, die wir mit dürrem Wort als unmoralisch bezeichnen dürfen. Ohne Zweifel auch muß es das Gewissen des Volkes verwirren, wenn diejenigen, welche gestern als revolutionär und staatsfeindlich gebrandmarkt waren, heute in freundliche Beleuchtung rücken.

Aber hüten wir uns vor Uebertreibung. Zu einer pessimistischen Auffassung der gesammten Lage ist noch lange keine Ursache. Sehen wir uns bei allen Nachbarstaaten um, ob wir Grund haben irgend einen zu beneiden. Wenn die socialdemokratische Agitation für uns eine Gefahr wäre, die drohend anwächst, ohne daß wir ihrer Herr werden; wenn wir ultramontane Hetzereien ernstlich fürchten oder zu fürchten gehabt hätten; wenn unsere auswärtige Politik in unsicheren Händen läge; wenn der Zustand unserer Armee weniger gut wäre als 1870 und 1866; wenn wir einem Nachbar im Osten oder einem Nachbar im Westen die Macht uns zu schädigen ebenso wie den Willen zutrauen müßten; wenn unsere Verwaltung ein Spielball von Parteien wäre, die um den Besitz der obersten Macht kämpften und sich darin unaufhörlich ablösten; wenn unsere Finanzen unheilbar zerrüttet wären; wenn die Grundlagen von Staat und Reich fortwährend in Frage gestellt, wenn particularistische Bestrebungen übermächtig und die Centralgewalt lahm gelegt würde: dann hätten wir Grund zum Pessimismus, zu lauter Anklage gegen die Personen, welche die Schuld tragen, und zu einer die Massen aufwühlenden Agitation gegen die bestehende Regierung. Aber von alledem ist keine Rede. Welcher Staat in Europa darf denn gesund genannt werden, wenn es der unsrige nicht darf? Und wir haben nicht blos das negative Vergnügen, daß uns keine wesentlichen Schäden anhängen, welche unsere Existenz untergraben, sondern wir haben seit fünfzehn Jahren einen Aufschwung erlebt, der so groß, so unvergleichlich ist, daß selbst einige Jahre Stillstand den Gesammteindruck einer glorreichen Epoche nicht verwischen könnten, deren Ruhm und Glanz erlebt zu haben künftigen Generationen als ein beneidenswürdiges Glück erscheinen wird. Und da sollten wir uns einer unfruchtbaren Verbitterung hingeben, auf lebendiges Wirken, auf die Freude des Schaffens verzichten, „weil nicht alle Blüthenträume reiften"?

Noch eben jetzt, während wir klagen, hat die nationale Entwickelung Vortheile errungen, um welche Jahre lang zu kämpfen uns nicht hätte verdrießen dürfen. Das Reich steht finanziell auf eigenen Füßen. Die preußische und die Reichsverwaltung sind für große Gebiete der Volkswirthschaft thatsächlich vereinigt. Der Assimilationsproceß unserer widerwillig zurückgekehrten Brüder in Elsaß-Lothringen hat so rasche Fortschritte gemacht, daß wir schon jetzt in der Lage waren, ihnen ein höheres Maß von Autonomie zuzugestehen.

Hüten wir uns also gegenüber von greifbaren Erfolgen der nationalen Politik dasjenige zu übertreiben, was uns nicht gefällt und was wir mit Recht anders wünschen. Machen wir nicht aus dem Fortbestehen der Matricularbeiträge und aus dem festgestellten Verrechnungsmodus eine große Staatsfrage, da die Sache einerseits den Nachtheil hat, daß sie sich zu keiner tiefer greifenden Agitation gebrauchen läßt, weil sie den Massen gleichgiltig ist, und andererseits das Reichsinteresse doch gewiß nicht so empfindlich schädigt, wie z. B. die Verlegung des Reichsgerichtes nach Leipzig, über welche Niemand mehr klagt, obgleich sie ewig beklagenswürdig bleibt. Suchen wir wirkliche Rückschritte, wie es die Aufhebung der Civilehe wäre, zu hindern, indem wir uns für jeden nationalen Fortschritt als die zuverlässigsten Bundesgenossen nach wie vor bewähren. Kämpfen wir gegen die Sachen, aber nicht gegen die Personen; überlassen wir das Gebiet der persönlichen Verunglimpfungen der officiösen Presse. Ungerechte Uebertreibungen werden nie dadurch entschuldigt, daß sie auf gegnerischer Seite auch nicht fehlen oder dort angefangen haben. Die Zukunft der liberalen Partei beruht auf ihrer Gerechtigkeit und Mäßigung.

3. August 1879. †*

Digitized by Google

Die französische Politik im Jahre 1866.

Les Origines de la guerre de 1870. La politique française en 1866 par G. Rothan. Ancien ministre plénipotentiaire. Paris, Calmann Lévy. 1879.

„Il n'y a plus une seule faute à commettre," rief Thiers 1867, indem er im Corps législatif eine schneidende Kritik der kaiserlichen Politik gab, „Il n'y a pas eu une seule faute commise," erwiderte der Vicekaiser Rouher, der doch selbst die „angoisses patriotiques" zugestanden und nicht vermuthete, daß seine geheime Correspondenz einst in Cercey in die Hände preußischer Soldaten fallen würde. Die Frage, wer von Beiden Recht hatte, wird man leicht beantworten können, wenn man das vorstehende Werk liest, dessen Verfasser, ein geborner Elsässer, in der französischen Diplomatie zwei Jahrzehnte thätig war, zuletzt als General-Consul in Frankfurt und als Gesandter bei den Hansestädten. Herr Rothan schreibt nicht die ganze Geschichte jener Zeit, sondern die der französischen Politik; sein eigentlicher Zweck ist die Kette der Widersprüche und Verlegenheiten zu zeigen, in welche der Kaiser Napoleon dadurch gerieth, daß er einen den französischen Interessen fremden Zweck, die Befreiung Venetiens, erreichen wollte, ohne dafür noch einmal zu den Waffen zu greifen, was ihm bei der Unpopularität der italienischen Frage in Frankreich unmöglich war. Der Kampf Oesterreichs und Preußens sollte ihm hierfür dienen, und so überzeugt war er nach seinen Erfahrungen von 1859 von der militärischen Ueberlegenheit des ersteren, daß er, um die Partie nur nicht zu ungleich werden zu lassen, unablässig Italien zum Abschluß einer Allianz mit Preußen drängte, wozu nach der Erfahrung des Gasteiner Vertrages damals in Florenz an sich wenig Neigung vorhanden war. Der Kaiser fühlte seinen Stern erbleichen, eine schleichende Krankheit begann seine Gesundheit zu untergraben und vermehrte seine schon an sich vorhandene Unentschlossenheit, und doch war er nach der Verfassung von 1852 allein verantwortlich. Die Minister hatten alle Vortheile ihrer Stellung ohne deren Unbequemlichkeiten: sie hingen allein vom Kaiser ab, bekümmerten sich also nur darum, ob sie gut bei ihm standen. Und doch bestand keine wirkliche Ideengemeinschaft zwischen ihnen und dem Kaiser, der neben seinen officiellen Organen noch zahlreiche andere besaß, durch die er auf's einschneidendste in die Politik eingriff. Neben dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Hrn. Drouin de L'huys, stand der Redeminister, Hr. Rouher, ohne Portefeuille, der aber, um die Politik der Regierung vertheidigen zu können, Einsicht in alle Verhandlungen erhielt; die persönliche Politik Napoleon's hatte directe Besprechungen mit den Gesandten eingeführt, mit denen er in näheren Beziehungen stand. Auf diese Weise übten der italienische Gesandte Nigra und der preußische Botschafter Graf Goltz, welche in dieser Zeit eng verbunden waren und durch den Prinzen Napoleon unterstützt wurden, einen großen Einfluß; bedeutungsvolle Entscheidungen wurden getroffen, ohne daß der auswärtige Minister davon wußte. Hierdurch mußte die ganze kaiserliche Politik einen widerspruchsvollen Charakter erhalten, die französischen Gesandten blieben ohne Instructionen, oder ihre Thätigkeit ward durch die geheimen Agenten durchkreuzt.

Der Verfasser zeigt in seiner musterhaft klaren, französisch-patriotischen und doch durchaus unparteiischen Darstellung, in welchem Vortheil dieser schwankenden, in Illusionen und Rücksichten auf nicht französische Interessen sich bewegenden Politik gegenüber sich die klare, zielbewußte Action des Grafen Bismarck befand. Er hatte die Lage, in die Napoleon gerathen, seinen Charakter und seine Berechnungen vollkommen durchschaut; er hütete sich weislich, die Uebel zu zerstreuen, in denen der Kaiser sich bewegte und erreichte so den dreifachen Vortheil der französischen Neutralität, der italienischen Allianz und der Freiheit seiner Action, die durch keinerlei Zusagen an Napoleon gefesselt war. Unstreitig gab es im Verlauf seiner kühnen Politik sehr kritische Momente, so z. B. den Vorschlag des Congresses, der, wenn er sich vereinigt hätte, Alles in Frage stellen mußte; aber glücklicher Weise half uns

Digitized by Google

im letzten Augenblick der Fehler Oesterreichs, welches die Bedingung stellte, daß keine Territorialveränderungen in Frage kommen dürften. Eine andere gefährliche Wendung war es, als Frankreich nach Königgrätz einen Waffenstillstand forderte; Italiens Weigerung, darauf einzugehen, da derselbe für Italien demüthigend sein müßte und der Kaiser selbst zur preußischen Allianz gerathen habe, half auch über diese Schwierigkeit hinweg. Die letzte große Klippe war der nach den preußischen Siegen von Rußland geforderte Congreß. Es ist ein besonders interessanter Abschnitt des Rothan'schen Buches, in dem es hervorhebt, daß Rußland damals eine Preußen sehr ungünstige Stellung einnahm. Die Verhandlungen von Nikolsburg näherten sich ihrem Ende, als der russische Gesandte in Berlin erklärte, seine Regierung werde alle politischen und territorialen Veränderungen, welche Preußen in Deutschland durchführen wolle, als nicht vorhanden (non avenues) betrachten, wenn sie nicht der freien Erörterung einer europäischen Conferenz unterzogen würden, der das Berliner Cabinet vor dem Kriege selbst zugestimmt habe. Die Verblendung in Paris befreite Preußen aus dieser Situation; statt auf das Verlangen Rußlands einzugehen, glaubte der Kaiser, es sei vortheilhafter, sich mit Preußen über Compensationen zu verständigen und obwol die Friedenspräliminarien unterzeichnet waren, also die preußische Armee wieder frei war, obwol die militärischen Verhältnisse Frankreichs so zerrüttet waren, daß nicht 80,000 M. marschfertig waren, ward Benedetti berufen, das Rheinufer mit Mainz zu fordern! Ein solches Verlangen in diesem Augenblick läßt sich, wenn man bedenkt, daß Graf Bismarck demselben Botschafter vor Beginn des Krieges in den ersten Tagen des Juni erklärt, wenn Frankreich Köln, Bonn und selbst Mainz fordere, würde er vorziehen, von der politischen Bühne zu verschwinden, in der That nur aus dem erklären, was der Kanzler in seinem Rundschreiben vom Juli 1870: „Les illusions qui sont propres aux hommes d'état français" nannte. Man fühlte, daß man sich durch die Ereignisse hatte überraschen lassen; die Regierung ward angeklagt, die französischen Interessen den italienischen geopfert zu haben, und um diesem Vorwurfe zu entgehen, stellte man dem siegreichen Preußen eine Forderung, von der Graf Bismarck im kritischsten Augenblick vorweg erklärt hatte, es könne nie davon die Rede sein.

Aber nicht genug mit dieser Verblendung. Benedetti, der wol ein Vorgefühl seiner dornigen Aufgabe hatte, hielt es „en raison du tempérament de Mr. de Bismarck" für nothwendig, denselben auf die Mittheilung vorzubereiten, mit der er beauftragt war; er glaubte, es würde gerathener sein, nicht dem ersten Eindruck beizuwohnen, den eine derartige Forderung machen könne, und „voulant agir avec prudence" (!) übersandte den Entwurf eines bezüglichen Vertrags mit einigen erläuternden Zeilen. Weil er sich fürchtete, persönlich einem Zornesausbruch entgegenzutreten, gab er seinem Gegner, den er doch kennen mußte, durch diese schriftliche Formulirung der Compensationspolitik die furchtbarste Waffe in die Hand! Kann man auf die französische Diplomatie hier das Wort anwenden: „quem Deus vult perdere eum dementat", so auf den Grafen Bismarck das „fortes fortuna adjuvat".

Er wußte diese Gelegenheit voll auszunutzen; während er die Forderung als einen Kriegsfall zurückwies, bei dem die deutschen Throne fester stehen würden, als der napoleonische, zeigte er den Südstaaten, was sie von Frankreich zu erwarten hätten, gewährte ihnen milde Bedingungen und schloß die Bündnißverträge mit ihnen. Zugleich erregte er die öffentliche Meinung, indem er durch den Correspondenten eines französischen Blattes, des „Siècle", die Sache öffentlich machte. Vor Allem aber benutzte er den Vertragsentwurf, um Rußland über die Politik Frankreichs aufzuklären. General von Manteuffel, aus Frankfurt eilig herbeigerufen, ging nach Petersburg und führte durch seine Mittheilungen einen vollkommenen Umschlag der russischen Politik herbei. Fürst Gortschakoff gab dem französischen Botschafter, Baron Talleyrand, zu verstehen, daß die einst 1856 in Stuttgart zwischen den beiden Kaisern getroffene Verabredung, Nichts ohne gegenseitige Verständigung zu unternehmen, erledigt sei. Herr von Oubril kam mit vollständig veränderten Instructionen von

Digitized by Google

Petersburg zurück, die russisch-preußische Allianz war hergestellt, Frankreich isolirt und in einer Weise compromittirt, die durch die Verhandlungen über Luxemburg und Belgien nur gesteigert ward.

Mit dieser entscheidenden Niederlage der französischen Politik schließt das Buch, das wir Allen, welche die wirkliche Geschichte jener denkwürdigen Zeit kennen lernen wollen, nur warm empfehlen können. Es zeigt, wohin der Absolutismus führt, wenn der absolute Monarch nicht mehr die unumgängliche Bedingung seines Erfolges erfüllt, nämlich die: klüger zu sein als seine Gegner; und für diese Erfüllung gibt es eben kein Recept.

F. H. Gefficken.

Otto Roquette's „Buchstabirbuch der Leidenschaft".

Das Buchstabirbuch der Leidenschaft. Roman von Otto Roquette. 2 Bde. Berlin, Wilhelm Hertz. 1878.

In manchem Betracht hat uns Otto Roquette's neuer Roman an Goethe's „Wahlverwandtschaften" erinnert. Der Anklang ist nur ganz entfernt und, wenn man will, äußerlich. Dieses Buchstabirbuch, obwol es sich nach den Leidenschaften benennt, hat Nichts von der elementaren Gewalt, welche in jenem hohen und unerreichbaren Werke unseres Meisters mit einer Art von Naturnothwendigkeit wirkt; Nichts von dem Tiefsinn, der ein Gesetz der anorganischen Natur auf menschliche Verhältnisse überträgt, und diese sich tragisch vor unseren Blicken vollenden läßt. Bei Roquette ist es ein leichtes, graziöses, harmloses Spiel, durch einige geistreich erfundene Querzüge gekreuzt; aber von vornherein zu einer glücklichen Lösung bestimmt. Die Leidenschaft, welche diesen kleinen Kreis gutgearteter und feingebildeter Menschen ein wenig verwirrt, um hernach die passenden Paare zu vereinen, ist von einer milden Beschaffenheit; und keines von den Mitgliedern jenes Kreises gehört zum Stamm der Asra, „welche sterben, wenn sie lieben". Selbst Clothilde nicht, welche doch, neben Ithuriel das meiste Temperament besitzt. Beide ziehen sich heftig an und es ist, beim rechten Namen genannt, nur eine Caprice, die sie trennt, und — vielleicht! — vor einander rettet; vor der Gefahr behütet, einander zu zerstören. Beide leben weiter; Ithuriel in einer glücklichen Ehe, Clothilde mit dem Gefühl einer Schuld, aber trotzdem „immer dieselbe, eine glänzende, im buntesten Leben am liebsten sich bewegende Erscheinung". Es liegen, sagt einmal Professor Bausius, eine der originellsten Figuren des Buches, „zwischen Gut und Böse, Schön und Häßlich so viel Mittelglieder, daß man Eins vom Anderen oft schwer unterscheiden kann". Auf dieser mittleren Linie bewegt sich die Handlung; kein großes Schicksal greift ein und der Mikrokosmus, der hier um „das Buchstabirbuch der Leidenschaft" herumsitzt, stellt uns die Welt und Gesellschaft von ihren besten Seiten dar. Die Kämpfe, welche geschildert werden, erheben sich an kaum einer Stelle über Kämpfe des Herzens; die Zustände sind geordnete, oder solche, die leicht zu ordnen waren, und das Behagen, welches gesellschaftlicher Rang und Unabhängigkeit gewähren, wird durch keinen Aufschrei des wirklichen Elends rings um uns her gestört.

Das „Buchstabirbuch der Leidenschaft", mit Einem Wort, ist ein Werk, welches sich vorwiegend an unser künstlerisches Interesse wendet und es auch in der That verdient. Weit ab von jenen ernsten und vitalen Fragen, welche die Gegenwart erschüttern, haben wir es hier einzig mit den Conflicten zu thun, welche nur den Einzelnen angehen, nicht die Allgemeinheit; aber dennoch, wenngleich von jedem Einzelnen gelöst, oder nicht gelöst — wie der Fall sein mag — von jedem Folgenden erneut werden, so lang' „am Baum der Menschheit sich drängt Blüth' an Blüthe". Be-

Digitized by Google

neidenswerth ist die Erdenscholle, wo sich ein solcher Läuterungsproceß rein und unbeeinflußt von Außen vollziehen mag. Wo haben wir diese ideale Residenz zu suchen, in der das Leben zwischen Büchern und Bildern dahinfließt; wo diese sonnige Landschaft, in deren Verschönerungen wir noch einmal Eduard's und des jungen Architekten feinen Geist zu erkennen glauben? Und dennoch — obwol schwebend gleichsam über unserer realen Welt oder, sagen wir genauer: obwol frei von allen localen und zeitlichen Bedingungen derselben, geht doch ein eigenthümlicher und unverkennbarer Zug modernen Lebens durch das Werk. Der Fürst Alfred und der Maler Gerhard, der Philolog Philo, die Frauengestalten Ella, Frieda und Cäcilie — sie alle sind Menschen, wie sie uns an jedem Tage begegnen könnten; und mehr noch, solche, denen zu begegnen eine Freude und ein Genuß ist. Lord Stanhope repräsentirt eine ganze Classe. Nur möchten wir der schönen „german Princess" Clothilde bemerken, daß sie sich irrt, wo sie zum ersten Male von ihm spricht. Der englische Adel hat keine „Counts", sondern nur „Viscounts" und — was sie wahrscheinlich gemeint haben wird — „Earls", unsere Grafen. Auch sind diese „Lords und Counts, sogar Dukes", kein Gegensatz oder keine Steigerung. „Lords" sind sie Alle, vom Baron bis zum Herzog. Dies natürlich nur nebenbei; doch wenn wir uns einmal im „high-life" befinden, so müssen wir auch correct sein.

Der Sauberkeit der Charakterzeichnung entspricht die liebevoll detaillirte Durchführung der mannigfach verschlungenen Lebenspfade bis zum glücklichen Ende. Es ist das Werk eines Dichters — des unvergessen in unser Aller Herzen lebenden Dichters von „Waldmeister's Brautfahrt", dessen inniges Naturverständniß und neckischer Humor überall hervorbrechen. Nirgends mehr als in dem, was sich äußerlich als Episode darstellt, künstlerisch aber mit dem Gang der Handlung auf das feinste verflochten ist: das Capitel „Rationelle Schwammbelustigungen im Grünen", welches wir nicht anstehen, nicht nur als die bedeutendste dieses Romans, sondern an und für sich als eine hervorragende dichterische Leistung zu bezeichnen. Alles, was in Roquette ist an schalkhafter Laune und lyrischem Wohllaut, kommt hier zu seinem reinsten und schönsten Ausdruck, zugleich aber durchdrungen von einem Ernst der Weltanschauung und einer Reife des Urtheils, welche dieses originelle Fragment hoch über den flüchtigen Genuß des Augenblicks erheben. Es ist, wenn wir es so bezeichnen dürfen, eine Art Pädagogik in Form einer botanischen Excursion; ein Schatzkästlein voll scharfer Beobachtung und echter Lebensweisheit, deren Grundmotiv vielleicht in folgenden Sätzen ausgesprochen ist: „Man kann mit dem Menschengeschlecht viel hadern und es doch herzlich lieb haben. Ist es im Bösen reichlich bedacht, so ist es im Guten doch unverwüstlich. Wie könnte die Welt sich sonst entwickeln?" Vers und Prosa gehen zwanglos in einander über; und wir kennzeichnen das Buch vielleicht am besten, wenn wir auch hier dem Dichter das letzte Wort geben:

Stille Tage, die ihr leise,
Von des Schaffens Ernst beschwingt,
Mir in störungslosem Gleise
Kaum bemerkt vorübergingt:

Thätig war't ihr überlegen
Unruhvoller Gegenwart,
Und so fühl' ich euren Segen
Mir im Tiefsten offenbart.

Ja, den Segen zu vollenden,
Eilt ihr, für des Liedes Ton
Noch die Stimmung mir zu senden,
Als der Arbeit schönsten Lohn!

Mm.

Digitized by Google

Eine musikalische Encyklopädie.

Musikalisches Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften. Begründet von Hermann Mendel, fortgesetzt von Dr. August Reißmann. Elf Bände. Berlin, Rob. Oppenheim. 1879.

Es liegt hier ein Werk vor, wie es dem allgemeinen musikalischen Bedürfniß nicht zeitgemäßer gebracht werden konnte. Was wir bisher in Deutschland von musikalischen Encyklopädien besaßen, war entweder local beschränkt wie das in seiner Art vortreffliche und zuverlässige Ledebur'sche Berliner Tonkünstler-Lexikon, oder in seinem Raum zu bemessen, theilweise auch veraltet und unseren heutigen Ansprüchen nicht angemessen fortgeführt. Hier besitzen wir endlich in elf stattlichen Bänden (jeder zu 5—600 Seiten) ein musikalisches Lexikon, welches von den ersten geschichtlich nachweisbaren Anfängen der Tonkunst bis in unsere jüngste Gegenwart reicht. Ein Supplementband mit Berichtigungen, Ergänzungen und Fortsetzungen soll folgen. Der Begründer, Hermann Mendel, ist inmitten seiner Arbeit durch den Tod abgerufen worden. Eine Reihe vorzüglicher Mitarbeiter, ich nenne nur A. Dörffel, H. Dorn, G. Engel, Fürstenau, Gevaërt, L. Hartmann, F. Hüffer, Jähns, Langhans, E. Mach, E. Naumann, O. Paul, E. F. Richter, W. H. Riehl, Th. Rode, H. Ruff, W. Rust, Schlecht, O. Tiersch, O. Wangemann, H. Zopff — hat dem sich über alle Gebiete des musikalischen Wissens mit ungetheilter Kraft verbreitenden Unternehmen zum Gelingen verholfen.

Sieht man auf das Ganze, so wird man jeden eigentlichen Parteistandpunkt ausgeschlossen finden. Das Alterthum ist mit derselben Gründlichkeit behandelt wie die mittelalterliche und moderne Kunst. Größere Abhandlungen sind mit den Namen oder Initialen der Verfasser versehen. Es ist dies zur Orientirung unerläßlich, denn so objectiv ist keine Behandlung, auch nicht des trockensten wissenschaftlichen Motivs, daß ihr nicht ein kleiner Rest individueller Anschauung zum Vortheil oder Nachtheil gereichte. Erfahren wir doch, daß selbst in der Darstellung rein theoretischer oder geschichtlicher Materien das Persönliche unabkömmlich ist. Treten Männer zu einer so umfassenden Arbeit zusammen, die zum größeren Theile im Geschichtlichen und Sachlichen, zum kleineren im Aesthetischen beruht, so wird der Schwerpunkt ihrer Anschauungen und Neigungen mehr auf der conservativen Seite zu suchen sein. Das Klopffechterthum und der Radicalismus eignen sich nicht zu solchem Geschäft. Hier gilt es Kenntnisse und Urtheil, nicht Leidenschaft zu haben.

Man kann ein Lexikon nicht durchlesen, sondern nur darin lesen: auch dem gewissenhaftesten Kritiker kann hier die vollständige Kenntniß seines Objectes nicht zugemuthet werden. Immerhin gibt es aber eine Methode, dasselbe auf seinen Werth zu prüfen. Die Frage der Vollzähligkeit, eine der nächsten und berechtigsten bei jeder Encyklopädie, die Frage des Zuviel oder Zuwenig, läßt sich durch eine Untersuchung bestimmter Schichten mit ziemlicher Sicherheit erhärten. Der Raum, den das Einzelne im Ganzen einnimmt, darf nur durch die Wichtigkeit bestimmt werden, die das Einzelne für das Ganze hat. Große Erscheinungen wollen groß, kleine klein behandelt werden, wobei der natürlichen Bevorzugung der Tagesfrage vor der verschollenen Rechnung getragen werden soll, denn die Zeit, in der ich schreibe, ist für das, was ich schreibe, immer der geschichtliche Refractor. Der Luxus anschaulicher Citate, hier insbesondere der Notenbeispiele, muß einer weisen Berechnung unterworfen sein, die an der rechten Stelle nicht zu karg, an anderer nicht zu verschwenderisch sein soll. Alle diese Bedingungen erfüllt im Wesentlichen das vorliegende Werk. Aufgefallen sind mir als fehlend die beiden van Bruyck, von denen der eine, Debrois, seit langen Jahren bekannt ist. Der Umfang des Buches erlaubte eine sehr eingehende Behandlung wichtiger Materien. Der Artikel „Violine" umfaßt z. B. 20, der über „musikalische Literatur" 39 Seiten. Sehr verständig ist es, Männer,

Digitized by Google

wie Beethoven, Mozart und ähnliche, über welche eine kleine Literatur vorliegt, verhältnißmäßig gedrängt zu behandeln. Wer sich über sie genauer unterrichten will, kann die einschlagenden Werke lesen. Hier genügen also Daten, wesentliche Thatsachen und eine allgemeine Charakteristik. Dagegen scheint es mir, als wäre den unbedeutenderen Zeitgenossen oft zuviel Aufmerksamkeit gewidmet und als wären die Notizen über ihre äußeren Lebensumstände nicht immer frei von manchem Ueberflüssigen. Wen interessirt es beispielsweise, ob ein nicht hervorragender Musiker (Bd. III, S. 327) eine wohlhabende Frau geheirathet hat? Die Rücksicht gegen Lebende und das Bestreben, ihre Leistungen in ein möglichst helles Licht zu rücken, ist löblich und geziemend. Ein todter Mann gehört auf den Secirtisch; die Kritik mag mit ihrem Messer die gesunden von den kranken Organen sondern und ihr Endurtheil sprechen. Ein Lebender soll schon deshalb vorsichtiger beurtheilt werden, weil man nicht in allen Fällen wissen kann, wie er sich entwickeln und steigern wird. Es hat Künstler gegeben, die lange Zeit unscheinbar waren und durch eine unberechenbare Wendung plötzlich bedeutsam wurden. Von dieser Schonung ausgenommen sind nur die ganz bedeutenden Menschen, welche auch eine Vivisection ertragen können. Der bedeutendste unter den lebenden Musikern, derjenige, welcher wenigstens am Meisten von sich reden macht, Wagner, ist etwas trocken behandelt. Aber auch hier finde ich, daß eine Encyklopädie im Recht ist, zurückhaltend und nicht erschöpfend zu sein, weil über den Mann ebenfalls eine ganze Literatur vorliegt, man kann eigentlich sagen zwei, die eine für, die andere wider.

Die Ausstattung des Werkes ist angemessen, der Druck zwar nicht übermäßig groß aber scharf und dunkel, die Correctur, soweit meine Streifzüge in demselben ein Urtheil erlauben, musterhaft. Wenn ich für den Fall einer späteren Auflage einen Wunsch aussprechen dürfte, so wäre es der: die lexikographischen Kopfworte etwas fetter zu drucken. Die Anschaffung eines so bändereichen Werkes wird für den Unbemittelten nicht ganz leicht sein. Dennoch glaube ich, daß sein Besitz sich über kurz oder lang für alle musikalisch Gebildeten als eine Nothwendigkeit herausstellen wird. Vielleicht entschließt sich eine freundliche und kluge Verlagshandlung unter Umständen zu erleichternden Bedingungen im Punkte des Zahlmodus.

Louis Ehlert.

Digitized by Google

μ. **Dramaturgische Blätter.** Neue Folge. 1875—1878. Von Paul Lindau. 2 Bände. Breslau und Leipzig, S. Schottländer. 1879.

Der erste Band behandelt moderne Dichtungen deutscher Dramatiker, unter andern Stücke von Anzengruber, Hugo Bürger, Felix Dahn, Heinrich Kruse, Albert Lindner, Gustav von Moser, Julius Rosen, J. V. von Schweitzer, Friedrich Spielhagen, Richard Wagner, Adolf Wilbrandt. Der zweite Band ist verschiedenen Aufführungen classischer Dramen, d. h. größtentheils den Meiningern, außerdem einigen modernen französischen Stücken, zweien skandinavischen Dramen, welche auf deutsche Bühnen gebracht wurden, endlich den beiden großen italienischen Tragöden der Gegenwart, Ernesto Rossi und Tommaso Salvini, gewidmet. An die Spitze aller dieser Erörterungen möchte man einen Aufsatz des zweiten Bandes stellen: „Bemerkungen über das französische Theater in der Gegenwart." Da wird theoretisch zusammengefaßt und den deutschen Bühnenschriftstellern recht eindringlich gesagt und an's Herz gelegt, was ihnen gewöhnlich fehlt und was sie von den Franzosen lernen könnten: die Strenge der Form. Ueberall in den Kritiken des ersten Bandes dringt der Verfasser auf diese Strenge. Er legt auf das Theatralische und Bühnenwirksame den gebührenden Accent; aber er läßt sich nie daran genügen, wo die innere Folgerichtigkeit fehlt. Er läßt sich anderseits mit dem vermeintlichen Gehalt nicht abspeisen, wo der Dichter es verschmäht, die elementaren Regeln der Technik zu lernen und zu befolgen. Er tritt überall ein für Maß und Zucht. Er ist nie pedantisch, aber er kämpft für eine gebildete Sprache und protestirt gegen allzu unbekümmerte Verletzung des Kostüms. Er gibt über Einzelheiten der Regie und Declamation, über Kostüm und Ausstattung viele sachkundige Bemerkungen. Kurz, er redet überall als Fachmann, in ruhigem, leidenschaftslosem Tone, klar und nur zuweilen scherzend, mit sichtlichem Streben nach Gerechtigkeit und sorgfältigem Abwägen des Für und Wider. So weit wir sein Urtheil selbst beurtheilen können, so fehlt es nirgends durch übergroße Härte, wol aber einigemal durch zu große Milde. Auf die Empfindlichkeit der Schriftsteller darf der Kritiker wol einige Rücksicht nehmen, aber er kann darin leicht zu weit gehen. Ein feinfühliger Leser wird den Unterschied zwischen dem Beifall aus Nachsicht oder Rücksicht und dem Beifall aus Ueberzeugung wol merken; aber der weniger feinfühlige Leser könnte sich unter Umständen arg getäuscht finden, wenn er aus dem Lobe des Kritikers einfach schlösse, daß er sich in dem betreffenden Stück amüsiren werde. Unter den Aufsätzen, welche auf ältere, classische Dramen eingehen, sind uns besonders die über Heinrich von Kleist und Molière werthvoll erschienen. Der Verfasser hat eine angenehme Art, auf einzelne Schönheiten hinzuweisen, wie sie in der leicht summarischen Kritik der deutschen Kritiker und des deutschen Publicums nicht häufig gefunden wird. Leider ist sein Buch durch viele und recht arge Druckfehler entstellt.

x. **Geschichte des Hoftheaters zu Dresden,** von seinen Anfängen bis zum Jahre 1872. Von Robert Prölß. Dresden, Wilhelm Bänsch. 1878.

An die Geschichte des Dresdner Hoftheaters knüpfen sich Namen wie Heinrich Schütz, des Vaters der neuen deutschen Musik, Hasse, Faustina, C. M. v. Weber, Reißiger, Richard Wagner; wie Neuber, Döbbelin, Ziegler, Emil Devrient, Eduard Devrient, Schröder-Devrient, Bogumil Dawison; wie Tieck und Gutzkow. Ueber die mehr als locale Bedeutung einer Geschichte dieses Kunstinstituts ist daher kein Wort zu verlieren. Der Verfasser hat sie mit verständigem Fleiß geschrieben und namentlich aus den Archiven des Theaters werthvolles Material für die Zeit von 1815 bis 1862 (Rücktritt des Intendanten v. Lüttichau) zusammengebracht und das von dem Kammermusikus Fürstenau für die frühere Zeit ihm zu Gebote gestellte Material weiteren Kreisen zweckmäßig zugänglich gemacht. Die das mittelalterliche Drama überhaupt behandelnde Einleitung ist nur ein cursorischer Ueberblick; recht verständig und anziehend wird dann der Einfluß der Reformation gewürdigt. Ausführlich wird die Darstellung natürlich erst im 18. Jahrhundert, und für die neueste Zeit, seit 1815, welche fast die Hälfte des Bandes füllt, erweitert sie sich zu einem außerordentlich lehrreichen und eingehenden Bericht über alle sachlichen und wichtigen persönlichen Verhältnisse. Theater- und Literaturfreunde werden sie neben Ed. Devrient's Geschichte der deutschen Schauspielkunst mit Nutzen gebrauchen.

φ. **Durch's Ohr.** Lustspiel von Wilhelm Jordan. Dritte Auflage. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag 1878.

Ueber dieses formschöne und dramatisch wirksame Lustspiel, das bereits 1860 entstanden und weit mehr als ein Jahrzehnt dem Theaterpublicum, wie sonstigen Freunden der dramatischen Muse bekannt geworden, ist Nichts mehr zu sagen; wol aber verdient das Vorwort zu der vorliegenden dritten Auflage einen Hinweis, als eines Beitrags zur Geschichte des modernen Theaters, dessen vielfältige Mißstände, namentlich im Hinblick auf die Verhältnisse des Dramatikers zum Director, eine grelle Beleuchtung erfahren. Es spricht sich in Jordan's Worten eine unverkennbare Erbitterung aus, deren Ursachen ihn von der Bahn eines dramatischen Dichters vertrieben haben und die gewiß auch auf Andere die gleiche Wirkung übten. Das deutsche Drama hätte wahrlich allen Grund, Talente von dem Ernste und der Tiefe Jordan's sich nicht zu entfremden!

φ. **Eduard der Dritte.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von William Shakespeare. Nach der Uebersetzung von Ludwig Tieck frei bearbeitet von August Hagen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.

Shakespeare's Eduard III. ist schon aus dem von Tieck herausgegebenen, von Baudissin, was die Besetzung anlangt, besorgten Werk „Vier Schauspiele von Shakespeare" (Stuttgart und Tübingen 1836) in Deutschland bekannt, ohne populär zu sein. Von der Aufführung der Königsdramen in Berlin angeregt, bei der

Eduard III. ausgeschlossen war, versuchte Hagen das durch die großangelegte Charakteristik des Königs Eduard und der Gräfin Salisbury eben so sehr wie durch eine lebhafte Handlung fesselnde Drama klarer und ausgeführter umzuarbeiten, wol nicht ohne dabei eine Bühnenaufführung im Auge zu haben. So gelungen sich nun auch der Versuch, „übersichtliche Klarheit" für den Leser zu gewinnen, darstellt, so bezweifelt Referent doch, ob das Stück heute die Bühne beschreiten wird; denn mancher unserer sonst eben nicht prüden Directoren möchte vor den letzten sechs Scenen, die in einem Pesthause spielen, zurückschrecken, wennschon sie so gezeichnet sind, daß sie nicht wol Anstoß erwecken können.

x. **Four Chapters of North's Plutarch,** containing the lives of Cajus Marcius Coriolanus, Julius Caesar, Marcus Antonius and Junius Brutus; photolithographed in the size of the original edition of 1595. Edited by F. A. Leo. London, Trübner and Co. 1878.

Was wir diesen vier Biographien zu verdanken haben, ist der Shakespeare-Gemeinde sattsam bekannt. Schon vor einigen Jahren (1875) wurden sie durch Walter W. Skeats nach der Ausgabe von 1612 mit Namen- und Sachregister und Noten dem Studium wieder zugänglich gemacht. Die Ausgabe von 1612 wählte Skeats aus poetischer Pietät, weil ein Exemplar derselben, das sich 1870 vorfand, mit großer Wahrscheinlichkeit als aus Shakespeare's eigener Bibliothek herstammend erkannt wurde. Wenn nun Leo, ohne die sorgfältige Arbeit seines englischen Vorgängers herabzusetzen, dennoch eine nochmalige Ausgabe jener von Shakespeare für seinen Coriolan, Julius Cäsar, Antonius und Cleopatra, und zum Theil für Hamlet und Timon benutzten Biographien für nützlich hielt, so bestimmten ihn zwei Gründe. Einmal hat Shakespeare die Ausgabe von 1612, wenn auch möglicher Weise besessen, so doch bei Abfassung jener Dramen gewiß nicht vor Augen gehabt, denn sie war eben noch nicht gedruckt, als die Dichtungen entstanden. Sodann hat Skeats die Orthographie modernisirt und nur die nach seinem Urtheil philologisch bedeutsamen Eigenthümlichkeiten der alten Sprache beibehalten: eine Methode, welche, da sie überdies die Möglichkeit von Druckfehlern nicht ausschließt, den Bedürfnissen des philologischen Shakespearestudiums nicht genügen kann. Für die Ausgabe von 1603 mochte Leo sich nicht entscheiden, weil sie, außer den oben genannten Biographien, u. a. auch die von Octavian enthält, in der Shakespeare für seine Charakteristik einige hochbedeutsame Züge hätte finden können, die seinem Bilde des Triumvirs fehlen. Die von 1595 aber erhielt vor der von 1579 den Vorzug, weil das Wort conduits für „Wasserleitung" sich in ihr und bei Shakespeare in derselben Stelle des Coriolan findet, während die Ausgabe von 1579 dafür „conducts" hat. Da ohnehin die Ausgabe von 1595, als eine buchhändlerische Neuigkeit zur Zeit der Abfassung der Dramen, die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, so muß man diese an sich freilich nicht beweisende Conjectur gelten lassen. Der Benutzung ist Leo überdies durch ein sorgfältiges Verzeichniß der abweichenden Lesarten in den Ausgaben von 1579, 1595, 1603 zu Hilfe gekommen, und da die Art der Herstellung auch die Möglichkeit von Druckfehlern ausschließt, so dürfen wir diese saubere und verständige Arbeit als eine werthvolle Vermehrung unseres Shakespeare-Apparats mit Genugthuung begrüßen.

ρ. **Translations from the German Poets** by Edward Stanhope Pearson. Dresden, E. Pierson. 1879. London, Sampson Low, Marston, Searle & Rivington.

Wie aus der Widmung hervorgeht, ist der Uebersetzer der Bruder des englischen Componisten Henry Hugh Pierson, welcher früh nach Deutschland, dem Lande der Musik, kam und hier, namentlich durch seine Faust-Musik, die schönsten Erfolge errang. Er starb, noch in den Funfzigern stehend, im Jahre 1873 zu Leipzig und seinem Andenken sind diese „schwachen Echo's der Sänger" gewidmet, welche dem mit deutscher Poesie nicht minder als mit deutscher Musik Vertrauten besonders lieb gewesen sind. Die Sammlung gewährt dem englischen Leser, für welchen sie zunächst bestimmt ist, einen annähernd vollständigen Ueberblick unserer lyrischen und Balladendichtung von Bürger bis auf die unmittelbare Gegenwart. Da der Uebersetzer versucht hat, jedes Gedicht in Metrum, Reim und Rhythmus des Originals getreu wiederzugeben, so ist die Wirkung für ein deutsches Ohr zuweilen überraschend. Denn die Form ist für alles Poetische so wesentlich, daß sie nur auf Kosten des ursprünglichen Eindrucks verändert werden kann. Freilich geht über diesem Bemühen manche Feinheit des Originals verloren und mancher charakteristische Zug wird durch eine Phrase mehr umschrieben, als wiedergegeben. Es ist dies eine den meisten Uebersetzungen anhaftende Schwäche, welche nur die Meister der Kunst, und unter den Neueren keiner mehr als Freiligrath, überwunden haben. Seinen Uebersetzungen aus dem Englischen können sich diese Uebersetzungen aus dem Deutschen nicht an die Seite stellen; aber was intime Kenntniß der Sprache und liebevolle Hingabe an die unternommene Arbeit zu leisten vermochten, das ist hier geleistet worden. Einige von den vornehmsten Liedern Goethe's, den bedeutendsten Balladen Schiller's sind gegeben; die Sänger der Befreiungskriege sind durch Körner und Rückert vertreten, die Romantiker durch Eichendorff, das sangesreiche Schwaben durch Justinus Kerner, Uhland, Hauff, Oesterreich durch Zedlitz, Lenau, Grün; Heine, von den modernen deutschen Dichtern in England vielleicht der populärste, behauptet natürlich einen hervorragenden Platz, aber auch Platen fehlt nicht, ebensowenig als die Droste-Hülshoff und Mörike. Freiligrath, Geibel, Kinkel und Dingelstedt sind da, Karl Beck und Robert Prutz, Strachwitz, Alfred Meißner, Bodenstedt, Lingg, Theodor Storm, Gottschall, Redwitz, Roquette, Scheffel, Rodenberg, von den Jüngeren Hamerling, Dahn, Hertz und Hopfen. Kurze biographische Notizen vervollständigen die Sammlung, welche bei der gegenwärtig herrschenden Neigung der Engländer,

Digitized by Google

sich genauer mit der deutschen Literatur bekannt zu machen, ihre guten Dienste thun mag.

v. **Bausteine.** Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Erste Reihe. Berlin, Otto Janke. 1879.

„Bausteine": behauene und unbehauene und von recht verschiedenem Gewichte. Lauter anderwärts schon gedruckte Aufsätze, Recensionen, Feuilletons, zum Theil sehr lose Blätter, bei deren Zusammenheftung der Verfasser mit etwas zu großer Pietät gegen sich selbst verfahren ist. Daß Herr Professor Dahn sich genöthigt sah, Quitzmann's „älteste Rechtsverfassung der Bajuvaren" zweimal zu widerlegen, hat Nichts auf sich; aber daß wir beide Widerlegungen — beide längst überflüssig — hier hinter einander lesen müssen, ohne daß auch nur Ein neuer Gedanke dabei laut würde, ist wirklich stark. Dahn's Erzählung „Sind Götter?" (zweite Auflage, Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1878) verdient warmes Lob; wir halten sie für das Beste, was er dichterisch producirt hat; aber wenn mit Bezug darauf „Skepticismus und Götterläugnung im nordgermanischen Heidenthum" behandelt werden sollte, so mußte es doch gründlicher und zusammenhängender geschehen, als durch Anführung von einigen Quellenstellen. Die vielen mythologischen Aufsätze, an deren Spitze gewöhnlich das Lob Jacob Grimm's verkündigt wird (das Lob ist vollauf gerechtfertigt, aber nicht die Wiederholung!), zeigen, daß der Verfasser diese Wissenschaft keineswegs beherrscht. Dagegen wird man die Arbeiten über die Germanen vor der Völkerwanderung und über die Völkerwanderung selbst, worin er seine eingehenden Studien dieser Epoche verwerthet, mit Nutzen lesen. Durch das ganze Buch hin finden sich phantasievolle Stellen, dichterische Anschauungen zerstreut, denen man Vertiefung und maßvolle Verwerthung wünschen möchte. Kurz, der Charakter des Zufälligen, Zusammengewehten sollte dem Werke nicht so aufgeprägt sein; dann würde man gern manches Lehrreiche genießen.

ϱ. **Neuere Reiseliteratur.** — Wir haben unsere Notiz im vorigen Hefte dahin zu vervollständigen, daß uns inzwischen drei weitere neue Auflagen Baedeker'scher Reisehandbücher zugegangen sind, nämlich Baedeker's Süddeutschland und Oesterreich, Baedeker's Schweiz und die Rheinlande; erstere beiden Werke in achtzehnter, letzteres in zwanzigster, neu bearbeiteter Auflage. Wir hoffen mit diesem Hinweis gerade noch früh genug zu kommen, um das reisende Publicum auf die neuen Auflagen aufmerksam zu machen, wobei wir nicht umhin können, eine sehr richtige Bemerkung des Herausgebers zu reproduciren, die wir in seinem Vorworte zur „Schweiz" gefunden: „Keine Art von Sparsamkeit ist auf einer Reise übler angebracht, als nach einem alten Reise-Handbuch zu reisen. Eine einzige Angabe der neuen Auflage lohnt nicht selten reichlich den dafür bezahlten Betrag."

v. **Geschichte der europäischen Staaten.** Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. XL. Lieferung. 1. Abth. Geschichte Baierns. Von Siegmund Riezler. Erster Band. Gotha, Perthes. 1878.

Ein vorzügliches Buch, dem wir raschen Fortgang wünschen. Der vorliegende erste Band behandelt auf 880 Seiten die bayerische Geschichte bis zum Jahre 1180. Aus den dunklen Zeiten des Ursprungs der Bajuvaren dringt die Erzählung bis zu verhältnißmäßig wohlbekannten Personen und Ereignissen dicht vor dem Höhepunkt des deutschen Ritterthums vor. Heinrich der Löwe bildet den wirkungsvollen Abschluß. Neben den politischen Ereignissen wird nicht blos die Literatur, sondern auch die Cultur im weitesten Sinne berücksichtigt und dergestalt für Bayern geleistet, was uns für Deutschland immer noch fehlt. Aber gerade solche Specialarbeiten, welche jede überlieferte Nachricht zu verwerthen suchen und sorgfältig ausnutzen, müssen die Lösung jener größeren Aufgabe vorbereiten, an der für alle Deutschen ein so bedeutendes Interesse hängt. Der Verfasser schreibt klar und schmucklos, mit verständiger, geschmackvoller Gliederung, so daß unser Antheil selten erlahmt. Die Beschränkung auf eine einzelne Landschaft bietet den ganzen Vortheil des unveränderten Schauplatzes. Die Aufmerksamkeit wird nicht zerstreut, indem man eine Reihe von Herrschergeschlechtern gleichzeitig oder abwechselnd in's Auge fassen muß und so den Faden mühsam festhält. Nicht blos für die Darstellung, sondern auch für die Forschung ist es ein Vortheil, wenn ganz von selbst die Gefahr hinwegfällt, daß durch Vermischung der Zustände verschiedener Landschaften ein unreines und schlecht beglaubigtes Bild gegeben werde. Der vorliegende Band zerfällt in fünf Bücher, welche ebenso vielen Epochen entsprechen: I. Die Agilolfinger; II. Die Karolinger; III. Wiederaufrichtung des bayerischen Stammesherzogthums, Liutpoldinger und Liudolfinger; IV. Herzöge aus verschiedenen Häusern; V. Welfen und Babenberger.

ev. **Blücher in Briefen** aus den Feldzügen 1813—1815. Herausgegeben von E. von Colomb, Generallieutenant und Commandant von Cassel. Stuttgart, J. G. Cotta. 1876.

Vor einigen Jahren erschienen im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" eine große Anzahl Briefe, die Blücher in den Jahren 1813—1815 aus dem Feldlager an seine Gattin richtete. Von dem ersten Herausgeber derselben, dem General-Lieutenant von Colomb, auf's Neue gesammelt, liegen sie nun in einem recht hübsch ausgestatteten Buche vor uns, das wir allen Freunden und Verehrern des alten Helden — und wer in Deutschland gehörte nicht zu diesen? — auf das Wärmste empfehlen. Die Briefe enthalten keine neuen Aufschlüsse über die vielfach noch so dunkle Geschichte der Freiheitskriege; aber die Persönlichkeit Blücher's selbst, welche die Tradition uns in so vergröberten Umrissen überliefert hat, zeigt sich uns in schärferer Beleuchtung liebenswürdiger und edler, als wir sie bisher zu sehen gewohnt waren. Er erscheint nicht mehr blos als die Verkörperung des wilden Schlachtenmuthes der Kämpfer aus den Freiheitskriegen oder ihres glühenden Hasses gegen die Fremdherrschaft: unter der Hülle einer kerni-

gen Sprache, die auch vulgäre Wendungen nicht verschmäht, sehen wir in ein Herz voll edler und weicher Empfindungen, denen selbst ein Anflug deutscher Sentimentalität nicht fehlt. Denn Blücher führte den Krieg nicht „mit leichtem Herzen". Mitten in dem Getümmel der Schlacht verläßt ihn nicht einen Augenblick der Gedanke an die Lieben in der Ferne, an die vielen Verwandten und Freunde, deren Leben er den Zufällen des Krieges preisgegeben weiß. Er schreibt nie ohne eine gewisse Zärtlichkeit, die man bei dem alten Haudegen, wie ihn die populäre Vorstellung sich denkt, zuletzt suchen würde. Selten unterläßt er, der Gattin die herzlichsten Grüße und Küsse an alle Bekannte, ja an alle „braven Berliner" aufzutragen. Bei aller Kampfesfreudigkeit liebte er den Krieg nicht um des Krieges willen: eine tiefe Sehnsucht nach Frieden und Ruhe durchzieht alle diese Briefe. Man kann sich denken, wie zornig das Herz des alten Helden aufwallt, als er, kaum des ersehnten Friedens froh geworden, im Jahre 1815 noch einmal das Schwert gegen Napoleon ergreifen mußte. Sein Haß, der bisher allein Napoleon getroffen, wendet sich nun auch gegen die Franzosen. Sie sind ihm im Grunde der Seele zuwider, er findet sie „zum Abscheuen niederträchtig", und einmal ruft er aus: „bringen die Pariser den Tyrannen nicht um, so bringe ich die Pariser um, es ist doch einmal ein eidbrüchiges Volk." Uebrigens erwartete Blücher nach der Schlacht von Belle-Alliance, daß Napoleon ihm und Wellington ausgeliefert werden würde, und er ging sehr ernstlich mit dem Gedanken um, den Kaiser erschießen zu lassen; „denn", sagte er, „es geschieht der Menschheit dadurch ein Dienst".

Der Herausgeber hat das Buch mit einer Einleitung versehen und zwischen die Briefe Erläuterungen eingefügt, die den Leser in den Verwickelungen des Krieges trefflich zurechtführen, in den Abschnitten aber über die politische Geschichte Einiges zu wünschen übrig lassen. Der Werth und die Bedeutung der Briefe selbst wird durch diese leicht zu beseitigenden Mängel in Nichts verringert.

x. **Skizzen aus Westafrika.** Selbsterlebnisse. Von Dr. Oskar Lenz. Berlin, A. Hofmann & Co. 1878. (Veröffentlichung des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur").

Der Verfasser bereiste während der Jahre 1874—1877 im Auftrage der bekanntlich 1873 gebildeten deutschen Gesellschaft zur Erforschung Afrika's die französischen und portugiesischen Niederlassungen im Golf von Guinea (Gabun und St. Paul de Loanda) und das Flußgebiet des Ogowe. Er schildert in einer Reihe selbständiger Aufsätze, durchaus, wie er versichert, nach eigener Anschauung, die französische Colonie Gabun, das Cap Lopez mit dem Mündungsgebiet des Ogowe, eine Reihe mehr oder weniger unbekannter Negerstämme des Innern, darunter die menschenfressenden Fan und die zwerghaften, durch Familienheirathen ausgearteten Abengo; die Handels-, Jagd-, Colonisationsverhältnisse dieser verrufenen Küsten, deren Aussichten für die Zukunft. Die lebhafte, klare Darstellung entrollt gerade kein verlockendes Bild. Lenz bestätigt alles Schlimmste, was über das unerträgliche Fieberklima dieser flachen, von sumpfigen Mangrowe-Waldungen bedeckten Küsten bisher berichtet ist. Die gesellschaftlichen Zustände, so weit er sie beobachtete, zeigen eine Auswahl von Plagen und Lastern der Civilisation und der Barbarei in schöner Vereinigung; das Raubsystem der Neger hat die Wälder in der Nähe der Küste von nützlichen Handelspflanzen so ziemlich gesäubert und Transporte aus dem reichen Innern verbieten sich durch die Stromschnellen und die undurchdringlichen Wälder. Die Quelle des Wohlstandes der Niederlassungen ist durch Aufhebung des Sklavenhandels versiegt und bei der Arbeitsscheu der freien Neger ist es bis jetzt noch nicht gelungen, den fruchtbaren Boden in größerem Maße durch Plantagen zu verwerthen. Auch von der Einwirkung der Missionäre entwirft Lenz kein optimistisches Bild, und die berühmte Republik „Liberia", diese Schöpfung der frommen amerikanischen Philanthropen, weit entfernt Gesittung in Afrika zu verbreiten, versinkt vielmehr selbst in die alte Barbarei. Lenz theilt in allen diesen Dingen die nüchtern realistischen Anschauungen, welche sich über die Natur und Bedeutung der afrikanischen Sklavenverhältnisse allmälig Bahn brechen und scheint einen gelinden Zwang für das einzige Mittel zur Hebung der Negerstämme zu halten. So bleibt, trotz der kaufmännischen Erfolge, welche u. a. die hamburgische Firma Woermann dort erreicht zu haben scheint, die Hoffnung auf eine praktische Bedeutung jener Erforschungsreisen für uns sehr zweifelhaft. Möge wenigstens die wissenschaftliche Ausbeute derselben den schweren Opfern an kostbaren Menschenleben entsprechen! Möge Dr. Schütte, der gegenwärtig dort für die afrikanische Gesellschaft reist, ein besseres Schicksal haben, als die Mehrzahl seiner Vorgänger!

ρτ. **Studien unter den Tropen Amerika's.** Von Dr. Franz Engel. Jena, Mauke's Verlag. (E. Schenk).

Nicht flüchtige Bilder jener Tropenwelt, die an Farbe und Pracht den Pinsel des Malers, das Lied des Dichters übertreffen, sind es, die der Verfasser uns gibt, sondern ethnologische Studien, welche Land und Leute aus der Competenz des Selbsterfahrenen und Selbsterlebten schildern. Die Wissenschaft der Ethnologie ist verhältnißmäßig noch eine junge; jeder gewissenhafte Bericht eines intelligenten Reisenden darf daher nicht nur auf das Interesse des allgemeinen Publicums rechnen, sondern wird auch dem Forscher gleich werthvoll erscheinen. Der Verfasser gebietet über eine bemerkenswerthe Darstellungsgabe, die in den beiden letzten Abschnitten „Der tropische Urwald" und „Nacht und Morgen unter den Tropen" sogar zu viel zur Geltung kommt. Wenn er in der Vorrede bemerkt, daß er seinen dichterischen Neigungen zu Gunsten der Wahrhaftigkeit nach Kräften entsagt hat, so hat er diese Entsagung freilich nicht so weit getrieben, um sich von einer gewissen dichterischen Ueberfülle des Ausdrucks gänzlich fern zu halten.

ξ. **Secundenbilder.** Ungereimte Chronik von Ernst Dohm. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer. 1879.

Durch mehr als ein Menschenalter hat Herr

Digitized by Google

Dohm dem „Kladderadatsch" jene Unmittelbarkeit des wirklichen Lebens zu bewahren gewußt, welche dieses Blatt zum treuen Ausdruck der Zeit macht, ihrer Schwächen, Fehler und Irrthümer mehr, als ihrer guten Seiten, — castigat ridendo; zu einem Spiegel, der zwar Nichts verschönt, aber doch auch niemals den Schönheitssinn beleidigt. In der „ungereimten Chronik" des „Montagsblattes" erhalten wir das Bild der Woche unter einem anderen Gesichtspunkte: es ist weniger der Satyriker, welcher geiseln, als der Humorist, der nur lächeln machen will. Herr Dohm war wol berechtigt, seine „Secundenbilder" — „kaum geschaut, und schon dem Blick entflogen" — zu sammeln; sie sind Illustrationen zur Zeitgeschichte, welche, wenn sie den gegenwärtigen Lesern Vergnügen bereitet haben, künftigen manches Licht und manchen Ton geben werden, die sonst nirgends zu finden sind.

φ. **Ueber Druckfehler.** Ein Appell an das lesende und schriftstellernde Publicum, insbesondere der Zeitungen. Von L. v. Warnsdorf. Berlin, Barthol & Co. 1879.

Der Druckfehler-Teufel gehört zu den übelbeleumundetsten Dämonen, von denen die Neuzeit noch Notiz nimmt; und während allem Teufelsspuk das Licht einer neuen Epoche mehr und mehr ein Ende macht, geben gerade die Fortschritte derselben dem oben erwähnten bösen Wesen immer größere Gewalt in die Hände. Seine Entstehungsgeschichte nun ist es, die uns Warnsdorf in seiner kleinen, aus praktischen Erfahrungen hervorgegangenen Brochüre zeichnet, und die einestheils gar wol dazu angethan ist, den Leser und Autor, der unter dem Druckfehler leidet, milder zu stimmen, wie andererseits die Herren von der Feder anzuspornen, ihrerseits so viel wie möglich zu seiner Beseitigung beizutragen. Die ganze Beschwörungsformel lautet: gutes, deutliches Manuscript! Sobald dieses allein noch auf den Tenakel des Setzers kommen wird, wird auch die Herrschaft des Druckfehlers auf ein kleines Gebiet beschränkt bleiben. Besonders dankbar muß der vielgeplagte, zwischen Autor und Setzer stehende Corrector dem Verfasser sein, der dessen durchaus nicht geringen Antheil an der Drucklegung eines schriftstellerischen Erzeugnisses gebührend würdigt und ihm auch die immer vorenthaltene geistige Mitwirkung voll zuspricht. Die Erläuterungen der technischen Herstellung eines Druckwerkes, die Warnsdorf gibt, reichen allein schon hin, sein Büchlein der Aufmerksamkeit Aller zu empfehlen, welche mit der Presse irgendwie zu thun haben.

ϰ. **Die medicinische Gesellschaft in Berlin und die Realschulen erster Ordnung.** Von Dr. F. Salomon, Sanitätsrath und praktischem Arzt in Bromberg. Bromberg, Mittler. 1879.

Bekanntlich hat die große Mehrzahl der ärztlichen Vereine Deutschlands sich gegen Zulassung der Realschul-Abiturienten zum medicinischen Studium erklärt; in erster Linie, weil sie von einer solchen Neuerung eine Minderung der ärztlichen Autorität gegenüber den Juristen und Theologen und in den Augen des am Hergebrachten hängenden Publicums fürchtet. Der Verfasser der vorliegenden Brochüre ist anderer Ansicht und drängt dieselbe in die nachfolgenden Thesen zusammen: 1) Die sogenannte classische Erziehung auf den Gymnasien ist nicht die einzige Methode, wie harmonische Menschen hergestellt werden können. 2) Die Durchschnittsqualität des deutschen Arztes, so gut sie sein mag, ist nicht besser, als die Derjenigen, welche anderen Facultäten angehören. Die Bildung, die der Arzt hat, ist nicht Erzeugniß seiner Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache, sondern dessen, was er überhaupt gelernt hat, der Art, wie er das Gelernte in sich aufgenommen hat, und seines Studiums an lebendigen und todten Menschen. 3) Das Ansehen der Aerzte richtet sich nach dem, was sie sind; es braucht nicht erst noch Außen gewahrt zu werden. Innerhalb ihres Standes wird es am besten gewahrt durch gemeinschaftliches wissenschaftliches Streben, wie es die medicinische Gesellschaft in Berlin mustergültig bewährt. 4) Die Forderung einer einheitlichen Vorbildungsschule für alle Facultäten ist weder nothwendig, noch erfüllbar. Letzteres nicht wegen der rapiden Zunahme und Verschiedenheit des Wissenswerthen. — Als ein Beitrag zu der auch von der „Rundschau" mehrfach erörterten Frage wird vorliegendes Schriftchen der Aufmerksamkeit der betreffenden Kreise nicht entgehen.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 13. August zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

L'Afrique explorée et civilisée. Journal mensuel. Ire année. No. 1. Juillet 1879. Genève.

Almanach, Statistischer, für das Deutsche Reich. 3. Aufl. Nach amtlichen Quellen herausgegeben von Dr. M. Noefe. Jena, G. Fischer. 1879.

Alpenverein, der Deutsche und Oesterreichische. Ein Blick auf seine Ziele und seine bisherigen Leistungen. Graz, Leuschner & Lubensky, k. k. Univ.-Buchhdlg. 1879.

Arany. — König Buda's Tod. Ein Epos von Johann Arany. Aus dem Ungarischen übersetzt von Albert Sturm. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1879.

Baedeker. — Die Rheinlande von der schweizer bis zur holländischen Grenze. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 23 Karten, 19 Plänen und mehreren Grundrissen. 20. Aufl. Leipzig, K. Baedeker. 1879.

Baedeker. — Süd-Deutschland und Oesterreich. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 27 Karten und 36 Plänen. 18. neu bearbeitete Auflage. Leipzig, K. Baedeker. 1879.

Baedeker. — Die Schweiz, nebst den angrenzenden Theilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 24 Karten, 10 Stadtplänen und 9 Panoramen. 18. neu bearbeitete Auflage. Leipzig, K. Baedeker. 1879.

Bär. — Narrfingen. Die wundervollste Wundergeschichte unseres Jahrhunderts. Für Gläubige und Ungläubige in vielen Reimen und Bildern historisch treu geschildert von Michel Bär. Düsseldorf, Sauernheimer & Comp. 1879.

Berichte, Literarische aus **Ungarn.** Herausgegeben von Paul Hunfalvy. III. Band, 3. Heft. Budapest, C. Knoll, Akad. Buchhdlg. 1879.

Bessels. — Die amerikanische Nordpol-Expedition von Emil Bessels. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt, Diagrammen und einer Karte in Farbendruck. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1879.

Blumenthal. — Zum Dessert. Geplauder von Oskar Blumenthal. Bern, G. Frobeen & Cie. 1880.

Blüthgen. — Bunte Novellen von Victor Blüthgen. 2 Bde. Leipzig, B. Schlicke. 1879.

Buonaventura-Schmidt. — Italienische Unterrichtsbriefe für das Selbststudium. Bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 10—12. Lection 19—24. Leipzig, Verlag d. Hausfreundes. 1879.

Gäfar. — Rede bei der Marburger Universitätsfeier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers am 22. März 1879 gehalten von Julius Gäfar. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbdlg.

Christ. — Das Pflanzenleben der Schweiz von H. Christ. Mit 4 Vegetations-Bildern in Tondruck nach Original-Aufnahmen von C. Jenslin, in Holzschnitt ausgeführt von Buri und Jeker, 4 Pflanzenzonen-Karten in Farbendruck, und einer Tafel der Höhengrenzen verschiedener Gewächse. 1. Lfg. 1 Hälfte. Zürich, Friedr. Schultheß. 1879.

Correspondenz, Allgemeine Literarische, für das gebildete Deutschland. IV. Bd. No. 45. 46. Leipzig, H. Foltz. 1879.

Dichterhalle, Neue Deutsche. Band III. No. 15. 16. Herisau. 1879.

Dohrn. — Cefalo und Procris, Burleske von Pedro Calderon de la Barca, übersetzt von C. A. Dohrn. Stettin, Herrcke & Lebeling. 1879.

Dux. — Aus Ungarn. Literatur- und culturgeschichtliche Studien von Adolph Dux. Leipzig, H. Foltz. 1880.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg. 4. Lfg. Enthält: Handbuch der Mathematik. 2. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1879.

Fischer. — Studien über das Klima der Mittelmeerländer. Von Theobald Fischer. Mit 7 Karten auf drei Tafeln. Gotha, Justus Perthes. 1879.

Frank. — Der Zehntenbund. Ein Aufruf zur innern Mission gegen die Socialdemokratie von Arnold Frank. Stuttgart, C. Krabbe. 1879.

Geschichte, Allgemeine, in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von A. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludwig Geiger ꝛc. Herausgegeben von Wilhelm Oncken. Fünfte und sechste Abtheilung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhdlg. 1879.

Gewerbehalle. — Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 17. Jahrgang. Lfg. 8. Stuttgart, J. Engelhorn. 1879.

Gisbert. — Humoristen-Brevier. Herausgegeben von P. Gisbert. 1. Heft. Leipzig, A. Krüger. 1879.

Gisbert. — Zeit-Arabesken von P. Gisbert. Leipzig, A. Krüger. 1879.

Hackländer. — Der alte Lehnstuhl. Gemeinschaftliche Arbeit. Madame Lohengrin. Erzählungen von F. W. Hackländer. Stuttgart, Carl Krabbe.

Hackländer. — Letzte Novellen von F. W. Hackländer. Mit Hackländer's Portrait und seinem ersten literarischen Versuch. Stuttgart, Carl Krabbe.

Heer. — Die Urwelt der Schweiz von Oswald Heer. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1. Lfg. Zürich, Friedr. Schultheß. 1878.

Hepp. — Praktischer Wegweiser auf der Insel Sylt von C. Hepp. Mit Anhang und Karte. Tondern & Westerland, F. Dröhse.

Hettner. — Italienische Studien. Zur Geschichte der Renaissance. Von Hermann Hettner. Mit 7 Tafeln in Holzschnitt. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1879.

Heuch. — Reformjüdische Polemik gegen das Christenthum im Gewande moderner Aesthetik. Kritisch beleuchtet durch F. C. Heuch. Deutsche Ausgabe. Flensburg und Hadersleben, A. Westphalen. 1879.

Jerma. — Erlebtes und Erdachtes. Humoresken und Erzählungen aus dem Badeleben von F. Jerma. Stuttgart, E. Rupfer. 1879.

Kleine. — Der Verfall der Adelsgeschlechter, statistisch nachgewiesen von Dr. H. Kleine. 2. Auflage. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1880.

Lechleitner. — Diemelgrund un Emscherland. Geschichten ut Hessen un Westfalen von A. Lechleitner. Bremen, J. Kühtmann's Buchhandlung. 1879.

Lersch. — Kalender des Naturbeobachters. Von Dr. B. M. Lersch. Mit 2 Täfelchen zur Berechnung des Ostervollmondes und der davon abhängigen Festtage und zur Wochentagsbestimmung. Köln, Ed. Heinr. Mayer. 1880.

Literatur-Blatt. Wochenschrift für das geistige Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Anton Edlinger. III. Band. No. 26. Leipzig, Jul. Klinkhardt.

Lorck. — Die Druckkunst und der Buchhandel in Leipzig durch vier Jahrhunderte. Zur Erinnerung an die Einführung der Buchdruckerkunst in Leipzig 1479 und an die dortige Kunstgewerbe-Ausstellung 1879 von Carl B. Lorck. Leipzig, J. J. Weber. 1879.

Mauthner. — Einsame Fahrten. Plaudereien und Skizzen von Fritz Mauthner. 2. Aufl. Leipzig, E. Schloemp. 1879.

Mauthner. — Kleiner Krieg. Kritische Aufsätze von Fritz Mauthner. 2. Aufl. Leipzig, Edw. Schloemp. 1879.

Milton. — Das verlorene Paradies. Von John Milton. Illustrirt von Gustav Doré. Lfg. 2, 3. Leipzig, J. G. Bach's Verlag. 1879.

Möller. — Meerumrauscht. Bilder und Silhouetten von P. P. Möller. Tondern, F. Dröhse. 1879.

Moltke. — Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuche von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall. 4. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

Nachtigal. — Sahârâ und Sûdân. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika von Dr. Gustav Nachtigal. 1. Theil. Mit neunundvierzig Holzschnitten und zwei Karten. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. & Wiegandt, Hempel & Parey. 1879.

Patent-Anwalt, Der. Archiv für Marken- und Musterschutz, Patentwesen und neue Erfindungen. 1879. No. 1. Frankfurt a. M., Fra. Wirth.

Penn Monthly, The, devoted to Literature, Science, Art and Politics. July 1879. Philadelphia.

Pervanoglu. — Historische Bilder. I. Andronik Comenus von Dr. J. Pervanoglu. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1879.

Petermann's Geographische Mittheilungen. Heft VII. Gotha, Justus Perthes. 1879.

Reformation of Missionary Enterprise in China. Amoy. 1879.

Rethwisch. — Schauspiele von Dr. Ernst Rethwisch. Bremen, J. Kühtmann's Buchhandlung. 1879.

Revue Générale. Journal Historique et Littéraire. Tome XXX. Août 1879. Bruxelles.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

UNIV. OF ...
AUG 17 19..
RECEIVED

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 2268

Digitized by Google